

# Jean-Jacques Rousseau

## Emil oder Über die Erziehung

### Erster Band

#### Vorrede

Diese Sammlung von Betrachtungen und Beobachtungen, ohne Ordnung und fast ohne strenge Reihenfolge, wurde einer guten denkenden Mutter<sup>1</sup> zuliebe begonnen. Anfänglich hatte ich nur eine Abhandlung von wenigen Seiten beabsichtigt; da mich mein Gegenstand jedoch wider Willen fortriss, so schwoll diese Abhandlung allmählich zu einem förmlichen Werke an, das unzweifelhaft zu umfangreich ist, wenn man sein Augenmerk nur auf den Inhalt richtet, aber im Hinblick auf den Stoff, den es behandelt, trotzdem nicht ausführlich genug. Ich habe lange geschwankt, es zu veröffentlichen, und bei der Ausarbeitung hat mich oft das Gefühl überschlichen, dass die Abfassung einiger Broschüren noch keine hinreichende Bürgschaft für den Beruf darbietet, ein Buch zu schreiben. Nach vergeblichen Bemühungen, etwas Besseres zu leisten, glaube ich es so, wie es ist, vorlegen zu müssen, überzeugt, dass es von Wichtigkeit ist, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken, und dass, sollten sich auch meine Gedanken als falsch herausstellen, ich doch meine Zeit nicht völlig verloren habe, wenn auf meine Veranlassung hin bei anderen richtige rege werden. Ein Mann, welcher seine Blätter aus seiner Zurückgezogenheit unter das Publikum streut, ohne empfehlende Reklame, ohne Partei, die ihre Verteidigung übernimmt, ja selbst ohne zu wissen, was man darüber denkt oder

---

<sup>1</sup> Frau von Chenonceaux.

spricht, braucht nicht zu fürchten, dass man, wenn er sich irrt, seine Irrtümer ohne strenge Prüfung für wahr anerkennen werde.

Über die Wichtigkeit einer guten Erziehung werde ich wenig Worte verlieren, auch werde ich mich nicht bei dem Beweis aufhalten, dass die jetzt übliche nur einen schädlichen Einfluss ausübt. Tausend andere haben es vor mir getan, und es ist nicht nach meinem Geschmack, ein Buch mit allbekannten Dingen anzufüllen. Ich werde lediglich darauf hinweisen, dass sich gegen die eingeführte Praxis längst ein allgemeiner Schrei erhoben hat, ohne dass jemand sich dem unterzieht, mit Reformvorschlägen hervortreten. Die Literatur und Wissenschaft unsres Jahrhunderts läuft weit mehr darauf hinaus zu zerstören als aufzubauen. Man kritisiert mit dem absprechenden Ton eines Meisters; um Vorschläge zu machen, muss man jedoch einen anderen anschlagen, an welchem die philosophische Erhabenheit weniger Gefallen findet. Trotz so vieler Schriften, welche alle vorgeblich den allgemeinen Nutzen bezwecken, ist doch gerade die Kunst, welche den größten Nutzen gewährt, die Kunst Menschen zu bilden, noch immer vergessen. Mein Thema war trotz Lockes Buch völlig neu und ich befürchte sehr, dass dasselbe es auch noch nach dem meinigen bleiben wird.

Man kennt und versteht die Kinderwelt durchaus nicht; je weiter man die falschen Ideen, welche man von derselben hegt, verfolgt, desto weiter verirrt man sich. Die Weisesten behandeln mit Vorliebe das den Menschen Wissenswürdigste, ohne dabei auf die Lern- und Begriffsfähigkeit der Kinder Rücksicht zu nehmen. Sie suchen stets schon den Mann im Kinde, ohne an den kindlichen Zustand zu denken, aus dem der Mann sich erst allmählich entwickelt. Und gerade das Studium dieses Zustandes habe ich mir am angelegensten sein lassen, damit, wenn auch meine ganze Methode wunderlich und falsch sein sollte, man doch immer aus meinen Beobachtungen Nutzen schöpfen könnte. Ich kann vielleicht über das, was zu tun ist, unklare Vorstellungen haben, allein den Körper, an dem zu operieren ist, glaube ich gut gesehen und beobachtet zu haben. Fangt also an, eure Zöglinge besser zu

studieren, denn sicher kennt ihr sie noch gar nicht. Wohlan denn, lest ihr dies Buch von diesem Gesichtspunkt aus, so wird, wie ich glaube, die Lektüre für euch nicht ohne Nutzen sein.

Was nun den Teil anlangt, den man den systematischen nennen wird und der hier nichts anderes als den Gang der Natur schildert, so wird gerade dieser das Kopfschütteln des Lesers am meisten hervorrufen. Von hier aus wird man auch unzweifelhaft die Angriffe auf mich richten, und vielleicht hat man nicht unrecht. Man wird weniger eine Abhandlung über Erziehung als die Träumereien eines Phantasten über Erziehung zu lesen glauben. Was ist dabei zu tun? Ich schreibe ja nicht über die Ideen anderer, sondern über die meinigen. In meinen Augen erscheint alles anders als in denen anderer Leute; schon längst hat man mir das vorgeworfen. Aber hängt es etwa von mir ab, mir andere Augen zu geben und mir andere Ideen anzueignen? Nein. Es hängt von mir ab, nicht eigensinnig auf meinem Kopfe zu bestehen, mich allein nicht für klüger als die ganze Welt zu halten; es hängt von mir ab, nicht etwa meine Ansicht zu wechseln, wohl aber der meinigen nicht unbedingt zu trauen: das ist alles, was ich tun kann, und was ich wirklich tue. Wenn ich bisweilen einen absprechenden Ton annehme, so geschieht das keineswegs, um den Leser damit zu blenden, es geschieht vielmehr, um mit ihm so zu sprechen, wie ich denke. Warum soll ich meine Ideen, an deren Wichtigkeit ich für meinen Teil nicht im geringsten zweifle, unter der Form des Zweifels zur Prüfung vorlegen? Ich schreibe genau, was in meinem Geiste vorgeht.

Indem ich meine Ansicht freimütig dartue, bin ich so weit davon entfernt, dieselbe von vornherein als eine ausgemachte Wahrheit hinzustellen, dass ich stets meine Gründe hinzufüge, damit man dieselben erwäge und mich danach beurteile: aber obgleich ich meine Ideen durchaus nicht hartnäckig verteidigen will, so halte ich mich doch nicht weniger für verpflichtet, sie zur Prüfung vorzulegen, denn die Grundsätze, hinsichtlich deren ich von den Ansichten anderer völlig abweiche, sind durchaus nicht gleichgültig. Sie gehören zu denjenigen, deren Wahrheit oder

Unrichtigkeit zu kennen von höchster Wichtigkeit ist, und welche das Glück oder Unglück des menschlichen Geschlechts begründen.

Bringe nur Ausführbares zum Vorschlag, wiederholt man mir unaufhörlich. Das ist dasselbe, als ob man zu mir sagte: Schlage vor, das zu tun, was man tut, oder schlage wenigstens etwas Gutes vor, das sich mit dem bestehenden Schlechten vereinigen lässt. Ein solches Projekt ist in bezug auf bestimmte Gegenstände noch weit wunderlicher als meine Vorschläge, denn in dieser Vermischung verschlechtert sich das Gute, während sich das Schlechte nicht bessert. Ich würde lieber die einmal eingeführte Methode im ganzen unverrückt beibehalten, als mir eine gute nur halb aneignen: es würde im Menschen dadurch ein geringerer Widerspruch hervorgerufen werden, weil er nicht nach zwei entgegengesetzten Zielen zu streben vermag. Väter und Mütter, das Ausführbare wollt ihr ja ausführen. Darf ich für euch eintreten?

Bei jedem Plan ist zweierlei zu erwägen: erstens die absolute Güte des Plans, und an zweiter Stelle die Leichtigkeit der Ausführung.

In ersterer Hinsicht genügt, um die Zulässigkeit und Ausführbarkeit des Plans an und für sich darzutun, dass das in ihm vorhandene Gute in der Natur der Sache liegt, hier zum Beispiel, dass die vorgeschlagene Erziehung dem Menschen entsprechend und dem menschlichen Herzen völlig angemessen ist.

Die zweite Erwägung hängt von den in bestimmten Lagen gegebenen Verhältnissen ab, von in bezug auf die Sache zufälligen Verhältnissen, welche mithin nicht notwendig sind und bis ins Unendliche variieren können. So kann eine Erziehungsweise in der Schweiz ausführbar sein und in Frankreich nicht; eine andere kann sich in Bürgerfamilien bewähren, und wieder eine andere unter den höheren Klassen. Die mehr oder weniger große Leichtigkeit der Ausführung hängt von tausenderlei Umständen ab, die sich unmöglich anders als in einer besonderen Anpassung der Methode auf dieses oder jenes Land, auf diesen oder jenen Stand genau beschreiben lassen. Nun, alle diese besondern Variationen, die zu

meinem Thema nicht wesentlich gehören, habe ich in meinem Plan nicht aufgenommen. Mögen sich andere damit befassen, wenn sie wollen, jeder mit Rücksicht auf das Land oder den Staat, welchen er im Auge hat. Mir genügt, dass man überall, wo Menschen geboren werden, aus ihnen das, was ich vorschlage, machen kann, und dass, wenn man aus ihnen das, was ich vorschlage, gemacht, man das ihnen selbst wie anderen Heilsamste getan hat. Wenn ich dies Versprechen nicht erfülle, dann habe ich unzweifelhaft unrecht; wenn ich es aber erfülle, würde man auch unrecht haben, mehr von mir zu verlangen, denn ich verspreche nur dieses.

### **Erstes Buch**

Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land, die Produkte eines anderen hervorzubringen, einen Baum, die Früchte eines anderen zu tragen; vermischt und vermengt die Klimata, die Elemente, die Jahreszeiten; er verstümmelt seine Hand, sein Pferd, seinen Sklaven; er stürzt alles um, er verunstaltet alles; er liebt das Unförmliche, die Missgestalten; nichts will er so, wie es die Natur gebildet hat, nicht einmal den Menschen; man muss ihn wie ein Schulpferd für ihn abrichten; man muss ihn wie einen Baum seines Gartens nach der Mode des Tages biegen.

Sonst würde aber alles noch schlechter gehen, und unser Geschlecht ist ein Feind alles halben Wesens. In dem Zustand, in welchem sich die Dinge nunmehr befinden, würde ein von seiner Geburt an sich unter den anderen selbst überlassener Mensch der verunstaltetste von allen sein. Die Vorurteile, der äußere Einfluss, der Zwang, das Beispiel, alle die sozialen Verhältnisse, in welche wir uns versunken befinden, würden die Natur in ihm ersticken, ohne ihm einen Ersatz dafür zu bieten. Es würde ihr wie einem jungen Baum ergehen, den der Zufall mitten auf einem Wege aufschießen

lässt und den die Wanderer bald zum Welken bringen, indem sie ihn von allen Seiten stoßen und nach allen Richtungen biegen.

An dich wende ich mich, zärtliche und vorsorgliche Mutter,<sup>2</sup> die du dich von der großen Straße fernzuhalten und das wachsende Bäumchen vor dem Widerstreit der menschlichen Meinungen zu bewahren verstandest! Pflege, begieße die junge Pflanze, ehe sie abstirbt; ihre Früchte werden dereinst deine Wonne sein. Bilde frühzeitig einen Schutzwall um die Seele deines Kindes; ein anderer

---

<sup>2</sup> Die erste Erziehung ist am wichtigsten, und diese erste Erziehung gebührt unstreitig den Frauen. Wenn der Schöpfer der Natur gewollt hätte, dass sie den Männern zukäme, würde er ihnen Milch zur Ernährung der Kinder gegeben haben. Redet deshalb in euren Abhandlungen über Erziehung immer vorzugsweise zu den Frauen; denn außer dass sie Gelegenheit haben, die Kinder aus größerer Nähe als die Männer zu überwachen und dass sie auf diese stets einen größeren Einfluss ausüben, so ist auch der Erfolg für dieselben von ungleich größerer Wichtigkeit, da fast der größte Teil der Witwen von dem guten Willen ihrer Kinder abhängig ist und deshalb im Guten oder im Schlechten von der Wirkung ihrer Erziehungsweise am empfindlichsten berührt wird. Die Gesetze, die sich beständig in so hohem Grade mit dem äußeren Besitzstand und so wenig mit den Personen befassen, weil sie den Frieden und nicht die Tugend bezwecken, räumen den Müttern nicht die gebührende Gewalt ein. Gleichwohl ist die Mutterschaft unbestrittener als die Vaterschaft; die Pflichten der Mutter sind mühseliger, ihre Sorgen und Mühwaltungen sind von höherem Gewicht für den geordneten Zustand der Familie; überhaupt haben sie mehr Zuneigung zu den Kindern. Es gibt Umstände, um derentwillen ein Sohn, der es an Ehrfurcht vor seinem Vater fehlen lässt, einigermaßen zu entschuldigen ist; wenn aber ein Kind, aus was für Veranlassung auch immer, so entartet wäre, seiner Mutter gegenüber die Ehrfurcht zu verleugnen, ihr, die es unter ihrem Herzen getragen, die es mit ihrer Milch genährt, die sich jahrelang in aufopfernder Fürsorge selbst vergessen hat: ein solches verworfenes Wesen sollte man schleunigst ersticken wie ein Ungeheuer, unwürdig das Tageslicht zu sehen. Die Mütter verziehen, wie man sagt, ihre Kinder. Darin haben sie ohne Zweifel unrecht, aber vielleicht in nicht so hohem Grad als ihr, die ihr sie verderbt. Die Mutter will ihr Kind glücklich sehen, will es sogleich glücklich sehen. Darin hat sie recht; wenn sie sich in der Wahl der Mittel irrt, muss man sie belehren. Der Ehrgeiz, die Habsucht, die Tyrannei, die falsche Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre harte Gefühllosigkeit sind den Kindern hundertmal unheilvoller als die blinde Zärtlichkeit der Mutter. Übrigens bleibt mir noch zu erläutern übrig, welchen Sinn ich dem Namen Mutter beilege; und das soll weiter unten geschehen.

kann den Umfang desselben bestimmen, du selber aber musst die Schranken setzen.<sup>3</sup>

Man veredelt die Pflanzen durch die Zucht, und die Menschen durch die Erziehung. Würde der Mensch gleich groß und stark geboren, so würde ihm seine ausgebildete Gestalt und seine Kraft jedenfalls solange unnütz sein, bis er gelernt hätte, sich ihrer zu bedienen; sie würden ihm sogar schädlich sein, indem sie die anderen abhielten, an seinen Beistand zu denken,<sup>4</sup> und sich selbst überlassen, würde er in Elend dahinsterben, bevor er seine Bedürfnisse kennen gelernt hätte. Man klagt über den Zustand der Kindheit; man begreift nicht, dass das menschliche Geschlecht schon ausgestorben wäre, hätte der Mensch nicht als Kind das Leben begonnen.

Wir werden schwach geboren und deshalb sind uns Kräfte nötig; wir werden, von allem entblößt geboren, und deshalb ist uns Hilfe nötig; wir werden mit unentwickelten Anlagen geboren, und deshalb ist uns Verstand und Urteilskraft nötig. Alles, was uns bei unserer Geburt fehlt, und was uns, wenn wir erwachsen sind, nötig ist, wird uns durch die Erziehung gegeben.

Diese Erziehung geht von der Natur, oder von den Menschen, oder von den Dingen aus. Die innere Entwicklung unserer Fähigkeiten und unserer Organe ist die Erziehung der Natur; die Anwendung, welche man uns von diesen entwickelten Fähigkeiten und Organen machen lehrt, ist die Erziehung der Menschen, und in dem Gewinn eigener Erfahrungen in bezug auf die Gegenstände, welche auf uns einwirken, besteht die Erziehung der Dinge.

Jeder von uns wird also durch dreierlei Lehrer gebildet. Der Schüler, in welchem sich ihre verschiedenen Lehren entgegenarbeiten, wird schlecht erzogen, und wird nie zu einer

---

<sup>3</sup> Man versichert mir, Herr Formey habe sich eingebildet, ich wollte hier von meiner Mutter reden, und habe dies in einem seiner Werke ausgesprochen. Das heißt denn doch mit Herrn Formey oder mir einen grausamen Scherz treiben.

<sup>4</sup> Äußerlich ihnen gleich, und der Sprache sowie der Ideen, welche dieselbe ausdrückt, beraubt, würde er außerstande sein, ihnen das Bedürfnis ihrer Hilfe verständlich zu machen, und nichts an ihm würde ihnen Bedürfnis kundtun.

inneren Harmonie gelangen. Derjenige dagegen, bei welchem sie alle auf die nämlichen Punkte gerichtet sind und die nämlichen Zwecke erstreben, erreicht allein sein Ziel und lebt in voller Harmonie. Dieser allein ist gut erzogen.<sup>5</sup>

Nun aber hängt von diesen drei verschiedenen Erziehungsarten die der Natur gar nicht, die der Dinge nur in gewisser Hinsicht von uns ab. Die der Menschen ist die einzige, die wirklich in unserer Gewalt steht, indes ist auch dies nur voraussetzungsweise der Fall, denn wer kann wohl die Hoffnung hegen, die Gespräche und Handlungen aller derer, die ein Kind umgeben, ganz und gar zu leiten?

Insofern also die Erziehung eine Kunst ist, kann sie fast unmöglich zu einem günstigen Resultat führen, weil das zu ihrem Erfolg notwendige Zusammenwirken in niemandes Gewalt steht. Höchstens kann man sich dem Ziel durch viel Mühe und Sorgfalt mehr oder weniger nähern, um es aber wirklich zu erreichen, dazu gehört viel Glück.

Was ist das nun für ein Ziel? Es ist das der Natur selbst; das ist soeben bewiesen. Da das Zusammenwirken der drei Arten zu einer vollkommenen Erziehung notwendig ist, so muss man nach derjenigen, zu welcher wir nichts beizutragen vermögen, die beiden anderen richten. Allein vielleicht knüpft sich an das Wort Natur ein zu allgemeiner Sinn; ich will ihn deshalb hier festzustellen suchen. Natur, sagt man uns, ist nur Gewöhnung.<sup>6</sup> Was heißt das? Gibt es nicht etwa Gewohnheiten, welche man nur gezwungen annimmt und welche die Natur niemals ersticken? So verhält es sich zum Beispiel mit der Gewöhnung der Pflanzen, deren aufrechte

---

<sup>5</sup> Herr Petitain bemerkt, dass sich diese Idee einer dreifachen Erziehung im Plutarch „Über die Erziehung der Kinder“, Kap. 4 wiederfindet.

<sup>6</sup> Herr Formey versichert uns, dass man dies nicht mit solcher Bestimmtheit behauptet. Trotzdem scheint es mir in dem folgenden Verse, auf welchem ich mir zu antworten vornahm, auf das allerbestimmteste ausgesprochen:

„Natur glaub' mir, ist lediglich Gewohnheit.“

Herr Formey, welcher seine Mitmenschen nicht stolz machen will, gibt uns bescheidenerweise den Maßstab seines Gehirns statt dessen der menschlichen Vernunft.

Richtung man gewaltsam verändert. Die wieder ihrer Freiheit zurückgegebene Pflanze behält zwar die Neigung, die sie gezwungen erweise angenommen hat; aber der in ihr kreisende Saft hat deshalb seine ursprüngliche Richtung nicht aufgegeben, und wenn die Pflanze zu wachsen fortfährt, so kehren die neuen Triebe zu der senkrechten Richtung zurück. Ebenso verhält es sich mit den Neigungen der Menschen. Solange man in den nämlichen Verhältnissen verharrt, kann man diejenigen, welche der Gewohnheit entspringen, selbst wenn sie unserer innersten Natur widerstreben, bewahren, sobald aber die Lage wechselt, schwächt sich die Gewohnheit ab und das natürliche Wesen kommt wieder zum Vorschein. Die Erziehung ist sicherlich nur Gewöhnung. Gibt es nun aber nicht Leute, welche ihre Erziehung vergessen und verlieren, und andere, welche sie bewahren? Woher kommt dieser Unterschied? Muss man die Benennung Natur auf die der Natur konformen Gewöhnungen beschränken, so kann man sich dieses Hinundhergerede ersparen.

Mit Empfindungsvermögen werden wir geboren und von unserer Geburt an sind wir den Einwirkungen der Gegenstände, die uns umgeben, in verschiedener Weise ausgesetzt. Sobald wir uns der erhaltenen Eindrücke sozusagen bewusst werden, bildet sich in uns die Neigung, die Gegenstände, welche sie hervorbringen, aufzusuchen oder zu fliehen, zuerst je nachdem sie angenehm oder unangenehm sind, später je nach der Übereinstimmung oder dem Mangel an Übereinstimmung, die wir zwischen uns und diesen Gegenständen finden, und endlich je nach den Urteilen, die wir über sie nach der Vorstellung von Glück und Vollkommenheit fällen, welche uns die Vernunft gibt. Diese Neigungen oder Abneigungen erweitern und verstärken sich in dem Maße, wie wir empfänglicher und aufgeklärter werden; aber durch unsere Gewohnheiten beschränkt, werden sie sich unseren Ansichten mehr oder weniger anschließen. Vor dieser Änderung sind sie das, was ich in uns die Natur nenne.

Auf diese ursprünglichen Neigungen müsste man also alles zurückführen; und das würde sein, wenn unsere drei

Erziehungsarten nur verschieden wären: was aber soll man tun, wenn sie widerstreitend sind, wenn man, anstatt einen Menschen für sich selbst zu erziehen, ihn für die anderen erziehen will? Dann ist die Übereinstimmung unmöglich. Gezwungen, die Natur oder die sozialen Einrichtungen zu bekämpfen, hat man sich zu entscheiden, ob man einen Menschen oder einen Bürger bilden will; denn beides kann man nicht zugleich tun.

Jede nur einen Teil umfassende Gesellschaft sondert sich, wenn sie strenge und fest geeint ist, von der großen ab. Jeder Patriot ist gegen die Fremden abstoßend: in seinen Augen sind sie nur Menschen, sind sie nichts.<sup>7</sup> Dieser Übelstand ist unvermeidlich, ist aber ohne Bedeutung. Die Hauptsache ist, den Leuten, mit welchen man zusammen lebt, eine freundliche Gesinnung zu beweisen. Dem Ausland gegenüber war der Spartaner ehrgeizig, habgierig, ungerecht; aber Uneigennützigkeit, Billigkeit, Eintracht herrschten innerhalb seiner Mauern. Nehmt euch vor diesen Kosmopoliten in acht, die in ihren Schriften aus weiter Ferne Pflichten herholen, deren Erfüllung sie in bezug auf ihre eigene Umgebung verächtlich zurückweisen. Ein solcher Philosoph liebt die Tataren, um dessen überhoben zu sein, seine Nachbarn zu lieben.

Der natürliche Mensch ist ein Ganzes für sich; er ist die numerische Einheit, das absolute Ganze, das nur zu sich selbst oder zu seinesgleichen in Beziehung steht. Der bürgerliche Mensch ist nur eine gebrochene Einheit, welche es mit ihrem Nenner hält, und deren Wert in ihrer Beziehung zu dem Ganzen liegt, welches den sozialen Körper bildet. Die guten sozialen Einrichtungen vermögen den Menschen am ehesten seiner Natur zu entkleiden, ihm seine absolute Existenz zu rauben, um ihm dafür eine relative zu geben, und das Ich in die allgemeine Einheit zu versetzen, so dass sich jeder einzelne nicht mehr für eine Einheit, sondern für einen Teil der Einheit hält und nur noch in dem Ganzen wahrnehmbar ist. Ein

---

<sup>7</sup> Deswegen sind auch die Kriege der Republiken grausamer als die der Monarchien. Wenn aber der Krieg der Könige gemäßigt ist, so ist ihr Friede schrecklich: es ist besser ihr Feind als ihr Untertan zu sein.

römischer Bürger war nicht Cajus, nicht Lucius, er war ein Römer; sogar das Vaterland liebte er mit Ausschluss seiner eigenen Persönlichkeit. Regulus gab sich für einen Karthager aus, als ob er das Eigentum seiner Besieger geworden wäre. In seiner Eigenschaft als Fremder weigerte er sich, seinen Sitz im römischen Senat einzunehmen; ein Karthager musste es ihm erst befehlen. Er wurde unwillig darüber, dass man ihm das Leben retten wollte. Seine Ansicht drang durch, und jubelnd kehrte er zurück, um einen qualvollen Tod zu sterben. Das scheint mir freilich den Menschen, die wir kennen, nicht sehr ähnlich zu sehen.

Der Lazedämonier Phedaretes bewirbt sich um Aufnahme in den Rat der Dreihundert; er wird verworfen; voller Freude, dass es in Sparta dreihundert bessere Männer als ihn gibt, geht er wieder nach Hause.<sup>8</sup> Ich nehme dieser Äußerung für wahr an, und es ist alle Ursache vorhanden, sie dafür zu halten. Fürwahr, ein echter Bürger!

Eine Spartanerin hatte fünf Söhne beim Heer, und harrte auf Nachrichten über die Schlacht. Ein Helote langt an; zitternd fragt sie ihn danach. „Deine fünf Söhne sind gefallen“ – „Verächtlicher Sklave, habe ich dich danach gefragt?“ – „Wir haben den Sieg erfochten!“ Die Mutter läuft zum Tempel und dankt den Göttern.<sup>9</sup> Fürwahr, eine echte Bürgerin!

Wer in der bürgerlichen Ordnung den Naturgefühlen den Vorrang einräumen will, der weiß nicht, was er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, stets zwischen seinen Trieben und Pflichten hin und her schwankend, wird er nie ein echter Mensch noch ein echter Bürger sein. Er wird weder sich noch anderen Vorteil gereichen. Er wird einer dieser Dutzendmenschen unserer Tage, ein Franzose, ein Engländer, ein Spießbürger, er wird nichts sein.

Um etwas zu sein, um stets sich selbst treu und in sich eins zu sein, muss man handeln wie man spricht, muss man stets über die Partei, die man zu ergreifen, laut zu ergreifen hat, entschieden sein

---

<sup>8</sup> *Plut. dict. not. des Lacéd.* § 60.

<sup>9</sup> *Id. ibid.* § 5.

und beständig zu ihr halten. Ich erwarte, dass man mir ein solches Wunderkind zeige, um zu erfahren ob es ein Mensch oder ein Staatsbürger ist, oder wie dasselbe es anfängt, um beides zugleich zu sein.

Aus diesen einander notwendig entgegengesetzten Zielen ergeben sich zwei sich widersprechende Erziehungsweisen: eine öffentliche oder staatliche und gemeinsame, und eine besondere und häusliche.

Wollt ihr euch eine Vorstellung von der öffentlichen Erziehung machen, so lest die Republik Platos. Es ist kein politisches Werk, wie die sich einbilden, welche die Bücher nur nach Titeln beurteilen: es ist vielmehr die beste Abhandlung über Erziehung, die je geschrieben ist. Wenn man auf ein Utopieland aller möglichen Träumereien hinweisen will, so führt man regelmäßig Platos Erziehung an. Hätte aber Lykurg die seinige nur zu Papier gebracht, so würde sie mir noch wunderlicher vorkommen. Plato hat nur das Herz des Menschen geläutert. Lykurg hat ihn seiner Natur beraubt.

Die öffentliche Erziehung existiert nicht mehr und kann nicht mehr existieren, weil da, wo es kein Vaterland mehr gibt, es auch keine Bürger mehr geben kann. Diese beiden Wörter „Vaterland“ und „Bürger“ müssen aus den modernen Sprachen gestrichen werden. Den Grund kenne ich sehr wohl, will ihn aber nicht aussprechen, es ist für mein Thema von keiner Bedeutung.

Diese lächerlichen Anstalten, welche man Kollegien<sup>10</sup> nennt, kann ich nicht als öffentliche Erziehungsanstalten anerkennen. Ebenso wenig rechne ich die Erziehung der Welt zu der öffentlichen, weil diese Erziehung dadurch, dass sie nach zwei entgegengesetzten Zielen strebt, beide verfehlt. Sie ist nur

---

<sup>10</sup> Es gibt mehrere Schulen, und namentlich an der Pariser Universität Professoren, welche ich liebe, welche ich hochachte und welche ich für sehr befähigt halte, der Jugend einen vortrefflichen Unterricht zu erteilen, wenn sie nicht genötigt würden, sich dem leidigen Herkommen anzuschließen. Ich fordere einen von ihnen hiermit auf, das Reformprojekt, welches er verfasst hat, zu veröffentlichen. Man wird sich doch vielleicht endlich versucht fühlen, dem Übel abzuhelpfen, wenn man erst zur Einsicht gelangt ist, dass es Heilmittel gibt.

imstande, Zwitterwesen zu bilden, die alles beständig auf andere zu beziehen scheinen und doch nur alles auf sich allein beziehen. Nun aber täuschen diese Gaukeleien, weil sie ein Gemeingut aller sind, niemanden. Es ist lauter verlorene Mühe.

Auf diesen Widersprüchen entsteht leider auch der, welchen wir unaufhörlich in uns selbst empfinden. Fortgerissen von der Natur und von den Menschen nach entgegengesetzten Richtungen, gezwungen uns zwischen diesen verschiedenen Antrieben zu teilen, schlagen wir einen Mittelweg ein, der weder zu dem einen noch zu dem anderen Ziel führt. Auf diese Weise während unseres ganzen Lebens in ununterbrochenem Kampf mit uns selbst und hin und her schwankend, beschließen wir es, ohne es zu einer inneren Harmonie gebracht und uns oder anderen zum Nutzen gereicht zu haben.

Es bleibt nur noch die häusliche Erziehung oder die der Natur übrig. Aber was soll ein Mensch, der einzig und allein für sich erzogen ist, den anderen werden? Wenn sich vielleicht das doppelte Ziel, welches man sich vorsetzt, in ein einziges zusammenziehen ließe, so würde man durch Beseitigung der Widersprüche im Menschen ein großes Hindernis zu seinem Glück aus dem Wege räumen. Man müsste, um darüber zu urteilen, ihn ganz ausgebildet sehen; man müsste seine Neigungen beobachtet, seine Fortschritte gesehen, seinen Lebensgang verfolgt haben; mit einem Wort: man müsste den natürlichen Menschen kennen. Ich glaube, dass man nach Lektüre dieser Schrift einen guten Anfang zu diesen Forschungen gemacht haben wird.

Was haben wir nun zu tun, um diesen ausgezeichneten Menschen zu bilden? Unzweifelhaft viel: nämlich zu verhüten, dass etwas geschieht. Wenn es sich nur darum handelt, gegen den Wind zu segeln, so laviert man; ist aber das Meer bewegt und man will auf der Stelle bleiben, so muss man den Anker auswerfen. Nimm dich wohl in acht, junger Pilot, dass dein Ankertau nicht nachlasse und dein Anker nicht schleppe und das Schifflein nicht fortreibt, ehe du dich dessen versiehst.

In der gesellschaftlichen Ordnung, wo alle Stellen genau bestimmt sind, muss jeder für die seinige erzogen werden. Wenn ein für seine Stelle gebildetes Individuum diese aufgibt, taugt es zu nichts mehr. Die Erziehung ist nur insoweit von Vorteil, als das Vermögen der Eltern mit dem Beruf in Übereinstimmung steht, zu welchem sie ihr Kind bestimmen; in jedem andern Fall ist sie dem Zögling nur schädlich, und wäre es auch nur durch die vorgefassten Meinungen, welche sie ihm eingeflößt hat. In Ägypten, wo der Sohn genötigt war, sich dem Stande seines Vaters zu widmen, hatte die Erziehung wenigstens ein sicheres Ziel; unter uns jedoch, wo nur die Rangstufen bleiben und die Menschen unaufhörlich wechseln, weiß niemand, ob er nicht, wenn er seinen Sohn für die seinige erzieht, ihm schadet.

In der natürlichen Ordnung, in der die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf, zuerst und vor allem Mensch zu sein, und wer für diesen gut erzogen ist kann diejenigen, welche mit demselben in Einklang stehen, nicht schlecht erfüllen. Ob man meinen Zögling für die militärische, kirchliche oder richterliche Laufbahn bestimmt, darauf kommt wenig an. Bevor die Eltern ihn für einen Beruf bestimmen, beruft die Natur ihn zum menschlichen Leben. Die Kunst zu leben soll er von mir lernen.<sup>11</sup> Wenn er aus meinen Händen hervorgeht, wird er freilich, das gebe ich zu, weder Richter noch Soldat noch Priester sein, er wird zuerst Mensch sein. Alles, was ein Mensch sein muss, das alles wird er, wenn es darauf ankommt, ebenso gut wie irgend jemand sein können, und das Schicksal wird ihn vergeblich seinen Platz wechseln lassen, er wird immer an dem seinigen sein. *Occupavi te, fortuna, atque cepi; omnesque aditus tuos interclusi, ut ad me aspirare non posses.*<sup>12</sup>

Unser wahres Studium ist das der menschlichen Natur. Wer unter uns die Freuden und Leiden dieses Lebens am besten zu

---

<sup>11</sup> *Qui se totam ad vitam instruxit, non desiderat particulatim admoneri, doctus in totum, non quomodo cum uxore aut cum filiis viveret, sed quomodo bene viveret. Senec. ep. 94.*

<sup>12</sup> Cic. Tuscul. V. cap. 6.

ertragen versteht, der ist meines Erachtens am besten erzogen, woraus folgt, dass die wahre Erziehung weniger in Lehren als in Übungen besteht. Wir beginnen unsere Bildung mit dem Beginn unseres Lebens. Unsere Erziehung beginnt zugleich mit uns; unser erster Lehrer ist unsere Amme. Auch hatte das Wort „Erziehung“ bei den Alten einen anderen Sinn, als den wir damit verbinden. Es bedeutete die Aufziehung. *Educit obstetrix*, sagt Barronius; *educat nutrix, instituit paedagogus, docet magister*.<sup>13</sup> Daher sind die Aufziehung, die Erziehung, der Unterricht drei in ihrem Ziel ebenso verschiedene Dinge, wie die Wärterin, der Erzieher und der Lehrer. Aber diese Unterscheidungen gereichen zu keinem Vorteil und um gut erzogen zu werden, darf das Kind nur einem einzigen Führer folgen.

Wir müssen unsere Gesichtspunkte deshalb verallgemeinern und in unserem Zögling lediglich den Menschen an sich, den allen Wechselfällen des menschlichen Lebens ausgesetzten Menschen betrachten. Wenn die Menschen durch die Geburt an den Boden eines Landes gefesselt wären, wenn die nämliche Jahreszeit das ganze Jahr hindurch dauerte, wenn jeder im unveränderlichen Besitz seines Vermögens bliebe, so würde die eingeführte Methode in gewisser Hinsicht gut sein; das für seinen besonderen Stand erzogene Kind würde, da es denselben niemals aufgäbe, auch nie den Schwierigkeiten eines anderen ausgesetzt sein. Aber kann man wohl, in Anbetracht der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, in Anbetracht des unruhigen und nivellierenden Geistes dieses Jahrhunderts, welcher in jeder Generation einen allgemeinen Umsturz herbeiführt, kann man wohl, frage ich, eine törichtere Methode ersinnen als die, ein Kind so zu erziehen, als ob es einst nie aus der Tür zu kommen brauchte, als ob es unaufhörlich von den Seinigen umgeben sein würde? Wenn der Unglückliche sich nur einen Schritt über den Boden erhebt, wenn er eine einzige Stufe hinabsteigt, ist er verloren. Dadurch lehrt man ihn nicht den

---

<sup>13</sup> Non, Marcell.

Schmerz ertragen, sondern übt ihn vielmehr denselben zu empfinden.

Man denkt nur an die Erhaltung seines Kindes; das ist nicht genug; man muss es auch lehren sich erhalten, wenn es ein Mann geworden ist; die Schicksalsschläge ertragen, sich über Überfluss und Mangel hinwegsetzen und wenn es nötig ist, auf Islands Eisfeldern oder auf dem brennenden Felsen Maltas leben. Vergebens wendet ihr Vorsichtsmaßregeln an, um es gegen den Tod zu schützen, es wird doch einmal sterben müssen; und wenn sein Tod auch nicht das Werk eurer Pflege und Verzärtelung sein sollte, so würden sie gleichwohl schlecht angewandt sein.<sup>14</sup> Es kommt nicht sowohl darauf an, es gegen den Tod zu schützen, als vielmehr darauf, ihm die Kunst zu leben beizubringen. Leben heißt nicht atmen, sondern handeln, es heißt sich unserer Organe, unsere Sinne, unsere Fähigkeiten, kurz sich aller derjenigen Teile von uns zu bedienen, die uns die Empfindung unseres Daseins verleihen. Nicht der Mensch hat am meisten gelebt, welcher die höchsten Jahre zählt, sondern derjenige, welcher sein Leben am meisten empfunden hat. Mancher stieg erst im Alter von hundert Jahren in die Grube, der seit seiner Geburt wie tot war. Besser wäre es für ihn gewesen, er wäre in früher Jugend gestorben und hätte wenigstens bis zum Eintritt seines Todes gelebt.

Unsre ganze Weisheit besteht darin, dass wir uns von sklavischen Vorurteilen leiten lassen; alle unsere Gewohnheiten legen uns nur Zwang, Beschränkung und Fesseln auf. Jeder Bürgerliche wird in der Knechtschaft geboren, lebt und stirbt darin: bei seiner Geburt schnürt man ihn in einen Wickel; bei seinem Tode sperrt man ihn in einen Sarg; solange er die menschliche Gestalt bewahrt, ist und bleibt er durch unsere Einrichtungen gefesselt.

Man erzählt sich, dass sich manche Hebammen nicht scheuen, dem Kopfe der neugeborenen Kinder durch Zusammenpressen

---

<sup>14</sup> *Longa est vita, si plena est. Impletur autem cum animus sibi bonum suum reddidit, et ad se potestatem sui transtulit. Quid illum octoginta anni iuvant per inertiam exacti? Non vixit ille, sed in vita moratus est.... Actum illam metiamur, non tempore Seneca, Ep. 93.*

eine angemessenere Form zu geben: und man duldet es! Unsere Köpfe sollten so, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sind, nichts taugen! Man müsste sie äußerlich erst durch die Hebammen und innerlich durch die Philosophen modeln! Die Kariben sind um die Hälfte glücklicher als wir.

„Kaum hat das Kind den Schoß der Mutter verlassen und kaum genießt es die Freiheit, seine Glieder zu bewegen und zu dehnen, so fesselt man es von neuem. Man wickelt es in Windeln, man legt es mit unbeweglichem Kopf und ausgestreckten Beinen hin, während die Ärmchen an den Körper gedrückt sind; es wird in Linnen eingehüllt und in Wickelbetten eingeschnürt, so dass es seine Lage nicht verändern kann. Noch glücklich, wenn man es nicht bis zu dem Grade zusammengeschnürt hat, dass es dadurch am Atemholen behindert ist, und wenn man die Vorsicht beobachtet hat, es auf die Seite zu legen, damit das aus dem Munde fließende Wasser von selbst hinabfließen kann, denn es würde nicht die freie Bewegung haben, den Kopf auf die Seite zu wenden, um das Ausfließen zu erleichtern.“<sup>15</sup>

Das neugeborene Kind hat das Bedürfnis, seine Glieder auszustrecken und zu bewegen, um sie aus der Erstarrung zu reißen, in der sie sich, in einem Knäuel zusammengezogen, solange befunden haben. Man streckt sie aus, das ist wahr, aber man verhindert sie, sich zu bewegen; sogar den Kopf steckt man in Kinderhäubchen: man scheint zu befürchten, dass es Lebenszeichen verraten könne.

Auf diese Weise findet der Trieb der inneren Teile eines Körpers, welcher im Wachstum begriffen ist, an den Bewegungen, welche er von ihm verlangt, ein unübersteigliches Hindernis. Das Kind macht fortwährend vergebliche Anstrengungen, welche seine Kräfte erschöpfen oder ihre Zunahme aufhalten. Im Mutterschoße war es weniger beengt, eingeschränkt, zusammengepresst, als in seinen Windeln. Ich sehe den Vorteil nicht ein, den es durch seine Geburt gewonnen hat.

---

<sup>15</sup> Buffons *Histor. natur.* Bd. IV.

Die Untätigkeit und der Zwang, worin man die Glieder eines Kindes erhält, haben den einzigen Erfolg, dass sie den Kreislauf des Blutes und der Säfte stören, die Kräftigung und das Wachstum des Kindes hemmen und seine Gesundheit untergraben. In den Gegenden, wo dergleichen überspannte Vorsichtsmaßregeln nicht zur Anwendung kommen, sind die Menschen sämtlich groß, stark und wohlgebildet.<sup>16</sup> Die Länder, in denen man die Kinder einzuwickeln pflegt, wimmeln förmlich von Buckligen, Hinkenden, Krummbeinigen, Skrofulösen, Verkrüppelten – kurzum von Missgestalten jeglicher Art. Aus Furcht, die Körper durch freie Bewegung Verkrüppelungen auszusetzen, beeilt man sich, dieselben Verkrüppelungen durch Einschnürung und Zusammenpressung hervorzurufen. Lieber möchte man die Kinder gleich lähmen, um sie nur ja abzuhalten, selbst die Schuld an ihre Verkrüppelung zu tragen.

Lässt sich nicht annehmen, dass ein so grausamer Zwang einen bedeutenden Einfluss auf ihr Gemüt, wie auf ihr Temperament ausüben muss? Ihre Empfindung ist eine schmerzliche und peinliche; selbst an den nötigsten Bewegungen finden sie sich behindert; unglücklicher als ein in Fesseln liegender Verbrecher, machen sie vergebliche Anstrengungen, werden allmählich böse und schreien. Mit Tränen, sagt ihr, erblicken sie das Licht der Welt. Ich glaube es wohl; von ihrer Geburt an tretet ihr der natürlichen Entwicklung derselben entgegen; Fesseln sind die ersten Gaben, die ihr in ihre Wiege legt; nur Qualen bereitet ihr ihnen mit der Sorge, die ihr für sie tragt. Sollten sie, da ihnen der freie Gebrauch ihrer Stimme übriggeblieben ist, sich derselben nicht bedienen, um ihre Klagen auszudrücken? Ihr klägliches Geschrei verkündet euch das Leid, das ihr ihnen zufügt. Wäret ihr in ähnlicher Weise geknebelt, dann würdet ihr fürwahr ein noch weit lauterer Geschrei erschallen lassen.

Woher stammt diese unvernünftige Sitte? Von einer unnatürlichen Mode. Seitdem die Mütter, ihrer ersten Pflicht

---

<sup>16</sup> Vgl. die 2. Anmerkung auf S. 58.

uneingedenk, ihre Kinder nicht mehr selbst stillen wollten, musste man sie bezahlten Frauenmietlingen überlassen, in denen selbstverständlich die Stimme der Natur den fremden Kindern gegenüber, zu deren Müttern man sie auf solche Weise bestellt, schwieg, und die daher nur darauf ausgingen, sich soviel Mühe wie möglich zu ersparen. Ein seiner Freiheit überlassenes Kind würde unaufhörliche Überwachung erheischen, ist es jedoch wohl eingebunden, so legt man es in einen Winkel, ohne sich um sein Geschrei zu kümmern. Sind nur keine offenbaren Beweise für die Nachlässigkeit der Amme vorhanden, bricht sich nur der Säugling nicht Arme und Beine, was kommt dann im übrigen darauf an, ob er umkommt oder sich siech und elend durchs Leben schleppt? Zum Unheil seines ganzen Körpers schützt man seine Gliedmaßen, und was auch immer geschehen mag, die Amme steht völlig schuldlos da.

Wissen jedoch diese liebenswürdigen Mütter, welche sich, der Last der Kinderaufziehung überhoben, fröhlich den Vergnügungen des Stadtlebens hingeben, wissen sie wohl, welcher Behandlung das Kind in seinem Steckkissen auf dem Lande ausgesetzt ist? Bei der geringsten Abhaltung hängt die Amme es wie einen Bündel Flicker an einen Nagel, und solange dieselbe, ohne sich zu überstürzen, ihr Geschäft besorgt, solange muss das unglückliche Wesen in dieser qualvollen Lage ausharren. Alle, die man in diesem Zustand fand, hatten ein dunkelrotes Gesicht; da die stark zusammengepresste Brust die nötige Zirkulation des Blutes nicht zuließ, stieg es nach dem Kopf. Wenn man das arme gemisshandelte Kind für sehr ruhig hielt, so lang das allein daran, dass es nicht mehr Kraft hatte zu schreien. Mir ist unbekannt, wie viel Stunden ein Kind, ohne zu sterben, in diesem Zustand zu bleiben vermag, aber ich bezweifle, dass es lange geschehen kann. Darin liegt, sollte ich meinen, einer der größten Vorteile des Einschnürens.

Man behauptet, die ihrer Freiheit überlassenen Kinder könnten ihnen schädliche Lagen einnehmen und unwillkürlich Bewegungen machen, die die Kraft und schöne Form ihrer Glieder zu gefährden

imstande wären. Das sind nichts wie hohle Redensarten unserer heutigen Aferweisheit, welche noch nie in der Erfahrung ihre Bestätigung gefunden haben. Unter jener Menge von Kindern, welche bei Völkern, die sich rühmen können, verständiger als wir zu handeln, in dem freien Gebrauch ihrer Glieder aufgezogen werden, sieht man kein einziges, welches sich Schaden täte oder durch eigene Schuld verkrüppelte; bei ihrer zarten Jugend fehlt es ihren Bewegungen noch an jener Kraft, die sie allein gefährlich machen könnte, und nehmen sie auch auf kurze Zeit eine unnatürliche Lage ein, so zwingt sie der Schmerz, dieselbe bald wieder zu ändern.

Wir sind noch nie auf den Einfall geraten, die jungen Hunde oder Katzen in ein Steckkissen einzuschnüren: zeigt sich aber wohl, dass diese Vernachlässigung irgendeinen Nachteil für sie herbeiführt? Die Kinder sind schwerfälliger, das stelle ich nicht in Abrede; dafür sind sie aber auch verhältnismäßig schwächer. Sie vermögen sich ja kaum zu rühren, wie sollten sie sich also Schaden zufügen können? Legte man sie auf den Rücken, so würden sie, außerstande sich umzuwenden, in dieser Lage wie die Schildkröte sterben müssen.

Aber noch nicht zufrieden damit, dass sie ihre Kinder nicht mehr stillen, gehen die Frauen in ihren Wünschen sogar so weit, gar keine Kinder mehr zu bekommen: die Folge davon ist nur zu natürlich. Sind der Mutter ihre Pflichten erst lästig, dann findet man auch bald Mittel sie gänzlich abzuschütteln. Man wünscht seine eheliche Pflicht so zu erfüllen, dass man keine Frucht zu befürchten braucht, um sich beständig dem Genuss hingeben zu können, und missbraucht den zur Vermehrung des Geschlechts eingepflanzten Trieb. Diese Unsitte, an welche sich noch andre Ursachen der Entvölkerung reihen, deutet uns das Schicksal an, welches Europa bevorsteht. Die Wissenschaften, die Künste, die Philosophie und die Sitten, welche es hervorruft und erzeugt, werden es früher oder später in eine Wüste verwandeln. Es wird von wilden Tieren bewohnt werden: und damit wird sich kein großer Unterschied hinsichtlich seiner Bevölkerung bemerkbar machen.

Zu wiederholten Malen habe ich Gelegenheit gehabt, die kleinen Kunstgriffe junger Frauen zu beobachten, welche sich stellen, als ob sie ihre Kinder selbst stillen wollen. Sie verstehen es so vortrefflich einzurichten, dass sie nur dem Zwang nachzugeben scheinen, wenn sie von ihrem Vorhaben abstehen; unendlich fein wissen sie es so zu drehen, dass die Gatten, die Ärzte, besonders aber die Mütter, Einspruch dagegen erheben müssen. Wehe dem Mann, der es wagen sollte zu gestatten, dass seine Frau ihr Kind selbst stillte; er wäre ein verlorener Mann! Man würde ihn überall einen Mörder verschreien, der sie aus dem Weg räumen wolle. Kluge Gatten, ihr müsst die Vaterliebe dem Frieden zum Opfer bringen. Ein glücklicher Umstand ist es, dass man auf dem Lande doch Frauen findet, die enthaltsamer als die eurigen sind. Und noch glücklicherer Umstand wird es für euch sein, wenn eure Frauen die Zeit, welche sie dadurch gewinnen, nicht mit anderen vertändeln.

Die Pflicht der Frauen ihren Kindern gegenüber ist keinem Zweifel unterworfen; weil sie sich derselben jedoch entziehen, so lässt sich die Frage aufwerfen, ob es für die Kinder einerlei sei, von der mütterlichen Milch oder der einer anderen Frau genährt zu werden. Da die Entscheidung über diese Frage einzig und allein den Ärzten<sup>17</sup> zukommt, halte ich sie für endgültig und offenbar zugunsten der Frauen entschieden. Auch meiner Überzeugung nach ist es unbestritten besser, dass das Kind die Milch einer gesunden Amme, als die einer verdorbenen Mutter trinkt, sobald sich nur irgendwie die Entstehung eines neuen Übels aus dem Blut, dem es sein Dasein zu verdanken hat, befürchten ließe.

Soll denn aber diese Frage nur von der physischen Seite aus betrachtet werden? Und bedarf denn das Kind weniger der treuen Pflege einer Mutter als ihrer Brust? Andere Frauen, Tiere sogar, werden ihm die Milch, welche sie ihm entzieht, geben können, für

---

<sup>17</sup> Der eigentümliche Bund der Frauen und Ärzte ist mir immer als eine der auffallendsten Sonderbarkeiten von Paris vorgekommen. Den Frauen verdanken die Ärzte ihren Ruf, und durch die Ärzte setzen die Frauen ihrerseits ihre Wünsche durch. Es lässt sich daraus leicht schließen, was für eine Art Geschicklichkeit ein Pariser Arzt bedarf, um seinen Ruhm zu begründen.

die mütterliche Sorgfalt findet sich jedoch kein Ersatz. Wer ein fremdes Kind statt seines eigenen nährt, kann nur eine schlechte Mutter sein; wie sollte eine solche nun eine gute Amme sein? Sie wird es werden können, aber freilich nur langsam; die Gewohnheit wird allmählich die Natur verändern müssen, und das schlecht gepflegte Kind wird hundertmal umkommen können, ehe seine Amme die Zärtlichkeit einer Mutter für dasselbe empfindet.

Aber sogar wenn diese günstige Wendung endlich eintritt, dient sie nur zur Quelle eines neuen Übelstandes, der allein schon jeder fühlenden Frau den Mut rauben sollte, ihr Kind von einer anderen säugen zu lassen, der nämlich, dass sie das heilige Mutterrecht teilen oder vielmehr ganz auf dasselbe verzichten muss, mit ansehen muss, wie ihr Kind eine fremde Frau ebenso sehr oder gar noch mehr liebt als sie, empfinden muss, dass die Zärtlichkeit, welche es seiner eigenen Mutter bewahrt hat, nur eine Art Gnade ist, während die, welche es seiner Pflegemutter erzeugt, mehr den Charakter einer schuldigen Dankbarkeit an sich trägt: denn schulde ich, wo ich mütterliche Sorgfalt erfahren habe, nicht kindliche Anhänglichkeit?

In eigentümlicher Weise sucht man diesem Übelstand abzuhelfen: man flößt nämlich den Kindern Geringschätzung gegen ihre Ammen ein, indem man dieselben auf die Stufe gewöhnlicher Mägde herabdrückt. Wenn die Dienste der Amme nicht mehr erforderlich sind, so entzieht man das Kind ihrer Pflege oder verabschiedet sie. Man nimmt sie schlecht auf, um sie von einem öfteren Besuch ihres Säuglings zurückzuschrecken. Nach Verlauf weniger Jahre sieht er sie nicht mehr, kennt er sie nicht mehr. Die Mutter, welche glaubt, den Platz derselben im Herzen des Kindes einnehmen zu können, und sich einbildet, ihre frühere Vernachlässigung durch ihre Grausamkeit wieder gutzumachen, gibt sich einer Täuschung hin. Anstatt einen verdorbenen Säugling in ein zärtliches Kind zu verwandeln, übt sie ihn vielmehr in der Undankbarkeit; sie hat ihm ein Beispiel gegeben, woraus er lernen wird, dereinst diejenige, welche ihm das Leben gab, mit derselben

Geringschätzung zu behandeln, wie diejenige, die ihn mit ihrer Milch genährt hat.

Gern würde ich bei diesem Punkt noch länger verweilen, wenn es nur nicht so entmutigend wäre, nützliche Gedanken immer und immer vergeblich zu wiederholen. Weit mehr als man denkt, steht damit im engsten Zusammenhang. Wollt ihr, dass jedermann wieder seiner ersten und heiligsten Pflicht eingedenk sei, nun dann beginnt bei den Müttern; ihr werdet über die Veränderungen erstaunen, welche ihr damit bewirkt. Aus dieser ersten Verderbnis ist nach und nach alles übrige Unheil hervorgegangen: alle sittliche Ordnung leidet darunter; die Natürlichkeit erlischt in aller Herzen, das Innere der Häuser verliert an Leben, das ergreifende Schauspiel einer heranwachsenden Familie vermag keine Anziehung mehr auf die Männer auszuüben, flößt den Fremden keine Achtung ein; man erweist der Mutter, deren Kinder man nicht sieht, weniger Rücksicht. Das innige Familienleben lockert sich; die Gewohnheit verstärkt die Bande des Blutes nicht mehr; es gibt keine Väter, keine Mütter, keine Kinder, keine Brüder, keine Schwestern mehr; kaum kennen sich alle untereinander, wie sollten sie sich also lieben? Jeder denkt nur an sich. Wenn das Haus nur eine traurige Einöde ist, dann muss man seinen Vergnügungen wohl außerhalb desselben nachgehen.

Wenn sich jedoch die Mütter dazu verstehen, ihre Kinder selbst zu nähren, so werden sich die Sitten von selbst bessern, werden die natürlichen Gefühle in aller Herzen wieder erwachen; der Staat wird sich wieder bevölkern; schon diese erste Folge, diese Folge allein, wird alles wieder vereinigen. Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten. Der fröhliche Lärm der Kinder, den man für störend und lästig hält, wird mit der Zeit angenehm; er macht Vater und Mutter einander unentbehrlicher, einander lieber; er knüpft das eheliche Band, das sie vereinigt, enger und fester. Wenn ein Geist gegenseitiger inniger und lebhafter Zuneigung die Familienglieder aneinander kettet, dann bilden die häuslichen Sorgen die liebste Beschäftigung der Frau und den an genehmsten Zeitvertreib des Mannes. Auf diese Weise

würde schon die Beseitigung dieses einzigen Fehlers bald eine allgemeine Besserung herbeiführen, würde die Natur bald wieder in alle ihre Rechte eintreten. Mögen die Frauen nur erst wieder Mütter werden, dann werden die Männer auch bald wieder Väter und Gatten sein.

Aber leider sind das verlorene und überflüssige Worte! Nicht einmal der Überdruß an den weltlichen Vergnügungen führt zu den geschilderten Freuden zurück. Die Frauen haben aufgehört Mütter zu sein und werden es nie wieder werden, weil sie es nicht mehr sein wollen. Schon wenn sie es wollten, würden sie es kaum imstande sein. Da heutzutage einmal die gerade entgegengesetzte Sitte die Oberhand gewonnen hat, würde jede, die den Versuch wagte, den Widerspruch aller derer zu bekämpfen haben, mit denen sie in Berührung kommt, sind sie doch alle gegen ein Beispiel verbündet, das die einen nicht gegeben haben und die anderen nicht befolgen wollen.

Gleichwohl finden sich bisweilen noch junge Frauen von unverdorbener Natur, die in diesem Punkt der Herrschaft der Mode und dem Geschrei ihres Geschlechts zu trotzen wagen und mit tugendhafter Unerschrockenheit diese so süße Pflicht erfüllen, die ihnen die Natur auferlegt. Wären doch die verlockenden Güter, die denen zuteil werden, welche sich dieser Pflicht hingeben, imstande ihre Zahl zu vermehren! Unter Hinweis auf Schlussfolgerungen, die sich schon aus dem geringsten Nachdenken ergeben, und auf Beobachtungen, deren Richtigkeit mir bisher niemand hat in Abrede stellen können, wage ich es, diesen ihren Mutterberuf so treu erfüllenden Frauen eine aufrichtige und beharrliche Zuneigung ihrer Männer, eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit ihrer Söhne und Töchter, die allgemeine Hochachtung und Wertschätzung, glückliche Entbindungen ohne Unfälle und Folgen, eine feste und kräftige Gesundheit und endlich das Glück zu verheißen, sich dereinst von ihren eigenen Töchtern nachgeahmt und als Vorbild für die anderer Eltern hingestellt zu sehen.

Keine Mutter, kein Kind! Zwischen ihnen sind die Pflichten gegenseitig, und werden sie von der einen Seite schlecht erfüllt, so werden sie auch von der anderen vernachlässigt. Das Kind muss seine Mutter lieben, noch ehe es weiß, dass ihm dies die Pflicht gebietet. Wird die Stimme des Blutes nicht durch Gewährung und treue Abwartung gestärkt und gesteigert, so erlischt sie schon in den frühesten Jahren, und das Herz stirbt sozusagen, noch ehe es geboren wird. Schon von den ersten Schritten an sagen wir uns von der Natur los.

Zu demselben Resultat gelangen wir jedoch auch auf dem entgegengesetzten Weg, dann nämlich, wenn eine Frau ihre Muttersorgen, anstatt sie zu vernachlässigen, übertreibt, wenn sie ihr Kind vergöttert, wenn sie seine Schwachheit vermehrt und nährt, um es nicht zu Gefühl derselben gelangen zu lassen, und wenn sie in der Hoffnung, es den Naturgesetzen entziehen zu können, alle schmerzlichen Berührungen von ihm fernhält, ohne zu bedenken, dass sie dasselbe gerade dadurch, dass sie es für den Augenblick vor geringem Ungemach behütet, für die Zukunft nur um so größeren Unfällen und Gefahren aussetzt, und wie barbarisch eine Vorsicht ist, die nur den Erfolg haben kann, ihm auch unter den Mühen und Arbeiten, die das Mannesalter erheischt, die Schwäche des Kinderalters zu erhalten. Thetis tauchte, der Sage nach, ihren Sohn, um ihn unverwundbar zu machen, in die Fluten des Styx. Diese Allegorie ist schön und deutlich. Die grausamen Mütter, von denen ich rede, handeln anders: dadurch dass sie ihre Kinder in die Weichlichkeit eintauchen, härten sie sie nicht gegen die Leiden ab, sondern machen sie erst recht empfänglich für dieselben, öffnen ihre Poren allerlei Übeln, denen sie sicherlich als Erwachsene zum Opfer fallen werden.<sup>18</sup>

---

<sup>18</sup> Hierbei muss bemerkt werden, dass ein Jahr vor Veröffentlichung des „Emil“ ein berühmter Arzt, Desessarts, eine Abhandlung über die körperliche Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren in Paris bei Th. Hérissaut hatte erscheinen lassen, in welcher er mit großem Nachdruck und sogar mit glänzender Beredsamkeit auf die Gefahren des Einwickelns für die Kinder, sowie auf die der

Die erste Regel ist, die Natur zu beobachten und dem Wege zu folgen, den sie vorzeichnet. Sie übt stetig und ununterbrochen die Kinder; sie härtet ihren Körper durch die mannigfaltigsten Prüfungen ab; sie macht sie schon früh mit Schmerzen und Beschwerden vertraut. Das Zahnen setzt sie fieberhaften Erscheinungen aus, heftiges Leibschneiden ruft bei ihnen krampfartige Zufälle hervor, anhaltender Husten droht sie zu ersticken; die Würmer quälen sie; Vollblütigkeit verdirbt ihre Säfte, Magensäure belästigt sie und ruft gefährlichen Ausschlag hervor.

---

übertriebenen Vorsichtsmaßregeln, welche man trifft, um dieselben auch vor dem geringsten Schmerz zu bewahren, und überhaupt auf alle die traurigen Folgen einer verweichlichenden Stubenerziehung hinweist. Er stützt sich ungefähr auf die nämlichen Tatsachen und Beobachtungen, die Rousseau im „Emil“ anführt. Noch früher hatte schon Buffon, sowohl über das Stillen seitens der Mütter als auch über die schädlichen Folgen des Einwindelns durchaus dieselben Ideen entwickelt. Kurz, dieses ganze System der ersten Erziehungsweise ist nicht weniger genau festgestellt und hat sogar in einem ziemlich hervorragenden dichterischen Werke Ausdruck gefunden, nämlich in einem lateinischen Gedichte des Heil. Saint-Marthe, welches im Jahre 1689 erschien und den Titel *Paidotrophia* führte. Aber, wie Buffon selbst sagte: „Es ist wahr, gesagt haben wir das alles, aber Rousseau allein befiehlt es und erzwingt sich Gehorsam.“

Übrigens scheinen zu der Zeit, in welcher Rousseau seinen „Emil“ schrieb, alle Fragen, welche mit der Erziehung im ersten Kindesalter in Verbindung stehen, die besten Geister beschäftigt und zu demselben Ergebnis ihres Nachdenkens geführt zu haben. Die Haarlemer Akademie der Wissenschaften hatte auf die Lösung dieser Fragen einen Preis ausgesetzt, der einem Genfer namens Ballexed zuerkannt wurde, dessen Werk unter dem Titel „Dissertation über die physische Erziehung der Kinder“ in Paris veröffentlicht wurde und im nämlichen Jahre wie der „Emil“ erschien. Die völlige Übereinstimmung der Ansichten und Grundsätzen ließ in Rousseau den Verdacht entstehen, dass man es hier lediglich mit einem Plagiat seines eigenen Werkes zu tun hätte, und er scheute sich nicht, ihn in dem elften Buche seiner Bekenntnisse (Bd. I. S. 304) unumwunden auszusprechen. Wir haben die Richtigkeit dieser Vermutung durchaus nicht bestätigen können, denn mag die Übereinstimmung auch noch so groß sein, so lässt sie sich doch auch noch anders als durch ein Plagiat erklären, da auch sonst schon andere Werke zuvor durchaus die nämlichen Ideen verfochten.

A

nm.  
des  
H.  
Petit  
ain.

Fast das ganze erste Lebensalter ist eine Reihe von Krankheiten und Gefahren; die Hälfte aller Kinder, die geboren werden, stirbt noch vor dem achten Lebensjahr. Im Kampf mit diesen Prüfungen gewinnt aber das Kind Kräfte, und versteht es erst einmal das Leben richtig anzuwenden, so wird auch der Lebensgrund fester und gesicherter.

So lautet die einfache Regel der Natur. Warum handelt ihr derselben zuwider? Begreift ihr nicht, dass ihr in dem vergeblichen Wahn, sie zu verbessern, ihr Werk zerstört, dass ihr den Erfolg ihrer Bestrebungen verteilt? Auch äußerlich das tun, was sie innerlich tut, haltet ihr für eine Verdopplung der Gefahr, und doch ist es gerade im Gegenteil eine Ablenkung, eine Abschwächung derselben. Die Erfahrung lehrt, dass von den verzärtelten Kindern eine ungleich größere Anzahl stirbt als von den übrigen. Wenn man nur nicht über das Maß ihrer Kräfte hinausgeht, so läuft man bei entsprechender Anstrengung derselben weniger Gefahr als bei übertriebener Schonung. Übt sie also mit Rücksicht auf die Schicksalsschläge, welche sie einst zu ertragen haben werden. Härtet ihre Körper gegen Rauheit der Jahreszeiten, der Klimate, der Elemente, gegen Hunger Durst und Strapazen ab; taucht sie in die Fluten des Styx. Vor Annahme einer anderen festen Gewohnheit kann man den Körper gefahrlos an das, was man wünscht und bezweckt, gewöhnen; hat sich jedoch erst eine gewisse Festigkeit herausgebildet, dann ist jeder Wechsel, jede Veränderung mit Gefahren verknüpft. Ein Kind vermag Veränderungen zu ertragen, die ein Mann nicht ertragen könnte; die noch weichen und geschmeidigen Fibern des erstern nehmen ohne große Mühe jede beliebige Biegung an, die des Mannes dagegen verändern, da sie steifer geworden sind, nur noch mit Anwendung von Gewalt die einmal angenommene Richtung. Man kann deshalb wohl ein Kind abhärten und stark machen, ohne sein Leben und seine Gesundheit auf das Spiel zu setzen, und selbst wenn eine Gefahr mit unterlaufen sollte, so dürfte man nicht den geringsten Anstand nehmen. Da es nun einmal dem menschlichen Leben unauflöslich anhaftende Gefahren sind, kann man da wohl besser tun, als sie

gerade der Lebensperiode vorzubehalten, wo sie am wenigstens schädlich sind?

Je älter das Kind, desto kostbarer wird sein Leben. Zu dem Wert seiner eigenen Persönlichkeit tritt auch der der Sorgen und Pflege, die es gekostet hat, hinzu. Ein je größerer Teil seines Lebens schon verstrichen ist, desto lebhafter erwacht in ihm das Todesgefühl. Der Gedanke an die Zukunft des Kindes muss demnach bei der Sorge für seine irdische Erhaltung hauptsächlich vorherrschend sein, man muss, ehe es so weit gelangt ist, dasselbe gegen die Übel der Jugend waffnen; denn wenn sich der Wert des Lebens bis zu dem Alter erhöht, wo man dieses nutzbar zu machen versteht, welche Torheit ist es dann nicht, der Kindheit einige Übel zu ersparen, da man sie im Alter der Vernunft dadurch vermehrt? Sind das die Lehren des Meisters?

Das Los der Menschheit bringt es nun einmal mit sich, dass uns jede Lebenszeit Leiden auferlegt. Sogar die Sorge für die bloße Erhaltung ist mit Mühseligkeiten verbunden. Von Glück hat zu sagen, wer in seiner Jugend nur die physischen Übel kennen lernt, Übel, die weit weniger qualvoll sind, weit weniger schmerzen als die übrigen, und auch weit seltner uns zum Lebensüberdruß treiben. Nicht um den Schmerzen der Gicht zu entfliehen, tötet man sich; schwerlich vermögen andere als Seelenleiden uns zur Verzweiflung zu bringen. Wir beklagen das Los der Kindheit, und sollten eher unser eigenes beklagen. Unser größtes Übel bereiten wir uns selbst.

Mit Weinen tritt das Kind in die Welt; unter Weinen verfließt seine erste Kindheit. Bald wiegt, bald liebkost man es, um es zum Schweigen zu bringen. Entweder tun wir ihm den Willen, oder wir verlangen, dass es uns den Willen tut; entweder unterwerfen wir uns seinen Launen oder wir unterwerfen es den unsrigen; einen Mittelweg scheint man nicht zu kennen; es muss Befehle erteilen oder annehmen. Auf diese Weise eignet es sich zuerst die Begriffe von Herrschaft und Knechtschaft an. Noch ehe es sprechen kann, gebietet es schon; ehe es handelnd auftreten kann, gehorcht es, ja

bisweilen züchtigt man es, noch ehe es seine Fehler einzusehen, oder vielmehr, ehe es solche zu begehen imstande ist. Dadurch flößt man seinem jungen Herzen schon frühzeitig Leidenschaften ein, die man nachher der Natur zur Last legt, und nachdem man sich förmlich Mühe gegeben hat, das Kind unartig zu machen, beschwert man sich darüber, es so zu finden.

In dieser Weise bringt ein Kind sechs oder sieben Jahre unter den Händen der Frauen zu, ein Opfer ihrer und seiner eigenen Launenhaftigkeit, und nachdem man ihm die und das beigebracht hat, dass heißt nachdem man sein Gedächtnis mit Worten, die ihm unverständlich geblieben sind, oder mit allerlei nutzlosen Dingen überladen, nachdem man sein natürliches Wesen durch Leidenschaften, die man künstlich in ihm erweckt und genährt, völlig erstickt hat, überlässt man dies Kunstprodukt einer verschobenen Erziehung den Händen eines Lehrers, der sich alle Mühe gibt, die vorgefundenen künstlichen Keime zu entwickeln und auszubilden, der es alles lehrt, nur nicht sich selbst zu erkennen, nur nicht seiner selbst Herr zu sein, nur nicht die Kunst zu leben und sich glücklich zu machen. Wenn nun endlich dieses Kind Sklave und Tyrann in einer Person, voller Wissen und doch verstandesschwach, ebenso kraftlos an Körper wie an Geist, in die Welt hinausgeschleudert wird, wenn es in derselben seine Verschrobenheit, seinen Stolz und alle seine Fehler offen zur Schau trägt, so erfüllt uns ein solcher Anblick mit aufrichtiger Trauer über das menschliche Elend und die menschliche Verkehrtheit. Aber man täuscht sich: das ist lediglich der Mensch unserer Einbildung; der Mensch, wie er aus der Hand der Natur hervorgegangen ist, zeigt uns ein anderes Bild.

Verlangt ihr nun, das er seine ursprüngliche Form bewahre, so erhaltet sie gleich von dem Augenblick an, wo er zur Welt kommt. Unmittelbar nach der Geburt müsst ihr euch seiner bemächtigen, und verzichtet ja auf seine Erziehung nicht, bevor er erwachsen ist. Wie die Mutter die eigentliche Amme ist, so ist der Vater der eigentliche Lehrer. Sie müssen in bezug auf das Ineinandergreifen ihrer Tätigkeiten, sowie in bezug auf das zu befolgende System in

völligem Einverständnis sein; aus den Händen des einen muss das Kind in die des anderen übergehen. Es wird von einem vernünftigen, wenn auch, was die Kenntnisse anlangt, etwas beschränkten Vater besser als von dem geschicktesten Lehrer der Welt erzogen werden, denn der Eifer wird das Talent eher als das Talent den Eifer ersetzen.

Allein die leidigen Geschäfte, die amtlichen Obliegenheiten, die Pflichten – – – Ach, die Pflichten! Die Vaterpflicht ist also gewiss die allerletzte?<sup>19</sup> Es setzt uns durchaus nicht in Erstaunen, dass ein Mann, dessen Frau es verschmäht hat, die Frucht ihrer Verbindung zu nähren, es nun auch seinerseits verschmäht, dieselbe zu erziehen. Es gibt kein fesselnderes Bild als das der Familie; aber ein einziger hässlicher Zug entstellt alle übrigen. Wenn die Mutter sich mit Rücksicht auf ihre wankende Gesundheit außerstande fühlt, ihren Kindern die Brust zu geben, so wird den Vater die Überlast von Geschäften abhalten, ihr Lehrer zu sein. Die Kinder, aus der Heimat entfernt, in Erziehungsanstalten, in Klöstern, in Schulen untergebracht, werden die Liebe zum väterlichen Hause auf andere übertragen oder, um mich richtiger auszudrücken, ohne eine Spur von Anhänglichkeit und Zuneigung für irgend jemand zurückkehren. Brüder und Schwestern werden sich kaum kennen. Bei besonderen feierlichen Zusammenkünften werden sie sich zwar mit ausgesuchtester Höflichkeit entgegenkommen, aber sich doch fremd gegenüberstehen. Sobald zwischen den Eltern keine aufrichtige Zuneigung mehr besteht, sobald der Familienkreis nicht mehr die Würze des Lebens ausmacht, muss man wohl in lockren Sitten seinen Ersatz suchen. So geistesschwach ist gewiss niemand,

---

<sup>19</sup> Wenn man im Plutarch liest, dass der Censor Cato, der Rom mit so großem Ruhm regierte, seinen Sohn von der Wiege an selbst erzog und zwar mit einer solchen Sorgfalt, dass er alles verließ, um zugegen sein zu können, wenn die Amme, das heißt die Mutter, ihn wickelte und badete; wenn man im Sueton liest, dass Augustus, der Herr der Welt, die er erobert hatte und selbst regierte, seine Enkel selbst schreiben, schwimmen und die Elemente der Wissenschaften lehrte und sie beständig um sich hatte, so beschleicht einen die Lust, über die guten Leutchen jener Zeit, die sich in dergleichen Possen gefielen, herzlich zu lachen; selbstverständlich waren sie viel zu beschränkt, um sich mit den großen Angelegenheiten der großen Männer unserer Tage befassen zu können.

dass er nicht den logischen Zusammenhang aller dieser Übelstände einsehen sollte!

Durch Zeugung und Ernährung seiner Kinder kommt ein Vater nur dem dritten Teil der an ihn herantretenden Pflichten nach. Seinem Geschlecht schuldet er Menschen, der Gesellschaft schuldet er gesellige und umgängliche Menschen, dem Staat schuldet er Bürger. Wer diese dreifache Schuld abzutragen vermag und es nicht tut, macht sich schuldig und noch schuldiger vielleicht, wenn er sie nur zur Hälfte abträgt. Wer die Pflichten eines Vaters nicht zu erfüllen vermag, hat auch kein Recht, es zu werden. Keine Armut, keine Arbeit, keine menschliche Rücksicht irgendwelcher Art kann ihn davon lossprechen, seine Kinder zu ernähren und sie selbst zu erziehen. Schenket mir Glauben, lieber Leser! Ich sage es einem jeden, der noch Gefühl hat und so heilige Pflichten verabsäumt, voraus, dass er seine Fehler lange bitterlich wird beweinen müssen, ohne je Trost zu finden.<sup>20</sup>

Was tut nun aber dieser reiche Mann, dieser so mit Geschäften überladene Familienvater, dass er sich, wie er überall vorgibt, leider abgehalten sieht, seinen Kindern seine volle Fürsorge zu widmen? Er bezahlt einen anderen Mann, um die Pflichten, die ihm selbst zu beschwerlich sind, zu übernehmen. Feile Seele! Bildest du dir ein, deinem Sohn für Geld einen zweiten Vater geben zu können? Täusche dich nicht; nicht einmal einen Lehrer gibst du ihm auf diese Weise, es ist nur ein Knecht. Bald wird er einen zweiten aus ihm machen.

Man spricht viel über die Eigenschaften eines guten Erziehers. Als die erste und vornehmlichste, welche allein schon die Voraussetzung vieler anderer ist, würde ich verlangen, dass er kein bloßer Mietling ist. Es gibt Berufsarten, die so edel sind, dass man sich, wenn man sie zum Lohnerwerb herabwürdigt, ihrer unwert macht: ein solcher ist der Beruf des Vaterlandsverteidigers und ebenso der des Erziehers. – Wer soll also mein Kind erziehen? – Ich habe es dir schon gesagt, du selbst. – Ich kann es nicht! – Du kannst

---

<sup>20</sup> Vgl. die „Bekenntnisse“, 12. Buch, Bd. I. S. 314.

es nicht! Nun, so suche dir einen Freund zu erwerben; ich wüsste sonst nicht, wie dir zu helfen ist.

Ein Erzieher! O welch ein erhabene Seele! Fürwahr, um einen Menschen zu bilden, muss man entweder Vater oder mehr als ein Mann sein. Und ein solches Amt vertraut ihr ruhig Mietlingen an!

Je mehr man darüber nachdenkt, auf desto mehr neue Schwierigkeiten stößt man. Der Erzieher hätte für seinen Zögling, die Diener hätten für ihren Herrn erzogen werden müssen, alle, die ihm nahe kommen, hätten die Eindrücke, welche sie ihm mitteilen sollen, empfangen müssen. Von Erziehung zu Erziehung müsste man bis zu den frühesten Uranfängen zurückgehen. Wie ist es möglich, dass ein Kind von jemandem gut erzogen wird, der selbst nicht gut erzogen ist?

Sollte sich ein solcher seltener Sterblicher nicht auffinden lassen? Ich weis es nicht. Wer will sich vermessen zu bestimmen, bis zu welcher Höhe der Tugend sich selbst in dieser Zeit der Erniedrigung eine menschliche Seele emporzuschwingen vermag? Allein nehmen wir einmal an, dieser Wundermann sei entdeckt. Bei der Erwähnung und Feststellung seiner Obliegenheiten werde wir einsehen, was er sein soll. Im Voraus halte ich es für selbstverständlich, dass ein Vater, der den ganzen Wert eines guten Erziehers zu schätzen wüsste, sich dazu entschließen würde, auf einen solchen zu verzichten; denn er würde mehr Zeit und Mühe daran setzen müssen, ihn sich zu verschaffen als selbst einer zu werden. Will er sich deshalb nach einem Freunde umsehen, so möge er lieber seinen Sohn dazu erziehen; dann ist er der Mühe überhoben, ihn anderwärts zu suchen, und die Natur hat schon die Hälfte des Werkes ausgerichtet.

Jemand, von dem mir nichts weiter als sein Rang bekannt ist, hat mir die Erziehung seines Sohnes an vertrauen wollen. Unstreitig hat er mir dadurch eine große Ehre erwiesen; allein anstatt meinen ablehnenden Bescheid zu beklagen, hat er vielmehr alle Ursache, über die gehegten Bedenken froh zu sein: hätte ich sein Anerbieten angenommen und meine Methode hätte sich als irrtümlich

herausgestellt, so wäre meine Erziehung misslungen gewesen; hätte ich dagegen glückliche Resultate erzielt, so wäre es noch schlimmer gewesen. Sein Sohn hätte auf seinen Titel verzichtet, er hätte nicht mehr Prinz sein wollen.

Ich bin von der Größe der Pflichten eines Erziehers zu sehr durchdrungen und fühle meine Unfähigkeit in zu hohem Grade, um je ein solches Amt anzunehmen, von welcher Seite es mir auch immer angetragen werden möge, und selbst das Interesse der Freundschaft würde für mich nur ein neuer Beweggrund der Ablehnung sein. Ich bin überzeugt, dass sich nach Lektüre dieses Buches nur wenige versucht fühlen werden, mir ein solches Anerbieten zu machen, und ich bitte diejenigen, welche sich etwa doch dazu verstehen könnten, sich keine vergebliche Mühe zu geben. Der Versuch, den ich in früherer Zeit mit der Erziehungskunst gemacht, hat mir den genügenden Beweis geliefert, dass ich mich nicht für diese eigne, und meine äußere Lage würde mir die Ausübung desselben auch dann unmöglich machen, wenn es mir an der nötigen Befähigung nicht gebräche. Diese öffentliche Erklärung glaube ich denen schuldig zu sein, welche eine zu geringe Meinung von mir zu hegen scheinen, um mich für aufrichtig und fester Entschlüsse fähig zu halten.

Außerstande die schwerere Aufgabe zu lösen, will ich mich wenigstens an die leichtere heranwagen; nach dem Beispiel so vieler anderer will ich nicht die Hand ans Werk legen, sondern an die Feder, und anstatt das Erforderliche zu tun, will ich mich es zu sagen bemühen.

Ich weiß recht wohl, dass die Verfasser bei ähnlichen Unternehmungen in ihren Systemen, mit deren praktischer Ausführung sie sich nicht zu befassen brauchen, mit der größten Seelenruhe und in der oberflächlichsten Weise viel prächtig klingende, aber ganz unpraktische Vorschriften zu machen pflegen, und dass weil sie es an der Besprechung der Einzelheiten und an den nötigen Beispielen fehlen lassen, selbst das Ausführbare

solange ohne Nutzen bleibt, bis sie die Ausführbarkeit gezeigt haben.

Um mich nun nicht ähnlichen Vorwürfen auszusetzen, bin ich auf den Ausweg verfallen, mir einen imaginären Zögling zu geben, mich selbst mit dem Alter, der Gesundheit, den Kenntnissen, und allen Fähigkeiten ausgerüstet zu denken, die dazu gehören, seine Erziehung zu leiten, und endlich diese von seiner Geburt an bis zu dem Augenblick fortzuführen, wo er, in der Vollkraft seines Mannesalters, imstande ist, ohne fremde Führung durch das Leben zu schreiten. Diese Methode halte ich für ganz besonders geeignet, einen Schriftsteller, der seiner selber nicht ganz sicher ist, davon zurückzuhalten, sich in utopistische Träumereien zu verlieren; denn sobald er von der herkömmlichen Erziehungsweise abweicht, braucht er nur die seinige an seinem Zögling der Probe zu unterwerfen. Dann wird er, oder der Leser statt seiner, bald herausfühlen, ob er der stetigen Entwicklung der Kindheit und dem natürlichen Gang des menschlichen Herzens folgt.

Und das zu tun bin ich unter allen Schwierigkeiten, die sich mir entgegenstellten, aufrichtig gewesen. Um mein Buch nicht unnützerweise noch umfangreicher zu machen, habe ich mich damit begnügt, diejenigen Grundsätze aufzustellen, deren Wahrheit unanfechtbar ist. Was dagegen die Regeln anlangt, die noch erst des Beweises bedürfen, so habe ich sie alle auf meinem Emil oder auf andere Beispiele angewandt und die Ausführbarkeit meiner Behauptungen an Einzelheiten weitläufig nachgewiesen. Diesen Plan habe ich mich wenigstens innezuhalten bemüht, inwieweit es mir gelungen ist, möge der Leser selbst beurteilen.

Der Grund, weshalb ich anfangs wenig von Emil gesprochen habe, liegt darin, dass meine Hauptgrundsätze der Erziehung, in so schroffem Gegensatze sie auch zu den jetzt gültigen stehen, so klar überzeugend sind, dass ihnen schwerlich ein vernünftiger Mensch seine Zustimmung wird versagen können. Allein je weiter mein Werk fortschreitet, desto unähnlicher wird mein Zögling, der ja ganz anders als die eurigen geleitet ist, einem gewöhnlichen Kinde;

er bedarf einer ganz besonderen, nur für ihn bestimmten Leitung. Fortan erscheint er aber häufiger auf dem Schauplatz und zuletzt verliere ich ihn auch nicht einen einzigen Augenblick aus dem Gesicht, bis er schließlich, was er auch dazu sagen möge, meiner nicht im geringsten mehr bedarf.

Ich will hier noch von den Eigenschaften eines guten Erziehers reden; ich setze sie stillschweigend voraus, sowie, dass ich mich ihres Besitzes zu erfreuen habe. Der Leser dieses Werkes wird sehen, mit welcher Freigebigkeit ich mich bedacht habe.

Der allgemeinen Ansicht entgegen will ich mir nur die einzige Bemerkung erlauben, dass der Erzieher eines Kindes jung und sogar so jung sein muss, als ein verständiger Mann nur sein kann. Ich wünschte, dass er womöglich selbst ein Kind wäre, dass er der Kamerad seines Zöglings werden und sich durch Teilnahme an seinen Spielen und Belustigungen sein Vertrauen erwerben könnte. Die Kindheit und das reife Alter haben zu wenig Gemeinsames, als dass sich bei diesem Abstand je eine echte und innige Zuneigung entwickeln kann. Die Kinder sind wohl gegen Greise bis weilen zärtlich, nie werden sie dieselben aber lieben.<sup>21</sup>

Man pflegt den Wunsch zu hegen, dass ein Erzieher schon früher eine Erziehung geleitet habe. Allein das ist zuviel; ein und derselbe Mensch kann nur eine einzige Erziehung übernehmen; bedürfte es, um zu einem glücklichen Resultat zu kommen, erst der Erfahrungen einer früheren, mit welchem Recht würde man die erste zu übernehmen wagen?

Im Besitz einer größeren Erfahrung würde man es freilich besser anzugreifen verstehen, aber man würde sein reicheres Wissen gar nicht mehr verwerten können. Wer sich einmal dieser

---

<sup>21</sup> Diese Idee teilte auch der Abbé Fleury, welcher verlangte, dass der Lehrer nach seiner äußeren Erscheinung wohl gebildet sei, gut rede und ein freundliches Gesicht habe.

Anm.  
des H.  
Petitain.

Mühsal mit solcher Hingebung unterzogen hat, dass er alle Lasten und Beschwerden derselben empfunden hat, der lässt sich zur Übernahme dieses Amtes gewiss nicht zum zweitenmal gewinnen, und hat er das erstemal keine günstigen Erfolge erzielt, so ist das ein schlimmes Vorzeichen für das zweitemal.

Es ist ein gewaltiger Unterschied, das will ich gern einräumen, einen jungen Menschen vier Jahre lang unter Augen zu haben oder ihn fünf und zwanzig Jahre lang zu leiten. Ihr überlasst euren Sohn erst dann einem Erzieher, wenn seine Entwicklung schon eine bestimmte Richtung angenommen hat; ich dagegen will ihm einen schon vor seiner Geburt geben. Euer Erzieher kann alle paar Jahre einen neuen Schüler erhalten; der meinige wird nie mehr als einen haben. Ihr macht zwischen Lehrer und Erzieher einen Unterschied: eine neue Torheit. Macht ihr denn etwa zwischen Schüler und Zögling einen Unterschied? In einer einzigen Wissenschaft braucht man die Kinder zu unterweisen, in der Wissenschaft von den Pflichten des Menschen. Diese Wissenschaft bildet eine völlig in sich abgeschlossene Einheit, und was auch immer Xenophon von der Erziehung der Perser gesagt hat, sie lässt sich nicht teilen. Übrigens nenne ich den Lehrer dieser Wissenschaft weit lieber Erzieher als nur Lehrer, weil es sich für ihn weniger um Unterrichtserteilung als um angemessene Leitung handelt. Er soll nicht bloß Regeln geben, sondern seinen Zögling daran gewöhnen, sie selbst aufzufinden.

Wenn man aber bei der Wahl eines Erziehers mit so großer Vorsicht zu Werke gehen muss, so wird es diesem wohl ebenfalls gestattet sein müssen, sich seinen Zögling zu wählen, besonders wenn man sich die Aufgabe gestellt hat, ein Muster aufzustellen. Auf diese Wahl vermögen weder die Anlagen noch der Charakter des Kindes einen bestimmenden Einfluss auszuüben, da sie sich ja erst nach Vollendung des Werkes ganz erkennen lassen, und ich mir meinen Zögling schon vor seiner Geburt wähle. Wenn mir die Wahl freistünde, würde sie auf ein Kind fallen, das sich durch keine hervorragenden Anlagen auszeichnet, und so stelle ich mir auch meinen Zögling vor. Nur gewöhnliche Menschen bedürfen der

Erziehung, ihre Erziehung, allein kann für diejenigen, welche bei allen ihnen an Begabung Gleichstehenden beobachtet werden muss, zum Muster dienen. Die anderen erziehen sich aller Gegenbemühungen ungeachtet allein.

Das Land ist für die Bildung der Menschen ebenfalls von wesentlichem Einfluss. Nur in den gemäßigten Himmelsstrichen können sie die höchste Entwicklungsstufe erreichen. Der schädliche Einfluss der extremen Klimate lässt sich deutlich nachweisen. Ein Mensch wird nicht wie ein Baum in ein Land gepflanzt, um beständig darin zu bleiben, und wer von einem Extremen zum anderen gelangen will, ist gezwungen, einen doppelt so großen Weg wie derjenige zurückzulegen, der vom Mittelpunkt aus demselben Ziel entgegeneilt.

Selbst in dem Fall, dass der Bewohner eines gemäßigten Himmelsstriches die beiden klimatischen Extreme nacheinander durchreist, ist er offenbar im Vorteil; denn obgleich er dem klimatischen Temperaturwechsel in gleich hohem Grade wie derjenige ausgesetzt ist, welcher von einem äußersten Endpunkte zum andern geht, so entfernt er sich dennoch um die Hälfte weniger von den ihm zusagenden und gewohnten Verhältnissen. Ein Franzose ist ebenso gut imstande, in Guinea wie in Lappland zu leben, aber ein Neger wird nicht ebenso gut in Tornea, noch ein Samojede in Benin auszuhalten vermögen. Übrigens scheint auch die Organisation des Gehirnes innerhalb der beiden äußersten Zonen weniger vollkommen zu sein. Weder die Neger noch die Lappen können sich an Verstand mit den Europäern messen. Hege ich also den aufrichtigen Wunsch, dass mein Zögling sich überall auf Erden aufzuhalten vermag, so werde ich ihn mir aus einer der beiden gemäßigten Zonen wählen, aus Frankreich zum Beispiel lieber als anderswoher.

Im Norden bedürfen die Menschen auf ihrem unergiebigem Boden viel Nahrungsstoff, im Süden dagegen auf fruchtbarem Boden nur wenig. Daraus ergibt sich eine neue Verschiedenheit, indem erstere zur rastlosen Tätigkeit gezwungen werden, während

letztere ein mehr beschauliches Leben führen. Ein Bild dieser Verschiedenheit bietet uns die heutige Gesellschaft an einem und demselben Ort in den Armen und den Reichen dar. Jene bewohnen den unergiebigem Boden, diese den fruchtbaren.

Der Arme hat keine Erziehung nötig; die für seinen Stand ausreichende wird ihm schon durch die Verhältnisse aufgezwungen; er wäre nicht in der Lage, sich eine andere zu verschaffen. Im Gegenteil ist die Erziehung, welche der Reiche von seinem Stande erhält, sowohl ihm selbst als auch der Gesellschaft am wenigsten dienlich. Außerdem muss eine naturgemäße Erziehung nicht einen einzigen Stand ins Auge fassen, sondern einem Menschen die Fähigkeit mitteilen, sich in allen Lebenslagen bewegen zu können. Nun ist es aber offenbar vernünftig, einen Armen mit Rücksicht auf die Möglichkeit, dereinst reich zu werden, als einen Reichen mit Rücksicht auf sein mögliche Verarmung zu erziehen, denn es steht fest, dass die Zahl der Verarmten die der Emporgekommenen überwiegt. Unsere Wahl soll deshalb auf einen Reichen fallen; wenigstens werden wir dann zu der befriedigenden Gewissheit gelangen, einen Menschen mehr gebildet zu haben, wohingegen ein Armer durch sich selbst ein Mensch zu werden vermag.

Aus demselben Grund würde es mir nicht unlieb sein, wenn Emil von vornehmer Abkunft wäre. Immer würde dadurch dem Vorurteil ein Opfer entrissen werden.

Ich betrachte Emil als Waise, wenn er auch noch Vater und Mutter hat. Durch Übernahme ihrer Pflichten trete ich auch in alle ihre Rechte. Seinen Eltern soll er Ehrerbietung erweisen, Gehorsam dagegen nur mir allein. Das ist meine erste oder vielmehr meine einzige Bedingung.

Freilich muss ich noch eine hinzufügen, die jedoch nur eine notwendige Folge derselben ist, dass man uns nämlich ohne unsere ausdrückliche Zustimmung nie voneinander trennen darf. Diese Bedingung ist durch aus notwendig, und ich wünschte sogar, der Erzieher und der Zögling betrachteten sich in so hohem Maße

unzertrennlich, dass ihr Lebenslos eine ihnen gemeinsame Aufgabe bildete. Sobald ihnen ihre Trennung stets vor Augen schwebt, sobald sie den Augenblick voraussehen, von dem an sie sich wieder fremd entgegentreten werden, so sind sie es schon; jeder schmiedet seine besonderen Pläne, und beide, stets mit der Zeit beschäftigt, wo sie nicht mehr beisammen sein werden, bleiben es nur noch widerwillig. Der Schüler sieht in dem Lehrer nur noch den Aufpasser und den Quälgeist seiner Kinderjahre; der Lehrer erblickt dagegen in dem Schüler nur noch eine drückende Last, nach deren Abnahme er sich herzlich sehnt; beide sehnen sich gleich sehr nach dem Augenblick, der sie voneinander erlösen soll, und da unter ihnen nie eine aufrichtige Zuneigung geherrscht hat, wird es der eine ebenso sehr an Wachsamkeit wie der andere an Gelehrigkeit fehlen lassen.

Wenn sie dagegen ihre Lebenswege als unzertrennlich miteinander verbunden betrachten, wird jeder sich die Liebe des anderen zu gewinnen suchen, und schon durch dieses Streben allein werden sie einander wert. Der Zögling fühlt sich nicht beschämt, in seiner Jugend den Ratschlägen eines Freundes folgen zu müssen, der ihm auch, wenn er erwachsen ist, seine Freundschaft nicht entziehen wird, und der Erzieher gibt sich mit ganzer Seele Sorgen und Mühen hin, deren Frucht er pflücken soll; alle die Verdienste, die er sich bei der Erziehung seines Zöglings erwirbt, bilden ein Kapital, das ihm in seinem Alter zugute kommt.

Ein solcher schon im Voraus abgeschlossener Vertrag setzt natürlich eine glücklich verlaufende Geburt, ein wohlgebildetes, kräftiges und gesundes Kind voraus.

Ein Vater darf keine Vorliebe haben und kein Glied der Familie, die Gott ihm schenkt, auf Kosten der anderen bevorzugen; alle seine Kinder sind in gleicher Weise seine Kinder; allen ist er die nämliche aufmerksame Pflege schuldig. Ob sie verkrüppelt sind oder nicht, ob sie siech sind oder kräftig, jedes von ihnen ist ein anvertrautes Gut, über welches er demaleinst dem, aus dessen Hand er es empfängt, wird Rechenschaft ablegen müssen; und die

Ehe ist ein Vertrag, der nicht weniger mit der Natur als zwischen den Eheleuten abgeschlossen wird.

Wer sich aber nun freiwillig einer Pflicht unterzieht, welche ihm die Natur keineswegs auferlegt hat, muss sich vorher auch der Mittel, sie zu erfüllen, versichern, sonst macht er sich für die ungenügende und mangelhafte Erfüllung selbst verantwortlich. Wer sich mit der Sorge für einen schwächlichen und kränklichen Zögling belastet, vertauscht seinen Erzieherberuf mit dem Dienst eines Krankenwärters; er verliert seine Zeit damit, ein unnützes Leben zu pflegen, anstatt er sie einzig und allein der Aufgabe widmen sollte, den Wert eines Menschenlebens zu erhöhen. Er setzt sich selbst der Gefahr aus, dass ihm eines Tages eine trostlose Mutter den Tod ihres Sohnes, welchen er ihr lange Zeit künstlich erhalten hat, zum Vorwurf macht.

Ich würde gewiss nicht die Last der Erziehung eines kränklichen und durch und durch ungesunden Kindes auf mich nehmen, und sollte es auch sein Dasein bis zum höchsten Greisenalter fristen. Ich will nichts von einem Zögling wissen, der weder sich noch anderen Nutzen schaffen kann, der sein ausschließliches Augenmerk auf seine leibliche Erhaltung richtet, und dessen eigener Körper der Erziehung der Seele hinderlich in den Weg tritt. Durch die vergebliche Verschwendung meiner Sorgen an denselben würde ich nur den Verlust der Gesellschaft verdoppeln und ihr statt eines Menschen gleich zwei entziehen. Ich habe nichts dagegen, wenn sich statt meiner ein anderer mit diesem Schwächling befasst, und ich kann seinem Liebeswerk meine Billigung nicht versagen, allein mir ist diese Fähigkeit nicht gegeben: ich verstehe mich nicht darauf, jemanden leben zu lehren, der unaufhaltsam dem Tode zueilt.

Der Körper muss notwendigerweise Kraft besitzen, wenn er anders der Seele gehorchen soll; ein guter Diener muss stark sein. Ich weiß, dass die Unmäßigkeit die Leidenschaften weckt; auf die Länge schwächt sie auch den Körper; aber umgekehrt bringen auch Kasteiungen und Fasten durch entgegengesetzte Ursachen oft

dieselbe Wirkung hervor. Je schwächer der Körper ist, desto gebieterischer tritt er auf; je stärker er ist, desto gehorsamer ist er. Alle sinnlichen Leidenschaften wohnen in verweichlichten Körpern; je weniger dieselben sie zu befriedigen vermögen, desto mehr leiden sie unter ihren Einflüssen.

Ein kraftloser Körper schwächt auch die Seele. Daher entspringt die Herrschaft der Arzeneikunst, einer Kunst, welche den Menschen jedenfalls gefährlicher ist als alle Übel, die sie sich zu heilen rühmt. Ich meinesteils kenne wenigstens die Krankheit nicht, von welcher uns die Ärzte zu heilen vermögen; soviel aber weiß ich, dass sie die Schuld an den unheilvollsten Leiden tragen, welche die Menschheit beunruhigen, nämlich an der Feigheit, dem Kleinmut, der Leichtgläubigkeit und der Furcht vor dem Tode; während sie den Körper heilen, ertöten sie den Mut. Was kann es darauf ankommen, wenn sie doch nur wandelnden Leichnamen scheinbares Leben einhauchen? Menschen sind uns nötig, aber solche sieht man aus ihren Händen nicht hervorgehen.

Das Medizinieren ist unter uns Mode geworden, und das kann nicht anders sein. Es gehört zu dem Zeitvertreib geschäftsloser Müßiggänger, welche nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen und sie deshalb nur in der Sorge für ihre leibliche Erhaltung vergeuden. Hätten sie das Glück gehabt, als Unsterbliche in die Welt zu treten, so würden sie die elendesten Wesen sein. Ein Leben, dessen Verlust sie nie zu befürchten brauchten, würde ihnen wertlos erscheinen. Dergleichen Leute müssen durchaus Ärzte haben, die ihnen den Gefallen tun, sie in ewiger Todesfurcht zu erhalten, und die ihnen täglich das einzige Vergnügen, für das sie noch empfänglich sind, bereiten, das Vergnügen, noch nicht gestorben zu sein.

Es liegt nicht in meiner Absicht, mich hier weitläufig über die Richtigkeit der Arzeneikunst zu verbreiten. Mein Zweck ist nur, sie von der sittlichen Seite zu betrachten. Gleichwohl kann ich die Bemerkung nicht zurückhalten, dass sich die Menschen über ihren Nutzen genau denselben Trugschlüssen hingeben, wie über die

Erforschung der Wahrheit. Sie gehen beständig von der Voraussetzung aus, dass der Kranke, welcher sich in ärztlicher Behandlung befindet, auch Heilung erhält, und dass das Suchen nach der Wahrheit auch zum Finden führt. Sie wollen nicht begreifen, dass man den Vorteil einer Heilung, welche man wirklich einmal dem Arzt zu verdanken hat, gegen den Tod von hundert Kranken, welchen er auf dem Gewissen hat, und den Nutzen einer neuentdeckten Wahrheit gegen den offenbaren Schaden abwägen muss, welchen die sich stets gleichzeitig daran knüpfenden Irrtümer hervorrufen. Die Wissenschaft, welche unterrichtet, und die Arzneikunst, welche heilt, sind unzweifelhaft sehr nützlich; aber die Wissenschaft, die uns Täuschungen, und die Kunst, die den Tod herbeiführt, sind schädlich. Könnte man uns wenigstens den Nachweis führen, wie sie sich unterscheiden lassen. Das ist die Hauptschwierigkeit. Wenn wir nicht so begierig darauf wären, beständig neue Wahrheiten zu entdecken, so würden wir uns nicht so oft von der Lüge hinter das Licht führen lassen; wenn wir nicht darauf ausgingen, gegen die Natur Genesung zu suchen, so würden wir niemals unter den Händen des Arztes sterben. Jedenfalls würde es Klugheit verraten, in diesen beiden Punkten eine gewisse Entsagung zu beobachten; durch Unterwerfung unter die Gesetze der Natur würde man augenscheinlich gewinnen. Ich bestreite also keineswegs, dass nicht die Arzneikunst einzelnen Menschen vorteilhaft sein könne, aber das behaupte ich entschieden, dass sie dem menschlichen Geschlecht im allgemeinen unheilvoll ist.

Man wird mir, wie man ja nicht müde wird, unaufhörlich zu tun, den Einwand machen, dass die begangenen Fehler lediglich den einzelnen Ärzten zur Last gelegt werden müssen, dass indes die Arzneikunst an sich untrüglich sei. Ist dies in der Tat der Fall, dann nahe sie sich wenigstens den Kranken ohne Vermittlung eines besonderen Arztes, denn sobald sie zusammen erscheinen, werden

wir von den Irrtümern des Künstlers hundertmal mehr zu befürchten, als von seiner Kunst zu hoffen haben.<sup>22</sup>

Diese trügerische Kunst, die offenbar mehr gegen die Übel des Geistes als gegen die des Körpers gerichtet ist, schafft gegen die einen ebenso wenig Nutzen als gegen die anderen; sie heilt uns weniger von unseren Krankheiten, als dass sie uns vielmehr Schrecken vor denselben einflößt; sie hält den Tod weniger auf, als dass sie uns denselben im Gegenteil schon im voraus fühlen lässt; sie schwächt das Leben, anstatt es zu verlängern, und wenn sie es verlängerte, so würde selbst dies doch nur unserm Geschlecht zum Schaden gereichen, weil sie uns durch die stete Sorge für unser Wohl, zu der sie uns unablässig anspornt, der Gesellschaft entzieht, und durch die unaufhörliche Todesfurcht, in der sie uns erhält, uns von der Erfüllung unsrer Pflichten abhält. Die Kenntnis der Gefahren flößt uns Furcht vor denselben ein; wer sich für unverwundbar hielte, würde vor nichts Furcht empfinden. Indem der Dichter den Achill gegen die Gefahr waffnet, raubt er ihm das Verdienst der Tapferkeit; um denselben Preis wäre jeder andere an seiner Stelle ebenfalls ein Achill gewesen.

Nur an den Orten kann man Männer von wahren Mut antreffen, wo es keine Ärzte gibt, wo man nicht fortwährend über die Gefahr der Krankheiten grübelt und nur wenig an den Tod denkt. Im Naturzustand versteht der Mensch standhaft zu leiden und ruhig zu sterben. Erst die Ärzte mit ihren Rezepten, die Philosophen mit ihren Vorschriften, die Priester mit ihren Ermahnungen rauben ihm den Mut und lassen ihm keine Ruhe, bis er zu sterben verlernt.

---

<sup>22</sup> Bernardin de Saint Pierre erzählt in der Vorrede seines Werkes „Arcadien“, das Rousseau eines Tages zu ihm sagte: „Wenn ich eine neue Ausgabe meiner Werke veranstalten sollte, würde mein Urteil über die Ärzte mildern. Es gibt keinen Stand, welcher so gründliche Studien erfordert wie der ihrige. In jedem Lande werden sie zu den gelehrtesten und gebildetsten Männern gehören.“

Anm.  
des H.  
Petitain.

Entweder muss der Zögling, den man mir anvertraut, alle diese Leute entbehren können, oder ich weise ihn zurück. Ich will nicht, dass mir andere mein Werk verderben; entweder will ich ihn allein erziehen oder gar nichts mit ihm zu schaffen haben. Der gelehrte Locke, welcher sich eine lange Zeit dem Studium der Medizin gewidmet hatte, empfiehlt angelegentlich, den Kindern weder aus Vorsorge noch wegen leichter Unpässlichkeit Arznei zu geben. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter und erkläre hiermit, dass ich den Arzt, welchen ich meinetwegen sowieso niemals rufe, auch nie wegen meines Emils rufen werde, es müsste denn sein Leben in augenscheinlicher Gefahr schweben, denn dann kann er ihn schlimmstenfalls ja auch töten.

Ich weiß recht wohl, dass der Arzt nicht verfehlen wird, aus dieser scheinbaren Saumseligkeit Vorteil zu ziehen. Stirbt das Kind, nun, so hat man ihn zu spät gerufen; kommt es davon, so wird die Rettung sein Werk sein. Mag es sein: möge der Arzt einen Triumph feiern; aber vor allen Dingen werde er nur in der äußersten Gefahr gerufen.

Das Kind muss, weil es ja doch nicht versteht, sich selbst zu heilen, zunächst lernen krank zu sein; diese Kunst ersetzt die erstere und führt oft weit glücklichere Erfolge herbei, sie ist die Kunst der Natur. Ist das Tier krank, so leidet es still und verhält sich ruhig, und gleichwohl sieht man nicht mehr sieche und kraftlose Tiere als Menschen. Wie viel Leute hat Ungeduld, Furcht, Aufregung und vor allen Dingen die Arznei getötet, welche ihrer Krankheit sicher nicht erlegen wären, sondern durch die Zeit allein Heilung gefunden hätten. Man wird mir einwenden, dass die Tiere wegen ihrer naturgemäßerer Lebensweise auch weniger Leiden als wir unterworfen sein müssen. Sehr richtig, und darum will ich gerade diese Lebensweise meinem Zögling zur zweiten Natur machen; er wird den nämlichen Nutzen daraus ziehen.

Der einzige wirklich nützliche Teil der Arzneiwissenschaft ist die Gesundheitslehre; überdies ist sie weniger eine Wissenschaft als eine Tugend. Mäßigkeit und Arbeit sind die beiden wahren Ärzte

des Menschen: die Arbeit reizt den Appetit, und die Mäßigkeit verhindert dessen missbräuchliche Befriedigung.

Um mit Sicherheit festzustellen, welche Lebensweise dem Leben und der Gesundheit am meisten zusagt, braucht man nur zu erforschen, welche Lebensweise die Völker beobachten, welche am gesündesten und kräftigsten sind und es bis zum höchsten Alter bringen. Wenn sich durch die allgemeinen Beobachtungen nicht nachweisen lässt, dass die Ausübung der Arzneikunst dem Menschen eine festere Gesundheit und ein längeres Leben verleiht, so ist diese Kunst schon einfach infolge des Umstands, dass sie keinen Nutzen gewährt, schädlich, weil sie sich Zeit, Menschen und Dinge ohne allen Erfolg dienstbar macht. Nicht allein muss man die Zeit, welche man mit der leiblichen Erhaltung des Lebens verschwendet, die deshalb für den Genuss und die Abwendung desselben verloren ist, von der ganzen Lebensdauer in Abzug bringen, sondern sie ist sogar, da sie nur zu unserer Qual angewendet wird, noch schlimmer, als wenn sie gar nicht da gewesen wäre, sie ist geradezu negativ, und will man bei der Rechnung billig verfahren, so muss man sie eigentlich auch noch von unserem Lebensrest abziehen. Ein Mensch, der zehn Jahre der Ärzte nicht bedarf, lebt sowohl für sich als auch für andere länger als derjenige, der dreißig Jahre seines Lebens ihr Opfer ist. Da ich beide Zustände aus eigener Erfahrung kenne, so halte ich mich mehr als sonst irgend jemand für berechtigt, obigen Schluss daraus zu ziehen.

Das sind die Gründe, aus denen ich nur einen kräftigen und gesunden Zögling will, und die Grundsätze, durch deren Anwendung ich ihn so zu erhalten gedenke. Ich werde mich nicht dabei aufhalten, erst weitläufig den Nutzen der Handarbeiten und der körperlichen Übungen für die Kräftigung des Körpers, die Entwicklung des Charakters und die Gesundheit zu beweisen; niemand stellt ihn in Abrede; Beispiele eines langen Lebens finden sich fast nur bei solchen Menschen, die sich am meisten Bewegung

gemacht, am meisten Anstrengung und Arbeit ertragen haben.<sup>23</sup> Ebenso wenig werde ich mich umständlich auf Einzelheiten hinsichtlich der Sorgfalt einlassen, die ich einzig und allein auf diesen Gegenstand zu verwenden gedenke. Man wird sehen, dass dieselben von meiner Methode untrennbar sind, so dass man, hat man nur erst den Geist erfasst, keiner anderen Erklärung bedarf.

Gleichzeitig mit dem Leben beginnen die Bedürfnisse. Das neugeborene Kind muss eine Amme haben. Wenn die Mutter damit einverstanden ist, selbst ihre Pflicht zu erfüllen, desto besser, nur wird man ihr dann christliche Anleitung geben müssen, denn diesem Vorteil wird dadurch die Waage gehalten, dass er den Erzieher in etwas größerer Entfernung von seinem Zögling hält. Indes lässt sich annehmen, dass das Wohl des Kindes, sowie die Achtung vor demjenigen, dem sie ein so teures Gut anvertrauen will, die Mutter bewegen werden, den Rat des Lehrers zu beachten, und außerdem kann man mit Sicherheit voraussetzen, dass sie ihre gefassten Pläne auch besser als jede andere ausführen wird. Ist aber eine fremde Amme einmal nötig, so ist eine glückliche Wahl derselben die erste Hauptsache.

Zu den Unannehmlichkeiten, welchen reiche Leute ausgesetzt sind, gehört besonders der Umstand, dass sie bei allem betrogen werden. Darf man sich daher wundern, wenn sie eine schlechte Meinung von den Menschen haben? Der Reichtum verdirbt sie, und

---

<sup>23</sup> Ich kann nicht umhin, hierbei ein englischen Zeitschriften entlehntes Beispiel anzuführen, da es reichliche Gelegenheit darbietet, auf meinen Gegenstand bezügliche Betrachtungen anzustellen:

Ein Privatmann, namens Patrik Oneil, geboren 1647, verheiratete sich 1760 zum siebenten Male. Vom 17. Regierungsjahre Karl II. an diente er bis 1740, wo er verabschiedet wurde, unter den Dragonern, sowie sonst noch in verschiedenen anderen Truppenteilen. Er hat alle Feldzüge des Königs Wilhelm und des Herzog von Marlborough mitgemacht. Dieser Mann hat nie anderes als einfaches Bier getrunken; seine Nahrung bestand ausschließlich aus Vegetabilien und nur bei einigen Festmahlzeiten im Kreise seiner Familie hat er Fleisch gegessen. Er pflegt mit Sonnenaufgang aufzustehen und mit Sonnenuntergang zu Bett zu gehen, falls ihn seine Pflichten nicht daran hinderten. Gegenwärtig steht er in seinem 113. Lebensjahr, hört vortrefflich, befindet sich wohl und geht ohne Stock. Trotz seines hohen Alters ist er keinen Augenblick untätig, und jeden Sonntag geht er in Begleitung seiner Kinder, Enkel und Urenkel nach seiner Pfarrkirche.

als gerechte Vergeltung fühlen gerade sie zuerst die Unvollkommenheit des einzigen Werkzeugs, welches ihnen bekannt ist. Was sie nicht selbst tun, wird bei ihnen alles schlecht ausgeführt; leider tun sie fast nie etwas. Die Auswahl einer Amme überlässt man dem Geburtshelfer. Was ist die Folge davon? Dass stets die für die beste gilt, welche demselben den größten Vorteil zugewandt hat. Ich werde mir deshalb wegen Emils Amme bei keinem Geburtshelfer Rat einholen; ich werde mich der Mühe, sie auszusuchen, selbst unterziehen. Freilich werde ich vielleicht die Gründe, die mich zu meiner Wahl bestimmt haben, nicht so beredt wie ein Arzt entwickeln können, aber sicherlich kann ich mehr Treu und Glauben für mich beanspruchen, und mein Eifer wird mich weniger täuschen als seine Habsucht.

Um eine solche Wahl treffen zu können, braucht man sich keineswegs erst einen Schatz geheimnisvoller Kenntnisse angeeignet zu haben; die Regeln dazu sind bekannt; indes weiß ich nicht, ob man nicht dem Alter sowie der Beschaffenheit der Milch noch ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken sollte. Die junge Milch der Wöchnerin ist noch völlig wässerig; sie muss beinahe eine auflösende und abführende Kraft besitzen, um die Eingeweide des neugeborenen Kindes von dem letzten Rest zähen *meconium* zu reinigen. Nach und nach nimmt sie an Dichtigkeit zu und gibt dem Kinde, dessen Verdauungsvermögen schon stärker geworden ist, eine kräftige Nahrung. Gewiss verändert die Natur nicht ohne Ursache bei den Weibchen aller Tiergattungen die Dichtigkeit der Milch nach dem Alter des Säuglings.

Ein neugeborenes Kind müsste demnach auch eine erst vor kurzem entbundene Amme haben. Ich weiß nur zu wohl, welche Hindernisse dem entgegenstehen; weicht man aber einmal von der Ordnung der Natur ab, so stößt man überall auf Hindernisse, wenn man seine Sache gut machen will; der bequemste Ausweg bleibt immer, seine Sache schlecht zu machen, und den ergreift man auch gewöhnlich.

Eine Amme sollte an Geist und Körper gleich gesund sein; zügellose Leidenschaften können ihre Milch ebenso wie schlechte Säfte verderben. Übrigens fasst man, wenn man hierbei ausschließlich das Physische in Betracht zieht, den Gegenstand nur zur Hälfte ins Auge. Die Milch kann gut und die Amme gleichwohl schlecht sein; ein guter Charakter ist nicht weniger notwendig als eine gute Körperbeschaffenheit. Ich will zwar nicht behaupten, dass, wenn die Wahl auf eine lasterhafte Frau fällt, ihr Säugling ihre Last annehmen werde, aber soviel behaupte ich wenigstens, dass er darunter leiden werde. Soll sie ihm nicht außer der Milch, die sie ihm reicht, auch Pflege erweisen, welche Eifer, Geduld, Sanftmut und Reinlichkeit erfordert? Ist sie naschhaft, ist sie unmäßig, so wird sie binnen kurzem ihre Milch verdorben haben; ist sie nachlässig oder aufbrausend, wie wird es dann einem armen unglücklichen Wesen ergehen, dass ihrer Willkür völlig preisgegeben ist und sich weder verteidigen noch beschweren kann? Niemals werden die Schlechten etwas Gutes auszurichten imstande sein, was es auch immer sein möge.

Die Wahl der Amme ist um so wichtiger, als ihr Säugling keine andere Wärterin als sie haben soll, wie er auch keinen anderen Lehrer als seinen Erzieher haben soll. So erheischte es die Sitte bei den Alten, die weniger Worte machten und doch verständiger waren als wir. Nachdem die Ammen die Kinder ihres Geschlechts gesäugt hatten, verließen sie dieselben nie mehr. Das ist auch die Ursache, weshalb in ihren Theaterstücken die meisten Vertrauten Ammen sind. Es ist ja auch unmöglich, dass ein Kind, welches nach und nach durch so viele verschiedene Hände geht, gut erzogen werden kann. Bei jedem Wechsel stellt es im geheimen Vergleichen an, die stets darauf hinauslaufen, seine Achtung von seinen Erziehern und folglich auch ihre Autorität über dasselbe zu schwächen. Wenn sich erst einmal der Gedanke in ihm bildet, dass es Erwachsene gibt, die nicht mehr Vernunft haben als Kinder, so ist alles Ansehen des Alters sofort verloren und die Erziehung gescheitert. Ein Kind darf keine anderen Vorgesetzten als seinen Vater und seine Mutter kennen oder, in deren Stellvertretung, sein

Amme und seinen Erzieher, ja sogar diese zwei sind schon um eins zuviel. Leider ist aber diese Teilung unvermeidlich, und nur dadurch lässt sich diesem Übelstand einigermaßen abhelfen, dass die Personen beiderlei Geschlechts, welche das Kind erziehen, in bezug auf ihre verantwortliche Aufgabe so vollkommen übereinstimmen, dass sie in seinen Augen gleichsam nur ein einziges Ganze bilden.

Die Amme muss etwas bequemer leben, bedarf einer kräftigeren Kost, aber sie darf ihre Lebensweise nicht vollständig ändern, denn eine plötzliche und gänzliche Änderung ist stets, sogar dann, wenn sie etwas Besseres an die Stelle des Schlechteren setzen sollte, der Gesundheit nachteilig; da ihre bisherige Lebensweise ihr die Gesundheit erhalten oder gegeben und sie derselben ihre kräftige Konstitution zu verdanken hat, welchen Nutzen würde sie durch eine Änderung gewinnen?

Die Bäuerinnen essen weniger Fleisch und mehr Gemüse als die Städterinnen, und diese vegetabilische Kost scheint ihnen und ihren Kindern eher zuträglicher als schädlich zu sein. Erhalten sie nun aber städtische Säuglinge, so setzt man ihnen fortwährend Suppen vor, fest überzeugt, dass kräftige Fleischbrühen sie zu dem Ernährungsgeschäft geeigneter machen, und ihnen mehr Milch geben. Ich bin durchaus nicht dieser Meinung, und auf meiner Seite habe ich die Erfahrung, welche uns lehrt, dass die auf diese Weise ernährten Kinder weit mehr als andere von Leibschmerzen und Würmern zu leiden haben.

Das ist auch gar nicht zu verwundern, da die animalische Substanz bei eintretender Fäulnis von Würmern wimmelt, was bei der vegetabilischen nicht in gleicher Weise stattfindet. Obgleich sich die Milch im tierischen Körper erzeugt, ist sie doch eine vegetabilische Substanz.<sup>24</sup> Ihre Analyse weist dies nach; sie geht leicht in Säure über, und anstatt auch nur irgendeine Spur

---

<sup>24</sup> Die Frauen essen Brot, Gemüse, Milchspeisen: die Hündinnen und Katzen gehen derselben Nahrung nach; sogar die Wölfinnen grasen. Diese Nahrung gibt ihnen die vegetabilischen Säfte zu ihrer Milch. Es bleibt noch die Milch derjenigen Tierarten zu untersuchen übrig, welche einzig und allein auf Fleischnahrung angewiesen sind, falls es, was ich bezweifle, überhaupt solche gibt.

flüchtigen Laugensalzes zu liefern, wie es bei allen animalischen Substanzen der Fall ist, gibt sie vielmehr ein in hohem Grade neutrales Salz.

Die Milch der Grasfresser ist lieblicher und gesünder als die der Fleischfresser. Aus einer der ihrigen gleichartigen Substanz gewonnen, bewahrt sie ihre Natur besser und ist dem Verderben weniger ausgesetzt. Jedermann weiß, dass Mehlspeisen mehr Blut bilden als Fleischspeisen; also müssen sie auch mehr Milch geben. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Kind, welches man nicht zu frühzeitig entwöhnte und dann nur bei einfacher Pflanzenkost aufzog und dessen Amme sich ebenfalls mit Pflanzenkost begnügte, je an Würmern leiden sollte.

Es ist möglich, dass Pflanzenkost eine Milch gibt, die eher in Säure übergeht; aber ich bin gar weit davon entfernt, saure Milch für ein ungesundes Nahrungsmittel zu halten; ganze Völker, die nur darauf angewiesen sind, befinden sich sehr wohl dabei, und mit kommen alle diese Säure verzehrenden Mittel wie reine Scharlatanerie vor. Es gibt Naturen, welchen die Milch nicht zuträglich ist, und dann wird kein absorbierendes Mittel sie in ein denselben dienliches Nahrungsmittel verwandeln; andere vertragen sie ohne dergleichen Mittel. Man befürchtet von der dicken oder geronnenen Milch üble Folgen. Das ist eine Torheit, da es eine allbekannte Tatsache ist, dass die Milch immer im Magen gerinnt. Weil sie dabei ihren flüssigen Zustand verliert, wird sie gerade zur Ernährung der Kinder und der Jungen der Tiere erst recht geeignet; wenn sie nicht gerönne, würde sie durch den Körper, ohne ihn zu ernähren, hindurchgehen.<sup>25</sup> Umsonst verdünnt man die Milch auf tausenderlei Art, umsonst wendet man tausenderlei absorbierende Mittel an: wer Milch genießt, verdaut doch Käse; das ist eine Regel, von der es keine Ausnahme gibt. Der

---

<sup>25</sup> Obgleich sich die Säfte, die uns ernähren, in flüssigem Zustand befinden, so müssen sie doch erst aus festen Nahrungsmitteln herausgezogen werden. Ein Arbeiter, der ausschließlich, von Fleischsuppe leben würde, müsste bald zugrunde gehen. Weit besser könnte er sich mit Milch erhalten, weil dieselbe gerinnt.

Magen besitzt die Fähigkeit, die Milch gerinnen zu lassen, in so hohem Grade, dass man sich des Kälbermagens als Käselab bedient.

Ich halte deshalb dafür, dass man den Ammen keine andere Kost als ihre gewöhnliche zu geben braucht, und dass es vollkommen genügt, ihnen dieselbe reichlicher und schmackhafter zu bereiten. Es liegt nicht in der Natur der ohne Fleisch gekochten Speisen, dass sie erhitzen; lediglich ihre Zubereitung macht sie ungesund. Reformiert eure Küchenrezepte, verlangt nicht viel Gebackenes und Gebratenes; lasst weder Butter noch Salz noch Milch ans Feuer kommen; würzt die in Wasser gekochten Gemüse nicht eher, bis sie heiß auf den Tisch kommen. Ohne Fleisch zubereitete Speisen werden die Ammen nicht erhitzen, sondern ihr im Gegenteil reichliche und vortreffliche Milch geben.<sup>26</sup> Hat man die vegetabilische Kost einmal als die dem Kinde zuträgliche anerkannt, wie wäre es dann möglich, die Fleischkost für die der Amme angemessenste zu halten? Es läge ein schreiender Widerspruch darin.

In den ersten Lebensjahren übt vorzüglich die Luft einen entscheidenden Einfluss auf die Körperkonstitution des Kindes aus. Solange die Haut noch zart und weich ist, dringt dieselbe durch alle Poren und ist bei der Entwicklung der jungen im Wachstum begriffenen Körper von größter Wichtigkeit; sie hinterlässt an denselben Eindrücke, die sich nicht verwischen. Ich würde mich deshalb nicht dafür entscheiden, dass man eine Bäuerin ihrem Dorf entzöge, um sie in der Stadt in ein Zimmer zu sperren und das Kind im elterlichen Hause zu nähren; ich würde es für besser halten, das Kind die reine Landluft statt der verdorbenen Stadtluft einatmen zu lassen. Es muss den Stand seiner Pflegemutter annehmen, ihr ländliches Haus bewohnen, und sein Erzieher muss ihm dahin folgen. Der Leser wird sich dessen wohl noch erinnern, dass dieser

---

<sup>26</sup> Diejenigen, welche sich noch weiter mit den Vorteilen und Nachteilen der pythagoräischen Lebensweise bekannt zu machen wünschen, mögen sich in den Abhandlungen Rats erholen, welche die Doktoren Cocchi und sein Gegner Bianchi über diesen wichtigen Gegenstand veröffentlicht haben.

Erzieher sein Amt nicht um des Lohnes willen verrichtet; er ist der Freund des Vaters. Wenn sich nun aber ein solcher Freund nicht findet, wenn sich der Aufenthalt auf dem Lande nicht so leicht bewerkstelligen lässt, wenn alle diese Ratschläge sich als unausführbar erweisen, was in aller Welt, wird man mir entgegen, ist dann zu tun?

Ich habe euch schon gesagt, was ihr zu tun habt, dazu braucht es keines weiteren Rates. Die Menschen sind nicht dazu geschaffen, um wie in einem Ameisenhaufen zusammengepfert zu leben, sondern sollen die Erde füllen und bebauen. Je enger sie zusammenwohnen, desto mehr verderben sie sich. Körperliche Gebrechen sowie geistige Mängel sind die unfehlbare Folge jedes zu zahlreichen Zusammenlebens. Der Mensch ist unter allen lebenden Wesen dasjenige, welches am wenigsten herdenweise zu leben vermag. Menschen, die wie Schafe zusammengepfert wären, würden in kürzester Zeit zugrunde gehen. Der Odem des Menschen wirkt tödlich auf seinesgleichen; das ist im eigentlichen Sinn durchaus ebenso wahr wie im bildlichen.

Die Städte sind der Abgrund des menschlichen Geschlechts. Nach Verlauf weniger Menschenalter gehen die Stämme unter oder entarten; man muss sie wieder verjüngen, und stets ist es das Land, von dem diese Verjüngung ausgeht. Schickt deshalb eure Kinder ins Freie, damit sie sich sozusagen selbst verjüngen und inmitten der Fluren die Vollkraft wiedergewinnen, welche man in der ungesunden Luft übervölkerter Orte verliert. Schwangere Frauen, die sich auf dem Lande aufhalten, kehren zeitig in die Stadt zurück, um daselbst niederzukommen; sie sollten gerade das Gegenteil tun, die vor allen Dingen, welche ihre Kinder selbst zu stillen beabsichtigen. Sie würden es wenig bedauern, als sie vielleicht denken, und die Freuden, welche uns die treue Erfüllung der natürlichen Pflichten gewährt, würden ihnen während eines Aufenthalts, der unserem Geschlecht weit natürlicher ist, bald den Geschmack an leeren Vergnügungen benehmen, die diesen Pflichten zuwiderlaufen.

Unmittelbar nach erfolgter Geburt wäscht man das Kind mit lauem Wasser, dem man Wein beizumischen pflegt. Diese Beimischung von Wein erscheint mir gerade nicht nötig. Da die Natur selbst nichts Gegorenes hervorbringt, so lässt sich nicht gut annehmen, dass die Anwendung einer künstlichen Flüssigkeit für das Leben ihrer Geschöpfe von Wichtigkeit sei.

Aus demselben Grund ist die Vorsicht, lauwarmes Wasser anzuwenden, nicht unbedingt notwendig; und in der Tat baden nicht wenige Völker ihre neugeborenen Kinder ohne weiteres in den Flüssen oder im Meer; doch unsere Kinder, welche durch die Verweichlichung der Väter und der Mütter schon vor ihrer Geburt ebenfalls verweichlicht sind, bringen, wenn sie auf die Welt kommen, schon eine verderbte Körperkonstitution mit, so dass man sie nicht gleich all den Versuchungen und Experimenten, die ihre Wiederherstellung bezwecken, aussetzen darf. Nur stufenweise kann man sie zu ihrer ursprünglichen Lebenskraft zurückführen. Für den Anfang empfiehlt es sich deshalb, die bestehende Sitte beizubehalten und nur allmählich dieselbe aufzugeben. Häufiges Baden ist notwendig, ihre Unreinlichkeit liefert den Beweis. Durch bloßes Abwaschen und Abtrocknen kann man sie leicht verletzen; aber mit der zunehmenden Erstarkung der Kinder muss man nach und nach die Wärme des Wassers vermindern, bis man sie zuletzt Sommer und Winter mit kaltem, ja sogar mit eiskaltem Wasser baden darf. Das es, um ihre Gesundheit keiner Gefahr auszusetzen, von Wichtigkeit ist, dass diese Verminderung langsam, allmählich und unmerklich vor sich gehe, so kann sich zur genaueren Messung eines Thermometers bedienen.

Die Sitte des Bades darf nun, wenn sie einmal eingeführt ist, nie wieder unterbrochen werden, und es ist von äußerster Wichtigkeit, sie lebenslänglich beizubehalten. Ich schätze sie nicht allein vom Gesichtspunkt der Reinlichkeit und dem augenblicklichen Gesundheitszustand aus, sondern erblicke darin auch eine heilsame Vorsichtsmaßregel, um das Zellengewebe und das Muskelsystem geschmeidiger zu machen und sie dahin zu bringen, ohne Anstrengung und Gefahr jeden Temperaturwechsel zu ertragen. Zu

gleichen Zweck wünsche ich auch, dass man sich mit zunehmendem Alter nach und nach daran gewöhnte, abwechselnd bald in warmem Wasser von allen nur erträglichen Hitzegraden, bald in kaltem Wasser jegliche Temperatur zu baden. Auf diese Weise würde man, wenn man sich erst gewöhnt hätte, jeglichen Temperaturwechsel des Wassers zu ertragen, gegen den der Luft fast unempfindlich sein, da das Wasser, welches eine dichte Flüssigkeit als letztere ist, uns an viel mehr Punkten berührt und deshalb eine größere Wirkung auf uns ausübt.

Man dulde nicht, dass man dem Kind in dem Augenblicke, wo es von seiner natürlichen Hülle befreit wird und zu atmen beginnt, andere Hüllen gebe, die es noch mehr beengen. Keine Kinderhäubchen, keine Wickelbänder, keine Steckkissen! Gebraucht nichts weiter als lockere und breite Windeln, die dem Kinde den freien Gebrauch seiner Glieder gestatten und weder so schwer sind, es in seinen Bewegungen zu behindern, noch so warm, um die Einwirkungen der Luft von ihm abzuhalten.<sup>27</sup> Legt es in eine nicht zu enge, gut gepolsterte Wiege,<sup>28</sup> wo es sich bequem und gefahrlos bewegen kann. Beginnt es dann kräftiger zu werden, so lasst es im Zimmer umherkriechen; lasst es seine kleinen Glieder dehnen und strecken, und ihr werdet sehen, wie sie sich von Tag zu Tage kräftiger entwickeln. Wenn ihr dann mit einem wohleingewinkelten Kinde desselben Alters vergleicht, werdet ihr über die Verschiedenheit Fortschritte erstaunt sein.<sup>29</sup>

---

<sup>27</sup> Man erstickt die Kinder in den Städten dadurch, dass man sie eingesperrt hält und warm anzieht. Diejenigen, welchen ihre erste Leitung anvertraut ist, sollten doch wissen, dass die kalte Luft ihnen nicht schädlich ist, sondern sie im Gegenteil stärkt, und dass die warme Luft sie schwächt, sie in fieberhaften Zustand versetzt und geradezu tötet.

<sup>28</sup> Ich bediene mich des Ausdrucks „Wiege“, um anstatt eines anderen ein allgemein übliches Wort zu gebrauchen; denn was die Sache selbst anlangt, bin ich vollkommen überzeugt, dass es ganz unnötig ist, die Kinder zu wiegen, und dass ihnen diese Sitte sogar nachteilig ist.

<sup>29</sup> „Die alten Peruaner bedienten sich eines sehr breiten Steckkissens und ließen den Kindern in demselben die Arme frei; sobald sie aber demselben entwachsen waren, so legten die Eltern sie frei in eine mit Decken ausgelegte Grube in der Erde, in welche sie bis zu den Hüften hinabreichten. Auf diese Weise hatten sie die Arme frei und konnten nach Belieben ihren Kopf bewegen und ihren Körper

Man muss sich dabei natürlich auf den entschiedensten Widerspruch seitens der Ammen gefasst machen, denen ein fest eingepacktes Kind bedeutend weniger Mühe macht als eines, das eine unaufhörliche Überwachung erheischt. Außerdem wird Verunreinigung desselben bei einem offenen Kleidchen in die Augen fallender, und die Amme muss sich deshalb öfter der Mühe unterziehen, das Kind zu reinigen. Endlich wird auch noch die bestehende Sitte vorgeschützt, ein Grund, der in gewissen Ländern in den Augen aller Volksklassen völlig unwiderlegbar scheint.

Die Ammen muss man nicht mit Vernunftgründen zu widerlegen suchen; gebt bestimmten Befehl, überwacht die Ausführung und lasst kein Mittel unversucht, durch welches die wirkliche Beobachtung der von euch vorgeschriebenen Wartung und Pflege erleichtert werden kann. Warum sollte man dieselbe nicht teilen? Bei der herkömmlichen Erziehungsweise, bei der man lediglich das Physische berücksichtigt, erscheint, wenn nur das Kind bleibt und nicht dahinsiecht, alles übrige von geringer Bedeutung; allein hier, wo die Erziehung mit dem Eintritt in das Leben beginnt, ist das Kind schon von Geburt an Schüler, zwar nicht des Erziehers, aber der Natur. Die Aufgabe des sogenannten Erziehers besteht nur in einem ununterbrochenen Studium dieser ersten und

---

drehen, ohne zu fallen und ohne sich zu beschädigen. Sobald sie imstande waren, einen Schritt zu tun, bot man ihnen in einiger Entfernung die Brust, um sie durch dieses Lockmittel zum Gehen zu bewegen. Die kleinen Neger befinden sich bisweilen, wenn sie die Brust nehmen wollen, in einer noch viel beschwerlicheren Stellung. Sie umklammern nämlich eine der Hüften ihrer Mutter mit ihren Knien und Füßen und schmiegen sich so fest an, dass sie sich ohne Hilfe der Mutter in dieser Lage erhalten. Sie ergreifen die Brust mit ihren Händen und saugen beständig, ohne sich, trotz der verschiedenen Bewegungen der Mutter, die inzwischen ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet, stören zu lassen und ohne zu fallen. Diese Kinder beginnen schon vom zweiten Monat an zu laufen, oder vielmehr auf Knien und Händen zu rutschen. Diese Übung verleiht ihnen für die Zukunft die Gewandtheit, in dieser Stellung sich fast ebenso schnell wie auf ihren eigenen Füßen fortzubewegen.“ Buffon, Allgem. Naturgesch. IV, S. 192. Diesen Beispielen hätte Buffon noch das hinzufügen können, welches uns jetzt England liefert, wo die lächerliche und barbarische Sitte des Einwindeln von Tag zu Tage mehr außer Gebrauch kommt. Man vergleiche auch Loubères Reise nach Siam, le Beaus Reise nach Kanada, etc. Ich könnte zwanzig Seiten mit Zitaten anfüllen, wenn es noch der Bestätigung durch Tatsachen bedürfte.

wichtigsten Lehrmeisterin, und in der unausgesetzten Bemühung, alles aus dem Wege zu räumen, wodurch die Wirksamkeit derselben vereitelt werden könnte. Er überwacht den Säugling, er beobachtet ihn, er lässt ihn nicht aus den Augen; er sucht mit gespannter Wachsamkeit den ersten schwachen Schimmer der aufdämmernden Vernunft zu erspähen, wie die Mohammedaner beim Herannahen des ersten Viertels den Augenblick des Mondaufganges zu erspähen suchen.

Wir werden zwar mit der Fähigkeit zu lernen, aber ohne irgend ein Wissen, ohne irgendeine Kenntnis geboren. Die an unvollkommene und erst halbfertige Organe gebundene Seele besitzt noch nicht einmal das Bewusstsein ihrer eigenen Existenz. Die Bewegung und das Geschrei des neugeborenen Kindes sind rein mechanische Wirkungen, ohne Bewusstsein und freien Willen.

Nehmen wir einmal an, dass ein Kind bei seiner Geburt die Größe und Kraft eines erwachsenen Menschen besäße, dass es sozusagen völlig ausgerüstet aus dem Schoße seiner Mutter, wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, hervorginge: nun, ein solches Mannkind würde ein Bild vollkommener Geistesschwäche, ein Automat, eine unbewegliche und fast unempfindliche Natur sein. Es würde nichts sehen, nichts hören, niemanden erkennen, ja es würde nicht einmal die Fähigkeit besitzen, die Augen dahin zu richten, wohin es blicken sollte. Es würde nicht allein keinen Gegenstand außer sich gewahren, sondern auch nicht imstande sein, ihn auf dem Sinnesorgan wirken zu lassen, welches die Wahrnehmung allein zu vermitteln vermag. Die Farben würden sich in seinen Augen, die Töne in seinen Ohren nicht unterscheiden lassen, die Berührung fremder Körper würde es nicht empfinden, es würde nicht einmal ein Bewusstsein davon haben, dass es selbst einen Körper besitzt; das Tastgefühl seiner Hände würde sich allein in seinem Gehirn wahrnehmen lassen; alle seine Empfindungen würden sich in einem einzigen Punkte vereinigen; es würde sich seine Existenz nur in einer ganz allgemeinen Empfindungsfähigkeit (*sensorium*) äußern, es würde nur eine einzige Vorstellung, die des eigenen Ich, besitzen, auf welche es alle seine Empfindungen

bezöge, und diese Vorstellung, oder vielmehr dieses dunkle Gefühl, würde es einzig und allein von einem gewöhnlichen Kinde unterscheiden.

Ein solcher körperlich ganz ausgebildeter Mensch würde sich trotzdem nicht einmal auf seinen Füßen aufzurichten vermögen; lange Zeit würde er gebrauchen, ehe er nur lernte, sich im Gleichgewicht zu erhalten; vielleicht würde er nicht einmal den Versuch machen, und man könnte das Schauspiel genießen, diesen großen starken und vierschrötigen Körper wie einen Stein auf seinem Platz liegenbleiben oder gleich einem Hund kriechen und rutschen zu sehen.

In unbehaglicher Weise würden sich die Bedürfnisse bei ihm regen, ohne dass er sie noch kannte und ohne dass er ein Mittel zu ihrer Befriedigung ausfindig zu machen vermöchte. Es gibt keine unmittelbare Kommunikation zwischen den Muskeln des Magens und denen der Arme und Beine, welche ihn, selbst wenn er von Nahrungsmitteln umgeben wäre, dazu bewegen könnte, auch nur einen Schritt zu tun, um sich ihnen zu nähern, oder auch nur die Hand auszustrecken, um sie zu ergreifen, und da sein Körper dem Wachstum nicht mehr unterworfen, sein Glieder bereits völlig entwickelt wären, und da er folglich weder die Unruhe der Kinder besäße, noch sich gleich diesen in fortwährender Bewegung befände, so würde er Hungers sterben können, bevor er sich bewegen ließe, sich selbst nach seiner Nahrung umzusehen. Wie geringe Untersuchungen man auch bisher über den Gang und den stufenmäßigen Fortschritt unserer Erkenntnis angestellt hat, so lässt sich doch das wenigstens nicht in Abrede stellen, dass dieser primitive Zustand der Unwissenheit und Stumpfsinnigkeit des Menschen naturgemäß ist, bis er durch die Erfahrung oder durch seine Mitmenschen etwas gelernt hat.

Man kennt also den Anfangspunkt oder man kann ihn wenigstens kennen, von dem ein jeder von uns auszugehen hat, um nach und nach das gewöhnliche Maß der geistigen Entwicklung zu erreichen; aber wer mag anzugeben, wo derselben Grenzen

gesetzt sind? Jeder macht größere oder geringere Fortschritte je nach seinen natürlichen Anlagen, seinem Geschmack, seinen Bedürfnissen, seinem Talent, seinem Eifer und der Gelegenheit, die sich ihm darbietet, sich weiter auszubilden. Mir ist kein Philosoph bekannt, der so vermessen gewesen wäre, die Behauptung aufzustellen: das ist die Grenze, welche der Mensch erreichen kann, aber nimmermehr zu überschreiten vermag. Wir wissen nicht, bis zu welcher Höhe uns unsere Natur emporzusteigen gestattet; niemand von uns hat den Abstand gemessen, der sich möglicherweise zwischen diesem und jenem Menschen auffinden lässt. Wer hegte wohl eine so niedrige Gesinnung, dass ihn dieser Gedanke nie erwärmte und der nicht bisweilen mit Stolz zu sich selber sagte: Wie viele habe ich bereits übertroffen, wie viele werde ich noch einholen! Warum sollte einer meinesgleichen nicht weiterkommen als ich?

Ich wiederhole es: die Erziehung des Menschen beginnt von dem Augenblick seiner Geburt an; bevor er noch sprechen kann, bevor sein Verständnis geweckt ist, unterrichtet er sich schon durch die Erfahrung. Letztere geht dem eigentlichen Unterrichte voraus. Viel hat schon das Kind mit dem Augenblick gewonnen, wo es seine Amme erkennt. Man würde über die Kenntnisse selbst des ungebildetsten Menschen in Erstaunen geraten, wenn man seine Fortschritte von dem Augenblick seiner Geburt an bis zu dem gerade erreichten Lebensabschnitte verfolgen wollte. Teilte man das ganze menschliche Wissen in zwei Teile, deren einer die allen Menschen gemeinsamen Kenntnisse, der andere das Wissen umfasst, welches sich allein die Gelehrten anzueignen vermögen, so würde letzterer im Vergleich mit dem ersteren äußerst beschränkt sein. Leider aber pflegen wir die gemeinsamen Errungenschaften kaum zu beachten, weil wir sie unbewusst und sogar noch vor Eintritt in das Alter machen, in welchem sich die Vernunft allmählich entwickelt, weil sich überhaupt das Wissen nur durch die gar sehr verschiedenen Stufen desselben bemerkbar macht, und weil, genau wie in den algebraischen Gleichungen, die

gemeinschaftlichen Größen sich gegenseitig aufheben und deshalb keine Geltung haben.

Selbst bei den Tieren lassen sich große Fortschritte wahrnehmen. Sie haben Sinne und müssen sie erst gebrauchen lernen; sie haben Bedürfnisse und müssen dieselben befriedigen lernen; sie müssen fressen, laufen, fliegen lernen. Die vierfüßigen Tiere, die sich von Geburt an auf ihren Füßen halten, können trotzdem noch nicht laufen. Ihre ersten Schritte zeigen, wie unsichere Versuche es sind. Vögel, die ihren Käfigen entronnen sind, können nicht fliegen, weil sie noch nie geflogen. Alles ist für beseelte und empfängliche Wesen Unterricht. Wenn die Pflanzen eine fortschreitende Bewegung hätten, so müssten sie auch Sinne haben und sich Kenntnisse erwerben, sonst würden die Gattungen bald zugrunde gehen.

Die ersten Eindrücke, welche die Kinder erhalten, sind ausschließlich äußerlicher Natur. Nur für angenehme und für schmerzliche Empfindungen sind sie empfänglich. Da sie weder zu gehen noch etwas zu ergreifen vermögen, so gehört viel Zeit dazu, ehe sie sich allmählich die Begriffe bilden, welche ihnen die Gegenstände außer ihnen in ihrer wahren Gestalt zeigen. Während sich aber diese Gegenstände für sie mehr und mehr erweitern, sich, da das Kind die Entfernungen unterscheiden lernt, sozusagen mehr und mehr von ihren Augen entfernen und bestimmte Dimensionen und Gestalten annehmen, unterwirft die fortwährende Wiederkehr derselben äußeren Eindrücke dieser Macht der Gewohnheit. Man sieht, wie sie ihre Augen unaufhörlich dem Lichte zuwenden, und wie dieselben, wenn es von der Seite kommt, unbewusst diese Richtung annehmen, so dass man ihr Gesicht beständig nach dem Lichte kehren muss, damit sie nicht schielen lernen. Auch muss man sie von früh auf an die Finsternis gewöhnen, sonst weinen und schreien sie, sobald sie sich im Dunkeln befinden. Eine zu genaue Regelung der Nahrung und des Schlafes macht ihnen beides nach Ablauf der gewohnten Zwischenzeiten zu einem Bedürfnis, und bald entspringt das Verlangen danach nicht mehr dem Bedürfnis, sondern der Gewohnheit, oder vielmehr fügt die Gewohnheit dem

natürlichen Bedürfnis ein neues hinzu, und diesem Übelstand muss man vorbeugen.

Keine Gewohnheit zu haben muss des Kindes einzige Gewohnheit sein. Man trage es sowohl auf dem einen wie auf dem anderen Arm, man gewöhne es nicht daran, eine Hand lieber als die andere zu geben oder sich derselben öfter zu bedienen, zu bestimmten Stunden zu essen, zu schlafen, zu wachen, oder weder bei Tage noch bei Nacht allein zu bleiben. Schon von frühe auf muss man es für die dereinstige selbständige Benutzung seiner Freiheit und Anwendung seiner Kräfte dadurch vorbereiten, dass man dem Körper seine natürliche Gewohnheit lässt, es in den Stand setzt, stets Herr seiner selbst zu sein und seinen Willen, sobald es erst einen haben wird, überall zur Ausführung zu bringen.

Sobald das Kind die Gegenstände zu unterscheiden beginnt, ist es von Wichtigkeit, unter denen, welche man ihm zeigen will, eine sorgfältige Auswahl zu treffen. Alle neuen Gegenstände interessieren natürlicherweise den Menschen. Er fühlt sich so schwach, dass er alles Unbekannte fürchtet. Die Gewohnheit, neue Gegenstände zu sehen, ohne sich davon unangenehm berührt zu fühlen, zerstört diese Furcht. Die Kinder, welche in sauberen Häusern, in denen man keine Spinnen leidet, aufgezogen sind, fürchten sich vor den Spinnen, und diese Furcht bleibt ihnen oft, wenn sie erwachsen sind. Niemals habe ich jedoch Bauern oder Bäuerinnen gesehen, welche sich von Spinnen gefürchtet hätten.

Warum sollte also die Erziehung eines Kindes nicht beginnen, bevor es zu sprechen und zu begreifen imstande ist, zumal da schon die Auswahl der Gegenstände, die man demselben zeigt, geeignet ist, es furchtsam oder beherzt zu machen? Mein Wunsch ist, dass man es an den Anblick neuer Gegenstände, hässlicher, widerlicher, auffallender Tiere gewöhne, freilich nur nach, erst von weitem, bis es sich daran gewöhnt hat, und es endlich wagt, wenn es gesehen hat, wie andere sie berühren, sie selbst anzufassen. Wenn es in seiner Kindheit den Anblick von Kröten, Schlangen, Krebsen ohne Entsetzen zu ertragen vermocht, dann wird es auch,

wenn es erwachsen ist, jedwedes Tier ohne Grauen ansehen können. Wer täglich schreckenerregende Gestalten vor Augen hat, für den verlieren sie alles Grauen.

Alle Kinder fürchten sich vor Masken. Zuerst werde ich Emil eine Maske zeigen, die ein freundliches und hübsches Gesicht darstellt. Darauf muss jemand dieselbe in seiner Gegenwart vor das Gesicht nehmen; ich fange zu lachen an, alle lachen und das Kind fällt endlich in das Gelächter der übrigen ein. Nach und nach gewöhne ich es an weniger freundliche Züge der Masken und endlich an geradezu abstoßende Gesichter. Habe ich dabei die rechte Stufenfolge innegehalten, so wird das Kind so weit davon entfernt sein, sich von diesen zu entsetzen, dass es vielmehr über sie ebenso sehr wie über die erste Maske lachen wird. Dann brauche ich nicht mehr zu befürchten, dass man ihm durch Masken Furcht einzujagen vermag.

Homer erzählt, dass bei Hektors Abschied von der Andromache der kleine Astyanax vor dem flatternden Federbusch auf dem Helm seines Vaters erschrocken sei, denselben nicht erkannt und sich schreiend an die Brust seiner Amme geschmiegt habe, was seiner Mutter ein mit Tränen vermisches Lächeln entlockt hätte. Was lässt sich nun tun, um ein Kind vor solchem Schreck zu bewahren? Genau dasselbe, was Hektor tat, der den Helm auf die Erde stellte und nun erst das Kind liebte. In einem ruhigen Augenblick dürfte man es nicht dabei bewenden lassen: man müsste sich dem Helme nähern, man müsste mit den Federn spielen, man müsste das Kind dazu bewegen, selbst sie anzufassen. Endlich müsste die Amme den Helm nehmen und ihn sich lachend auf den Kopf setzen, wenn es überhaupt die Hand einer Frau wagen dürfte, irgendein Stück von Hektors Kriegsrüstung zu berühren.

Beabsichtige ich Emil an den Knall der Feuegewehre zu gewöhnen, so brenne ich zuerst das Zündpulver in der Pfanne einer Pistole ab. Diese plötzlich auflodernde und schnell wieder verlöschende Flamme, diese blitzartige Erscheinung ergötzt ihn. Ich

wiederhole dasselbe Experiment unter Anwendung einer größeren Pulvermenge, nach und nach lade ich die Pistole ganz regelrecht mit alleiniger Fortlassung des Pfropfens, darauf lade ich sie stärker, und schließlich gewöhne ich ihn an Flinten-, Büchsen- und Kanonenschüsse, ja an die furchtbarsten Detonationen.

Ich habe die Bemerkung gemacht, dass sich die Kinder selten vor dem Donner fürchten, vorausgesetzt, dass die Schläge nicht zu heftig sind und dem Ohr nicht wirklich wehe tun. Diese Furcht bildet sich in ihnen erst dann, wenn sie eingesehen haben, dass der dem Donner vorausgehende Blitz Schaden anrichtet oder sogar hin und wieder tötet. Wenn ihr merkt, dass ihnen die gewonnene Einsicht Furcht erweckt, so gebt euch Mühe, sie durch Gewohnheit wieder zu beruhigen. Durch eine allmähliche und behutsame Steigerung kann man einem Erwachsenen wie einem Kind eine sich nie verleugnende Unerschrockenheit einflößen.

Während der ersten Lebensstufe, wo Gedächtnis und Einbildungskraft noch völlig ruhen, ist das Kind nur auf das aufmerksam, was unmittelbar auf seine Sinne wirkt. Da seine Sinneseindrücke nun das erste Material seiner Kenntnisse ausmachen, so muss man es sich angelegen sein lassen, ihm dieselben in einer zweckentsprechenden Reihenfolge darzubieten, denn dadurch bereiten wir sein Gedächtnis vor, sie dereinst seinem Verstand in derselben Reihenfolge zu übergeben. Weil es nun aber eben auf seine Sinneseindrücke aufmerksam ist, so genügt es für den Anfang, ihm deren Zusammenhang mit den Gegenständen, welche sie verursachen, recht anschaulich nachzuweisen. Es will alles berühren, alles betasten; widersetzt euch dieser Unruhe nicht; es verdankt ihr höchst notwendige Kenntnisse. Auf diese Weise lernt es die Wärme und Kälte, die Härte und Weichheit, die Schwere und Leichtigkeit der Körper kennen, lernt sich über ihre Größe, ihre Gestalt und ihre wahrnehmbaren Eigenschaften ein Urteil bilden, indem es diese anschaut, betastet, behorcht,<sup>30</sup> vor allen Dingen

---

<sup>30</sup> Unter allen Sinnen entwickelt sich bei den Kindern der des Geruchs am spätesten. Bis zum Alter von zwei oder drei Jahren scheinen sie gegen angenehme wie unangenehme Gerüche gleich unempfindlich zu sein. In dieser

aber die Wahrnehmung seines Gesichtssinnes mit denen seines Tastsinnes vergleicht und sich gewöhnt, mit dem Auge schon im Voraus die Wirkung abzuschätzen, welche sie auf seine Finger ausüben müssten.

Nur durch die Bewegung lernen wir, dass es außer uns noch andere Dinge gibt, während wir wieder nur durch unsere eigene Bewegung die Vorstellung des Raumes gewinnen. Weil dem Kinde diese Vorstellung noch fehlt, so streckt es nach allen Dingen, die es ergreifen will, mögen dieselben so nahe sein, dass es sie fast berührt, oder sich in einer Entfernung von hundert Schritten befinden, ohne Unterschied die Hand aus. Die Mühe, welche es sich dabei gibt, erscheint euch vielleicht als ein Zeichen der Herrschsucht, als ein Befehl an den Gegenstand, sich zu nähern, oder an euch, ihm denselben herbeizubringen, und gleichwohl liegen ihm solche Gedanken ganz fern; die Ursache liegt lediglich in dem Umstand, dass es die nämlichen Gegenstände, welche es zuerst in seinem Gehirn, darauf vor seinen Augen sah, jetzt in Armeslänge vor sich erblickt und dass es sich nur die räumliche Ausdehnung vorzustellen vermag, von der es sich durch seinen Tastsinn überzeugen kann. Lasst es deshalb recht oft umhertragen und von einem Platz zum anderen bringen und sorgt vor allem dafür, dass es auch Ortsveränderung wahrnehme, damit es dadurch die Entfernungen beurteilen lerne. Sobald es jedoch diese richtig zu schätzen beginnt, müsst ihr die Methode ändern und es nicht mehr nach seinem, sondern nur nach eurem eigenen Gefallen umhertragen, denn sobald es keinen Sinnestäuschungen mehr unterliegt, lässt es sich auch von anderen Beweggründen leiten. Die Veränderung ist so bemerkenswert, dass sie eine weitläufige Erläuterung erfordert.

Das Unbehagen, welches die sich einstellenden Bedürfnisse erregen, äußert sich, sobald sich zu ihrer Befriedigung fremde Hilfe nötig macht, in gewissen Zeichen. Daher rührt das Schreien der

---

Hinsicht besitzen sie die Indifferenz oder vielmehr die Unempfindlichkeit, welche man bei verschiedenen Tieren bemerkt.

Kinder; sie weinen viel und das muss so sein. Alle Eindrücke rufen bestimmte Erregungen hervor; sind dieselben angenehmer Natur, so erfreuen sich ihrer die Kinder stillschweigend, sind sie dagegen schmerzlicher Natur, so geben sie es in ihrer Sprache zu erkennen und verlangen Linderung. Solange sie wach sind können sie deshalb in keinem indifferenten Zustand verharren; entweder schlafen sie oder sind gewissen Erregungen unterworfen.

Alle unsere Sprachen sind künstlich entstanden. Man hat weitläufige Untersuchungen angestellt, ob es eine natürliche und allen Menschen gemeinsame Sprache gebe. Unzweifelhaft gibt es eine solche, nämlich die, welche die Kinder sprechen, ehe sie reden können. Diese Sprache ist zwar unartikulierte, aber trotzdem akzentuiert, klangvoll, leicht verständlich. Die Gewöhnung an die übliche Sprache der Erwachsenen hat sie uns bis zu dem Grade vernachlässigen lassen, dass wir sie völlig vergessen haben. Durch ein sorgfältiges Studium der Kinder werden wir sie ihnen bald wieder ablernen. Die Ammen können uns als Lehrerinnen dieser Sprache dienen; sie verstehen alles, was ihre Säuglinge ihnen sagen, sie antworten ihnen und halten die lebhaftesten und zusammenhängendsten Zwiegespräche mit ihnen. Obwohl sie dabei Worte aussprechen, tragen dieselben zum Verständnis doch nicht das geringste bei, denn nicht den Sinn der Worte fassen die Kinder auf, sondern den Ton und Ausdruck, mit dem sie ausgesprochen werden.

Zu der Sprache der Stimme gesellt sich nicht weniger ausdrucksvoll Gebärdensprache. Letztere wird nicht von den kraftlosen Händen der Kinder vermittelt, sondern steht leserlich auf ihren Gesichtszügen geschrieben. Es ist wunderbar, eines wie großen Ausdrucks schon diese wenig entwickelten Physiognomien fähig sind; jeden Augenblick verändern sich ihre Züge mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Blitzartig sieht man Lächeln, Verlangen, Schrecken auf ihnen entstehen und wieder verschwinden; jedes Mal glaubt man ein anderes Gesicht zu sehen. Unstreitig haben sie beweglichere Gesichtsmuskeln als wir, während dafür ihre glanzlosen Augen fast ausdruckslos sind. In

einem Alter, wo man nur leibliche Bedürfnisse hat, kann es aber nur derartige Zeichen geben. Die äußeren Eindrücke spiegeln sich auf den Gesichtszügen, das Seelenleben in den Augen ab.

Da Not und Schwäche den ersten Zustand des Menschen kennzeichnen, so sind seine ersten Laute auch Klagetöne und Weinen. Das Kind fühlt seine Bedürfnisse und kann sie nicht befriedigen; es ruft durch sein Geschrei fremde Hilfe herbei. Wenn es hungert oder durstet, so weint es; wenn es an Kälte oder Hitze leidet, vergießt es ebenfalls Tränen; wenn es sich nach Bewegung sehnt und man es ruhig liegen lässt, müssen Tränen seinen Wunsch zu erkennen geben; wenn es schlafen will und man es in fortwährender Bewegung erhält, redet es wieder durch Tränen zu uns. Je weniger es sich selbst zu helfen weiß, desto unruhiger ist es. Es hat nur eine einzige Ausdrucksweise, weil es sozusagen nur eine einzige Art des Unbehagens kennt; bei der Unvollkommenheit seiner Organe vermag es die verschiedenen auf sie ausgeübten Eindrücke nicht zu unterscheiden. Alle Leiden bereiten ihm nur eine einzige Empfindung, die des Schmerzes.

Aus diesen Tränen, die man für so wenig der Beachtung halten möchte, entsteht die erste Beziehung des Menschen zu seiner ganzen Umgebung. Hierdurch wird das erste Glied dieser langen Kette geschmiedet, aus der die soziale Ordnung gebildet wird.

Wenn das Kind weint, so leidet es; es fühlt irgendein Bedürfnis, welches es nicht zu befriedigen vermag. Man sieht nach, man sucht zu entdecken, was ihm fehlt, man findet die Ursache, man entfernt sie. Wenn man sie aber nicht findet oder nicht zu entfernen vermag, so hält das Weinen an. Da dies lästig ist, so liebkost man das Kind, um es allmählich zu beruhigen und einzuschläfern; will dies aber nicht gelingen, und das Weinen hört nicht auf, so verliert man endlich die Geduld und versucht es mit Drohungen, ja rohe Ammen schlagen selbst das Kind bisweilen. Fürwahr eine sonderbare Erziehungsmethode bei seinem Eintritt ins Leben!

Nie in meinem Leben werde ich vergessen, wie ich einmal Augenzeuge gewesen bin, als eine Amme einen dieser

unbequemem Schreihälse auf diese Weise misshandelte. Er schwieg sofort, weshalb ich ihn für eingeschüchtert hielt. Das wird einst, sagte ich mir, eine knechtische Seele werden, von der man alles nur durch Strenge wird erreichen können. Aber ich hatte mich getäuscht; das unglückliche Kind drohte vor Zorn zu ersticken, der Atem war ihm ausgegangen, ich sah wie es immer röter wurde. Einen Augenblick darauf brach es in ein durchdringendes Geschrei aus. Alle Zeichen des Unwillens, der Wut, der Verzweiflung dieses Alters gaben sich in diesen Tönen zu erkennen. Ich befürchte, dass es bei dieser heftigen Aufregung den Geist aufgeben würde. Hätte ich sonst daran gezweifelt, dass das Gefühl für Recht und Unrecht dem Menschen angeboren wäre, dieses einzige Beispiel würde mich eines Besseren belehrt haben. Ich bin völlig überzeugt, dass diesem Kinde ein glühender Feuerbrand, welcher ihm zufällig auf die Hand gefallen wäre, weniger Schmerzen verursacht hätte, als dieser nur ganz leichte, aber in der unverkennbaren Absicht, es empfindlich zu strafen, gegebene Schlag.

Diese Neigung der Kinder zur plötzlichen Aufwallung, zum Ärger und zum Zorn erheischt die äußerste Schonung. Boerhave stellt die Behauptung auf, dass die Kinderkrankheiten größtenteils krampfartiger Natur sind, weil das Nervensystem der Kinder, da es verhältnismäßig ausgedehnter und der Kopf größer und dicker als bei den Erwachsenen ist, auch eine größere Reizbarkeit besitzt. Mit der größten Sorgfalt muss man deshalb alle Dienstboten von ihnen fernhalten, welche sie reizen, erzürnen und ungeduldig machen; sie sind ihnen hundertmal schädlicher und unheilvoller als die nachteiligen Einwirkungen der Witterung und der Jahreszeiten. Solange die Kinder nur an den Dingen und niemals an den Launen ihrer Umgebung Widerstand finden, solange werden sie weder eigensinnig noch zornig werden und sich einer dauerhaften Gesundheit erfreuen. Darin liegt auch eine der Ursachen, weshalb die Kinder der niederen Volksklassen, die von Geburt in größerer Freiheit und Unabhängigkeit aufgezogen werden, im allgemeinen weniger schwächlich, weniger weichlich, sondern im Gegenteil kräftiger als diejenigen sind, welche man dadurch, dass man ihrem

eigenen Willen beständig entgegentritt, angeblich besser erzieht. Aber man sollte stets bedenken, dass es ein großer Unterschied ist, den Kindern nicht zu gehorchen und ihnen nicht entgegenzutreten.

In dem ersten Weinen der Kinder liegt eine Bitte, sowie man aber die Vorsicht außer acht lässt, verwandelt sie sich in Befehl. Haben sie sich anfänglich nur beistehen lassen, so wollen sie schließlich bedient sein. So entsteht gerade aus ihrer Schwäche, der zu nächst das Abhängigkeitsgefühl entspringt, später die Vorstellung des Befehlens und Herrschens. Da jedoch diese Vorstellung weniger durch ihre Bedürfnisse als durch unsere Dienstleistungen hervorgerufen wird, so beginnen sich hier die moralischen Wirkungen zu zeigen, deren unmittelbare Ursache keineswegs in der Natur zu suchen ist, und man sieht ein, weshalb es schon in diesem frühesten Lebensalter von Wichtigkeit ist, der geheimen Absicht nachzuforschen, welche die Kinder zu einer Gebärde oder einem Schrei veranlasst.

Wenn das Kind die Hand hastig und ohne etwas zu sagen ausstreckt, so steht es in dem Wahn, den gewünschten Gegenstand erreichen zu können, weil es nicht imstande ist, die Entfernung richtig zu schätzen. Es befindet sich im Irrtum. Wenn es aber beim Ausstrecken der Hand klagt und weint, so täuscht es sich über die Entfernung nicht mehr, es befiehlt vielmehr dem Gegenstande, sich zu nähern, oder auch, ihm denselben zu bringen. Im ersten Fall muss man es langsam und mit kleinen Schritten zu dem Gegenstand hintragen; im zweiten Fall darf man es durchaus nicht tun, sondern muss sich stellen, als ob man es gar nicht verstehe; je mehr es schreit, desto weniger darf man darauf hören, ist es doch sehr wichtig, das Kind schon früh daran zu gewöhnen, nicht kommandieren zu wollen, weder die Menschen, denn es ist nicht ihr Herr, noch die Dinge, denn sie verstehen es nicht. Wenn deshalb ein Kind etwas, was es sieht, zu haben wünscht, und man es ihm geben will, so ist es besser, das Kind selbst zu dem Gegenstand hinzutragen, als umgekehrt den Gegenstand dem Kinde zu bringen. Aus dieser Handlungsweise zieht es einen seinem kindlichen Alter

entsprechenden Schluss, und es gibt kein anderes Mittel, es dazu anzuleiten.

Der Abbé de St. Pierre nannte die Menschen große Kinder; umgekehrt würde man die Kinder kleine Menschen nennen können. Als Sentenzen haben dergleichen Sätze ihre Wahrheit, als Grundsätze bedürfen sie einer Erläuterung. Allein als Hobbes den Bösen, den Teufel, ein kräftiges Kind nannte, erhielt diese Bezeichnung einen offenbaren Widerspruch. Jede Bosheit ist die Folge von Schwäche; das Kind ist also nur boshaft, weil es schwach ist; kräftigt es, so wird es gut sein. Wer alles vermöchte, würde nie etwas Böses tun.<sup>31</sup> Unter allen Attributen der allmächtigen Gottheit ist die Güte diejenige, ohne welche man sie sich am wenigsten vorstellen kann. Alle Völker, welche an das Dasein zweier göttlichen Wesen glaubten, haben das böse stets dem guten für untergeordnet gehalten, sonst hätte ihre Annahme völlig widersinnig erscheinen müssen. Man vergleiche damit das Glaubensbekenntnis des savoyschen Vikars, welches ich weiter unten anführen werde.

Die Vernunft allein lehrt uns das Gute und das Böse erkennen. Das Gewissen, welches uns Liebe zu dem ersteren und Hass gegen das letztere einflößt, kann sich, trotzdem es von der Vernunft unabhängig ist, doch nicht ohne dieselbe entwickeln. Vor dem Alter der Vernunft tun wir das Gute wie das Böse, ohne es zu kennen, und es ist folglich mit unseren Handlungen keine Moralität verbunden, obgleich wir dieselbe bei den Handlungen anderer, die uns in Mitleidenschaft ziehen, bisweilen herausfühlen. Ein Kind will alles, was es sieht, auseinandernehmen; es zerbricht und zerschlägt, was es nur immer ergreifen kann; es packt einen Vogel, wie es einen Stein anpacken würde, und tötet ihn, ohne zu wissen, was es tut.

Weshalb das? Die Philosophie wird sich diese Tatsache sofort aus den uns angeborenen Mängeln erklären; der Stolz, die

---

<sup>31</sup> *Magnitudo cum mansuetudine; omnis enim ex infirmitate feritas est. Seneca, de vita beata, cap. 3.*

Herrschbegierde, die Eigenliebe, die Bosheit des Menschen, wozu man noch das Gefühl seiner Schwäche fügen könnte, flößen dem Kinde die Sucht ein, Gewalttaten zu verüben und sich von seiner eigenen Kraft zu überzeugen. Aber man betrachte jenen gebrechlichen und altersschwachen Greis, der im Kreislauf des menschlichen Lebens wider zur Schwäche der Kindheit zurückgeführt ist, er bleibt nicht allein selbst unbeweglich und ruhig, er verlangt sogar, dass alles um ihn her so bleibe; die geringste Veränderung stört und beunruhigt ihn; er möchte eine allgemeine Stille herrschen sehen. Wie könnte nun die nämliche mit denselben Neigungen verbundenen Ohnmacht so verschiedene Wirkungen in diesen beiden Lebensaltern hervorbringen, wenn nicht entgegengesetzte Ursachen zugrunde lägen? Und worin kann man diese Verschiedenheit der Ursachen wohl anders suchen als in dem physischen Zustand der beiden Individuen? Der beiden gemeinsame Tätigkeitstrieb beginnt sich bei dem einen zu entwickeln, während er bei dem andern zu erlöschen droht; der eine ist im Bildungs-, der andere im Auflösungsprozess begriffen, der eine hat ein langes Leben vor sich, der andere steht an der Schwelle des Grabes. Die halberloschene Tätigkeit konzentriert sich im Herzen des Greises, im kindlichen Herzen zeigt sich der Tätigkeitstrieb von überschäumender Kraft und macht sich nach außen Luft. Das Kind fühlt sich gleichsam so voller Leben, dass es seine ganze Umgebung beleben möchte. Ob es schaffe oder vernichte, darauf kommt es ihm nicht an, es ist schon damit zufrieden, den Zustand der Dinge zu verändern, und jede Veränderung bedeutet ihm Tätigkeit. Sein scheinbar größerer Zerstörungstrieb ist nicht die Folge einer angeborenen Bosheit, sondern lässt sich daraus erklären, dass die schaffende Tätigkeit stets eine langsame ist, und die zerstörende gerade um deswillen der Lebhaftigkeit des Kindes mehr entspricht, weil sie schnellere Resultate herbeiführt.

Während der Schöpfer der Natur den Kindern diesen Tätigkeitstrieb einpflanzt, trifft er aber auch gleichzeitig Sorge, dass er nur in geringem Grade schädlich wirken kann, indem er

ihnen nur wenig Kraft zu seiner Betätigung verleiht. Können sie jedoch die Personen ihrer Umgebung als Werkzeuge betrachten, deren Verwendung nur von ihrem Gefallen abhängt, so bedienen sie sich ihrer zur Befriedigung dieses Triebes und zur Ergänzung ihrer eigenen Schwäche. Dann werden sie lästig, tyrannisch, herrisch, boshaft, unbändig, kurzum ihre Entwicklung schlägt Bahnen ein, auf die sie nicht durch eine natürliche Herrschsucht gedrängt werden, die sie aber zu derselben führt, denn es bedarf keiner langen Erfahrung, um zu fühlen, wie angenehm es ist, durch andere Hände zu handeln und nur die Zunge bewegen zu brauchen, um das Weltall in Bewegung zu setzen.

Mit der körperlichen Entwicklung nehmen die Kräfte zu, man wird weniger unruhig, weniger beweglich, man zieht sich mehr in sich selbst zurück. Leib und Seele setzen sich gleichsam ins Gleichgewicht, und die Natur verlangt von uns nur die zu unserer Erhaltung notwendige Bewegung. Aber die Lust zu kommandieren erlischt nicht mit dem Bedürfnis, welches sie hervorgehört hat; die Ausübung einer gewissen Herrschaft erweckt die Eigenliebe und schmeichelt ihr, und die Gewohnheit nährt und kräftigt sie. Auf solche Weise tritt bloße Launenhaftigkeit an die Stelle des ursprünglichen Bedürfnisses; auf diese Weise nisten sich Vorurteile und Befangenheit schon frühzeitig ein.

Haben wir das Prinzip nun einmal erkannt, so sehen wir auch den Punkt deutlich, wo man von dem Wege der Natur abweicht. Lasst uns nachsehen, was wir tun müssen, um uns auf demselben zu erhalten.

Weit davon entfernt, überschüssige Kräfte zu besitzen, haben die Kinder für die vielen Anforderungen der Natur nicht einmal genug. Man muss sie also in dem ungestörten Gebrauch aller Kräfte lassen, die ihnen die Natur verleiht und die sie nicht missbrauchen können. Erster Grundsatz.

Man muss sie bei allem, was das physische Bedürfnis erheischt, unterstützen und ihnen überall, wo es ihnen an Verständnis oder Kraft fehlt, ergänzend zur Seite stehen. Zweiter Grundsatz.

Bei der Hilfe, die man ihnen leistet, muss man sich ausschließlich auf das Nützliche beschränken, ohne ihrer Launenhaftigkeit oder ihrem unvernünftigen Verlangen im geringsten nachzugeben, denn die Launenhaftigkeit wird sie nicht quälen, wenn man sie nicht selbst großgezogen hat, da sie keine Mitgift der Natur ist. Dritter Grundsatz.

Sorgfältig muss man ihre Sprache und ihre Zeichen studieren, damit man in einem Alter, wo sie sich nicht verstellen können, bei ihren Wünschen unterscheidet, was unmittelbar der Natur und was ihre Launenhaftigkeit entspringt. Vierter Grundsatz.

Der Geist der hier aufgestellten Vorschriften geht darauf aus, den Kindern mehr wahre Freiheit und weniger Herrschaft zu gestatten, sie mehr an Selbsttätigkeit zu gewöhnen und von dem Verlangen nach fremder Hilfe zu entwöhnen. Indem sie sich auf diese Weise schon frühzeitig gewöhnen, ihre Wünsche mit ihren Kräften in Einklang zu bringen, werden sie die Entbehrung dessen, was zu erlangen nicht in ihrer Macht steht, nur wenig empfinden.

Darin liegt denn ein neuer und sehr wichtiger Beweggrund, die Körper und Glieder der Kinder vollkommen frei zu lassen, mit der einzigen Vorsichtsmaßregel, die Gefahr des Fallens von ihnen fernzuhalten und ihnen keine Gegenstände in die Hände zu geben, an denen sie sich verletzen könnten.

Unfehlbar wird ein Kind, dessen Körper und Arme frei sind, weniger weinen, als ein in ein Stekkissen eingeschnürtes Kind. Wer nur physische Bedürfnisse kennt, weint auch nur, wenn er leidet, und das ist ein sehr guter Fingerzeig, denn dann weiß man rechtzeitig, wenn es Hilfe braucht, und man darf, wenn es möglich ist, keinen Augenblick zögern, sie ihm zu gewähren. Kann man die Schmerzen des Kindes jedoch nicht lindern, so verhalte man sich ruhig und verschwende keine Liebkosungen, um es dadurch zu beruhigen; eure Schmeicheleien werden sein Leibschnelden nicht heilen; allein es wird in seiner Erinnerung behalten, was es nur zu tun braucht, um geliebt zu werden, und wenn es erst einmal weiß, wie es euch um seinetwillen nach Belieben in unaufhörlicher

Geschäftigkeit erhalten kann, dann ist es euer Herr geworden, dann ist alles verloren.

In ihren Bewegungen weniger behindert, werden die Kinder weniger weinen; durch ihr Weinen weniger belästigt, wird man sie weniger peinigen, um sie zur Ruhe zu bringen; weniger häufig bedroht und gehätschelt, werden sie weniger furchtsam oder halsstarrig werden und besser in ihrem natürlichen Zustande verharren. Die Kinder können sich weniger durch anhaltendes Weinen als durch unsere unausgesetzten Beruhigungsmittel einen Bruch zuziehen, und zum Beweis will ich nur den Umstand anführen, dass gerade die vernachlässigsten Kinder weniger häufig als andere mit diesem Übel behaftet sind. Ich bin weit davon entfernt, deshalb zu wünschen, dass man sie vernachlässige; es ist im Gegenteil von Wichtigkeit, dass man ihnen zuvorkomme und sich nicht erst durch ihr Geschrei auf ihre Bedürfnisse aufmerksam machen lasse. Aber ich will ebenso wenig, dass die Sorgfalt, die man ihnen erweist, am unrechten Platz sei. Warum sollten sie sich des Weines enthalten, wenn sie erst einsehen, welche Vorteile sie durch ihre Tränen erreichen können? Gar gut mit dem Preise bekannt, welchen man auf ihr Stillsein setzt, hüten sie sich, allzu verschwenderisch damit zu sein. Sie steigern ihn endlich in dem Maße, dass man ihn nicht mehr zu zahlen vermag, und dann tritt die Gefahr ein, dass sie sich durch vergebliches Weinen übermäßig anstrengen, erschöpfen, ja selbst töten.

Unausgesetztes Weinen eines Kindes, welches weder eingeschnürt noch krank ist, und dem man es an nichts fehlen lässt, rührt nur von Gewohnheit und Eigensinn her. Die Schuld trägt nicht die Natur, sondern die Amme, welche, weil sie sich nicht Mühe geben will, die kleine Unannehmlichkeit des Weinens zu ertragen, es lieber vermehrt, ohne zu bedenken, dass man das Kind gerade dadurch, dass man es heute zum Schweigen bringt, erst recht anstachelt, morgen desto mehr zu weinen.

Das einzige Mittel, dieser schlechten Gewohnheit abzuhelfen oder ihr von vornherein vorzubeugen, besteht darin, gar nicht

darauf zu merken. Niemand unterzieht sich gern einer vergeblichen Mühe, nicht einmal die Kinder. Sie hören freilich in ihren Versuchen nicht sogleich auf; besitzt man indes nur mehr Beharrlichkeit als sie Hartnäckigkeit, so ermüden sie bald und wiederholen sie nicht mehr. Auf diese Weise erspart man ihnen Tränen und gewöhnt sie, nur dann welche zu vergießen, wenn der Schmerz sie ihnen wirklich auspresst.

Will man übrigens Kinder, die aus Launenhaftigkeit oder Eigensinn weinen, abhalten, darin fortzufahren, so ist ein sicheres Mittel, sie durch einen hübschen und in die Augen fallenden Gegenstand, der sie ihre Absicht zu weinen vergessen lässt, zu zerstreuen. Die meisten Ammen glänzen in dieser Kunst, und behutsam und nicht zu häufig angewandt, ist sie von großem Nutzen: dabei ist es jedoch von äußerster Wichtigkeit, dass das Kind nicht die Absicht, es zu zerstreuen, merke, dass das Kind sich unterhalte, ohne zu glauben, dass man es beobachte. Nun sind aber gerade in letzterer Hinsicht alle Ammen höchst ungeschickt.

Man entwöhnt die Kinder ohne Ausnahme zu früh. Der naturgemäße Zeitpunkt der Entwöhnung wird durch den Durchbruch der Zähne angezeigt, welcher gewöhnlich mit Schmerzen und mit Beschwerden verbunden ist. Instinktmäßig führt dann das Kind alles, was es in den Händen hält, öfters nach dem Mund, um daran zu kauen. Man denkt dem Kind das Zahnen zu erleichtern, wenn man ihm irgendeinen harten Körper, wie Elfenbein oder Wolfszähne, zum Spielzeug gibt. Meiner Ansicht nach täuscht man sich. Anstatt das Zahnfleisch zu erweichen, machen diese harten Körper dasselbe vielmehr schwierig, verhärten es und erhöhen die Schmerzen und Beschwerden des Durchbruchs. Nehmen wir uns nur immer den Instinkt zum Muster. Man sieht nie, das junge Hunde ihre hervorbrechenden Zähne an Kieselsteinen, Eisen oder Knochen üben, sondern an Holz, Leder, Lumpen und weichen nachgiebigen Stoffen, in welche sich der Zahn eindrücken kann.

Auf allen Gebieten ist die Einfachheit verschwunden, selbst aus der Kinderstube. Schellen von Silber, von Gold, von Korallen, von geschliffenen Kristall, Klappern von jedem Preis und jeder Gattung – was für unnützes und verderbliches Zeug! Fort mit all diesem Kram! Fort mit den Schellen! Fort mit den Klappern! Kleine Baumzweige mit ihren Früchten und Blättern, ein Mohnkopf, in welchem man die Samenkörner klappern hört, ein Stück Süßholz, an dem es saugen und kauen kann, werden es in ebenso großes Entzücken versetzen als all diese prächtigen Schnurrpfeifereien, und sind vor allen Dingen nicht mit dem Übelstande verbunden, es schon von Geburt an den Luxus zu gewöhnen.

Man hat allgemein anerkannt, dass Brei keine allzu gesunde Nahrung ist. Abgekochte Milch und Mehl in noch halbbrohem Zustand sagen dem Magen nicht zu und verderben ihn. Im Brei ist das Mehl weniger zubereitet und durchgekocht als im Brot und hat außer dem den Gärungsprozess nicht durchgemacht; meines Erachtens sind Brotsuppe und Reisschleim vorzuziehen. Will man aber durchaus Brei kochen, so ist es ratsam, das Mehl vorher ein wenig zu rösten. In meinem Lande bereitet man aus solchem gedörrten Mehl eine sehr angenehm schmeckende und gesunde Suppe. Bouillon und Fleischsuppen sind ebenfalls für Kinder keine sehr empfehlenswerten Nahrungsmittel, deren Genuss man soviel als möglich beschränken muss. Man muss sein Augenmerk darauf richten, dass sich die Kinder sogleich ans Kauen gewöhnen; das ist das eigentlichste und richtigste Mittel, den Durchbruch der Zähne zu erleichtern. Beginnen sie erst, das Gekaute hinunterzuschlucken, so befördert der sich mit den Speisen mischende Speichel wesentlich die Verdauung.

Ich würde sie deshalb sogleich an trockenen Früchten und Brotrinden kauen lassen und ihnen zum Spielen Stückchen harten Brotes oder Zwieback geben, ähnlich dem in Piemont gebräuchlichen Brot, welches dort unter dem Namen Grisse bekannt ist. Während sie dies Brot in ihrem Mund erweichen, würden sie auch ein wenig davon verschlucken; ehe man sich dessen versähe, wären die Zähne durchgebrochen und die Kinder

entwöhnt. Die Landleute haben gewöhnlich einen sehr guten Magen, und man hat sie nur auf die beschriebene Weise entwöhnt.

Die Kinder hören von ihrer Geburt an sprechen; man spricht nicht allein zu ihnen, bevor sie verstehen, was man ihnen sagt, sondern selbst bevor sie die Laute, welche sie vernehmen, wiederzugeben vermögen. Ihr noch in einer Art Erstarrung liegendes Sprachorgan gebraucht geraume Zeit, bis es die Fähigkeit erlangt, die vorgesprochenen Töne nachzuahmen, und es ist noch nicht einmal sicher, ob das kindliche Ohr sie von Anfang an ebenso deutlich vernimmt wie das unsrige. Ich missbillige es keineswegs, dass die Amme das Kind durch Lieder und durch fröhliche Töne zu erheitern sucht; aber das missbillige ich, dass sie es durch einen Schwall überflüssiger Worte, von denen es nichts als den darauf gelegten Ton versteht, unablässig betäubt. Ich wünschte, dass die ersten Laute, welche man das Kind vernehmen lässt, genau artikuliert, leicht fassbar und deutlich wären, häufig wiederholt würden, und dass die Worte, die sie bezeichnen, sich nur auf sichtbare Gegenstände bezögen, welche man sogleich dem Kinde zeigen könnte. Die nicht genug zu beklagende Leichtfertigkeit, uns mit leidigen Worten abzuspeisen, die uns doch unverständlich bleiben, beginnt früher, als man denkt. Der Schüler hört in der Klasse das Geschwätz seines Schulmonarchen an, wie er in den Windeln das Geplauder seiner Amme anhörte. Mir kommt es so vor, als ob es sehr weislich sein würde, ihn so zu erziehen, dass er für dergleichen gar kein Verständnis hätte.

Unwillkürlich werden sich uns vielfach Betrachtungen aufdrängen, wenn wir uns mit der Entstehung der Sprache und ersten Gespräche der Kinder beschäftigen. Wie man es auch immer anstellen möge, sie werden stets auf die nämliche Weise sprechen lernen, und alle philosophischen Spekulationen sind völlig überflüssig.

Von Anfang an haben sie gleichsam eine besondere Grammatik für ihr Alter, deren Syntax weit allgemeinere Regeln hat als die unsrige, und wenn man seine Aufmerksamkeit darauf richten

wollte, würde man sich über die Genauigkeit wundern, mit der sie sich nach gewissen Analogien richte, allerdings sehr fehlerhaften, wenn man will, die aber trotzdem sehr regelrecht sind und uns nur wegen ihrer Härte oder weil sie gegen den Sprachgebrauch verstoßen, missfallen. Neulich hörte ich, wie ein armes Kind von seinem Vater ausgescholten wurde, weil es zu ihm gesagt hatte: Mein Vater, soll ich gehen hin? (*Mon père, irai je-t-y?*) Nun kann man aber gerade daraus ersehen, das dieses Kind der Analogie weit besser folgte als unsere Grammatiker; denn da man zu ihm sagte: „Gehe hin!“ (*vas-y!*) warum sollte es nun nicht auch sagen: „Soll ich gehen hin?“ Dabei lasse man nicht außer acht, mit welcher Geschicklichkeit es den Hiatus von *irai-je-y?* oder *y irai – je?* zu vermeiden wusste. Ist es nun etwa die Schuld des armen Kindes, dass wir ganz unnötigerweise das bestimmende Adverbium „hin“ aus dieser Phrase fortgelassen habe, weil wir damit nichts anzufangen wussten? Es ist eine unausstehliche Pedanterie und völlig überflüssige Mühe, sich darauf zu steifen, bei den Kindern unaufhörlich alle die kleinen Sprachschnitzer zu verbessern, die sie mit der Zeit unfehlbar schon selbst verbessern werden. Sprecht in ihrer Gegenwart nur immer selbst richtig, sorgt dafür, dass sie sich bei euch am wohlsten fühlen, und ihr könnt dann sicher sein, dass sich ihre Sprache nach eurem Vorbild allmählich reinigen wird, ohne dass ihr je ihre Fehler zu rügen brauchen.

Allein ein Missbrauch von ungleich größerer Wichtigkeit und dem sich ebenso leicht vorbeugen lässt, besteht darin, dass man die Kinder zu früh zum Sprechen bringen will, als ob man besorgte, sie würden es nicht von selbst lernen. Dieser rücksichtslose Eifer bringt gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Sie sprechen infolgedessen später und unzusammenhängender. Die übertriebene Aufmerksamkeit, die man allem schenkt, was sie sagen, überhebt sie der Mühe, gut zu artikulieren, und da sie sich kaum dazu bequemen, den Mund zu öffnen, so behalten viele lebenslänglich eine fehlerhafte Aussprache und eine unzusammenhängende Redeweise, die sie fast unverständlich macht.

Ich habe viel unter den Bauern gelebt und nie jemand, weder Mann noch Frau, weder Knaben noch Mädchen mit der Zunge anstoßen hören. Woher kommt das? Sind die Organe der Landleute anders gebildet als die unsrigen? Nein, aber sie sind anders geübt. Gerade meinem Fenster gegenüber liegt ein Hügel, auf welchem sich die Kinder des Orts zum Spielen zusammenfinden pflegen. Obgleich die Entfernung nicht unbedeutend ist, unterscheide ich doch alles, was sie sagen, auf das genaueste, und verdanke ihnen für dieses Werk manche schätzenswerten Fingerzeige. Täglich täuscht mich mein Ohr über ihr Alter; ich glaube, die Stimmen zehnjähriger Kinder zu vernehmen, und blicke ich auf, so sehe ich der Größe und den Zügen nach nur drei bis vierjährige vor mir. Aber dieser Täuschung bin ich nicht etwa allein unterworfen; die Städter, welche mich besuchen und die ich darüber zu Rate ziehe, verfallen alle in den nämlichen Irrtum.

Die einfache Erklärung liegt darin, dass die Stadtkinder, welche bis zu ihrem fünften oder sechsten Lebensjahr im Zimmer und unter den Flügeln einer Wärterin erzogen werden, nur einige abgerissene Töne hervorzustoßen brauchen, um sich sofort verständlich zu machen; sobald sie nur den Mund öffnen, bemüht man sich, ihnen die Worte von den Lippen abzulesen; man spricht ihnen Worte vor, welche sie schlecht nachsprechen, und nur wegen ihrer steten Aufmerksamkeit vermögen diese nämlichen Leute, die ja fortwährend um sie sind, mehr zu erraten, was sie haben sagen wollen, als was sie wirklich gesagt haben.

Auf dem Lande verhält sich die Sache ganz anders. Eine Bäuerin ist nicht beständig um ihr Kind; es ist daher gezwungen, das, was es ihr verständlich machen will, sehr deutlich und sehr laut sprechen zu lernen. Wenn die Kinder, vom Vater, von der Mutter und den übrigen Kindern entfernt, sich allein auf dem Felde befinden, üben sie sich darin, sich schon in einiger Entfernung vernehmbar zu machen und die Kraft der Stimme nach dem Abstand abzumessen, der sie von denen trennt, welchen sie sich hörbar machen wollen. Das ist die rechte Weise, wie man deutlich sprechen lernt; aber dadurch, dass man einer achtsamen Wärterin

einige Laute ins Ohr lallt, wird man es gewiss nicht dahin bringen. Es kann zwar vorkommen, das ein Dorfkind zu schüchtern ist, auf eine Frage zu antworten, was es aber sagt, sagt es gewiss laut und vernehmlich; statt dessen muss bei dem Stadtkind die Bonne die Dolmetscherin spielen, sonst vermag niemand zu verstehen, was es vor sich hinbrummt.<sup>32</sup>

Wenn die Kinder heranwachsen, sollten die Knaben diesen Fehler eigentlich in den Instituten und die Mädchen in den Klöstern ablegen, und in der Tat sprechen diese wie jene auch gewöhnlich weit deutlicher als solche, welche ihre Erziehung allein im väterlichen Hause empfangen haben. Die Schuld, dass sie sich trotzdem nie eine so verständliche Aussprache wie die Landkinder aneignen, liegt darin, dass sie gezwungen werden, so vielerlei auswendig zu lernen und das Gelernte ganz laut aufzusagen. Beim Lernen gewöhnen sie sich nämlich an ein eintöniges Geschnatter, und beim Aufsagen geht es noch schlimmer zu, sie suchen förmlich die Worte mühselig zusammen und ziehen und dehnen die einzelnen Silben. Kein Wunder deshalb, dass, wenn das Gedächtnis im Stich lässt, die Sprache ins Stammeln gerät. Auf diese Weise wird eine fehlerhafte Aussprache angewöhnt und erhalten. Weiter unten wird man sehen, dass mein Emil an dergleichen Fehlern nicht zu leiden hat oder dass sie wenigstens nicht von denselben Ursachen hervorgerufen sind.

Ich gebe zu, dass das niedere Volk und die Landleute in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Sie sprechen fast immer lauter als nötig ist, ihre Sprache klingt infolge ihrer zu übertriebenen

---

<sup>32</sup> Das gilt freilich nicht ohne Ausnahme, und oft machen gerade die Kinder, welche zuerst am stillsten waren, später, wenn sie einmal anfangen, ihre Stimme zu erheben, den meisten Lärm. Wollte ich aber auf alle diese Einzelheiten näher eingehen, würde ich kein Ende finden. Jeder verständige Leser muss einsehen, dass jedem Zuviel wie jedem Zuwenig, die sich ja beide von demselben Fehler herleiten, durch meine Methode in gleicher Weise abgeholfen wird. Ich betrachte die beiden Grundsätze „Immer genug“ und „Niemals zuviel“ für untrennbar. Wird der erstere richtig angewandt, so ergibt der andere daraus mit Notwendigkeit.

Artikulation hart und barsch, sie betonen zuviel Wörter, sind in der Wahl derselben nicht sehr glücklich usw.

Aber zunächst erscheint mir dieser Fehler verzeihlicher als der andere, da wenn das erste Gesetz jeder Rede ihre allgemeine Verständlichkeit ist, jedenfalls der größte Fehler, den man begehen kann, darin besteht, unverständlich zu reden. Wer darauf ausgeht, ohne alle Betonung zu sprechen, geht damit zugleich darauf aus, die Rede ihrer Anmut und ihrer Kraft zu entkleiden. Der Ton ist die Seele der Rede, er gibt ihr das Gefühl und die Wahrheit. Der Ton lügt weniger als das Wort; ebendeshalb scheuen ihn vielleicht die Leute von sogenannter guter Erziehung in so hohem Grade. Aus dieser Gewohnheit, alles in gleichem Ton zu sagen, ist die Unsitte hervorgegangen, sich über die Leute, ohne dass sie es merken, lustig zu machen. An Stelle der verschmähten Betonung treten allerlei völlig lächerliche, gezierte und der Mode unterworfenen Manieren der Aussprache, wie man sie besonders bei den jungen Hofleuten wahrnehmen kann. Gerade dieses gezierte Wesen in Worten und in der Haltung macht uns Franzosen anfangs den fremden Völkern so unleidlich und unangenehm. Den wahren Sinn unserer Worte verrät leichter unser Mienenspiel als unsere Rede. Das ist nicht das Mittel, eine günstige Meinung für sich hervorzurufen.

Alle diese kleinen Sprachmängel, die man von den Kindern so ängstlich fernzuhalten sucht, sind unwesentlich; man beugt ihnen mit der größten Leichtigkeit vor oder stellt sie ebenso leicht wieder ab; allein diejenigen, an deren Angewöhnung man selber die Schuld trägt, weil man ihnen leise, undeutlich und mit ängstlicher Stimme zu reden gestattete, ihren Ton unaufhörlich bekrittelt und an allen ihren Worten etwas auszusetzen hatte, vermag man nie wieder abzulegen. Wer nur im Umgang mit Damen sprechen gelernt hat, wird vor der Front eines Bataillons kein kräftiges Kommandowort erschallen lassen können, und dem Pöbel bei einem Aufruhr keine besondere Scheu und Furcht einzuflößen vermöge. Lehrt die Kinder zuerst mit Männern reden, dann werden sie, wenn es sich einmal nötig macht, auch schon mit Frauen zu reden wissen.

Auf dem Lande in bäuerlicher Einfachheit erzogen, werden eure Kinder eine klangvollere Stimme bekommen; sie werden sich ebenso wenig das unverständliche Geschnatter der Stadtkinder wie die ländliche Ausdrucksweise und den bäuerlichen Ton angewöhnen, oder werden wenigstens diese Untugenden leicht wieder ablegen, da der Lehrer, der von ihrer Geburt an mit ihnen zusammenlebt und von Tag zu Tage immer ausschließlicher nur für sie lebt, durch seine eigene korrekte Sprache den Einwirkungen der ländlichen Sprache vorbeugen oder sie verwischen wird. Emil wird ein ebenso reines Französisch sprechen wie ich, aber er wird es deutlicher sprechen und es bedeutend besser artikulieren als ich.

Das Kind, welches zu sprechen beginnt, darf nur solche Worte hören, welche es verstehen kann, und nur solche nachsprechen, die es zu artikulieren imstande ist. Die Mühe, welche es sich dabei gibt, bringt es unwillkürlich dazu, die Silben zu wiederholen, als ob es sich darin üben wollte, sie deutlicher auszusprechen. Wenn es zu stammeln beginnt, so zerbricht euch nicht den Kopf damit, zu erraten, was es sagen will. Wer beansprucht, dass man auf alle seine Worte lausche, maßt sich dadurch eine Art Herrschaft an, und das Kind darf keine ausüben. Es genüge euch, für das Notwendige mit aller Achtsamkeit zu sorgen. Es ist seine Sache, euch mit dem, was ihm nicht notwendig ist, bekannt zu machen. Noch weit weniger darf man es zu früh zum Sprechen anhalten; je mehr es den Nutzen davon einsieht, desto mehr Mühe wird es sich geben, von selbst sprechen zu lernen.

Man hat die allerdings richtige Bemerkung gemacht, dass diejenigen, welche zu spät zu sprechen beginnen niemals so deutlich wie andere sprechen; allein nicht ihr spätes Sprechen trägt die Schuld an dem Fehler des Organs, sondern eben des angeborenen fehlerhaften Organs wegen beginnen sie so spät zu sprechen, denn warum sollten sie sonst später als die übrigen sprechen lernen? Haben sie etwa weniger Gelegenheit zum Sprechen, und regt man sie weniger dazu an? Im Gegenteil, gerade wegen der Besorgnis, welche jene Verspätung, sobald man sie bemerkt, hervorruft, müht man sich bei ihnen weit mehr ab als bei

solchen, die schon früh deutliche Laute hervorgebracht haben, sie zu Sprechversuchen zu bewegen, und dieser übel angewandte Eifer kann freilich viel dazu beitragen, ihr Sprechen unverständlich zu machen; bei weniger Unterstützung würden sie hinreichend Zeit gefunden haben, es zu vervollkommen.

Solche Kinder, die zu früh zum Sprechen angehalten werden, haben weder Zeit, das, was sie sagen sollen, richtig aussprechen noch auffassen und verstehen zu lernen. Überlässt man sie aber hierbei sich selbst, so schlagen sie den naturgemäßen Weg ein, üben sich zunächst in der Aussprache der leichtesten Silben, und geben euch dann, indem sie allmählich einen Sinn damit verknüpfen, den man freilich erst aus ihren Gebärden erraten muss, ihre eigenen Worte, ehe sie von euch die eurigen lernen. Deshalb lernen und eignen sie sich dieselben auch erst an, nachdem sie sie verstanden haben. Da sie nicht fortwährend aufgefordert werden, sie sogleich anzuwenden, so werden sie erst genau aufmerken, welchen Sinn ihr damit verbindet, und erst, wenn sie dessen sicher sind, sie sich aneignen.

Der größte Übelstand der Überstürzung, mit welcher man die Kinder, ehe sie noch das erforderliche Alter erreicht haben, zum Sprechen anhält, liegt nicht darin, dass die ersten Gespräche, die man mit ihnen hält, und die ersten Worte, welche sie sprechen, keinen Sinn für sie haben, sondern dass sie einen andern Sinn als wir hineinlegen, ohne dass wir es zu merken vermögen, so dass, während sie uns völlig genau zu antworten scheinen, wir uns in Wirklichkeit gegenseitig nicht verstehen. Aus diesem Umstand, dass jeder demselben Wort einen anderen Sinn unterlegt, schreibt sich gewöhnlich die Überraschung her, in die uns nicht selten die Äußerungen der Kinder versetzen, aus denen wir Vorstellungen herauslesen, die sie durchaus nicht damit verbunden haben. Ich halte diese unsere geringe Achtsamkeit auf den wahren Sinn, den die Worte für die Kinder haben, für die Ursache ihrer ersten Irrtümer, und diese Irrtümer üben sich selbst dann, wenn die Kinder sie schon als solche erkannt haben, immer noch einen

bestimmenden Einfluss auf die Richtung des Geistes ihr ganzes Leben lang aus.

Beschränkt deshalb soviel als möglich den Wörschatz des Kindes. Es kann ihm nur zum großen Nachteil gereichen, wenn es mehr Wörter als Begriffe hat und wenn es mehr Dinge mit Namen nennen, als Begriffe mit ihnen zu verbinden vermag. Ich bin überzeugt, dass einer der Hauptgründe, weshalb die Bauern mehr Mutterwitz besitzen und geweckter als die Städter sind, in dem geringeren Reichtum ihres Wortvorrats beruht. Sie haben zwar nur wenig Begriffe, aber diese stehen im Einklang miteinander.

Die ersten Entwicklungen der Kindheit geschehen fast alle gleichzeitig. Das Kind lernt beinahe in derselben Zeit sprechen, essen und gehen. Diese Entwicklungsperiode bildet so recht eigentlich die erste Epoche seines Lebens. Vor derselben ist es nichts mehr und nichts weniger, als was es im Mutterschoße war; es hat kein Gefühl, keine Vorstellung ja kaum Empfindungen kann man ihm zuschreiben: es fühlt nicht einmal sein eigenes Dasein.

*Vivit, et est vitae nescius ipse suae.*

*Ovid, Trist., lib. I.*

## **Zweites Buch**

Mit Beginn der zweiten Lebensperiode, in welche jetzt das Kind eintritt, hat eigentlich die Kindheit schon ihr Ende erreicht, denn die Wörter *infans* und *puer* sind nicht gleichbedeutend. Das erstere ist unter dem zweiten mit einbegriffen und bedeutet ein Kind, welches noch nicht sprechen kann, weshalb auch der Ausdruck des Valerius Maximus „*puer infans*“ seine volle Berechtigung hat. Allein ich werde mich unserem Sprachgebrauch anschließen und mich des Wortes Kindheit nach wie vor bis zu dem Lebensalter bedienen, für welches unsere Sprache bezeichnender Benennungen hat.

Wenn die Kinder zu sprechen beginnen, weinen sie weniger. Dieser Fortschritt ist natürlich; eine Sprache verdrängt die andere. Warum sollten sie wohl, wenn sie mit Worten auszudrücken vermögen, dass sie leiden, zum Schreien ihre Zuflucht nehmen, falls ihre Schmerzen nicht zu heftig sind, als dass sie sich durch Worte ausdrücken lassen? Fahren sie dann doch noch zu weinen fort, so liegt die Schuld an den Personen ihrer Umgebung. Hat Emil erst einmal gesagt: „Mir ist unwohl,“ so werden ihm fortan nur die heftigsten Schmerzen Tränen auszupressen imstande sein.

Wenn das Kind schwächlich und empfindlich ist, so dass es von Natur um nichts in Geschrei ausbricht, so suche ich diese Tränenquelle dadurch zu verstopfen, dass ich es sich vergeblich abschreien lasse. Solange es weint, gehe ich unter keinen Umständen zu ihm; ich eile aber zu ihm, sobald es sich beruhigt hat. Bald wird es sein Betragen ändern und mich durch Schweigen oder höchstens dadurch rufen, dass es einen einzigen Schrei ausstößt. Nur nach der wahrnehmbaren Wirkung beurteilen die Kinder die Bedeutung der Zeichen, für sie gibt es keine andere Art und Weise. Mag sich ein Kind noch so wehe tun, so wird es doch, wenn es allein ist und keine Hoffnung hat, gehört zu werden, in höchst seltenen Fällen weinen.

Wenn es fällt, sich eine Beule an den Kopf stößt, Nasenbluten bekommt oder sich in die Finger schneidet, werde ich ihm durchaus nicht mit bestürzter Miene sofort zu Hilfe eilen, sondern mich wenigstens eine Zeitlang ruhig verhalten. Das Übel ist einmal geschehen, das Kind muss den Schmerz aushalten; all mein Eifer würde nur dazu dienen, es noch mehr zu erschrecken und seine Empfindlichkeit zu vermehren. Im Grunde genommen wird der Schmerz, den man bei einer Verletzung empfindet, weniger von der Wunde, als von der Furcht erregt, die uns der Anblick derselben einflößt. Diese letztere Bangigkeit werde ich ihm wenigstens ersparen; denn sicherlich wird es sich in der Beurteilung seines Schadens nach mir richten. Sieht es mich unruhig herbeieilen, um es zu trösten und es zu beklagen, so wird es sich für verloren halten; sieht es mich dagegen meine Kaltblütigkeit bewahren, so wird es

auch die seinige bald wiedergewinnen und den Schaden für geheilt halten, sobald es den Schmerz nicht mehr empfindet. Unter solchen Erfahrungen entwickelt sich schon in diesem Alter in der Brust des Kindes Mut und Unerschrockenheit; durch furchtloses Ertragen leichterer Schmerzen lernt man stufenweise auch die großen ertragen.

Weit entfernt, meinen Emil sorgfältig vor jeder Verletzung, die er sich zufügen könnte, zu behüten, würde es mir vielmehr höchst unlieb sein, wenn er sich niemals wehe täte und aufwüchse, ohne den Schmerz kennen zu lernen. Leiden und Dulden ist das erste, was er lernen muss, und was zu verstehen ihm am nötigsten sein wird. Es hat fast den Anschein, als ob die Kinder nur klein und schwach wären, um diesen wichtigen Unterricht ohne Gefahr erhalten zu können. Fällt das Kind der ganzen Länge nach hin, so bricht es sich doch nicht das Bein; schlägt es sich mit einem Stock, so bricht es sich doch nicht den Arm, greift es nach einem scharfen Messer, so packt es doch nicht fest zu und verwundet sich deshalb auch nicht tief. Mir ist kein Beispiel bekannt, dass man je ein sich selbst überlassenes Kind sich hat töten, zum Krüppel machen, oder einen erheblichen Schaden zu fügen sehen, vorausgesetzt, dass man es nicht leichtsinnigerweise an erhöhte Plätze oder ohne Aufsicht in die Nähe des Feuers gesetzt oder gefährliche Instrumente in seinem Bereich gelassen hat. Was soll man wohl zu diesem Arsenal künstlicher Mittel sagen, mit denen man ein Kind umschant, um es auf alle Weise gegen den Schmerz zu waffnen, und durch die man nichts anderes erreicht, als dass es, wenn es erwachsen ist, ihm ohne Mut und ohne Erfahrung preisgegeben ist, sich beim ersten Nadelstich schon für eine Beute des Todes hält und ohnmächtig wird, sobald es einen einzigen Blutstropfen vergießt?

Ein Beleg für unsere pedantische Lehrwut ist der leidige Umstand, dass wir uns nicht einmal enthalten können, den Kindern selbst das beizubringen, was sie aus sich selbst weit besser lernen würden, und dass wir darüber das verabsäumen, was wir allein sie lehren können. Gibt es wohl etwas Törichtereres als die Mühe, die

man sich gibt, sie gehen zu lehren? Hat man etwa je einen Erwachsenen gesehen, der deshalb nicht hätte gehen können, weil ihn seine Wärterin einst vernachlässigt hatte? Wie viele Leute sieht man dagegen, die lebenslang einen schlechten Gang behalten, den man ihnen schon am Gängelband beigebracht hat.

Emil wird weder Fallhüte noch Laufkörbe noch Kinderwagen noch solche Gängelbänder bekommen; von dem Augenblick an, wo er einen Fuß vor den andern setzen kann, wird man ihn nur noch an gepflasterten Stellen halten und ihm schnell darüber hinweghelfen.<sup>33</sup> Anstatt ihn in ungesunder Stubenluft verkümmern zu lassen, wird man ihn täglich mitten auf eine Wiese führen. Dort mag er laufen und sich lustig umhertummeln; meinetwegen mag es alle Tage hundertmal dabei hinfallen, das ist nur desto besser, denn dadurch wird er um so eher wieder aufstehen lernen. Das wohltuende Gefühl der Freiheit wiegt viele Wunden auf. Mein Zögling wird sich gewiss oft stoßen, aber gleichwohl wird er immer fröhlich und guter Dinge sein. Wenn die eurigen sich weniger oft wehe tun, so sind sie dafür auch nie Herren ihres eigenen Willens, sind stets gefesselt, fühlen sich stets gedrückt. Ich zweifle, dass der Vorteil auf ihrer Seite liegt.

Auch noch ein anderer Fortschritt, nämlich die Entwicklung und Zunahme ihrer eigenen Kräfte, nötigt sie jetzt weniger oft zum Weinen. Da sie jetzt mehr durch sich selbst vermögen, bedürfen sie fremder Hilfe desto weniger. Mit ihrer Kraft entwickelt sich gleichzeitig die Einsicht, die ihnen die Fähigkeit verleiht, dieselbe richtig zu leiten. Auf dieser zweiten Stufe beginnt eigentlich erst das individuelle Leben; nun erst gelangt das Kind zum Bewusstsein seiner selbst. Die Erinnerung erweitert die Empfindung der

---

<sup>33</sup> Es gibt nichts Lächerlicheres und Unsichereres als den Gang solcher Leute, welche man zu lange am Gängelband geführt hat. Dies ist ebenfalls eine von den, gerade wegen ihrer allgemein anerkannten Richtigkeit, als trivial bezeichneten Beobachtungen, welche aber trotzdem in mehr als einem Sinn richtig sind. Es gibt nichts Lächerlicheres und Unsichereres als den Gang solcher Leute, welche man zu lange am Gängelband geführt hat. Dies ist ebenfalls eine von den, gerade wegen ihrer allgemein anerkannten Richtigkeit, als trivial bezeichneten Beobachtungen, welche aber trotzdem in mehr als einem Sinn richtig sind.

Identität über alle Augenblicke seines Daseins; es wird nun in Wirklichkeit ein einheitliches Wesen, das sich stets als dasselbe fühlt, und wird folglich jetzt erst des Glückes und Elendes fähig. Es ist deshalb von Wichtigkeit, dass man es von nun an als ein moralisches Wesen betrachte.

Obgleich man über das äußerste Ziel des menschlichen Lebens, sowie über die Wahrscheinlichkeit, die man in jedem Lebensalter hat, dieses Ziel zu erreichen, annähernde Berechnungen besitzt, so ist doch nichts ungewisser als die Lebensdauer jedes einzelnen Menschen; dieses höchste Lebensziel erreichen nur sehr wenige. Gerade bei seinem Beginn ist das Leben den größten Gefahren ausgesetzt; je kürzere Zeit man gelebt hat, desto weniger darf man hoffen, sein Leben zu erhalten. Von allen Kindern, die geboren werden, erreicht höchstens die Hälfte das Jünglingsalter, und euer Zögling wird also wahrscheinlich das Mannesalter nicht erreichen.

Was soll man also von der jetzigen barbarischen Erziehung denken, welche die Gegenwart einer ungewissen Zukunft opfert, die einem Kind allerlei Fesseln anlegt und es gleich vom ersten Augenblick an unglücklich macht, um ihm in weiter Ferne ich weiß nicht was für ein vermeintliches Glück zu bereiten, das es vermutlich nie genießen wird? Wie könnte man, selbst für den Fall, dass diese Erziehung hin sichtlich ihres Zweckes vernünftig wäre, es ohne Unwillen mit ansehen, wie diese armen unglücklichen Wesen einem unerträglichen Joch unterworfen und gleich Sträflingen zu ununterbrochenen Arbeiten verurteilt sind, ohne sich der sicheren Hoffnung hingeben zu können, dass sie dereinst aus diesen vielen Mühen auch Nutzen ziehen werden? Die Jahre des Frohsinns vergehen ihnen unter Tränen, Züchtigungen, Drohungen – kurzum in voller Sklaverei. Man peinigt das unglückliche Kind um seines Wohles willen und will nicht einsehen, dass man dadurch den Tod herbeiruft, dessen Beute es mitten unter diesen traurigen Vorkehrungen werden wird. Wer vermag zu berechnen, wie viel Kinder als Schlachtopfer der überspannten Weisheit eines Vaters oder eines Lehrers dahinsterven? Glückliche sind alle zu preisen, welche solcher Grausamkeit entgehen! Der einzige Vorteil, den sie

aus den ihnen zugefügten Leiden ziehen, liegt darin, dass sie sterben, ohne den Verlust eines Lebens zu beklagen, von dem sie nur die Qualen kennen gelernt haben.

Menschen, seid menschlich, das ist eure erste Pflicht; seid es gegen alle Stände, gegen alle Lebensalter, gegen alles, was der menschlichen Natur eigen ist. Kennt ihr noch eine Weisheit außer der Humanität? Liebet die Kindheit, begünstigt ihre Spiele, ihre Vergnügungen, ihren lebenswürdigen Instinkt. Wer von euch hätte sich nicht bisweilen nach diesem glücklichen Alter zurückgesehnt, wo das Lächeln stets auf den Lippen schwebt und Ruhe und Frieden die Seele erfüllt? Weshalb wollt ihr diese kleinen Unschuldigen und den Genuss einer Zeit, die so flüchtig ist und eines so kostbaren Gutes, das sie nicht missbrauchen können, rücksichtslos bringen? Weshalb wollt ihr ihnen diese ersten, so schnell entfliehenden Jahre, die ihnen nie wiederkehren werden, um deswillen mit Bitterkeit und Schmerzen vergällen, weil sie euch nicht wiederkehren können? Väter, kennt ihr den Augenblick, wo der Tod eure Kinder wartet? Hütet euch, dass ihr nicht einst bereuen müsst, ihnen die kurzen Augenblicke, welche die Natur ihnen schenkt, geraubt zu haben; tragt Sorge, dass sie die Freude des Daseins, sobald sie dieselbe empfinden können, auch unverkürzt genießen; tragt Sorge, dass sie, zu welcher Stunde Gott sie auch abrufen möge, nicht sterben, ohne das Glück des Lebens gekostet zu haben.

Wie viele Stimmen werden sich gegen mich erheben! Ich höre schon von weitem den Schrei der Entrüstung, den jene falsche Weisheit ausstoßen wird, welche uns unaufhörlich nur außer uns liegende Ziele vorsteckt, die Gegenwart beständig für nichts achtet und unablässig einer Zukunft nachjagt, die bei jedem Fortschritt, den wir machen, nur desto weiter vor uns flieht. Sie hat es stets mit Verhältnissen zu schaffen, die den unsrigen ganz fremd sind, und macht uns nur mit solchen vertraut, in denen wir uns nie befinden werden.

Man wird mir dagegen einwenden, dass gerade diese Lebensperiode die richtige Zeit sei, die bösen Neigungen des Menschen zu verbessern; in dem Alter der Kindheit, wo die Strafen weniger fühlbar seien, müsse man sie gerade vervielfältigen, um ihrer im Alter der Vernunft überhoben zu sein. Allein wer bürgt euch denn dafür, dass die Ausführung dieses Planes auch völlig euren Wünschen entspricht, und dass alle diese schönen Lehren, mit denen ihr den schwachen Geist eines Kindes überladet, ihm dereinst nicht mehr Schaden als Nutzen bereiten werden? Wer bürgt euch dafür, dass ihr ihm durch all das Weh, das ihr ihm so häufig zufügt, irgend etwas erspart? Weshalb bereitet ihr ihm mehr Leiden, als sein Zustand zulässt, ohne sicher zu sein, dass diese gegenwärtigen Leiden den zukünftigen vorbeugen? Und wie wollt ihr mir beweisen, dass diese bösen Neigungen, von denen ihr es heilen zu wollen vorgebt, sich bei ihm nicht gerade erst durch eure übel angebrachten Sorgen herausgebildet haben, anstatt eine Mitgift der Natur zu sein? Unheilvolle Fürsorge, die ein Wesen in der wohl oder übel gegründeten Hoffnung, es einst glücklich zu machen, es für die Gegenwart unglücklich macht! Wenn diese oberflächlichen Schwätzer jedoch Zügellosigkeit mit Freiheit, und ein Kind, das man glücklich zu machen strebt, mit einem Kinde, welches man verzieht, verwechseln, so will ich ihnen die Unterschiede klarmachen.

Um nicht Hirngespinnsten nachzujagen, dürfen wir nicht vergessen, was uns in unserer Eigenschaft als Menschen zusagt und dienlich ist. Die Menschheit hat ihren Platz in der Ordnung der Dinge; die Kindheit hat wieder den ihrigen in der Ordnung des menschlichen Lebens. Man muss im Manne und im Kinde das Kind betrachten. Jedem seinen Platz anweisen und auf demselben befestigen, die menschlichen Triebe in Bahnen lenken, die der Natur des Menschen nicht zuwiderlaufen, ist alles was wir für sein Wohlbefinden zu tun vermögen. Das übrige hängt von Zufälligkeiten ab, die nicht in unserer Gewalt stehen.

Absolutes Glück oder Unglück kennen wir nicht. Alles ist in diesem Leben gemischt; man genießt darin kein Gefühl ganz rein,

verharrt nicht zwei Augenblicke in demselben Zustand. Geistig wie körperlich befinden wir uns in fortwährenden Schwankungen. Gutes wie Böses ist unser gemeinsames Erbteil, wenn auch in verschiedenem Maße. Der Glücklichste ist derjenige, welcher am wenigsten Not und Sorgen zu erfahren hat, der Unglücklichste, wer am wenigsten Freude empfindet. Trotz aller Verschiedenheit des Erdenloses ist es doch darin bei allen gleich, dass wir mehr bittere als freudvolle Stunden durchzumachen haben. Hierin ist deshalb das Glück des Menschen nur ein negativer Zustand; man kann es lediglich nach der geringeren Anzahl der zu erduldenen Übel bemessen.

Von jedem Schmerzgefühl ist der Wunsch, davon erlöst zu werden, unzertrennlich; mit jeder Vorstellung eines Vergnügens geht der Wunsch, es zu genießen, Hand in Hand. Jeder Wunsch setzt eine Entbehrung voraus, und alle Entbehrungen deren man sich bewusst wird, sind schmerzlich; aus diesem Grunde besteht unser Unglück in dem Missverhältnis zwischen unseren Wünschen und unserer Fähigkeit, dieselben zu befriedigen. Ein empfindendes Wesen, das die Fähigkeit besäße, alle seine Wünsche zu erfüllen, würde ein absolut glückliches Wesen sein.

Worin besteht also die menschliche Weisheit oder der Weg zum wahren Glück? Nicht etwa darin, unsere Wünsche herabzustimmen, denn wenn dieselben nicht bis zu unserem Vermögen, sie zu befriedigen, gingen, würde ein Teil unserer Kräfte müßig bleiben, und wir würden uns unseres Seins nicht nach jeder Richtung hin erfreuen können; auch nicht darin, unsere Fähigkeiten zu erweitern, denn wenn sich damit gleichzeitig unsere Wünsche in noch höherem Grade steigerten, würden wir nur desto elender werden; sondern darin, dass wir unsere Wünsche, wenn sie das gehörige Maß zu überschreiten beginnen, ganz unserer Fähigkeit sie zu befriedigen, anpassen und unser Wollen mit unserem Können in völligen Einklang bringen. Deshalb wird die Seele nur dann ruhig bleiben und der Mensch sich wohl befinden, wenn alle Kräfte gleichmäßig in Tätigkeit sind.

So hat es die Natur, die alles aufs beste macht, von Anfang an eingerichtet. Unmittelbar flößt sie uns nur die zu unserer Erhaltung notwendigen Triebe ein und rüstet uns mit den zu ihrer Befriedigung hinreichenden Kräften aus. Alle übrigen hat sie im Grund unserer Seele gleichsam aufgestellt, um sie sich dort je nach Bedürfnis entwickeln zu lassen. Nur in diesem primitiven Zustand stehen Wollen und Können im richtigen Gleichgewicht. Sobald indes die virtuellen Kräfte des Menschen allmählich in Tätigkeit treten, erwacht die Einbildungskraft, die lebhafteste und tätigste von allen, und eilt ihnen allen voraus. Die Einbildungskraft erweitert für uns im guten wie im bösen die Grenzen der Möglichkeit und erregt und unterhält folglich die Begierden durch die Hoffnung ihrer Befriedigung. Aber das Ziel derselben, das man anfangs schon erfassen zu können glaubt, flieht schneller, als man ihm zu folgen vermag; sobald man es erreicht zu haben glaubt, verwandelt es sich unter den Händen und zeigt sich in noch weiterer Ferne. Der durchmessenen Strecke schenken wir, da sie sich unseren Blicken entzieht, keine Beachtung, und die, welche wir noch zurückzulegen haben, vergrößert sich und dehnt sich unaufhörlich weiter aus. So muss man sich erschöpfen, ohne je das Ziel erreichen zu können, und je mehr wir der Genussucht frönen, desto mehr flieht uns das wahre Glück.

Je weniger sich dagegen der Mensch von seinem natürlichen Zustand entfernt hat, desto geringer ist der Unterschied zwischen seinen Wünschen und seinen Fähigkeiten, sie zu befriedigen, und desto weniger ist er folglich vom wahren Glück entfernt. Er wird nie weniger unglücklich sein, als wenn er von allem entblößt scheint, denn nicht im Mangel an sich besteht das Unglück, sondern darin, dass man sich des Mangels bewusst wird.

Die wirkliche Welt hat ihre Grenzen, die nur in der Einbildung bestehende ist unbegrenzt. Da wir nun die erstere nicht zu erweitern vermögen, so lasst uns die letztere einengen, denn allein aus dem zwischen ihnen herrschenden Zwiespalt entstehen alle die Leiden, die uns wahrhaft unglücklich machen. Mit Ausnahme der Kraft, der Gesundheit und eines guten Gewissens beruhen alle

Güter dieses Lebens auf Ansichten; mit Ausnahme der körperlichen Schmerzen und der Gewissensbisse beruhen alle Übel in der Einbildung. Das ist, wird man sagen ein allgemein anerkannter Satz; ich räume es ein; allein die praktische Anwendung desselben ist nicht allgemein, und gerade um die praktische Verwertung handelt es sich hier ausschließlich.

Was will man mit der Behauptung sagen, der Mensch sei schwach? Das Wort Schwäche bezeichnet eine Beziehung, eine Beziehung des Wesens, auf welche man es anwendet. Dasjenige Wesen, dessen Kraft größer ist als seine Bedürfnisse erheischen, ist stark, und wäre es nur ein Insekt oder ein Wurm; dasjenige dagegen, dessen Bedürfnisse größer sind als die zu ihrer Befriedigung erforderliche Kraft, ist ein schwaches Wesen, und wäre es ein Elefant oder ein Löwe, ein Eroberer oder ein Held, ja wäre es sogar ein Gott. Der abtrünnige Engel, welcher seine Natur verkannte, war schwächer als der glückliche Sterbliche, der seiner Natur gemäß in Frieden lebte. Der Mensch ist sehr stark, sobald er sich damit begnügt, nur das zu sein, was er ist; er ist sehr schwach, wenn er sich über die Menschheit erheben will. Bildet euch deshalb nicht etwa ein, dass ihr durch Ausbildung eurer Fähigkeiten auch gleichzeitig eure Kräfte erhöht; ihr schwächt sie im Gegenteil, wenn sich euer Stolz höhere Ziele steckt, als sie zu erreichen vermögen. Lasst uns den Radius unseres Kreises genau abmessen und im Mittelpunkt desselben wie eine Spinne in der Mitte ihres Netzes bleiben; dann werden wir uns immer selbst genug sein und uns nicht über unsere Schwäche zu beschweren brauchen, weil wir sie nie empfinden werden.

Alle Tiere haben genau die zu ihrer Erhaltung nötigen Fähigkeiten; der Mensch allein ist mit höheren Kräften ausgerüstet. Ist es nicht eigentümlich, dass gerade diese höhere Begabung die Wurzel seines Unglücks ist? Noch in jedem Lande haben die Arme eines Menschen mehr als die notdürftigsten Subsistenzmittel zu erwerben vermocht. Wäre der Mensch weise genug, diesem Überschuss gar keinen Wert beizulegen, so würde er stets das Notwendige haben, da er niemals zuviel hätte. Die großen

Bedürfnisse, behauptet Favorin, seien eine Folge der großen Besitztümer, und oft sei das beste Mittel, sich das, woran man Mangel leide, zu verschaffen, dass man das wieder hingebe, was man besitze.<sup>34</sup> Dadurch, dass wir uns ewig abmühen, unser Glück zu erhöhen, verwandeln wir es selbst in Unglück. Jeder Mensch der nur den Wunsch, zu leben hätte, würde glücklich leben, und folglich würde er auch gut und rechtschaffen sein, denn welchen Vorteil könnte es ihm wohl bringen, schlecht zu sein?

Wären wir unsterblich, würden wir höchst unglückliche Wesen sein. Es ist unzweifelhaft hart, zu sterben, allein süß ist es, die Hoffnung hegen zu dürfen, dass man nicht ewig leben, und dass ein besseres Leben die Leiden des gegenwärtigen enden werde. Wer<sup>35</sup> würde wohl, wenn man ihm die Unsterblichkeit auf Erden anböte, dieses traurige Geschenk annehmen wollen? Welche Hilfe, welche Hoffnung, welcher Trost würden uns wohl gegen die Härte des Schicksals und gegen die Ungerechtigkeiten der Menschen noch bleiben? Der Unwissende, dem es an Voraussicht fehlt, fühlt den Wert des Lebens wenig und fürchtet ebenso wenig, es zu verlieren; der aufgeklärte Mensch kennt wertvollere Güter, welche er um deswillen dem Leben vorzieht. Nur die Halbwisserei und Afterweisheit stellen uns den Tod, indem sie unsere Blicke nur auf ihn, aber nicht auf das lenken, was hinter ihm liegt, als das größte aller Übel dar. Die Notwendigkeit zu sterben ist für den Weisen nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen. Wenn man nicht sicher wäre, es einmal zu verlieren, so würde sein Erhaltung fürwahr den Preis nicht wert sein, den man dafür zu zahlen hat.

Unsere moralischen Übel beruhen alle, ein einziges, das Laster, ausgenommen, auf Einbildung, und dieses eine hängt von uns ab. Unsere physischen Übel zerstören entweder sich selbst oder sie zerstören uns. Die Zeit oder der Tod sind unsere Heilmittel dagegen; aber wir leiden um so mehr, je weniger wir zu leiden verstehen, und wir bereiten uns durch das Bestreben, unserer

---

<sup>34</sup> *Noct. Attic. Lib. IX, cap. 8.*

<sup>35</sup> Man wird begreifen, dass ich hier nur von solchen Menschen, die Überlegung haben, nicht aber von allen Menschen rede.

Krankheiten zu heilen, mehr Qualen, als uns deren ruhige Erduldung zuzufügen imstande wäre. Lebe naturgemäß, sei geduldig und lasse dich nicht mit Ärzten ein! Du wirst dadurch zwar dem Tode nicht entfliehen, wirst aber auch nur einmal seine Schrecken empfinden, während jene deine Einbildungskraft täglich beunruhigen und ihre lügnerischen Künste dir allen Lebensgenuss rauben, anstatt deine Tage zu verlängern. Ich muss mir immer wieder die Frage vorlegen, welche wahre Gabe die ärztliche Kunst dem Menschen eigentlich bereitet hat. Einige von denen, die sie heilt, würden sterben, das ist eine ausgemachte Wahrheit; dafür würden aber auch Millionen, die sie tötet, am Leben bleiben. Mensch, spiele, wenn du gescheit bist, nicht in dieser Lotterie, wo dir alle Aussichten fehlen! Leide, stirb oder genes, vor allem aber lebe bis zu deiner letzten Stunde.

Alle menschlichen Einrichtungen sind voller Narrheit und Widersprüche. Je mehr unser Leben an Wert verliert, desto mehr beunruhigen wir uns über dasselbe. Die Greise beklagen seine Flüchtigkeit mehr als die jungen Leute; sie wollen die Früchte der Vorbereitungen nicht verlieren, welche sie getroffen haben, um es recht zu genießen. Es ist freilich ein grausames Schicksal, mit sechzig Jahren zu sterben, wenn man eigentlich noch gar nicht zu leben angefangen hat. Man ist der Ansicht, dass der Mensch einen lebhaften Erhaltungstrieb besitze, und das ist unleugbar; aber man will nicht begreifen, dass dieser Trieb in der Weise, wie wir ihn fühlen, größtenteils das Werk der Menschen ist. Von Natur bemüht sich der Mensch um seine Erhaltung nur insoweit, als die Mittel dazu in seiner Macht stehen; sobald ihm diese ausgehen, wird er dagegen gleichgültig und gefühllos und stirbt, ohne sich vergeblich zu quälen. Die Natur selber predigt uns als erstes Gesetz die Ergebung in unser Schicksal. Die Wilden sträuben sich ebenso wie die Tiere nur in geringem Grade gegen den Tod und erdulden ihn fast ohne Klage. Ist dieses Gesetz aufgehoben, so entwickelt sich daraus ein anderes, welches wir mit unserer eigenen Vernunft daraus herleiten können; aber nur wenige verstehen die richtigen

Schlüsse zu ziehen, und diese erkünstelte und unnatürliche Resignation ist niemals so völlig und entschieden als die erste.

Vorsorge! O diese Vorsorge, die uns unaufhörlich in fremde Bahnen leitet und uns oft für Lebensstellungen vorzubereiten sucht, die wir nimmermehr erreichen werden, sie ist gerade die wahre Quelle aller unserer Leiden. Welch eine Sucht für ein so vergängliches Wesen wie der Mensch, beständig in die Ferne zu schauen, in eine Zukunft, die sich nur selten wirklich so gestaltet, und darüber die Gegenwart zu vergessen, deren er doch sicher ist! Diese Sucht ist aber um so trauriger, als sie mit dem Alter stetig wächst, und die beständig misstrauischen, vorsorglichen und geizigen Greise lieber für den Anblick auf das Notwendige verzichten, als in einem Alter von hundert Jahren das Überflüssige entbehren. Deshalb hat alles in unseren Augen Wert, deshalb klammern wir uns an alles an. Zeiten und Orte, Menschen und Dinge, kurz, alles, was ist, und alles, was sein wird, hat für jeden von uns eine gewisse Wichtigkeit. Die Folge davon ist denn, dass unser eigenes Ich nur den kleinsten Teil unseres Selbst bildet. Jeder dehnt sich gleichsam über die ganze Erde aus und wird im Verhältnis zu dem Umfang dieser ganzen großen Oberfläche entsprechend reizbar und empfindlich. Ist es deshalb zu verwundern, wenn sich unsere Leiden auf allen verletzbaren Punkten vervielfältigen? Wie viele Fürsten geraten doch über den Verlust eines Landes, welches sie niemals gesehen haben, fast in Verzweiflung! Wie viele Kaufleute braucht man nur in Indien anzurühren, um in Paris ein allgemeines Klagegeschrei hervorzurufen!

Ist es etwa die Natur, die den Menschen ihrem Wesen so fremde Bahnen vorzeichnet? Ist sie es, welche will dass jeder sein Schicksal von anderen erfahre und er bisweilen erst zuletzt erfahre, so dass schon mancher glücklich oder elend gestorben ist, ohne je gewusst zu haben, dass er es war? Ich sehe einen frischen, heiteren, kräftigen, gesunden Mann vor mir; man fühlt sich in seiner Gegenwart froh und glücklich; Zufriedenheit und Wohlsein lacht uns aus seinen Augen entgegen, als ein verkörpertes Bild des Glückes steht er da. Plötzlich langt ein Brief mit der Post an; der

glückliche Mann betrachtet ihn; der Brief trägt seine Adresse, er öffnet, liest ihn. Mit einem Male verändert sich seine Mienen; er erblasst, er fällt in Ohnmacht. Wieder zu sich gekommen, weint, tobt, seufzt er, reißt sich das Haar aus, bricht in lautes Klagen aus und scheint von krampfartigen Zuckungen befallen. Törichter, welches Leid kann dir dieses Papier bereitet haben? Welches Gliedes hat es dich beraubt? Zu welchem Verbrechen hat es dich verführt? Kurz, welche Veränderung hat es in dir bewirkt, um dich in den Zustand, in welchem ich dich erblickte, versetzen zu können?

Wenn dieser Brief sich verirrt, wenn eine wohlmeinende Hand ihn in das Feuer geworfen hätte, so würde meiner Ansicht nach das Schicksal dieses zugleich glücklichen und unglücklichen Menschen ein eigentümliches Problem sein. Sein Unglück, werdet ihr sagen, war ein wirkliches. Nun gut, aber er fühlt es nicht. Worin bestand es also? Sein Glück, wendet ihr ein, war ein eingebildetes. Ich verstehe; nach eurer Meinung sind also Gesundheit, Heiterkeit, Wohlsein, Seelenfrieden nichts als Gebilde der Phantasie! Dann freilich ist die Wirklichkeit aus unserem Dasein verbannt und wir stehen nur unter der Herrschaft des Scheins. Verlohnt es sich dann der Mühe, sich in so hohem Grad vor dem Tode zu fürchten, vorausgesetzt, dass das bleibt, worin wir leben und werden?

O Mensch, suche dein wahres Glück in dir selbst, und du wirst dich nicht mehr elend fühlen! Halte an dem Platz aus, den dir die Natur in der Kette anweist, dann wird nichts dich aus demselben zu entfernen vermögen. Sträube dich nicht gegen das harte Gesetz der Notwendigkeit und erschöpfe nicht im törichten Versuch, ihr Widerstand entgegenzusetzen, die Kräfte, die dir der Himmel nicht zur Erweiterung, sondern nur zur Erhaltung deines Daseins, wie es ihm gefällt und solange es ihm gefällt, gegeben hat. Deine Freiheit und deine Macht erstrecken sich nur über das Gebiet deiner natürlichen Kräfte und nicht darüber hinaus, alles übrige ist nur Sklaverei, Illusion, Blendwerk. Sogar die Herrschaft trägt einen knechtischen Charakter, sobald sie sich auf Vorurteile gründet, denn dann hängst du wieder von den Vorurteilen derer ab, die du durch Vorurteile beherrschest. Um sie nach deinem Gefallen zu

lenken, musst du dich auch von ihrem Gefallen und Bedünken lenken lassen. Sie brauchen nur einmal ihre Denkweise zu ändern, und du wirst dann sofort deine Handlungsweise ändern müssen. Die Personen, welche in deiner Nähe leben, brauchen nur zu verstehen, die Meinungen des Volkes, das du beherrschen sollst, oder der Günstlinge, die dich wirklich beherrschen, oder die deiner Familie, oder deine eigenen zu leiten, und diese Wesire, diese Höflinge, diese Priester, diese Soldaten, diese Diener, diese Klatschschwestern, ja die ganze Stufenleiter bis zu den Kindern hinab, werden dich, und wenn du an Geist ein Themistokles wärst,<sup>36</sup> inmitten deiner Legion wie ein Kind leiten. Trotz aller Anstrengungen wird deine wirkliche Autorität nie weiter als deine wirkliche Macht reichen. Sobald du durch die Augen anderer sehen musst, so muss sich auch folgerecht dein Wille in ihren Willen fügen. Meine Völker sind meine Untertanen, sagst du stolzen Gefühls. Aber was bist denn du? Der Untertan deiner Minister. Und was sind deine Minister ihrerseits? Die Untertanen ihrer Beamten, ihrer Mätressen, die Diener ihrer Diener. Erobert alles, raubet alles und streuet dann das Geld mit vollen Händen aus, lasst Batterien auffahren, errichtet Galgen und Räder, erlasset Gesetze und Verordnungen, vermehrt die Spione, die Söldlinge, die Henker, die Gefängnisse und die Ketten – und doch, wozu nützt euch dies alles, ihr armen Menschenkinder? Ihr werdet deshalb nicht besser bedient noch weniger bestohlen oder hintergangen, nicht unumschränkter werden. Ihr werdet beständig sagen: „Wir wollen“, und trotzdem beständig das tun, was andere wollen.

Der allein führt seinen Willen aus, welcher sich zur Vollstreckung desselben nicht fremder Arme zu bedienen braucht, woraus folgt, dass das höchste aller Güter nicht die Autorität, sondern die Freiheit ist. Der wahrhaft freie Mann will nur, was er

---

<sup>36</sup> Dieser kleine Knabe, den ihr dort seht, sagte Themistokles zu seinen Freunden, ist der Gebieter Griechenlands, denn er regiert seine Mutter, seine Mutter regiert mich, ich regiere die Athener, und die Athener regieren die Griechen. O welche kleinliche und unbedeutende Staatslenker würde man oft in den größten Reichen nachweisen können, wenn man vom Fürsten stufenweise bis zur ersten Hand hinabsteigen wollte, welche die Staatsmaschine in Bewegung setzt.

vermag, und handelt nach eigenem Gefallen. Das ist mein Fundamentalgrundsatz. Es handelt sich dabei nur darum, ihn auf die Kindheit anzuwenden, und alle Regeln der Erziehung lassen sich daraus ableiten.

Die Gesellschaft hat die Schwäche des Menschen vergrößert, nicht allein dadurch, dass sie ihm das Verfügungsrecht über seine eigenen Kräfte entzogen hat, sondern vor allem dadurch, dass dieselben durch ihre Schuld unzulänglich für ihn geworden sind. Aus diesem Grund vermehren sich seine Wünsche mit seiner Schwäche, und dies ist es auch, was die Schwäche der Kindheit, mit dem Mannesalter verglichen, so grell hervortreten lässt. Wenn der Mann ein starkes und das Kind ein schwaches Wesen ist, so liegt die Ursache nicht etwa darin, dass ersterer mehr absolute Stärke als letzteres besitzt, sondern einfach darin, dass jener sich natürlich selbst genug sein kann, dieses aber nicht. Der Mann muss demnach mehr Willen, das Kind mehr Phantasie haben, unter welchem Wort ich alle Wünsche verstehe, welche nicht auf wahren Bedürfnissen beruhen, sondern sich nur mit fremder Hilfe befriedigen lassen.

Ich habe die Ursache dieses Schwächezustandes angedeutet. Hier greift nun die Natur durch die Liebe der Eltern ein; allein diese Liebe tritt sehr verschieden auf; bald zeigt sie sich in übertriebener, bald in ungenügender, bald in verkehrter Weise. Eltern, welche in bürgerlichen Verhältnissen leben, versetzen ihr Kind vor dem dazu geeigneten Alter in dieselben. Dadurch dass sie es an Bedürfnisse gewöhnen, die ihm noch fremd sind, unterstützen sie nicht seine Schwäche, sondern vermehren sie. Sie vermehren sie ferner dadurch, dass sie Leistungen von dem Kinde fordern, welche die Natur noch keineswegs verlangte, dass sie die geringe Kraft, welche es besitzt, um nach seinem Willen zu leben, dem ihrigen unterwerfen, dass sie die gegenseitige Abhängigkeit, in der sie beiderseits durch die kindliche Schwachheit, wie durch die elterliche Liebe voneinander erhalten werden, in Sklaverei des einen oder des andern Teils verwandeln.

Der vernünftige Mann versteht sich in seiner Stellung zu behaupten; das Kind jedoch, welches die seinigen nicht begreift, würde sich nicht durch sich selbst in derselben erhalten können. Es findet unter uns tausend Wege, sich aus ihr zu entfernen. Es ist nun die Aufgabe derer, die seine Leitung unternommen haben, es darin zu erhalten, und diese ist fürwahr nicht leicht. Es soll weder einen tierischen noch einen männlichen Charakter zeigen, sondern es soll ein Kind sein; es muss seine Schwäche fühlen, und darf doch nicht darunter leiden; es muss abhängig sein und doch frei von knechtischem Gehorsam, es soll bitten und nicht befehlen. Es ist andern nur in Folge seiner Bedürfnisse unterworfen und weil sie eine bessere Einsicht von dem besitzen, was ihm dienlich oder schädlich, für seine Erhaltung zuträglich oder nachteilig ist. Niemand, nicht einmal der Vater, hat das Recht, dem Kinde zu befehlen, was nicht zu seinem Besten dient.

Bevor die Vorurteile und die menschlichen Einrichtungen unsere natürlichen Neigungen verderbt haben, besteht das Glück der Kinder ebenso wie das der Erwachsenen in dem unbeschränkten Genuss der Freiheit; allein diese Freiheit wird bei den ersteren durch ihre Schwäche beschränkt. Wer tut, was er will, ist glücklich, sobald er sich selbst genug ist; das wird stets bei dem Menschen der Fall sein, welcher im Naturzustand lebt. Wer dagegen tut was er will, während doch seine Bedürfnisse seine Kräfte übersteigen, der ist nicht glücklich; das ist bei dem Kinde der Fall, trotzdem es sich in dem nämlichen Zustand befindet. Sogar da genießen die Kinder nur einer unvollkommenen Freiheit, derjenigen ungefähr ähnlich, welche ein Erwachsener im bürgerlichen Leben genießt. In dieser Beziehung verfällt jeder von uns, da wir einander einmal nicht entbehren können, wieder in Schwäche und Elend. Wir sind geschaffen, Männer zu werden; die Gesetze und die Gesellschaft haben uns aber wieder in den Zustand der Kindheit zurückversetzt. Die Reichen, die Großen, die Könige, die sind alle nichts weiter als Kinder, welche, da sie sehen, dass sich jeder bemüht, auch die kleinste Unannehmlichkeit von ihnen fernzuhalten, dadurch allmählich wahrhaft kindisch eitel werden,

und die förmlich stolz auf Dienstleistungen sind, die man ihnen, wenn sie echte Männer wären, nimmermehr erweisen würde.

Diese Betrachtungen dürfen nicht unterschätzt werden; sie sind ganz dazu geeignet, alle Widersprüche der sozialen Ordnung zu lösen. Es gibt zwei Arten von Abhängigkeit: die von den Dingen herrührende oder die natürliche, und die von den Menschen ausgehende oder die gesellschaftliche. Da die Abhängigkeit von den Dingen den sittlichen Charakter unberührt lässt, so erwächst der Freiheit daraus kein Nachteil, noch erzeugt sie Laster; dagegen bilden diese sich sämtlich aus der Abhängigkeit von den Menschen, weil dieselbe an keine bestimmte Regel geknüpft ist,<sup>37</sup> und durch sie allein verderben sich Herren und Knechte gegenseitig. Wenn es überhaupt ein Mittel gibt, diesem Übel in der Gesellschaft abzuhelpen, so kann es nur darin gefunden werden, dass man ohne Rücksicht auf den einzelnen Menschen allein das Gesetz walten lässt und den allgemeinen Willen mit einer wirklichen Gewalt ausrüstet, die der Äußerung jedes Einzelwillens überlegen ist. Besäßen die Gesetze der Völker gleich den Naturgesetzen eine Unbeugsamkeit, welche keine menschliche Kraft je zu überwinden vermöchte, so würde die gesellschaftliche Abhängigkeit wieder der natürlichen ähnlich werden; man würde dann im Staat alle Vorteile des Naturzustandes mit denen des bürgerlichen Lebens vereinigen; man würde mit der Freiheit, die den Menschen von Lasten frei erhält, die Sittlichkeit verbinden, die ihn zur Tugend erhebt. Erhalten das Kind lediglich in der Abhängigkeit von den Dingen, dann werdet ihr bei seiner Erziehung die Gesetze der Natur befolgen. Setzt den launenhaften Kundgebungen seines Willens nur physische Hindernisse oder solche Strafen entgegen, die als Folgen seiner Handlungen zu betrachten sind, und deren es sich bei gegebener Gelegenheit wieder erinnert. Haltet euch nicht lange mit dem Verbot, etwas Böses zu tun, auf; es genügt, es daran zu verhindern. Seine Erfahrung oder seine Ohnmacht muss ihm als

---

<sup>37</sup> In meinen Grundsätzen des politischen Rechts habe ich nachgewiesen, dass in der Ordnung der Einzelwille irgendwelcher Persönlichkeit niemals zur Geltung kommen darf.

alleiniges Gesetz dienen. Erfüllt seine Wünsche nicht deshalb, weil es nach den verbotenen Gegenständen Begehren trägt, sondern nur weil es ihrer bedarf. Weder sei es sich bei seinem eigenen Tun des Gehorsams noch bei den Bemühungen anderer um seinetwillen des Rechts zu befehlen bewusst. Es empfinde seine Freiheit bei seinen wie euren Handlungen. Fehlt es ihm an Kraft, so ergänzt sie ihm nur so weit, als es derselben bedarf, um frei zu sein, nicht aber, um sich zu eurem Herrn zu machen. Möge es dadurch, dass es eure Dienstleistungen mit einer gewissen Demut annimmt, zu erkennen geben, wie sehr es den Augenblick herbeisehnt, wo es derselben wird entbehren können, und wo es die Ehre haben wird, sich selbst zu bedienen.

Zur Kräftigung des Körpers und zur Beförderung seines Wachstums besitzt die Natur Mittel, welche man nicht hinderlich in den Weg treten darf. Man darf ein Kind, wenn es gehen will, nicht zum Stillsitzen, noch, wenn es ruhig auf seinem Platze will, zum Gehen zwingen. Ist der Wille der Kinder nicht durch unsere eigene Schuld verdorben, so äußern sie denselben nie unnützerweise. Sie müssen springen, laufen, schreien dürfen, so oft sie Lust dazu verspüren. Bei allen ihren Bewegungen folgen sie den Bedürfnissen ihrer Natur, die sich zu stärken sucht; sehr achtsam muss man aber sein, sobald sich bei ihnen Wünsche regen, die sie nicht selbst zu befriedigen vermögen, sondern bei deren Erfüllung sie auf fremde Hilfe angewiesen sind. Alsdann muss man zwischen dem wahren, dem natürlichen Bedürfnis, und dem eingebildeten, welches sich zu regen beginnt, oder jenem, welches in der strotzenden Lebensfülle seine Wurzel hat, wovon bereits die Rede gewesen ist, sorgfältig unterscheiden.

Ich habe mich oben schon darüber geäußert, was man zu tun hat, wenn ein Kind weint, um dadurch dies oder jenes zu erlangen. Ich will hier nur noch hinzufügen, dass man ihm, sobald es sein Begehren auszusprechen vermag und trotzdem zu Tränen seine Zuflucht nimmt, sei es nun, um seinen Zweck schneller zu erreichen, oder sei es um eine Weigerung zu besiegen, unter allen Umständen seine Bitte abschlagen muss. Hat ihm eurer Überlegung

nach das Bedürfnis seine Bitte entlockt, so müsst ihr sein Begehren sofort erfüllen; aber seinen Tränen gegenüber den Nachgiebigen spielen, heißt ihn nur zu immer erneuten Tränengüssen anspornen, heißt ihm Zweifel an eurem guten Willen und den Glauben einflößen, dass bei euch Ungestüm wirksamer als Freundlichkeit sei. Hält es euch nicht für gütig, wird es bald unartig werden; erscheint ihr ihm schwach, werdet ihr bald unter seinem Eigensinn zu leiden haben. Hierbei ist es von Wichtigkeit, dass man ihm das, was man ihm nicht versagen will, regelmäßig auf das erste Zeichen gewährt. Haltet im Verweigern Maß, lasset euch aber nie dazu bewegen, eine einmal ausgesprochene Weigerung wieder zurückzunehmen.

Vor allem hütet euch, das Kind an leere Höflichkeitsformeln zu gewöhnen, deren es sich nötigenfalls als Zauberworte bedienen könnte, um seine ganze Umgebung seinem Willen zu unterwerfen und augenblicklich seine Wünsche befriedigt zu sehen. Bei der nur auf den äußeren Schliff angelegten Erziehung der Reichen begeht man stets den Fehler, ihnen ein gebieterisches Wesen einzuimpfen, welches auch unter den seinen und höflichen Formen stets hervortritt. Man schreibt ihnen die Ausdrücke vor, die sie anwenden müssen, damit ihnen zu widerstehen wage. Bei den Kindern der Reichen stehen deshalb Mienen und Ton nie mit ihren bittenden Worten in Einklang; bei ihren Bitten treten sie mit gleicher, ja noch mit größerer Anmaßung als bei ihren Befehlen auf, da sie dessen völlig sicher sind, unbedingten Gehorsam zu finden. Man fühlt sofort hindurch, dass die Ausdrücke: „Wenn es Ihnen gefällig ist“ und „Ich bitte Sie“, in ihrem Munde: „Es ist mir gefällig“ und „Ich befehle es Ihnen“ bedeuten. Eine vortreffliche Höflichkeit, die bei ihnen nur darauf hinausläuft, den Worten einen andern Sinn unterzulegen und stets gebieterisch zu reden! Ich meinestills, der ich bei meinem Emil einen geringeren Übelstand darin erkennen würde, wenn er sich unhöfliche Formen als ein anmaßendes Wesen aneignete, würde es lieber sehen, dass er bittend sagte: „Tue das,“ als befehlend: „Ich bitte Sie.“ Nicht die angewendeten Worte, sondern der damit verbundene Sinn ist von Wichtigkeit.

Es gibt sowohl in der Strenge wie in der Nachsicht eine Grenze, die man nicht überschreiten darf. Lasst ihr die Kinder leiden, so gefährdet ihr ihre Gesundheit, ja ihr Leben, und macht sie dadurch wirklich elend; haltet ihr dagegen mit übertriebener Vorsicht jede Art von Unbehaglichkeit von ihnen fern, so legt ihr dadurch den Grund zu großen Leiden, verhätschelt und verzärtelt sie und entfremdet sie dem menschlichen Standpunkt, auf den sie wider euren Willen doch eines Tages wieder zurückkehren werden. Um sie möglicherweise vor einigen Leiden zu behüten, die aus der Natur hervorgehen, schafft ihr ihnen künstliche, die nicht in derselben ihre Wurzel haben. Ihr werdet mir dagegen einwenden, dass ich in den Fehler jener schlechten Väter ver falle, welchen ich den Vorwurf machte, dass sie das Glück der Kinder auf eine ferne Zukunft, welche vielleicht nie eintreten wird, opferten.

Allein mit Unrecht, denn die Freiheit, die ich meinem Zögling einräume, entschädigt ihn reichlich für die leichten Unbequemlichkeiten, denen ich ihn bloßgestellt lasse. Ich sehe kleine Jungen im Schnee spielen, förmlich blaurot, vor Kälte erstarrt und kaum imstande, die Finger zu bewegen. Sie brauchen nur hineinzugehen und sich zu wärmen, aber sie tun es nicht. Zwänge man sie dazu, würden sie die Strenge des Zwanges hundertmal härter als die Kälte empfinden. Worüber beklagt ihr euch also? Werde ich etwa euer Kind elend machen, indem ich es nur solchen Unannehmlichkeiten aussetze, welche es gern leiden will? Dadurch, dass ich ihm die Freiheit lasse, gründe ich sein Glück nicht nur für die Gegenwart, sondern befestige es auch für die Zukunft, indem ich es gegen die Übel waffne, welche es ertragen muss. Wenn ihm die Wahl freistände, mein oder euer Zögling zu sein, meint ihr wohl, dass es einen Augenblick schwanken würde?

Glaubt ihr, dass irgendein Wesen außerhalb den seiner Natur entsprechenden Verhältnissen wahrhaft glücklich sein kann? Und heißt es nicht den Menschen diesen seinen Verhältnissen entfremden, wenn man alle Übel seines Geschlechts gleichmäßig von ihm fernhalten will? Ja, ich behaupte geradezu, er muss, um die großen Güter würdigen und genießen zu können, vorher die

kleinen Übel kennen lernen; das liegt in seiner Natur begründet. Wenn es uns in physischer Beziehung zu wohl geht, werden wir in sittlicher Beziehung rückwärts schreiten. Ein Mensch, den nie ein Schmerz berührt hätte, würde weder die Regung der Menschenliebe noch die Wonne des Mitgefühls kennen; sein Herz würde gegen alle Eindrücke unempfindlich sein; ein Feind aller Geselligkeit, wäre er ein Ungeheuer unter seinesgleichen.

Wisst ihr, welches das sicherste Mittel ist, euer Kind unglücklich zu machen? Dass ihr es daran gewöhnt, alles zu erlangen; denn seine Wünsche werden infolge der Leichtigkeit ihrer Befriedigung unaufhörlich wachsen, und deshalb wird euch wider euren Willen euer Unvermögen früher oder später zwingen, seinen Bitten eine Weigerung entgegenzusetzen; und diese ungewohnte Weigerung wird ihm mehr Pein verursachen als die Entbehrung des ersehnten Gutes selbst. Anfangs wird es nur den Stock verlangen, den ihr gerade in der Hand habt; bald darauf wird es eure Uhr haben wollen; dann wird es den Vogel begehren, der vorüberfliegt, und nun wieder den Stern, den es leuchten sieht, kurz es wird alles verlangen, worauf sein Blick fällt. Wie werdet ihr es nun zufrieden stellen können, wofern ihr nicht Gott seid?

Der Mensch besitzt von Natur die Neigung, alles was in seiner Gewalt ist als sein Eigentum zu betrachten. In diesem Sinn ist der Grundsatz Hobbes: „Vermehrt zugleich mit unsern Wünschen auch die Mittel zu ihrer Befriedigung, und ein jeder wird sich zum Herrn von allem machen“, bis zu einem gewissen Grade wahr. Dennoch hält sich das Kind, das nur zu wollen braucht, um sofort zu erhalten, für den Besitzer des Weltalls; es betrachtet alle Menschen als seine Sklaven, und wenn man sich schließlich einmal genötigt sieht, ihm irgend etwas zu verweigern, ihm welches alles für möglich hält, sobald es seine Befehle erteilt, so fasst es diese Weigerung als einen Akt von offener Auflehnung gegen seinen Willen auf; alle Gründe, die man ihm in einem Alter, das noch einer vernünftigen Anschauung verschlossen ist, entgegenhält, gelten in seinen Augen nur als Vorwände. Es sieht überall nur den bösen Willen, und da das Gefühl einer vermeintlichen Ungerechtigkeit sein Gemüt verbittert,

so fasst es gegen alle Welt, und während es jede Gefälligkeit ohne den geringsten Dank hinnimmt, erregt jeder Widerstand seinen Unwillen.

Wie ließe sich nun denken, dass ein derartig vom Zorne beherrschtes und von unzählbaren Leidenschaften verzehrtes Kind je glücklich sein könnte? Glücklich! Ein solches Kind! Es vereinigt in sich einen Despoten und zugleich den verächtlichsten Sklaven und die elendste Kreatur! Ich habe so erzogene Kinder gesehen, welche in allem Ernst verlangten, man sollte das Haus umstoßen, ihnen den Wetterhahn holen, den sie auf einem Turm wahrnahmen, ein Regiment im Marsch aufhalten, um die Trommel länger zu hören, und welche, ohne auf jemand zu hören, ein durchdringendes Geschrei erhoben, sobald man ihnen zu gehorchen säumte; alles beeiferte sich vergeblich um sie, und da die Leichtigkeit, mit der sie bisher alle ihre Wünsche hatten erfüllen sehen, ihre Begehrlichkeit nur immer mehr gesteigert hatte, so bestanden sie hartnäckig auf unmöglichen Dingen, und stießen überall nur auf Widerspruch, Hindernisse, Sorgen und Schmerzen. Beständig zänkisch, beständig eigensinnig, beständig ärgerlich, schrien und klagten sie tagelang. Waren das etwa glückliche Wesen? Schwäche mit Herrschaft vereint erzeugt nur Torheit und Elend. Von zwei verzogenen Kindern schlägt das eine den Tisch und das andere lässt das Meer geißeln; sie werden viel zu geißeln und zu schlagen haben, ehe sie zufrieden leben.

Wenn dergleichen Anschauungen von Herrschaft und Tyrannei sie schon in früher Jugend elend machen, was wird dann erst geschehen, wenn sie heranwachsen und ihre Beziehungen zu den anderen Menschen sich zu erweitern und zu vielfältigen beginnen? Welche Überraschung für sie, die daran gewöhnt sind, sich alles vor ihnen beugen zu sehen, bei ihrem Eintritt in die Welt wahrzunehmen, dass sie überall auf Widerstand stoßen, und sich von der Wucht dieses Weltalls, welches sie nach Belieben in Bewegung zu setzen gedacht, niedergeschmettert zu fühlen! Ihr übermütiges Benehmen und ihre kindische Eitelkeit ziehen ihnen nur Demütigungen, Spott und Verachtung zu; überall sehen sie sich

Kränkungen ausgesetzt. Peinliche Erfahrungen bringen sie nur zu bald zu der Einsicht, dass sie weder ihre Stellung noch ihre Kräfte kennen. Da sie nicht alles vermögen, bilden sie sich schließlich ein, gar nichts zu vermögen. So viele ungewohnte Hindernisse entmutigen sie, so viele ihnen an den Tag gelegte Verachtung raubt ihnen alles Selbstvertrauen; sie werden feige, furchtsam, kriechend und sinken um so tiefer, je mehr sie sich überhoben hatten.

Kommen wir jedoch wieder auf unsere Grundregel zurück. Die Natur hat sie so geschaffen, dass sie sich auf unsere Liebe und Pflege angewiesen sehen; oder hat sie sie etwa dazu bestimmt, dass wir ihnen gehorchen und sie fürchten sollen? Hat sie ihnen ein achtunggebietendes Aussehen, einen strengen Blick, eine barsche und drohende Stimme gegeben, um uns Furcht einzuflößen? Ich finde es verständlich, dass das Brüllen eines Löwen den Tieren Schrecken einjagt, dass sie Zittern überfällt, wenn sie seinen entsetzlichen Kopf erblicken; allein will man je ein die Gefühle empörendes, verächtliches und lächerliches Schauspiel genießen, so betrachte man eine Schar Beamten, wie sie, den Vorsteher an ihrer Spitze, in vollem Galaanzug sich vor einem Wickelkind niederwerfen und an dasselbe eine feierliche Ansprache in den schwülstigsten Ausdrücken richten, auf die es keine andere Antwort als Schreien und Geifern findet.

Gibt es wohl, wenn wir die Kindheit an und für sich selbst betrachten, auf der Welt ein schwächeres, elenderes, von der Willkür seiner Umgebung abhängigeres Wesen als ein Kind, ein Wesen, das in so hohem Grade des Mitleids, der Pflege und des Schutzes bedarf? Scheint es nicht, als ob es deshalb eine so zarte und liebliche Gestalt und so rührende Züge erhalten habe, damit jeder, der in seine Nähe kommt, ihm in seiner Schwäche beispringe und sich beeifere, ihm zu helfen? Gibt es etwas Abstoßenderes und Unnatürlicheres als den Anblick eines gebieterischen und eigensinnigen Kindes, welches seiner ganzen Umgebung Befehle erteilt und denen gegenüber, die es nur zu verlassen brauchen, um es umkommen zu lassen, ungescheut den Ton des Herrn annimmt?

Wer wollte anderseits nicht einsehen, dass die Schwäche des ersten Alters die Kinder schon dergestalt hemmt und behindert, dass es wahrhaft barbarisch wäre, diesem Zwang noch den unserer Launen hinzuzufügen, indem wir ihnen eine so beschränkte Freiheit entziehen, die sie so wenig missbrauchen können und deren Entziehung ihnen ebenso wenig Vorteil bringt als uns? Wenn es nichts gibt, was mehr unsern Spott herausfordert, als ein hochmütiges Kind, so gibt es auch nichts, was so sehr unser Mitleid erregt, als ein eingeschüchtertes. Warum wollen wir, da mit dem Alter der Vernunft doch schon die bürgerliche Sklaverei beginnt, derselben noch die Privatsklaverei vorausgehen lassen? Wir wollen es ruhig mit ansehen, dass von diesem Joch, das die Natur uns nicht auferlegt hat, doch ein Augenblick des Lebens befreit sei, und den Kindern den Gebrauch der natürlichen Freiheit gestatten, die sie wenigstens eine Zeitlang von den Lastern fernhält, die man unter der Sklaverei an nimmt. Mögen doch diese strengen Lehrer, mögen doch diese ihre Kinder in knechtischer Furcht erhaltenden Väter mit ihren kleinlichen und nichtigen Einwüfen hervortreten und einmal die Methode der Natur kennen lernen, bevor sie ihre eigenen herausstreichen.

Ich kehre zur Praxis zurück. Ich habe bereits ausdrücklich gesagt, dass euer Kind nie deshalb etwas erhalten darf, weil es dasselbe verlangt, sondern nur, weil es dessen bedarf,<sup>38</sup> ferner dass es nichts bloß aus Gehorsam tun soll, sondern weil es die Notwendigkeit erheischt. Deshalb müssen die Wörter gehorchen und befehlen und noch mehr die Ausdrücke Pflicht und Schuldigkeit aus seinem Wörterbuch gestrichen werden; dagegen muss den Wörtern Kraft, Notwendigkeit, Ohnmacht und Beschränkung darin

---

<sup>38</sup> Es ist leicht einzusehen, dass wie der Schmerz oft eine Notwendigkeit, so das Vergnügen bisweilen ein Bedürfnis ist. Deshalb gibt es eigentlich nur ein einziges Verlangen der Kinder, dem man entgegenzutreten muss, nämlich das, sich Gehorsam zu verschaffen. Daraus folgt denn, dass man bei allen ihren Forderungen vor allem auf den Beweggrund, der sie zu ihren Wünschen getrieben hat, achten muss. Bewilligt ihnen, soweit es irgend möglich ist, alles was ihnen ein wirkliches Vergnügen gewähren kann; schlägt ihnen jedoch stets das ab, was sie nur aus launischen Gelüsten, oder um ihren Willen durchzusetzen verlangen.

ein großer Platz eingeräumt werden. Vor dem Alter der Vernunft vermag man mit Ausdrücken wie „moralische Wesen“ oder „gesellschaftliche Beziehungen“ keinen richtigen Begriff zu verhindern. Man muss deshalb die Anwendung solcher Wörter, die dergleichen Ideen ausdrücken, möglichst vermeiden, weil zu befürchten ist, dass das Kind denselben anfangs falsche Idee unterlege, die später wieder auszurotten es uns an Einsicht und Macht gebracht. Die erste falsche Idee, die es in sich aufnimmt, bildet in ihm den Keim des Irrtums und des Lasters; gerade auf diesen ersten Schritt muss man demnach vorzugsweise sein Augenmerk richten. Sorget dafür, dass, solange es nur unter den Eindrücken sinnlicher Gegenstände steht, sich auch alle seine Ideen nur in der Sinnenwelt bewegen; sorget dass es rings um sich her, nach allen Richtungen hin, nur die physische Welt wahrnehme; sonst könnt ihr dessen sicher sein, dass es entweder gar nicht auf euch hören oder sich von der moralischen Welt, von der ihr zu ihm redet, völlig phantastische Vorstellungen machen wird, Vorstellungen, die ihr nie wieder bei ihm werdet verwischen können.

In den Forderungen, durch Vernunftgründe auf die Kinder einzuwirken, gipfelt sich Lockes Hauptgrundsatz, welchem man heutzutage vielfach huldigt. Der Erfolg desselben scheint mir jedoch wenig zu seinen Gunsten zu sprechen; und mir wenigstens ist nie etwas Einfältigeres vorgekommen als ein in dieser Weise erzogenes Kind. Von allen Fähigkeiten des Menschen entwickelt sich die Vernunft, die gleichsam nur der Inbegriff aller anderen ist, am schwierigsten und spätesten, und nun will man sich dieser bedienen, um die ersteren zu entwickeln! Das Meisterstück einer guten Erziehung besteht in der Bildung eines vernünftigen Menschen, und trotzdem vermeint man das Kind durch die Vernunft erziehen zu können! Das heißt beim Ende anfangen, das heißt das Werk zum Werkzeug machen wollen. Wenn die Kinder auf vernünftige Vorstellungen hörten, brauchten sie nicht erzogen zu werden; redet man aber von ihrem zartesten Alter an mit einer ihnen unverständlichen Sprache zu ihnen, gewöhnt man sie daran,

sich mit Worten abspeisen zu lassen, an allem, was man ihnen sagt, zu mäkeln, sich für ebenso weise als ihre Lehrer zu halten, streitsüchtig und eigensinnig zu werden, und bei allem dem verlangt man, was man bei ihnen durch Vernunftgründe zu erlangen denkt, doch nur durch Erregung ihrer Lüsterheit, ihrer Furcht oder ihrer Eitelkeit, ohne welche Mittel man nicht zum Ziele kommt.

Ich füge hier ein Schema bei, auf welches sich fast alle moralischen Belehrungen, die man den Kindern gibt oder geben kann, zurückführen lassen.

*Der Lehrer.* Das darf man nicht tun.

*Das Kind.* Und warum darf man es nicht tun?

*Der Lehrer.* Weil es unrecht ist.

*Das Kind.* Unrecht? Was heißt unrecht tun?

*Der Lehrer.* Tun was man dir verbietet.

*Das Kind.* Was kann mir's denn schaden, wenn ich tue, was man mir verbietet?

*Der Lehrer.* Du erhältst Strafe, weil du ungehorsam gewesen bist.

*Das Kind.* Ich werde es schon so einrichten, dass man es nicht erfährt.

*Der Lehrer.* Man wird dich beobachten.

*Das Kind.* Ich werde mich verstecken.

*Der Lehrer.* Man wird dich befragen.

*Das Kind.* Ich werde lügen.

*Der Lehrer.* Man darf nicht lügen.

*Das Kind.* Weshalb darf man nicht lügen?

*Der Lehrer.* Weil es unrecht ist, usw.

In diesem unvermeidlichen Zirkel wird man sich stets bewegen müssen. Sobald ihr euch aus demselben entfernt, versteht euch das Kind nicht mehr. Sind das nicht sehr nützliche Lehren? Ich wäre in der Tat gespannt zu erfahren, was man an die Stelle dieses Gesprächs setzen könnte? Sogar Locke würde dabei unfehlbar in Verlegenheit geraten sein. Das Gute und das Böse zu unterscheiden, den Grund der menschlichen Pflichten zu erkennen, übersteigt die Fähigkeiten eines Kindes.

Die Natur will, dass die Kinder, ehe sie Männer werden, Kinder sein sollen. Wenn wir diese Ordnung umkehren wollen, so bringen wir vorzeitige Früchte hervor, denen es an gehörigen Reife wie am rechten Geschmack fehlt und in kurzem verderben. Die Kindheit hat eine nur ihr eigene Art und Weise, zu sehen, zu denken, zu empfinden; nichts kann ungereimter sein als das Bemühen, ihr dafür die unsrige unterzuschieben; ich könnte von einem zehnjährigen Kind ebenso gut verlangen, dass es fünf Fuß groß wäre, als dass ich von ihm ein richtiges Urteil begehrte. Wozu sollte ihm auch die Vernunft in diesem Alter dienen? Sie ist der Zügel der Kraft, und das Kind bedarf dieses Zügels nicht.

Indem ihr eure Zöglinge von der Pflicht des Gehorsams zu überzeugen sucht, begnügt ihr euch doch mit dieser angeblichen Überzeugung nicht, sondern nehmt noch zu Gewalt und Drohungen, oder was schlimmer ist, zu Schmeicheleien und Versprechungen eure Zuflucht. Obgleich sie also eigentlich nur ihr eigenes Interesse dabei im Auge haben oder durch Gewalt gezwungen werden, stellen sie sich gleichwohl, als ob sie sich durch Vernunftgründe hätten überzeugen lassen. Sie sehen sehr wohl ein, dass ihnen Gehorsam vorteilhaft und Widersetzlichkeit nachteilig ist, sobald ihr das eine oder das andere bemerkt. Allein da ihr nichts von ihnen verlangt, was ihnen nicht unangenehm wäre, und da es außerdem immer peinlich ist, sich nach dem Willen anderer richten zu müssen, so führen sie den ihrigen im geheimen doch aus, in der vollen Überzeugung recht zu handeln, wenn ihr Ungehorsam nur verschwiegen bleibt, aber auch zugleich bereit, im Fall der Entdeckung ihr Unrecht einzugestehen, aus Furcht, sonst eine

härtere Strafe zu erhalten. Da sich in ihrem Alter die Pflicht nicht durch Vernunftgründe klarmachen lässt, so wird es auch keinen Menschen auf der Welt geben, dem es gelingen würde, sie in Wahrheit für dieselbe empfänglich zu machen. Trotzdem wird ihnen die Furcht vor Strafe, die Hoffnung auf Verzeihung, fortwährendes Bestürmen mit Fragen, Verlegenheit beim Antworten jedes Geständnis entreißen das man nur verlangt, und man glaubt sie überzeugt zu haben, während man sie nur ermüdet oder eingeschüchtert hat.

Was folgt daraus? Zunächst flößt ihr ihnen dadurch, dass ihr ihnen eine Pflicht auferlegt, die sie als solche nicht empfinden, Widerwillen gegen eure Tyrannei ein, und verscherzt ihre Liebe; sodann lehrt ihr sie heucheln, lügen und trügen, um dadurch von euch Belohnungen zu erpressen oder sich Strafen zu entziehen; endlich liefert ihr ihnen dadurch, dass ihr sie gewöhnt, einen geheimen Beweggrund durch einen scheinbaren zu verdecken, selbst das Mitleid, euch unaufhörlich zu hintergehen, euch in Unkenntnis ihres wahren Charakters und euch und andere gelegentlich mit leeren Worten abzuspeisen. Die Gesetze werdet ihr entgegen, üben, obgleich sie für das Gewissen verbindlich sind, bei den Erwachsenen ebenfalls einen Zwang aus. Das räume ich ein. Aber was sind denn diese Menschen anders als durch die Erziehung verdorbene Kinder? Und das ist es gerade, was man verhüten muss. Kindern gegenüber geziemt sich Gewalt, Männern gegenüber Vernunft; das bringt die Ordnung der Natur mit sich; der Weise bedarf keine Gesetze.

Behandelt euren Zögling, wie es sein Alter verlangt. Weist ihm von Anfang an seine Stellung an, und haltet ihn so fest darin, dass er nicht einmal den Versuch wagt, aus derselben herauszutreten. Bevor er weiß, was Weisheit heißt, wird er dann schon die wichtigste Lehre derselben ausüben. Befehlt ihm nie etwas, was in aller Welt es auch sein möge, durchaus gar nichts. Lasst nicht einmal die Vorstellung in ihm aufkommen, dass ihr beanspruchtet, irgendeine Autorität über ihn zu besitzen. Er braucht nur das Bewusstsein zu haben, dass er schwach ist und ihr dagegen stark

seid, dass er infolge seiner, von der eurigen so wesentlich verschiedenen Lage notwendigerweise von euch abhängig ist. Dies muss er wissen, muss er lernen, muss er empfinden. Frühzeitig schon fühle er auf seinem stolzen Haupte das schwere Joch, welches die Natur dem Menschen auferlegt, das drückende Joch der Notwendigkeit, unter welches sich jedes endliche Wesen beugen muss. Er erblickte diese Notwendigkeit aber in den Verhältnissen, nie in den Launen der Menschen;<sup>39</sup> zum Zügel, der ihn in Schranken hält, diene die Kraft, nicht die Autorität. Verbietet nicht erst lange, was er unterlassen soll, sondern hindert ihn einfach an der Ausführung desselben ohne weitläufige Auseinandersetzungen und Erörterungen. Was ihr ihm erlaubt, erlaubt ihm auf sein erstes Wort, ohne euch erst dazu auffordern und bitten zu lassen, vor allem aber ohne sie an Bedingungen zu knüpfen. Er merke es euch an, dass ihr ihm eine Erlaubnis mit Freunden erteilt, ihm aber nur mit Widerstreben etwas abschlagt. Alle eure Verweigerungen müssen jedoch unwiderruflich sein; keine unausgesetzte Bestürmung mit derselben Bitte darf euch schwankend machen; das einmal ausgesprochene Nein muss dem Kind als eine eiserne Mauer gelten, welche es, hat es dagegen seine Kräfte erst fünf- oder sechsmal erschöpft, nicht mehr niederzureißen versuchen wird.

Auf diese Weise werdet ihr es geduldig, sanft, gelassen und ruhig machen, selbst wenn es seinen Wunsch nicht erfüllt sieht; denn es liegt in der Natur des Menschen, zwar die durch die Verhältnisse bedingte Notwendigkeit, nicht aber den Eigenwillen anderer geduldig zu ertragen. Die Erklärung „Es ist nichts mehr da“ ist eine Antwort, der gegenüber sich ein Kind noch nie widerspenstig gezeigt hat, falls es dieselbe nicht etwa für eine Lüge hielt. Übrigens gibt es dabei keinen Mittelweg: entweder muss man gar keine Anforderungen an das Kind stellen, oder es von Anfang

---

<sup>39</sup> Man darf sicher sein, dass das Kind jeden Willen, der mit dem seinigen nicht übereinstimmt und dessen Grund es nicht erkennt, als Laune betrachten wird. Ein Kind wird aber nie den Grund von etwas begreifen, das seinen Einbildungen zuwiderläuft.

an an unweigerlichen Gehorsam gewöhnen. Die schlechteste Erziehung besteht in der gewährten Freiheit, zwischen seinem und eurem Willen zu schwanken, und in einem unaufhörlich zwischen ihm und euch stattfindenden Kampf um Herrschaft. Hundertmal lieber würde es mir sein, wenn das Kind dieselbe beständig ausübte.

Sehr eigentümlich ist es, dass man, seitdem man sich mit der Erziehung der Kinder beschäftigt, noch kein anderes Mittel zu ihrer Leitung gefunden hat als den Wetteifer, die Eifersucht, den Neid, die Eitelkeit, Erregung der Begierde, knechtische Furcht – lauter höchst gefährliche Leidenschaften, die ihre Seele in fortwährender Gärung erhalten und sie zu verderben vermögen, sogar noch ehe der Körper sich vollständig entwickelt hat. Mit jeder vorzeitigen Belehrung, mit der man die Köpfe der armen Kinder beschweren will, pflanzt man ein Laster in den Grund ihrer Herzen. Unverständige Lehre glauben Wunder zu leisten, wenn sie alle möglichen Unarten in ihnen hervorrufen, um ihnen den Begriff des Gutseins beizubringen, und dann sagen sie uns gravitatisch: „So ist der Mensch!“ Ja, so ist der Mensch, welchen ihr gebildet habt!

Man hat alle Mittel versucht, eins ausgenommen, und zwar gerade das einzige, welches imstande ist, ein glückliches Resultat herbeizuführen: die zweckmäßig geregelte Freiheit. Man darf nicht das Amt, ein Kind zu erziehen, übernehmen wenn man nicht versteht, es durch die bloßen Gesetze des Möglichen und Unmöglichen zu leiten, wohin man will. Da ihm die Grenze des einen ebenso ist wie die des anderen, so kann man sie rings um sich her nach Belieben erweitern oder verengern. Man fesselt es, treibt es vorwärts, hält es zurück allein durch das Band der Notwendigkeit, ohne dass es darüber murrte; durch die bloße Macht der Verhältnisse macht man es fügsam und willig, ohne dass je ein Laster Gelegenheit fände, in ihm emporzukeimen; denn nie entzündeten sich die Leidenschaften, wenn sie erfolglos bleiben.

Erteilt eurem Zögling keine Art mündlicher Belehrung, die Erfahrung allein muss sie ihm geben; belegt ihn mit keiner Art

Strafe, denn er weiß nicht, was es heißt, ein Versehen begangen zu haben; lasst ihn niemals um Verzeihung bitten, denn er vermag euch nicht zu beleidigen. Sich keines moralischen Gesetzes bei seinen Handlungen bewusst, kann er auch nichts tun, was moralisch schlecht wäre und Strafe oder Verweis verdiente.

Ich sehe schon, wie der erschreckte Leser dieses Kindes nach den unsrigen beurteilt. Er irrt sich. Der fortwährende Zwang, in welchem ihr eure Zöglinge erhaltet, erregt ihre Lebendigkeit noch mehr; je gezwungener sie sich unter euren Augen fühlen, desto wilder sind sie von dem Augenblick an, wo sie sich selbst überlassen sind; sie müssen sich doch für den harten Zwang, in welchem ihr sie haltet, wenn sie irgend können, entschädigen. Zwei Stadtkinder werden auf dem Lande mehr Schaden anrichten als die Dorfjugend. Schließt ein junges Herrchen und einen Bauernjungen zusammen in ein Zimmer ein; bevor sich noch letzterer von der Stelle bewegt hat, wird der erstere schon alles auf die Erde geworfen, alles zerbrochen haben. Der Grund kann nur darin liegen, dass der eine sich beeilt, den seltenen Augenblick völliger Freiheit zu missbrauchen, währen der andere, der seine Freiheit stets sicher ist, keine Ursache findet, sofort Gebrauch davon zu machen. Und gleichwohl sind die Bauernkinder, bei deren Erziehung oft Liebkosungen und Härte wechseln, noch weit von dem Zustand entfernt, in welchem man, wenn es nach mir geht, die Kinder halten muss.

Stellen wir als unbestreitbaren Grundsatz auf, dass die ersten natürlichen Triebe stets gut sind; es gibt im menschlichen Herzen keine angeborene Verderbtheit; kein einziger Fehler findet sich darin, von dem sich nachweisen ließe, wie und wodurch er in dasselbe eingedrungen ist. Die einzige Leidenschaft des Menschen, welche als eine Mitgift der Natur betrachtet werden kann, ist die Selbstliebe oder die Eigenliebe im weiteren Sinn. Diese Eigenliebe an sich oder in Beziehung auf uns ist gut und nützlich, und da mit ihr durchaus keine notwendige Beziehung auf andere verbunden ist, so ist sie in dieser Hinsicht von Natur indifferent. Nur durch die Anwendung, welche man von ihr macht, und durch die

Beziehungen, welche man ihr gibt, wird sie gut oder böse. Bis zu dem Moment, wo der Führer der Eigenliebe, nämlich die Vernunft, hervorzutreten vermag, ist es sogleich von Wichtigkeit, dass ein Kind nichts deshalb tue, weil es gesehen oder gehört werden kann, mit einem Wort nichts aus Rücksicht auf andere tue, sondern lediglich das, was die Natur von ihm verlangt, und dann wird es nur Gutes tun.

Es wird kaum vorkommen, dass ein Kind nie einmal Schaden und Unordnung anrichtet, sich nicht verletzt, oder ein wertvolles Stück zerbräche, das sich in seinem Bereich findet. Es könnte viel Schlimmes anrichten ohne Böses zu tun, der bösen Tat liegt die Absicht zugrunde, Schaden zu tun. Hätte es diese aber auch nur ein einziges Mal, so wäre schon alles verloren: dann wäre es unverbesserlich böse.

In den Augen des Geizes gewinnt manches einen bösen Anstrich, was in den Augen der Vernunft nicht böse ist. Lässt man der Ausgelassenheit der Kinder völlig freien Lauf, so ist es freilich ratsam, alles aus ihrer Nähe zu verbannen, wodurch sie teuer zu stehen kommen könnte, und nichts Zerbrechliches und Kostbares in ihrem Bereich zu lassen. Ihre Stube muss mit starken und dauerhaften Möbeln ausgestattet sein; kein Spiegel, kein Porzellan, keine Luxusgegenstände darf man darin antreffen. Was meinen Emil anlangt, den ich auf dem Lande erziehe, so wird sein Zimmer nichts enthalten, was es von einer Bauernstube unterscheiden könnte. Zu welchem Behuf es mit so großer Sorgfalt ausschmücken, da er sich nur so wenig Zeit darin aufhalten darf? Allein ich irre mich; er wird es selbst ausschmücken, und wir werden bald sehen womit.

Hat das Kind, aller eurer Vorsichtsmaßregeln ungeachtet, einige Unordnung hervorgebracht oder irgendein nützliches Stück zerbrochen, so straft es nicht für eure eigene Nachlässigkeit und scheltet es nicht aus; kein einziges Wort des Vorwurfs darf es von euch vernehmen; lasst es nicht einmal ahnen, dass es euch Verdross bereitet hat; tut gerade so, als ob das Gerät von selbst zerbrochen

wäre; mit einem Wort, seid überzeugt, viel getan zu haben, wenn ihr euch überwinden könnt, nichts zu sagen.

Soll ich es wagen, an diese Stelle die erste, wichtigste und nützlichste Regel aller Erziehung auseinanderzusetzen? Sie besteht nicht darin, Zeit zu gewinnen, sondern Zeit zu verlieren. Verzeiht mir, ihr oberflächlichen Leser, meine Paradoxien; unwillkürlich muss man bei reiflichem Überlegen welche machen, und was ihr auch dazu sagen mögt, ich will lieber für einen paradoxen Mann gelten, als ein Mann voller Vorurteile sein. Die gefährlichste Zeit des menschlichen Lebens ist die von der Geburt bis zum Alter von zwölf Jahren. Das ist die Zeit, in welcher Irrtümer und Laster emporkeimen, ohne dass man bis dahin ein Mittel besäße, sie wieder auszurotten, und wenn sich das Mittel dann endlich findet, so wurzeln dieselben schon so tief, dass man sie nicht mehr herauszureißen vermag. Wenn die Kinder plötzlich von der Brust der Mutter in das Alter der Vernunft hinüberspringen, dann könnte die Erziehung, die man ihnen heutzutage gibt, angemessen sein; nach dem natürlichen Entwicklungsgang bedürfen sie aber eine gerade entgegengesetzte. Erst wenn ihre Seele im Vollbesitz aller ihrer Kräfte wäre, sollten die Kinder eine Betätigung derselben verlangen, denn unmöglich kann sie, solange sie noch blind ist, den Schein der Fackel, die ihr derselben darbietet, wahrnehmen, und in dem unermesslichen Reich der Ideen einen Weg verfolgen, den die Vernunft nur so flüchtig andeutet, dass kaum die schärfsten Augen imstande sind, ihn zu erkennen.

Die erste Erziehung muss demnach rein negativ sein. Sie besteht nicht in Belehrungen über Tugend und Wahrheit, sondern in der Bewahrung des Herzens vor Lastern und in der Abwehr aller dem Verstand nachteiligen Irrtümer. Wenn ihr bei der Erziehung nichts tötet und auch andere nichts tun ließt, wenn ihr euren Zögling gesund und kräftig bis zum zwölften Jahre bringen könntet, ohne dass er imstande wäre, seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden, so würde sich ihm vom Beginn eures Unterrichts an die Augen seines Verständnisses der Vernunft öffnen. Da er ohne Vorurteile, ohne angenommene Gewohnheiten

wäre, würde er nichts an sich haben, was dem Erfolg eurer Bemühungen hinderlich entgegentreten könnte. Bald würde er unter euren Händen der weiseste der Menschen werden, und obgleich ihr anfänglich nichts getan hättet, würdet ihr trotzdem in erziehlicher Hinsicht ein wahres Wunder getan haben.

Tut das gerade Gegenteil der herkömmlichen Erziehung und ihr werdet fast immer das Richtige treffen. Da man aus einem Kinde nicht ein Kind, sondern einen Gelehrten bilden will, so meinen Väter und Lehrer nicht früh genug damit anfangen zu können, es ausschelten, zu bekritteln, zu tadeln, zu liebkosen, zu bedrohen, ihm Versprechungen zu geben, Leben zu erteilen und Vernunft zu predigen. Macht es besser. Seid vernünftig und sucht euren Zögling nicht mit Vernunftgründen zu überreden, vor allem nicht, um ihm Gefallen an dem einzuflößen, was ihm missfällt; denn wenn man in solcher Weise in alle Angelegenheiten, welche ihn unangenehm berühren, stets die Vernunft mit hineinzieht, so macht man sie ihm dadurch schließlich langweilig und lästig und schwächt ihr Ansehen schon frühzeitig bei einem Geiste, der noch nicht imstande ist, sie zu verstehen. Übt seinen Körper, seine Organe, seine Sinne, seine Kräfte, aber seine Seele erhalten solange wie möglich in Untätigkeit. Hütet euch, ihn mit Ansicht bekanntzumachen, ehe er Verstand genug besitzt, sie zu würdigen. Tretet fremden Eindrücken entgegen und haltet sie von ihm fern, und sucht, um der Entstehung des Bösen vorzubeugen, das Wachstum des Guten nicht allzu sehr zu beschleunigen, denn das kann erst dann erreicht werden, wenn die Vernunft ihn erleuchtet. Haltet jeden Aufschub für einen Vorteil; es ist ein großer Gewinn, wenn man sich ohne zu straucheln dem Ziel nähert. Lasset die Kindheit in den Kindern erst die volle Reife erreichen. Kurz, welche Belehrung sich auch immer bei ihnen herausstellen wird, hütet euch, sie ihm heute zu geben, wenn ihr sie ohne Gefahr bis morgen aufschieben könnt.

Eine Bestätigung der Nützlichkeit dieser Methode ergibt sich aus der weiteren Betrachtung der besonderen Geistesanlagen des Kindes, welche man entschieden kennen muss, um bestimmen zu können, welche moralische Überwachung und Führung ihm

angemessen sei. Jeder Charakter hat seine eigentümliche Handlungsweise, nach der er gelenkt werden muss, und es ist im Hinblick auf den glücklichen Erfolg der Mühe, die man aufwenden muss, von Wichtigkeit, dass er gerade in dieser und keiner anderen Weise gelenkt werde. Als ein verständiger Mann musst du deshalb lange Zeit die Natur belauschen, musst deinen Zögling genau beobachten, bevor du das erste Wort zu ihm sprichst. Lass erst den Keim seines Charakters in voller Freiheit sichtbar werden, lege ihm nach keiner Richtung hin einen Zwang auf, damit du ihn von Grund aus kennen lernst. Denkst du etwa, diese Zeit der Freiheit sei für ihn verloren? Völlig im Gegenteil, so wird sie am besten angewandt werden, denn nur so wirst du lernen, in einer weit kostbareren Zeit nicht einen einzigen Augenblick zu verlieren. Statt dessen wirst du, wenn du zu handeln beginnst, ehe du dir klar bist, was zu tun ist, dich blindlings vom Zufall leiten lassen; mancherlei Täuschungen ausgesetzt, wirst du stets von neuem anfangen müssen und weiter vom Ziele entfernt sein, als wenn du gesucht hättest, es mit weniger Eile zu erreichen. Handle deshalb nicht wie der Geizhals, der, weil er nichts verlieren will, alles verliert. Bringe im frühesten Alter eine Zeit zum Opfer, welche du in einem vorgerückteren Alter mit Zinsen wiedergewinnen wirst. Ein verständiger Arzt gibt nicht gleich beim ersten Anblick des Kranken in unüberlegter Hast Arzneien, sondern er studiert erst seine Natur, bevor er ihm etwas verordnet. Er lässt sich mit der Behandlung Zeit, heilt ihn aber auch dafür, während der zu schnell einschreitende Arzt ihn tötet.

Wohin in aller Welt sollen wir aber dies Kind versetzen, um es gleichsam als ein unempfindliches Wesen, als eine Art Automaten zu erziehen? Sollen wir es auf den Mond, auf eine wüste Insel bringen? Sollen wir es von allen menschlichen Wesen entfernt halten? Wird es in der Welt nicht unausgesetzt den Augenblick und das Beispiel der Leidenschaften an derer vor Augen haben? Wird es niemals andere Kinder seines Alters sehen? Wird es nicht seine Eltern, seine Amme, seine Wärterin, seinen Diener, vor allem seinen Erzieher sehen, der doch schließlich auch kein Engel sein wird?

Dieser Einwurf ist nicht zu unterschätzen. Habe ich euch denn aber gesagt, dass eine natürliche Erziehung ein so leichtes Unternehmen sei? O ihr Menschen, liegt die Schuld denn etwa an mir, wenn ihr allem, was an sich gut ist, Schwierigkeiten hinzugefügt habt? Ich kenne dieselben wohl, ich gebe sie zu; vielleicht sind sie unübersteiglich; aber soviel steht doch immer fest, dass man bei dem ernstesten Streben, sie zu überwinden, sie auch in der Tat bis zu einem gewissen Punkte besiegt. Ich zeige nur das Ziel, das man sich stellen muss, ich behaupte nicht, dass derjenige, welcher ihm am nächsten kommt, das glücklichste Resultat erzielt hat.<sup>40</sup>

Seid dessen eingedenk, dass man, ehe man wagen darf, die Bildung eines Menschen zu übernehmen, sich erst selbst zu einem Menschen gebildet haben muss. Man muss in sich selbst das Muster finden, das jener sich stets vorhalten soll. Solange das Kind noch ohne Bewusstsein ist, hat man hinreichend Zeit, alles was in seine Nähe kommt, zuzubereiten, damit seine ersten Blicke nur auf solche Gegenstände fallen, deren Anblick ihm dienlich ist. Macht euch in aller Augen achtungswert, sucht euch zuerst die allgemeine Liebe zu erwerben, damit sich jeder bemüht, euch zu gefallen. Ihr werdet nicht des Kindes Vorbild und dadurch sein Meister sein, wenn ihr nicht zugleich Vorbild und Meister seiner ganzen Umgebung seid, und dazu wird euer Ansehen nie hinreichend sein, wenn es nicht auf der Tugend gebührende Hochachtung gegründet ist. Es ist nicht die Rede davon, seine Börse zu erschöpfen und Geld mit vollen Händen auszustreuen, ich habe noch nie gesehen, dass sich Liebe erkaufen ließe. Vor Geiz und Härte muss man sich hüten und das Elend, welches man zu lindern vermag, darf man nicht bloß

---

<sup>40</sup> Fenelon hat in seiner Abhandlung über die Erziehung der Töchter sich dahin geäußert: „Wenn man ein Werk in der Absicht schreibt, eine bessere Erziehung anzubahnen, so geschieht es natürlich nicht, um wieder nur unvollkommene Regeln zu geben. Wahr ist es zwar, dass in der Praxis nicht jeder wird so weit gehen können als unsere Gedanken auf dem Papiere. Indes wenn man auch das Vollkommene nicht zu erreichen vermag, so ist es dennoch nicht unnütz, es kennen gelernt und sich Mühe gegeben zu haben, es zu erreichen. Das ist das beste Mittel, sich ihm zu nähern.“ Kap. 13.

Anm. des H. Petitain

beklagen; aber vergeblich werdet ihr eure Kästen öffnen, denn öffnet ihr nicht zugleich auch euer Herz, so werden die Herzen anderer euch immer verschlossen bleiben. Eure Zeit, eure Sorgen, eure Zuneigung, euch selbst müsst ihr geben, denn sonst wird man, was ihr auch immer tun möget, doch stets herausfühlen, dass euer Herz an dem Geldgeschenk keinen Anteil hat. Es gibt Beweise von Teilnahme und Wohlwollen, die eine größere Wirkung hervorbringen und in der Tat mehr Nutzen stiften als alle Geschenke. Wie viele Unglückliche, wie viele Kranke bedürfen weit eher Trost als Almosen! Wie viele Unterdrückte gibt es, denen mit einem wirksamen Schutze mehr gedient ist als mit Geld! Versöhnet alle, die in Unfrieden leben; beugt Prozessen vor; haltet die Kinder zur Pflicht, die Väter zur Nachsicht an; begünstigt glückliche Heiraten; wehrt den Verfolgungen, bedient euch des Ansehens, in welchem die Eltern eures Zöglings stehen, überall zugunsten des Schwachen, welchem man Gerechtigkeit verweigert und den der Mächtige bedrückt. Erklärt euch laut für den Beschützer der Unglücklichen. Seid gerecht, menschlich, wohltätig! Gebt nicht nur Almosen, sondern verrichtet auch Liebeswerke; die Werke der Barmherzigkeit lindern mehr Leiden als das Geld. Liebt die anderen, und sie werden euch lieben, dient ihnen, und sie werden euch dienen; tretet ihnen als Bruder entgegen und sie werden eure Kinder sein.

Das ist zugleich ein neuer Grund, aus dem ich Emil auf dem Lande zu erziehen gedenke, fern von dem Bedientenpack, den niedrigsten Kreaturen nach ihren Herren; fern von jenen abscheulichen Sitten der Städter, deren gleisnerischer Firnis, mit dem man sie übertüncht, sie für die Kinder verführerisch und ansteckend macht, während auf der anderen Seite die Lastern der Bauern, die in ungeschminkter Nacktheit und Rohheit auftreten, eher geeignet sind, abzustoßen als zu verführen, sobald nicht etwa ihre Nachahmung irgendeinen besonderen Vorteil verschafft.

Auf dem Land wird ein Erzieher in weit höherem Grad Herr der Gegenstände sein, welche er dem Kind vorzeigen will; sein Ruf, seine Unterredungen, sein musterhaftes Beispiel werden ihm ein

Ansehen verschaffen, das sie ihm in der Stadt nicht würden verleihen können. Da er auf jedermanns Vorteil bedacht ist, so wird sich auch wiederum jeder beeifern, sich ihm gefällig zu erweisen, nach seiner Achtung zu streben und sich dem Schüler gegenüber so zu zeigen, wie man nach dem Wunsche des Lehrers wirklich sein sollte; und selbst wenn man seine Fehler nicht ablegt, wird man sich doch vor jedem öffentlichen Ärgernis hüten, und das ist ja alles, was wir zur Erreichung unseres Zweckes bedürfen.

Hört auf, andere für eure eigenen Fehler verantwortlich zu machen; das Böse, welches die Kinder sehen, verdirbt sie weit weniger als das Böse, welches ihr selbst ihnen einimpft. Denn gerade ihr unvermeidliche Sittenprediger, Moralisten und Pedanten flößt ihnen für eine Idee, die ihr für gut haltet, gleichzeitig zwanzig andere ein, die schädlich sind. Erfüllt von den Gedanken, die euren Kopf durchkreuzen, bemerkt ihr die Wirkung nicht, welche ihr in dem ihrigen hervorbringt. Denkt ihr, dass unter dem langen Strom von Worten, mit dem ihr sie unaufhörlich langweilt, nicht ein oder das andere mit unterläuft, das sie falsch auffassen? Denkt ihr, dass die eure langatmigen Erklärungen nicht in ihrer Weise auslegen, und dass ihnen nichts darin aufstößt, woraus sie sich ein ihrer Fassungskraft entsprechendes System bilden können, das sie euch bei gegebener Gelegenheit entgegenstellen werden?

Hört einmal ein Jüngelchen, welches man so dressiert hat! Lasst es plaudern, Fragen stellen, alle seine Faseleien nach Belieben auskramen, und ihr werdet euch über die sonderbaren Verdrehungen wundern, welche eure Reden in seinem Hirn erfahren haben. Ein solcher Knabe verwechselt alles, dreht alles um, langweilt euch und kann euch bisweilen durch seine unvorhergesehenen Einwürfe wahrhaft zur Verzweiflung bringen. Er zwingt euch zu schweigen oder ihm Schweigen zu gebieten. Und was muss er dann wohl über das Schweigen seitens eines Mannes denken, der sich ihm gegenüber immer redselig gezeigt hat? Erringt er je diesen Vorteil über euch und wird er seines Sieges inne, dann ist es mit der weiteren Erziehung vorbei; von diesem Augenblick an

ist alles zu Ende; er sucht sich nicht länger zu unterrichten, sondern euch nur noch zu widerlegen.

O ihr übereifrigen Lehrer, seid einfach, maßvoll, vorsichtig; beeilt euch niemals handelnd einzugreifen, es sei denn, dass es darauf ankommt, das unberechtigte Handeln anderer zu verhindern. Ich werde es immer von neuem wiederholen: schiebt, wenn es möglich ist, einen guten Unterricht auf das Besorgnis, einen schlechten zu geben. Bebt vor dem Gedanken zurück, auf dieser Erde, welche die Natur zum ersten Paradies des Menschen gemacht hatte, dadurch die Rolle des Versuchers zu spielen, dass ihr der Unschuld die Erkenntnis des Guten und Bösen beibringen wollt! Da ihr doch nicht verhindern könnt, dass sich das Kind durch Beispiele, welche ihm vor Augen treten, belehre, so beschränkt eure ganze Wachsamkeit darauf, diese Beispiele seinem Geist unter dem Bild einzuprägen, welches ihm am wenigsten Nachteil bereitet.

Die heftigen Leidenschaften machen auf das Kind, das Zeuge der von ihnen hervorgerufenen wilden Szenen ist, einen gewaltigen Eindruck, weil die Symptome, in denen sie sich zu erkennen geben, sehr in die Augen fallen und deshalb die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Namentlich machen sich die Aufwallungen des Zorns in einer so lärmenden Weise Luft, dass man unbedingt etwas davon bemerken muss, wenn man sich in der Nähe befindet. Man braucht nicht erst lange zu fragen, ob sich hier für einen Pädagogen eine Gelegenheit zeigt, eine hübsche Rede zu halten. Aber nur beileibe keine solchen feierlichen Reden! Gar nichts, auch nicht ein einziges Wort darf darüber fallen! Lasst das Kind selbst kommen! Verwundert über die lärmenden Szenen, wird es nicht ermangeln, euch zu fragen. Die Antwort ist einfach: es muss sie aus seinen Wahrnehmungen folgern. Es sieht ein erhitztes Gesicht, blitzende Augen, drohende Gebärden, es vernimmt heftiges Geschrei, lauter Zeichen, dass sich der Mensch nicht in seinem gewöhnlichen Gemütszustand befindet. Sagt ihm ernst, ohne Übertreibung, ohne Geheimniskrämerei: der arme Mann ist krank, er hat einen Fieberanfall. Ihr könnt dabei die Gelegenheit benutzen, ihm, indes

nur in kurzen Worten, eine Idee von den Krankheiten und ihren Wirkungen beizubringen, denn auch diese ruft ja die Natur hervor, und sie bilden eines der Bande der Notwendigkeit, welchen es sich unterworfen fühlen muss.

Wird sich nicht des Kindes bei dieser durchaus richtigen Vorstellung wahrscheinlich schon frühzeitig ein gewisser Widerwille bemächtigen, sich den Ausbrüchen der Leidenschaften, welche es als Krankheiten betrachten wird, zu überlassen? Und glaubt ihr nicht, dass eine solche bei passender Gelegenheit ihm beigebrachte Vorstellung eine ebenso heilsame Wirkung hervorrufen wird als die langweilige Moralpredigt? Und nun macht euch die Folgen dieser Vorstellung für die Zukunft klar! Ihr erlangt dadurch die Berechtigung, falls ihr je dazu gezwungen werdet, ein eigensinniges Kind als ein krankes zu behandeln, es sein Zimmer, ja wenn es nötig ist, sein Bett hüten lassen, ihm Diät vorzuschreiben, es durch seine sich bildenden Fehler in Schrecken zu setzen und sie ihm verhasst und furchtbar zu machen, ohne dass es je die Strenge, die ihr vielleicht zu seine Heilung anwenden müsst, als Strafe ansehen kann. Ja, wenn es euch selbst einmal in einem Augenblick der Hitze begegnet, eure Kaltblütigkeit und Mäßigung, deren ihr euch befleißigen müsst, zu verlieren, so gebt euch keine Mühe, euren Fehler zu verhehlen, sondern sagt ihm freimütig, mit einem sanften Vorwurf: „Mein Lieber, du hast mich krank gemacht!“

Außerdem ist es von Wichtigkeit, dass die naiven Äußerungen, welche ein Kind bei den einfachen Vorstellungen, über die es verfügt, mitunter zum Vorschein bringt, niemals in seiner Gegenwart gelobt, noch in einer Weise erwähnt werden, dass dasselbe es wieder erfahren kann. Ein dem Kinde grundlos erscheinendes Gelächter kann die Arbeit von sechs Monaten vernichten und einen Schaden anrichten, der im ganzen Leben nicht wieder gutzumachen ist. Ich kann es nicht oft genug wiederholen, dass man, um des Kindes Meister zu sein, sich selbst bemeistern muss. Ich stelle mir meinen kleinen Emil vor, wie er sich mitten in einem Streit, der zwischen zwei Nachbarinnen stattfindet, der wütendsten nähert und im Ton des höchsten Mitleids zu ihr

sagt: „Liebe Frau, Sie sind krank, es tut mir sehr leid!“ Unfehlbar wird dieser glückliche Einfall nicht ohne Wirkung bleiben, ja ihn vielleicht auch auf die streitenden Parteien nicht verfehlen. Ich aber werde ihn dann, ohne zu lachen, ohne ihn auszuschelten, ohne ihn zu loben, mit oder ohne Anwendung von Gewalt hinwegbringen, ehe er die er zielte Wirkung wahrnehmen vermag oder wenigstens ehe er darüber nachdenkt, und werde mich beeilen, seine Gedanken durch andere Gegenstände, die es ihn schnell wider vergessen lassen, davon abzulenken.

Es liegt nicht in meinem Plan, auf alle Einzelheiten einzugehen, sondern nur die allgemeinen Grundsätze darzulegen und sie in schwierigen Fällen, durch Beispiele zu erläutern. Ich halte es für unmöglich, dass man ein Kind im Schoß der Gesellschaft bis zum Alter von zwölf Jahren bringen kann, ohne ihm eine Vorstellung von den Beziehungen des Menschen zum Menschen und von dem sittlichen Werte der menschlichen Handlungen beizubringen.

Es genügt, dass man sich die Mühe gibt, es mit diesen notwendigen Begriffen so spät wie möglich bekanntzumachen, und dass man sie, wenn sie unvermeidlich werden, auf das beschränkt, was für den Augenblick vorteilhaft ist, nur damit es sich nicht für den Gebieter über alles halte und anderen nicht gewissenlos oder unwissend Böses zufüge. Es gibt sanfte und ruhige Charakter, die man ohne Gefahr lange in ihrer kindlichen Unschuld erhalten kann; aber es gibt auch heftige Naturen, deren Wildheit sich schon früh entwickelt und deren Ausbildung man beschleunigen muss, um nicht gezwungen zu werden, sie mit Gewalt in Unterwürfigkeit zu halten.

Unsere erste Pflichten sind gegen uns selbst. Auf uns selbst laufen unsere ersten Gefühle und Empfindungen zurück; alle unsere natürlichen Triebe beziehen sich zunächst auf unsere Erhaltung und auf unser Wohlsein. Demnach regt sich das erste Gerechtigkeitsgefühl in uns nicht infolge der Gerechtigkeit, die wir unserer Umgebung schuldig sind, sondern infolge der, die man uns schuldig ist, und es gehört ebenfalls zu den Verkehrtheiten unserer

gewöhnlichen Erziehung, dass man mit den Kindern zuerst immer von ihren Pflichten und nie von ihren Rechten spricht, dass man also damit beginnt, ihnen das gerade Gegenteil von dem, was nötig wäre, zu sagen, Dinge die sie nicht verstehen und welche ihnen kein Interesse einflößen können.

Wenn ich also ein solches Kind, wie ich es mir denke, zu leiten hätte, so würde ich mir sagen: Ein Kind vergreift sich nie an Personen,<sup>41</sup> sondern nur an Dingen, und bald lernt es durch die Erfahrung jeden achten, dem es an Alter und Kraft nachsteht; aber die Dinge verteidigen sich nicht selbst. Die erste Idee, die man in ihm erwecken muss, ist deshalb nicht sowohl in der Freiheit als die des Eigentums, und damit es sich diese Idee aneignen könne, muss es selbst etwas besitzen. Ihm nur zu sagen, dass dies seine Kleidungsstücke, sein Hausgerät, seine Spielsachen seien, ist völlig bedeutungslos, da es trotzdem es über alle diese Sachen frei verfügt, doch weder weiß warum, noch wie es sie bekommen hat. Ihm zu sagen, dass es sie besitze, weil man sie ihm geschenkt habe, ist auch nicht besser; denn um zu verschenken, muss man sich seines Besitzes bewusst sein. Es gibt also ein Eigentumsrecht, das sich aus früherer Zeit, als das seinige, beschreibt, und doch will man ihm gerade den ersten Beginn und den Grund des Eigentumsrechtes erklären. Dazu rechne man noch, dass das Schenken ein Vertrag ist, und dass das Kind doch unmöglich wissen kann, was ein Vertrag ist.<sup>42</sup> Leser, erseht, ich bitte euch, aus diesem

---

<sup>41</sup> Man darf nie dulden, dass ein Kind an erwachsenen Personen wie an Untergebenen oder auch nur wie an seinesgleichen vergreife. Wenn es wagen sollte, jemanden im Ernst zu schlagen, wäre es auch nur seinen Diener, ja wäre es selbst der Henker, so sorgt, dass man ihm seine Schläge regelmäßig mit Wucher uns zwar dergestalt wiedergebe, dass man ihm die Lust zu einem neuen Versuch vergeht. Ich habe gesehen, wie unverständige Wärterinnen ein Kind erst eigensinnig machten, es zum Schlagen reizten, sich selbst von ihm schlagen ließen und dann über sein schwachen Schläge lachten, ohne daran zu denken, dass der kleine Wüterich eigentlich damit Totschläge beabsichtigte, und dass derjenige, welcher als Kind schlagen will, als Erwachsener wird töten wollen.

<sup>42</sup> Aus diesem Grunde wollen die meisten Kinder das, was sie erst verschenkt haben, wieder bekommen und weinen, wenn man es ihnen nicht zurückgeben will. Das lassen sie sich aber nicht mehr einfallen, sobald sie recht begriffen

und hunderttausend anderen Beispielen, wie man sich stets einbildet, die Kinder gut erzogen zu haben, trotzdem man ihnen nur den Kopf mit Wörtern vollstopft, welche bei ihrem dermaligen Fassungsvermögen gar keinen Sinn für sie haben.

Es gilt also, bis auf den Ursprung des Eigentums zurückzugehen; denn daraus muss sich die erste Idee desselben entwickeln. Das Kind, welches auf dem Lande lebt, wird sich ein Begriff von den ländlichen Arbeiten gebildet haben. Es bedarf dazu nur der Augen und einiger Muße; beides wird es haben. In jedem Alter, vor allen Dingen aber in dem seinigen regt sich die Lust zu schaffen, nachzuahmen, hervorzubringen, Proben seiner Kraft und Tätigkeit zu geben. Ehe es einen Garten zweimal hat bestellen, besäen und die Gemüse aufgehen und wachsen sehen, wird es seinerseits Gartenbau treiben wollen.

Den bereits entwickelten Grundsätzen zufolge kämpfe ich gegen diese Neigung nicht an; ich begünstige sie im Gegenteil, teile sein Interesse, arbeite mit ihm, nicht ihm, sondern mir zuliebe; wenigstens glaubt es das Kind. Ich werde sein Gärtnerhilfe; bis es seine eigenen Arme gebrauchen lernt, bestelle ich für dasselbe das Land. Es nimmt darauf Besitz davon, indem es eine Bohne pflanzt; und sicherlich ist diese Besitznahme heiliger und ehrwürdiger als die Besitzergreifung von Südamerika durch Nunez Balbao, welcher im Namen des Königs von Spanien seine Fahne an der Küste der Südsee aufpflanzte.

Täglich kommen wir nun, die Bohnen zu begießen, und sehen sie mit innigster Freude aufgehen. Ich erhöhe diese Freude noch dadurch, dass ich zu ihm sage: „Dies ist dein Eigentum“; und indem ich ihm dabei den Ausdruck Eigentum erkläre, rufe ich in ihm das Bewusstsein hervor, dass es seine Zeit, seine Arbeit, seine Mühe, ja selbst seine Person daran gewendet habe, dass in diesem Land also gleichsam etwas von ihm selbst liege, das es gegen jeden, wer es auch immer sei, mit demselben Recht für sich in Anspruch nehmen

---

haben, was ein Geschenk ist; alsdann sind sie beim Verschenken nur bedachtsamer.

könne, wie es seinen Arm aus der Hand eines anderen, der diese wider seinen Willen zurückhalten wolle, zurückziehen dürfe.

Eines schönen Tages kommt Emil wieder ganz eilfertig an, die Gießkanne in der Hand. O, welch ein Anblick bietet sich ihm dar! Welch ein Schmerz erfüllt seine Seele! Alle Bohnen sind ausgerissen, das ganze Beet ist umgewühlt; kaum ist der Platz noch wiederzuerkennen. „Ach, was ist aus meiner Arbeit, meinem Werk, was aus der süßen Frucht meiner Mühen und meines Schweißes geworden? Wer hat mir mein Gut geraubt? Wer hat mir meine Bohnen genommen?“ Das junge Herz empört sich. Das erste Gefühl erlittenen Unrechts hat seine Seele in bitteren Schmerz versenkt. Stromweise rinnen ihm Tränen über die Wangen. Das trostlose Kind erfüllt die Luft mit Seufzen und Wehgeschrei. Man nimmt Anteil an seiner Trauer und Entrüstung, man forscht nach, zieht Erkundigungen ein, stellt genaue Untersuchungen an. Endlich entdeckt man, dass der Gärtner den Streich verübt hat. Man lässt ihn kommen.

Aber hier haben wir die Rechnung ohne Wirt gemacht! Kaum erfährt der Gärtner den Grund unserer Klage, als er noch weit gewaltiger als wir zu klagen beginnt. „Wie, meine Herren, Sie sind es also, die alle meine Arbeit vereitelt haben? Ich hatte hier ein Beet maltesischer Melonen angelegt, deren Kerne mir als ein kostbarer Schatz geschenkt worden waren, und mit deren Früchten ich Sie, wenn sie reif sein würden, zu bewirten gehofft hatte. Aber nun sehen Sie, was Sie angerichtet haben! Bloß um Ihre elenden Bohnen zu pflanzen, haben Sie mir meine Melonen, die schon aufgegangen waren, und die ich nie wieder ersetzen kann, zerstört. Sie haben mir einen unersetzlichen Schaden zugefügt und sich selber des Vergnügens beraubt, ausgezeichnete Melonen zu essen,“

*Johann Jakob.* Entschuldige uns, mein armer Robert. Du hast deine Arbeit, deine Mühe darauf verwendet. Ich sehe ein, dass wir unrecht getan haben, dein Werk zu vernichten; indes wollen wir dir andere Kerne aus Malta kommen lassen, und kein Stück Land

wieder bearbeiten, bevor wir erfahren haben, ob nicht schon vor uns irgendein anderer Hand daran gelegt hat.

*Robert.* Nun, meine Herrn, dann werden Sie sich für immer der Ruhe hingeben können, denn unbebautes Land gibt es nirgends mehr. Ich bearbeite das, was mein Vater urbar gemacht hat; jeder handelt seinerseits ebenso, und alle Ländereien, die Sie sehen, befinden sich längst in bestem Besitz.

*Emil.* Gehen Ihnen denn oft, Herr Robert, Melonenkerne auf solche Weise verloren?

*Robert.* Bitte um Verzeihung, junger Herr; es geraten nicht oft solche Herrchen darüber, die so unbesonnen sind wie Sie. Niemand vergreift sich an dem Garten seines Nachbars; jedermann nimmt auf die Arbeit anderer Rücksicht, damit seine eigene verschont bleibe.

*Emil.* Aber ich habe keinen Garten!

*Robert.* Was geht mich das an? Wenn Sie in dem meinigen Schaden anrichten, so werde ich Ihnen nicht mehr erlauben, darin spazierenzugehen, denn sehen Sie, ich will den Lohn meiner Mühe nicht verlieren.

*Johann Jakob.* Könnten wir mit dem guten Robert nicht einen Vergleich abschließen? Vielleicht überließe er uns, meinem kleinen Freunde und mir, einen Winkel seines Gartens unter der Bedingung zur Bearbeitung, dass er die Hälfte des Ertrages erhält.

*Robert.* Darauf gehe ich ohne Bedingung ein. Seien Sie dessen aber eingedenk, dass ich Ihnen Ihre Bohnen umwühlen werde, sobald Sie noch einmal Hand an meine Melonen legen.

Aus dieser Probe hinsichtlich der Art und Weise, den Kindern die ersten Begriffe beizubringen, sieht man wie der Begriff des Eigentums naturgemäß auf das Recht des zuerst durch seine Arbeit davon Besitz Ergreifenden zurückführt. Das ist klar, bestimmt, einfach und stets dem kindlichen Fassungsvermögen entsprechend. Von hier bis zu dem Eigentumsrecht und dem

Austausch desselben ist dann nur noch ein Schritt, über welchen man nicht hinausgehen darf.

Man wird ferner begreifen, dass einer Erklärung, die ich hier auf zwei Druckseiten zusammenfasse, bei der praktischen Ausführung vielleicht ein ganzes Jahr verlangt, denn bei der stetigen Entwicklung sittlicher Ideen kann man nicht langsam genug fortschreiten, damit man bei jedem neuen Schritt auch immer festeren Grund und Boden unter sich fühlt. Ihr jungen Lehrer, schenkt, ich bitte euch darum, diesem Beispiel eure Aufmerksamkeit, und seid dessen eingedenk, dass jedweder Unterricht mehr in Handlungen als in Reden bestehen muss, denn die Kinder vergessen gar leicht, was sie selbst gesagt haben und was man ihnen gesagt hat, aber nicht, was sie getan haben und was man ihnen getan hat.

Ähnliche Belehrungen müssen, wie ich schon auseinandergesetzt habe, früher oder später erteilt werden, je nachdem die ruhige oder stürmische Natur des Zöglings Beschleunigung oder Verzögerung erforderlich macht. Ihr Nutzen ist einleuchtend. Um aber bei so schwierigen Sachen nichts Wichtiges zu verabsäumen, will ich noch ein Beispiel hinzufügen.

Euer eigensinniges Kind verdirbt alles, was es berührt. Werdet darüber nicht böse, sondern entfernt nur alles aus seiner Umgebung, was es verderben könnte. Zerbricht es die Geräte, deren es sich stets bedient, so beeilt euch nicht, ihm andere anzuschaffen; lasst es die nachteiligen Folgen des Entbehrens fühlen. Zerbricht es die Fenster seines Zimmers, so lasst es Tag und Nacht ruhig vom Wind umwehen, ohne danach zu fragen, dass es sich dadurch vielleicht den Schnupfen zuzieht, denn es ist besser, dass es den Schnupfen bekommt, als dass es ein Narr bleibe. Beklagt euch nie über die Unbequemlichkeiten, die es euch verursacht, sorgt aber dafür, dass es diese zuerst empfinde. Endlich lasst, ohne das geringste Wort drüber zu äußern, die Scheiben wieder einsetzen. Zerschlägt es sie jedoch abermals, dann ändert sofort die Methode. Sagt ihm ganz trocken, aber ohne jegliche

Aufregung: „Die Fenster gehören mir, auf meine Kosten sind sie eingesetzt worden; ich werde sie vor künftiger Beschädigung schützen.“ Sperrt es hierauf in eine dunkle, fensterlose Kammer ein. Bei diesem gänzlich neuen Verfahren beginnt es zu schreien und zu lärmen. Niemand achtet darauf. Bald wird es dessen überdrüssig und schlägt einen anderen Ton an: es klagt und seufzt. Ein Diener erscheint, der Trotzkopf bittet, ihn zu befreien. Jener erwidert, ohne irgendeinen anderen Grund vorzuschützen: „Ich habe auch Fenster zu schützen!“ und geht seiner Wege. Endlich, nachdem das Kind einige Stunden darin zugebracht hat, lange genug also, um sich zu langweilen und es aus der Erinnerung zu verlieren, bringt es jemand auf den Gedanken, euch einen Vergleich anzubieten, laut welchem ihr es wieder in Freiheit setzt und es hinfort keine Scheiben mehr zerbrechen darf. Es wird nichts Besseres verlangen und die Bitte an euch richten lassen, zu ihm zu kommen. Ihr kommt. Es wird euch nun seinen Vorschlag machen, und ihr nehmt ihn augenblicklich an, indem ihr zu ihm sagt: „Das ist ein glücklicher Gedanke von dir, wir werden alle beide dabei gewinnen. Weshalb bist du nicht früher auf diesen glücklichen Einfall geraten!“ Und darauf werdet ihr es, ohne von ihm eine neue Beteuerung und Bekräftigung seines Versprechens zu verlangen, voller Freude umarmen und es sofort auf sein Zimmer zurückführen. Vor allem aber müsst ihr diesen Vertrag für ebenso heilig und unverletzlich ansehen, als wäre er durch einen Eid bekräftigt. Welch eine Idee von der Verbindlichkeit übernommener Verpflichtungen und des Vorteils derselben muss sich nicht das Kind nach einem solchen Vorgang bilden! Ich müsste mich sehr täuschen, wenn es auf der Erde auch nur ein einziges, noch nicht völlig verdorbenes Kind gäbe, welches nach Anwendung dieser Methode sich je wieder beikommen ließe, absichtlich eine Scheibe zu zerbrechen. Lasst die Verkettung und den Zusammenhang alles dessen nicht außer acht! Der kleine Übeltäter dachte, als er ein Loch grub, um seine Bohne zu pflanzen, wohl schwerlich daran, dass er sich damit zugleich das Fundament zu einem Gefängnis

ausgrübe, in welches ihn seine dabei erlangte Erkenntnis bald einschließen sollte.<sup>43</sup>

Damit sind wir denn nun in der moralischen Welt angekommen, damit ist auch dem Laster die Tür geöffnet. Mit Verträgen und Pflichten entstehen gleichzeitig Betrug und Lüge. Sobald man tun kann, was man nicht tun darf, sucht man zu verbergen, was man nicht hätte tun sollen. Sobald uns ein Interesse ein Versprechen entlockt, kann uns ein größeres Interesse dazu bewegen, das Versprechen zu brechen. Nun handelt es sich nur noch darum, es straflos zu tun; das Mittel, welches, sich dazu darbietet, ist sehr natürlich; man begeht sein Vergehen im geheimen und lügt. Dadurch, dass wir das Laster nicht zu verhüten vermochten, sind wir nun schon in die Lage geraten, es bestrafen zu müssen. Das sind die Leiden des menschlichen Lebens, welche gleichzeitig mit den Irrtümern beginnen.

Ich habe schon zu Genüge darauf hingewiesen, dass man über die Kinder keine Strafe als solche verhängen soll, sondern dass dieselbe sie stets als eine Folge ihrer bösen Handlungen ereilen müsse. Ihr dürft deshalb auch nicht gegen die Lüge deklamieren, dürft auch nicht lediglich aus dem Grund die Strafe eintreten lassen, weil eine Lüge ausgesprochen ist; aber müsst es so einrichten, dass

---

<sup>43</sup> Sollte übrigens die Pflicht, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen, in der Seele des Kindes auch nicht durch das Gewicht des dadurch erzielten Nutzens befestigt sein, so würde doch bald das innere Gefühl, das nun zu erwachen beginnt, sie ihm als ein Gesetz des Gewissens, als eine angeborene Grundwahrheit auferlegen, die zu ihrer Entwicklung nur die Kenntnisse erwartet, an welche die Anwendung desselben geknüpft ist. Dieser ursprüngliche Zug ist in unsere Herzen nicht durch Menschenhand gezeichnet, sondern den Vater aller Gerechtigkeit eingegraben. Hebt das ursprüngliche Gesetz der Verträge und die Verbindlichkeit auf, welche es Auferlegt, und alles in der menschlichen Gesellschaft ist dann illusorisch und eitel. Wer sein Versprechen nur um seines Vorteils willen hält, ist nicht viel mehr gebunden, als wenn er gar nichts versprochen hätte; oder höchstens wird es sich mit der Möglichkeit, es zu verletzen, ebenso verhalten wie mit dem Vorgaben einiger Points seitens der guten Spieler, welche nur darum zögern, ihre Überlegenheit an den Tag zu legen, um den richtigen Moment abzuwarten, wo sie daraus einen größeren Vorteil erzielen können. Dieser Grundsatz ist von der äußersten Wichtigkeit und verdient gründlich untersucht zu werden; denn gerade hier beginnt der Mensch, sich mit sich selbst in Widerspruch zu setzen.

alle schlimmen Folgen der Lüge – wie zum Beispiel die, dass man dem Lügner nicht glaubt, selbst wenn er die Wahrheit spricht, dass man ihn einer schlechten Tat zeiht, trotzdem er sie nicht getan hat und sich dagegen verteidigt – über sie hereinbrechen, sobald sie gelogen haben. Indes bleibt uns noch zu erörtern übrig, was in bezug auf die Kinder Lügen heißt.

Es gibt zwei Arten von Lügen: eine, welche Tatsachen betrifft und damit in die Vergangenheit zurückweist, und eine andere, bei welcher es sich um Versprechungen für die Zukunft handelt. Die erstere findet statt, wenn man leugnet, das getan zu haben, was man doch wirklich getan hat, oder wenn man behauptet, das getan zu haben, was man eben nicht getan hat, überhaupt also, wenn man in betreff bestimmter Tatsachen wissentlich die Unwahrheit sagt. Die letztere dagegen findet statt, wenn man ein Versprechen abgibt, welches man nicht zu halten beabsichtigt, überhaupt, wenn man eine andere Gesinnung zur Schau trägt, als man wirklich hegt. Beide Arten von Lügen können sich bisweilen in einer und derselben vereinigen,<sup>44</sup> indes behandle ich sie hier nur in bezug auf ihre Unterschiede. Wer das Bedürfnis fremder Hilfe fühlt und unaufhörlich die Beweise des Wohlwollens seiner Umgebung erfährt, hat kein Interesse, dieselbe zu täuschen, im Gegenteil hat er ein sehr fühlbares Interesse, dass sie die Dinge sieht wie sie sind, aus Besorgnis, sie könne sich zu seinem Nachteil täuschen. Es ist demnach klar, dass die Lüge in bezug auf Tatsachen den Kindern nichts Natürliches ist; sondern das Gesetz des Gehorsams ruft bei ihnen die Notwendigkeit zu lügen hervor. Weil nämlich der Gehorsam etwas lästiges ist, so sucht man im geheimen die Fesseln desselben soviel wie möglich abzustreifen. Das naheliegende Interesse, der Strafe oder einem Verweis zu entgehen, erhält die Oberhand über das entferntere, die Wahrheit zu sagen. Weshalb sollte euch euer Kind bei einer natürlichen und freien Erziehung

---

<sup>44</sup> Wenn zum Beispiel der einer schlechten Tat mit Recht Beschuldigte sich damit verteidigt, dass er sich für einen rechtschaffenen Mann ausgibt. Er lügt sodann sowohl in betreff der Tatsache als auch in betreff der nun für die Zukunft übernommenen Verpflichtung.

belügen? Was hat es euch wohl zu verbergen? Ihr macht ihm ja keine Vorwürfe, bestraft es nicht, verlangt nichts von ihm. Weshalb sollte es euch nicht alles, was es getan hat, mit derselben Offenherzigkeit wie seinem kleinen Spielkameraden sagen können? Bei diesem Geständnis kann es auf der einen Seite keine größere Gefahr laufen als auf der anderen.

Die Lüge bei Versprechungen ist noch weniger natürlich, weil die Versprechungen, etwas zu tun oder etwas zu unterlassen, konventionelle Akte sind, welche vom Naturzustand entfernen und die Freiheit schmälern. Ja noch mehr, alle von Kindern eingegangenen Verbindlichkeiten sind an und für sich null und nichtig, da ihr beschränkter Blick nicht über die Gegenwart hinausreicht, und sie folglich bei der Übernahme von Verpflichtungen gar nicht wissen, was sie tun. Man kann deshalb nicht füglich den Ausdruck Lüge anwenden, wenn ein Kind sich verpflichtet; denn da es nur darauf sinnt, sich für den Augenblick aus der Verlegenheit zu ziehen, so gilt in seinen Augen jedes Mittel, welches keine augenblickliche Wirkung hervorruft, gleich viel. Indem es ein Versprechen für die Zukunft ablegt, verspricht es im Grunde genommen nichts; seine noch schlummernde Einbildungskraft vermag noch nicht zu fassen, dass es mit seinem Wesen zwei verschiedenen Zeiten angehört. Wenn es der Rute entgehen oder eine Zuckertüte dadurch erlangen könnte, dass es das Versprechen ablegte, sich morgen aus dem Fenster zu stürzen, so würde es keinen Augenblick Bedenken tragen, es zu versprechen. Aus diesem Grund nehmen auch die Gesetze auf die Verbindlichkeiten der Kinder keine Rücksicht, und wenn strengere Väter und Lehrer dieselben dennoch verlangen, so darf sich dies doch nur auf solche Dinge erstrecken, die das Kind auch ohne abgelegtes Versprechen tun müsste.

Da demnach das Kind nicht weiß, was es tut, wenn es eine Verbindlichkeit übernimmt, so kann es auch bei Ablegung eines Versprechens nicht lügen. Etwas anderes ist es, wenn es sein Versprechen nicht hält, was auch eine Art rückwirkender Lüge ist, denn es erinnert sich seines gegebenen Versprechens sehr wohl.

Allein die Wichtigkeit, es zu halten, leuchtet ihm nicht ein. Außerstande in der Zukunft zu lesen, kann es die Folgen seiner Handlungsweise nicht vorhersehen. Hält es seine Versprechung nicht, so tut es nichts gegen die Einsicht seines Alters.

Hieraus folgt, dass die Lüge der Kinder allein der Erziehung der Lehrer zuzuschreiben sind, und dass die Anleitung, die man ihnen gibt, nur die Wahrheit zu sagen, eigentlich eine Anleitung zur Lüge ist. Bei dem Eifer, den man entwickelt, sie zu bevormunden, zu leiten, zu unterrichten, findet man nie Mittel genug, um zum Ziel zu gelangen. Man will ihren Geist durch unbegründete Regeln und unvernünftige Vorschriften immer mehr beherrschen, und hält es für besser, dass sie ihre Aufgabe lernen und lügen, als dass sie unwissend und wahr bleiben.

Was uns dagegen betrifft, so unterrichten wir unsere Zöglinge nur auf praktischem Weg und wollen sie lieber zu guten als zu gelehrten Menschen erziehen; wir verlangen nicht ausdrücklich von ihnen Wahrheit, weil wir Besorgnis hegen, sie möchten dieselbe zu umgehen suchen, und nehmen ihnen kein Versprechen ab, das sie sich versucht fühlen könnten, nicht zu halten. Wenn in meiner Abwesenheit irgend etwas Unrechtes vorgefallen ist, dessen Täter ich noch nicht kenne, so werde ich wohl auf meiner Hut sein, Emil zu beschuldigen, oder zu ihm zu sagen: „Bist du es gewesen?“<sup>45</sup> Denn das würde ich damit anderes tun, als dass ich selbst ihn gerade zum Leugnen aufforderte? Zwingt mich etwa sein eigensinniger Charakter, mit ihm irgendeine Übereinkunft abzuschließen, so werde ich meine Maßregeln dergestalt treffen, dass, der Vorschlag dazu stets von ihm, nie von mir ausgeht, damit er, sobald er sich einmal zu etwas verpflichtet hat, nun auch stets ein naheliegendes und fühlbares Interesse habe, seine

---

<sup>45</sup> Nichts ist unbesonnener als eine solche Frage, besonders wenn das Kind wirklich schuldig ist. Wenn es alsdann glaubt, ihr wüsstet schon, was es getan hat, wird es dieselbe nur für eine ihm gestellte Falle halten, und diese Ansicht wird nicht verfehlen, es mit Bitterkeit gegen euch zu erfüllen. Glaubte es dies jedoch nicht, wird es sich sagen: Weshalb soll ich meinen Fehler entdecken? Und mithin liegt die erste Anreizung zur Lüge in eurer unvorsichtig gestellten Frage.

übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen, und damit ferner, wenn er es je verabsäumt, diese Lüge ihm solche Übel zuzieht, die er aus dem natürlichen Laufe der Dinge selbst hervorgehen sieht und nicht als einen Racheakt seines Lehrers betrachten kann. Aber weit davon entfernt, zu so grausamen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, halte ich es fast für eine unumstößliche Gewissheit, dass Emil erst spät lernen wird, was Lügen heißt, und dass er nach dieser gewonnenen Einsicht sehr überrascht sein und nicht begreifen wird, wozu das Lügen frommt. Es ist völlig einleuchtend, dass ich, je unabhängiger ich ihn, sei es nun von dem Willen, sei es von den Urteilen anderer mache, desto mehr auch das Interesse am Lügen in ihm ertöte.

Wenn man sich mit dem Unterricht nicht übereilt, so übereilt man sich auch nicht, Anforderungen zu stellen, sondern wartet seine Zeit ab, um nichts Unbilliges zu verlangen. Alsdann geht die Entwicklung des Kindes vor sich, ohne dass es verdorben wird. Wenn aber ein ungeschickter Lehrer, der es nicht zu behandeln versteht, ihm jeden Augenblick bald dieses, bald jenes Versprechen abnimmt, ohne Unterschied, ohne Wahl, ohne Maß, so wird das Kind, gelangweilt und mit solchen Versprechungen förmlich überladen, diese vernachlässigen, vergessen, ja sie endlich sogar verabscheuen, und da es sie nun als leere Formeln betrachtet, sein Spiel damit treiben, sie zu geben und zu brechen. Wollt ihr, dass es treu und ehrlich sein Wort halte, nun, so seid vorsichtig im Fordern und Versprechungen.

Die Einzelheiten, die ich hier in bezug auf die Lüge weitläufig erörtert habe, können in vieler Beziehung auch auf alle übrigen Pflichten Anwendung finden, welche man den Kindern in einer Form vorschreibt, dass sie ihnen nicht nur verhasst, sondern auch unausführbar werden. Unter dem Schein, ihnen die Tugend zu predigen, flößt man ihnen Liebe zu allen Lastern ein. Man impft sie ihnen ein, während man sie von denselben warnt. Um sie fromm zu machen, müssen sie sich in der Kirche langweilen. Dadurch, dass man sie unaufhörlich Gebete her murmeln lässt, zwingt man sie, sich nach dem Glück zu sehnen, nicht mehr zu Gott beten zu

brauchen. Um ihnen Mildtätigkeit einzuflößen, lässt man sie Almosen geben, als ob man verschmähe, sie selbst zu geben. Nein, nicht das Kind muss sie geben, sondern der Lehrer! Wie lieb er seinen Zögling auch immer haben möge, diese Ehre muss er ihm doch streitig machen. Er muss ihm begreiflich machen, dass man in seinem Alter derselben noch nicht würdig sei. Almosengeben gebührt dem Mann, der den Wert seiner Gabe und das Bedürfnis seines Nächsten kennt. Da das Kind weder das eine noch das andere zu ermessen versteht, kann es beim Geben auch kein Verdienst für sich in Anspruch nehmen; es gibt ohne Mildtätigkeit, ohne Wohltätigkeitssinn; es schämt sich fast zu geben, wenn es, auf sein und euer Beispiel gestützt, zu dem Wahne kommt, dass es sich nur für Kinder ziemt, Almosen zu spenden, aber nicht für Erwachsene.

Erwägt auch, dass man durch das Kind immer nur solche Dinge verschenken lässt, deren Wert es nicht kennt, Stückchen Metall, die es nur zu diesem Zweck in seiner Tasche trägt. Ein Kind würde lieber hundert Goldstücke als einen Kuchen fortgeben. Fordert aber einmal einen solchen freigiebigen Almosenverteiler auf, Dinge wegzuschenken, die ihm lieb sind, Spielzeug, Bonbons, sein Vesperbrot, und wir werden bald zu sehen bekommen, ob es euch in der Tat geglückt ist, das Kind freigiebig zu machen.

Man bedient sich in diesem Punkt auch wohl noch eines anderen Auskunftsmittels; man erstattet nämlich dem Kinde das, was es fortgegeben hat, schleunigst wieder. Auf diese Weise gewöhnt es sich freilich daran, wenigstens das zu verschenken, wovon es weiß, dass es dasselbe wiedererhalten wird. Ich habe bei Kindern kaum je eine andere als eine von diesen beiden Arten von Freigebigkeit gefunden, das nämlich fortzuschicken, was für sie keinen Wert hat, oder das, wovon sie sicher sind, es wiederzuerhalten. Sorgt dafür, sagt Locke, sie durch die Erfahrung davon zu überzeugen, dass der Freigebige stets den größten Lohn davonträgt. Das heißt denn doch nichts anderes, als das Kind nur scheinbar freigiebig, in Wahrheit aber geizig machen. Er fügt hinzu, dass den Kindern dadurch die Freigebigkeit zur zweiten Natur

werden würde. Unstreitig aber nur jene wucherische Freigebigkeit, die ein Ei hingibt, um ein Rind dafür zu erhalten. Gilt es jedoch einmal im Ernst zu geben, dann fahre hin, Gewohnheit! Sobald man aufhören wird, ihnen für das Verschenkte Ersatz zu leisten, werden sie auch aufhören zu spenden. Darauf muss man sein Augenmerk richten, dass die Freigebigkeit eher der Gewohnheit der Seele als der der Hände entspringe. Ähnlich wie mit dieser Tugend verhält es sich mit allen übrigen, welche man die Kinder lehrt. Gerade dadurch, dass man ihnen diese echten Tugenden nur fortwährend predigt, verbittert man ihnen ihre jungen Jahre. Ist das nicht eine weise Erziehung?

Lehrer, unterlasst dergleichen Firlefanzereien! Seid tugendhaft und gut, damit euer Beispiel sich dem Gedächtnis eurer Zöglinge einprägen, bis es in ihre Herzen dringen kann. Anstatt mich zu beeilen, von dem meinigen Werke der Mildtätigkeit zu verlangen, halte ich es für geeigneter, selbst in seiner Gegenwart zu tun und ihm sogar die Mittel zu entziehen, mir darin nachzueifern, damit er darin eine Ehre erkenne, die seinem Alter noch nicht gebührt, denn es ist von Wichtigkeit, dass er sich nicht daran gewöhne, die Menschenpflichten nur als Kinderpflichten aufzufassen. Sieht mich mein Zögling Arme unterstützen und befragt mich darüber, so werde ich falls es an der Zeit ist, ihm zu antworten,<sup>46</sup> sagen: „Mein Freund, als die Armen gestatteteten, dass es Reiche gäbe, haben die Reichen alle diejenigen zu ernähren versprochen, welche sich weder durch ihren Besitz noch durch ihre Arbeit Unterhalt zu verschaffen vermögen.“ – „Haben Sie es denn auch versprochen?“ wird er entgegnen. „Unzweifelhaft; nur unter dieser Bedingung, die an jeden Besitz geknüpft ist, bin ich Herr der Güter, die meiner Verwaltung anvertraut sind.“

Ein anderer als Emil würde, wenn er diese Unterredung verstanden hätte – und man wird sich dessen noch erinnern, wie

---

<sup>46</sup> Selbstverständlich antworte ich auf seine Fragen nicht, wenn es ihm, sondern wenn es mir beliebt; sonst würde ich mich seinem Willen unterwerfen und in die gefährliche Abhängigkeit geraten, in welche ein Erzieher seinem Zögling gegenüber kommen kann.

man nach meiner Methode ein Kind zum Verständnis bringen kann – sich versucht fühlen, mir nachzuahmen und sich als reicher Herr zu gebaren. In diesem Fall würde ich mich wenigstens zu verhindern bemühen, dass es in prahlerischer Weise hervortrete. Da würde mir noch angenehm sein, dass er sich mein Recht anmaßte und heimliche Geschenke machte. Es wäre ein in seinem Alter liegender Betrug, und auch der einzige, den ich ihm verzeihen würde.

Ich weiß, dass alle diese den Nachahmungstrieb hervorgerufenen Tugenden weiter nichts als Affentugenden sind, und dass eine gute Tat nur dann sittlich gut genannt werden kann, wenn man sie um ihrer selbst willen vollbringt, und nicht, weil andere sie tun. Indes in einem Alter, wo das Herz noch nichts empfindet, muss man die Kinder wohl Handlungen nachahmen lassen, die ihnen zur zweiten Natur werden solle, bis sie dieselben später aus eigener Überlegung und aus Liebe zum Guten zu vollbringen. Dem Menschen, je selbst dem Tier ist der Nachahmungstrieb angeboren. Diese Sucht zur Nachahmung ist von der Natur weislich geordnet. Der Affe ahmt dem Menschen nach, welchen er fürchtet, nicht aber den Tieren, welche er verachtet; er erkennt das für gut an, was ein höherstehendes Wesen tut. Unter und dagegen ahmen die Lustigmacher jeglicher Gattung des Schöne nach, um es herabzuwürdigen und es lächerlich machen. In dem Gefühl ihrer Niedrigkeit suchen sie das, was besser ist als sie, zu sich herabzuziehen, oder man erkennt, wenn sie sich die Gegenstände ihrer wirklichen Bewunderung nachzuahmen bemühen, an der Wahl der Gegenstände den schlechten Geschmack der Nachahmer. Sie geben weit mehr darauf aus, andere zu täuschen oder ihre Talente bewundern zu lassen, als besser und weiter zu werden. Der tiefere Grund der Nachahmung unter uns entspringt der Sucht, beständig aus sich herauszutreten. Gelingt mir die Erziehung Emils, so wird er sicherlich diese Stufe nicht teilen. Wir wollen deshalb auf das scheinbare Gute, was sie möglicherweise hervorbringen könnte, gern verzichten.

Wenn ihr alle eure Erziehungsregeln einmal gründlich untersuchen wollet, würdet ihr sie alle gleich widersinnig finden,

besonders aber inwieweit sie Tugend und Sittlichkeit betreffen. Die einzige sittliche Lehre, welche für die Kindheit geeignet und gleichzeitig für jedes Lebensalter von höchster Wichtigkeit ist lautet: Füge niemals irgend jemand etwas Böses zu. Selbst die Vorschrift, Gutes zu tun, ist, wenn sie jener nicht untergeordnet wird, gefährlich, falsch und voller Widerspruch. Wer täte denn durchaus nichts Gutes? Jedermann kann sich wenigstens auf einzelne gute Handlungen berufen, der Böse ebenso gut wie alle übrigen. Er macht aber auf Kosten von hundert Unglücklichen nur einen einzigen glücklich, und ebendaher stammt all unser Elend. Gerade die erhabensten Tugenden sind negativer Natur und außerdem auch die schwierigsten, weil sie die Öffentlichkeit nicht lieben und sogar über das dem menschlichen Herzen so süße Vergnügen erhaben sind, unseren Nächsten befriedigt von uns scheiden zu sehen. O, zu wie größerem Segen muss nicht derjenige seinen Mitmenschen gereichen, der ihnen nie etwas zuleide tut, wenn es überhaupt einen solchen gibt! Welcher Unerschrockenheit der Seele, welcher Charakterstärke bedarf er zu diesem Zweck! Aber nicht durch Anstellung gelehrter Untersuchungen über diesen Grundsatz, sondern durch den Versuch, ihn zur Ausführung zu bringen, lernt man erst, wie groß und schwer es ist, hierin Erfolge zu erzielen.<sup>47</sup>

Das sind einige flüchtige Andeutungen über die Vorsicht, welche ich bei Erteilung solcher Verhaltensregeln für Kinder berücksichtigt zu sehen wünsche, die man zuweilen nicht umgehen

---

<sup>47</sup> Die Vorschrift, nie jemanden zu schaden, schließt die andere in sich, sich so wenig als möglich zur menschlichen Gesellschaft zu halten denn in der gegenwärtigen sozialen Lage bringt das Glück des einen notwendig das Unglück des andern hervor. Dies beruht im Wesen der Sache und nichts lässt sich daran ändern. Nach diesem Prinzip möge man beurteilen, wer der bessere Mensch ist, der sich in der Gesellschaft bewegt, oder der der Einsamkeit den Vorzug gibt. Ein berühmter Schriftsteller behauptet nur der Böse sucht die Einsamkeit auf; ich dagegen stelle den Satz auf: nur der Gute lebe für sich allein. Wenn dieser Satz auch weniger geistreich klingt, so ist er dafür desto wahrer und vernünftiger als der erstere. Welches Böse könnte der Schlechte in der Einsamkeit anstiften? In der Gesellschaft schmiedet er seine schädlichen Pläne. Will man etwa dieses Argument auf den Guten anwenden, so antworte ich darauf mit der Erörterung, der ich diese Anmerkung beigelegt habe.

kann, ohne sie der Gefahr auszusetzen, sich oder anderen Schaden zuzufügen, und vorzüglich schlimme Gewohnheiten anzunehmen, die man späterhin nur mit Mühe würde wieder ausrotten können. Soviel können wir uns aber versichert halten, dass sich diese Notwendigkeit bei Kindern, die erzogen sind, wie sie sein sollen, nur selten herausstellen wird, da sie unmöglich eigensinnig, boshaft, lügnerisch, habsüchtig werden können, wenn man die Laster, die sie dazu machen, nicht selbst in ihre Herzen gesät hat. Demnach bezieht sich das, was ich über diesen Punkt gesagt habe, mehr auf die Ausnahme als auf die Regeln, aber diese Ausnahmen werden um so häufiger sein, je mehr Gelegenheit die Kinder haben, aus ihrem Kreis hervorzutreten und die Laster der Erwachsenen anzunehmen. Notwendigerweise bedürfen solche Kinder, die ihre Erziehung inmitten der großen Welt erhalten, eines früheren Unterrichts als diejenigen, welche man in der Einsamkeit erzieht. Diese Erziehung in stiller Zurückgezogenheit würde demnach schon aus dem Grunde den Vorzug verdienen, weil sie der Kindheit die zur Reife nötige Zeit gewährt.

Es gibt aber auch noch eine andere entgegengesetzte Art von Ausnahmen hinsichtlich derjenigen, welche glückliche Anlagen über ihr Alter befähigen. Wie es Menschen gibt, die nie das kindliche Wesen ablegen, so gibt es umgekehrt wieder andere, die sozusagen niemals Kinder gewesen, sondern beinahe unmittelbar von der Geburt an in das männliche Alter getreten sind. Leider sind diese letzteren Ausnahmen sehr selten und sehr schwer zu erkennen, und ein weiterer Übelstand ist, dass fast jede Mutter, in der Einbildung, es gebe Wunderkinder, nicht im geringsten daran zweifelt, das ihrige gehöre dazu. Ja, noch mehr, sie halten die ganze alltäglichen und gewöhnlichen Erscheinungen, wie Lebhaftigkeit, glückliche Einfälle, Flatterhaftigkeit, fesselnde Naivität, für etwas ganz Außerordentliches, während es doch nur die charakteristischen Merkmale dieses Alters sind, welche es am augenscheinlichsten beweisen, dass ein Kind eben nichts als ein Kind ist. Ist es wirklich etwas so Bewundernswertes, wenn derjenige, den man unaufhörlich reden lässt, welchem man alles zu

sagen erlaubt, der sich um keine Rücksicht, um keine Anstandsregel zu kümmern braucht, zufälligerweise auch einmal einen guten Einfall hat? Es würde im Gegenteil weit verwundernswerter sein, wenn es nicht so wäre, gerade wie es dasselbe Staunen erregen müsste, wenn der Astrolog unter tausend Lügen nicht auch einmal eine Wahrheit vorhersagte. Sie werden noch solange lügen, sagte Heinrich IV., bis sie endlich einmal die Wahrheit sagen werden. Wer nach Witzen hascht, braucht nur recht viele Albernheiten zu sagen. Gott beschütze die armen Gecken, die keinen anderen Verdiensten ihre Bewunderung zu verdanken haben!

Wie die kostbarsten Diamanten in die Hände der Kinder, so können auch die glänzendsten Gedanken in das Gehirn, oder vielmehr die witzigsten Worte in den Mund derselben kommen, ohne dass darum die Gedanken oder die Diamanten ihnen angehören. In keiner Beziehung gibt es für dieses Alter ein wahres Eigentum. Mit den Worten, die ein Kind spricht, verbindet es nicht dieselbe Bedeutung, die sie für uns haben; es legt ihnen nicht die gleichen Begriffe unter. Diesen Begriffen, wenn es überhaupt solche hat, fehlt es in seinem Kopf an logischer Ordnung und Zusammenhang; in allen seinen Gedanken findet sich nichts Festes, nichts Bestimmtes. Prüft einmal euer vermeintliches Wunderkind. In gewissen Augenblicken werdet ihr bei ihm allerdings den gewaltigsten Tätigkeitstrieb, eine Geistesschärfe finden, welche die Wolken durchdringt; gewöhnlich aber wird euch derselbe Geist schlaff, matt und wie von dichtem Nebel umhüllt erscheinen. Bald eilt er euch vorauf, bald bleibt er unbeweglich. In dem einen Augenblick möchtet ihr ausrufen: „Es ist ein Genie!“ und in dem nächsten: „Es ist ein Einfaltspinsel!“ Ihr würdet euch beide Male täuschen; es ist eben nur ein Kind. Es ist ein junger Adler, der sich in einem Augenblick in die Lüfte emporschwingt und im nächsten wieder in sein Nest zurücksinkt.

Behandelt es deshalb, wie es euch auch in euren Augen erscheinen mag, seinem Alter gemäß, und hütet euch, seine Kräfte durch zu große Übung und Anspannung derselben zu erschöpfen. Wenn sich das junge Gehirn erhitzt, wenn ihr gewahrt, dass es

überzuschäumen beginnt, so lasst es anfangs in Freiheit ausgären, stachelt es aber niemals an, weil ihr sonst befürchten müsstet, dass es sich ganz verdunste; und wenn nun die überschüssigen Dünste verdampft sein werden, dann haltet den übriggebliebenen Geist zurück, zügelt ihn, bis dass mit den Jahren alles in belebende Wärme und wirkliche Kraft übergeht. Anderenfalls werdet ihr Zeit und Mühe umsonst verschwenden, euer eigenes Werk zerstören, und nachdem ihr euch unbesonnen an all diesen entzündlichen Dünsten berauscht habt, wird euch nichts übrigbleiben als ein kraftloser Bodensatz.

Vielversprechende, sich bemerkbar machende Kinder pflegen gewöhnliche Menschen zu werden, das ist ein anerkannter und richtiger Erfahrungssatz. Nichts ist schwieriger, als bei den Kindern die wirkliche Beschränktheit von der nur scheinbaren und trügerischen, welche das Anzeichen starker Seelen ist, zu unterscheiden. Es scheint anfänglich befremdend, dass diese beiden Extreme einander so ähnliche Kennzeichen haben, indes ist dies gar nicht anders möglich; denn in einem Alter, in welchem der Mensch noch keine wahren Ideen hat, besteht der ganze Unterschied zwischen dem Begabten und dem Beschränkten darin, dass sich der letztere nur falsche Ideen aneignet, der erstere dagegen, da sich ihm keine anderen darbieten, lieber auf alle verzichtet. Sie ähneln einander also insofern, dass der eine zu nichts fähig ist, während dem anderen nichts gut genug scheint. Das einzige Kennzeichen, welches ihre Verschiedenheit hervortreten lässt, hängt vom Zufall ab. Er macht den letzteren vielleicht mit irgendeiner seine Fassungskraft nicht übersteigenden Idee bekannt, während der erstere beständig derselbe bleibt. Der junge Kato galt während seiner Kindheit in seiner ganzen Familie für ein Schwachkopf. „Er ist schweigsam und starrköpfig,“ lautete das einstimmige Urteil. Erst in Vorzimmer des Sulla lernte ihn sein Onkel recht kennen. Wäre er nicht in dies Vorzimmer gekommen, so hätte er vielleicht bis zum Alter der Vernunft für ein Dummkopf gegolten. Hätte kein Cäsar gelebt, so hätte man vielleicht diesen nämlichen Kato, welcher das unheilvolle Genie desselben

durchschaute und alle seine Pläne, wenn sie auch noch so weit ausgesponnen waren, voraussah, immer für einen Träumer gehalten. O wie leicht kann sich doch jeder täuschen, der so vorschnell über die Kinder aburteilt! Er ist oft mehr ein Kind als diese selbst. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ein Mann<sup>48</sup> in schon vorgerückterem Lebensalter, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, bei seiner Familie wie bei seinen Freunden in dem Ruf eines beschränkten Kopfes stand; in der Stille reifte hier aber ein ausgezeichneter Geist heran. Plötzlich enthüllte er sich als hervorragender Philosoph, und ich zweifle nicht, dass ihm die Nachwelt einen ehrenvollen und glänzenden Platz unter den tüchtigsten Philosophen und tiefsten Metaphysikern seines Jahrhunderts anweisen wird.

Achtet die Kinder und urteilt nicht vorschnell über sie, weder im guten noch im bösen. Glaubt ihr, dass ihr es mit Ausnahmen zu tun habt, so lasst sich diese erst lange zeigen, bewähren und bestätigen, ehe ihr ihrethalben zu einer besonderen Methode greift. Gewährt der Natur einen langen Spielraum, bevor ihr an ihrer Stelle handelnd auftrittet, und hütet euch, ihre Wirkungen zu verhindern. Ihr behauptet, den Wert der Zeit zu kennen, und wollt keine Zeit verlieren. Ihr seht aber nicht ein, dass eine schlechte Anwendung der Zeit ein weit größerer Zeitverlust ist als eine vollkommene Untätigkeit, und dass ein schlecht unterrichtetes Kind der Weisheit weit ferner ist als ein solches, das man noch gar nicht unterrichtet hat. Ihr fühlt euch beunruhigt, wenn ihr es seine frühesten Jahre in voller Untätigkeit hinbringen seht! Wie? Dünkt euch Glückseligkeit nichts? Haltet ihr es für nichts, dass ein Kind den ganzen Tag fröhlich umherspringt, läuft und spielt? In seinem ganzen Leben wird es nicht wieder so beschäftigt sein. Plato erzieht in seiner Republik, deren Bestimmungen man gewöhnlich für so hart und streng hält, die Kinder unter lauter Festlichkeiten, Spielen, Gesängen und Zeitvertreib. Man könnte sagen, dass er alles getan zu haben glaubt, wenn er sie in der Kunst, sich zu

---

<sup>48</sup> Der Abbé de Condillac.

belustigen, unterrichtet hat; und Seneca sagt an der Stelle, wo er von der alten römischen Jugend redet: „Sie war unaufhörlich auf den Beinen, man lehrte sie nichts, was sie hätte sitzend lernen müssen.“<sup>49</sup> Hatte diese aber deshalb einen geringeren Wert, wenn sie das männliche Alter erreicht hatte? Hegt also keine Furcht wegen dieses sogenannten Müßiggangs. Was würdet ihr wohl von einem Mann sagen, der, um das Leben völlig auszunützen, niemals schlafen wollte? Ihr würdet sagen: „Dieser Mann ist ein Tor; er gewinnt dadurch nicht an Zeit, sondern beraubt sich derselben vielmehr; um dem Schlaf zu entfliehen, läuft er dem Tod entgegen.“ Bedenkt nun, dass es sich hier um denselben Fall handelt, indem die Kindheit die Zeit ist, in welcher die Vernunft noch im Schläfe liegt.

Aus der scheinbaren Leichtigkeit, mit welcher Kinder lernen, entspringt ein offener Nachteil für sie. Man übersieht, dass eben diese Leichtigkeit der Beweis dafür ist, dass sie nichts lernen. Ihr glattes und noch ungetrübtes Gehirn wirft wie ein Spiegel die Objekte, die man ihm vorhält, wieder zurück; aber nichts haftet, nichts dringt ein. Das Kind behält nur die Worte; die Ideen werden zurückgestrahlt. Wer nun das Kind diese Worte wiederholen hört, versteht sie, das Kind allein versteht sie nicht.

Obgleich Gedächtnis und Urteilskraft zwei wesentlich verschiedene Fähigkeiten sind, so entwickelt sich in Wahrheit die eine doch nur mit anderen. Vor dem Alter der Vernunft nimmt das Kind keine Ideen, sondern nur Bilder auf, und der Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass die Bilder nur absolute Abbildungen sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände, die Ideen dagegen Begriffe der nach ihren Beziehungen bestimmten Gegenstände sind. Ein Bild kann sich in dem Geiste, der es sich vorstellt, ganz allein vorfinden, aber gleiche Idee setzt andere voraus. Wenn man sich etwas vorstellt, sieht man nur; wenn man dagegen begreift, vergleicht man. Die Eindrücke, welche wir empfangen, sind lediglich passiver Natur, während sich alle unsere

---

<sup>49</sup> *Nihil liberos suos docebant, quod discendum esset iacentibus. Epist. 88.*

Begriffe oder Ideen aus einem aktiven urteilenden Prinzip bilden. Dies werde ich weiter unten beweisen.

Ich behaupte demnach, dass die Kinder, da in ihnen die Urteilskraft noch nicht geweckt ist, auch kein wirkliches Gedächtnis haben. Es behalten Töne, Figuren, Eindrücke, aber selten Ideen, noch seltener Ideenverbindungen. Man wird meinen, mich durch den Einwand, dass sie doch einige Elemente der Geometrie lernen, widerlegen zu können; aber gerade dieser Umstand spricht für die Wahrheit meiner Behauptung; man beweist damit nur, dass sie, weit davon entfernt, sich selbst ein Urteil zu bilden, nicht einmal die Schlüsse anderer zu behalten vermögen; denn wenn ihr die Methode dieser kleinen Mathematiker aufmerksam beobachtet, werdet ihr bald bemerken, dass sie nur den genauen Eindruck der Figur und die Ausdrücke des Beweises behalten haben. Bei dem geringsten neuen Einwurf wissen sie nicht aus und ein; dreht die Figur um, und sie wissen sich ebenso wenig zu helfen. Ihr ganzes Wissen besteht aus aufgenommenen Eindrücken, nichts ist Eigentum ihres Verstandes geworden. Selbst ihr Gedächtnis ist nicht vollkommener und entwickelter als ihre übrigen Fähigkeiten; denn fast immer müssen sie als Erwachsene die Dinge noch einmal lernen, von denen sie sich in der Kindheit nur die Worte angeeignet haben.

Trotzdem bin ich weit davon entfernt, mich dem Wahne hinzugeben, dass den Kindern jede Art von Urteilskraft fehle.<sup>50</sup> Im

---

<sup>50</sup> Ich habe beim Schreiben hundertmal die Bemerkung gemacht, dass es bei einem größeren Werk unmöglich ist, mit denselben Worten auch stets denselben Sinn zu verbinden. Es existiert keine Sprache, die eine solche Fülle von Ausdrücken, Wendungen und Redensarten besäße, als die Ideen Modifikationen erleiden können. Die Methode, alle Ausdrücke zu definieren und unaufhörlich die Definition an die Stelle des Definierten zu setzen, ist schön, aber unausführbar. Denn wie ist es möglich, den Kreislauf zu vermeiden? Die Definitionen hätten schon ihr Gutes, wenn man sich zu ihrer Bestimmung nur nicht der Worte bedienen müsste. Trotzdem bin ich überzeugt, dass man sich bei aller Armut unserer Sprache doch klar ausdrücken kann, freilich nicht dadurch, dass man den nämlichen Worten auch immer den nämlichen Sinn beilegt, sondern in der Weise, dass bei jeder Anwendung eines Wortes die damit verbundene Bedeutung durch die Ideen, welche sich darauf beziehen, zur Genüge bestimmt wird, und dass demnach jeder Satz, in welchem sich das in Rede stehende Wort vorfindet,

Gegenteil habe ich die Bemerkung gemacht, dass sie über alles, wovon sie ein Verständnis haben, und was sich auf ihr augenblickliches und fühlbares Interesse bezieht, sehr richtig urteilen. Man täuscht sich nur über ihre Kenntnisse, indem man ihnen solche zutraut, die sie nicht besitzen, und über Dinge urteilen lässt, die sie nicht zu fassen vermögen. In einen gleichen Irrtum verfällt man, wenn man ihre Aufmerksamkeit auf Betrachtungen lenken will, die sie noch in keiner Weise berühren, wie zum Beispiel auf ihr einstiges Interesse, auf ihr Glück, sich zur Menschheit zählen zu dürfen, auf die Achtung, in der sie als Erwachsene stehen werden – lauter Redensarten, die, weil sie an Wesen verschwendet werden, denen jegliche Voraussicht mangelt, völlig bedeutungslos für dieselben sind. Nun erstrecken sich aber alle erzwungenen Lernversuche dieser armen Unglücklichen auf Gegenstände, die ihrem Geiste völlig fremd sind. Man möge nun selbst beurteilen, wie viel Aufmerksamkeit sie denselben werden schenken können.

Die Pädagogen, welche uns die Kenntnisse, die sie ihren Schülern beibringen, mit großer Prahlerei vorzählen, werden bezahlt und sind deshalb gezwungen, eine andere Sprache zu führen; indes lässt ihre eigene Handlungsweise durchblicken, dass sie genau wie ich denken. Denn was bringen sie ihnen am Ende bei? Worte, nichts als Worte, und immer wieder Worte. Unter den verschiedenen Wissenschaften, in denen sie sich zu unterrichten rühmen, hüten sie sich, diejenigen auszuwählen, welche den Schülern zu einem wirklichen Nutzen gereichen würden, weil es sich bei diesen um ein sachliches Wissen handelt, was sie ihnen niemals mitzuteilen imstande sind. Deshalb wählen sie nur solche, mit denen man vertraut zu sein scheint, wenn man sich ihre äußere Terminologie angeeignet hat, als Wappenkunde, Geographie, Chronologie, Sprache usw. – alles Studien, die dem Menschen überhaupt, und nun vorzüglich erst dem Kinde, so fern liegen, dass

---

gleichsam die Definition bildet. Bald sage ich, den Kindern fehle die Urteilskraft, und bald lasse ich sie wieder mit ziemlicher Schärfe urteilen. Ich glaube mich hierbei in bezug auf meine Ideen keines Widerspruchs schuldig zu machen; allein ich kann nicht in Abrede stellen, dass meine Ausdrücke oftmals den Schein des Widerspruchs annehmen.

es ein Wunder wäre, wenn ihnen auch nur ein Gegenstand derselben ein einziges Mal im Leben zum Nutzen gereichte.

Man wird sich wundern, dass ich das Studium der Sprachen in die Zahl der für die Erziehung unnützen Gegenstände rechne. Indes möge man sich erinnern, dass ich hier nur vom Lernen im ersten Lebensalter rede, und was man auch immer sagen möge, so glaube ich nicht, dass die Wunderkinder natürlich ausgenommen, je ein Kind vor dem Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren wirklich zwei Sprachen gelernt habe.

Ich räume ein, dass das Studium der Sprache, wenn es nur in dem Erlernen von Worten, das heißt von einzelnen Wortbildern und Klängen bestände, für die Kinder angemessen wäre; da indes die Sprachen sich verschiedener Bezeichnungen bedienen, so modifizieren sie damit auch zugleich die Ideen, welche jene ausdrücken. Der Geist bildet sich nach der Sprache; die Gedanken nehmen unwillkürlich die Färbung des Idioms an. Die Vernunft allein ist etwas Gemeinsames, der Geist jeder Sprache prägt sich dagegen in einer besonderen Form aus, eine Verschiedenheit, welche wenigstens teilweise recht wohl die Ursache oder auch die Wirkung der einzelnen Nationalcharaktere sein könnte. Was diese Vermutung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, dass die Sprache bei allen Völkern der Welt dem Wechsel der Sitten folgt und sich in Übereinstimmung mit diesen erhält oder verändert.

Von diesen verschiedenen Formen wird durch den fortwährenden Gebrauch nur eine das ausschließliche Eigentum des Kindes, und diese allein bewahrt es sich bis zum Alter der Vernunft. Um zwei gleichzeitig zu beherrschen, müsste es die Ideen vergleichen können. Wie sollte es diese aber vergleichen, wenn es kaum imstande ist, sie zu fassen? Jeder Gegenstand kann für das Kind tausend verschiedene Kennzeichen, aber jede Idee nur eine einzige Form haben; es kann demnach auch nur eine Sprache lernen. Man wird mir einwenden, dass es trotzdem mehrere lernt. Ich stelle dies durchaus in Abrede. Ich habe freilich selbst solche kleine Wunderkinder gesehen, die fünf oder sechs Sprachen zu

sprechen glaubten. Ich habe sie nacheinander in lateinischen, französischen und italienischen Ausdrücken – aber immer nur deutsch reden hören. Sie waren in der Tat in fünf oder sechs Wörterbüchern zu Hause, was sie aber redeten, blieb stets deutsch. Mit einem Wort, gebt den Kindern soviel Synonymen als euch beliebt; ihr werdet ihnen wohl andere Worte beibringen, aber keine andere Sprache; sie werden stets nur eine einzige verstehen.

Um ihre Unfähigkeit nach dieser Richtung hin zu verbergen, treibt man mit ihnen vorzugsweise die toten Sprachen, in denen man jeden Richter im Notfall verwerfen kann. Da diese schon lange aufgehört haben, als Umgangssprachen zu dienen, begnügt man sich mit der Nachahmung der in den auf uns gekommenen Werken ausgebildeten Schriftsprache, und das nennt man sie sprechen. Ist nun schon das Griechische und Lateinische der Lehrer so beschaffen, so bilde man sich danach über das der Kinder ein Urteil. Kaum haben sie die Anfangsgründe, für die ihnen alles Verständnis fehlt, rein mechanisch auswendig gelernt, so richtet man sie ab, ein französisches Gespräch mit lateinischen Worten zu führen; haben sie dann wieder noch einige Fortschritte gemacht, so müssen sie ciceronianische Redensarten zu Prosa und Bruchstücke des Virgil zu Versen zusammenschweißen. Nun bilden sie sich ein, lateinisch zu sprechen, und wer wird sich darauf einlassen, ihnen zu widersprechen?

Bei jedem Studium, wie beschaffen es auch immer sein möge, sind die stellvertretenden Zeichen ohne den Begriff der durch sie dargestellten Dinge bedeutungslos. Dennoch beschränkt man das Kind auf diese Zeichen, ohne ihm jemals auch nur eines der Dinge, welche sie bezeichnen, verständlich machen zu können. Während man es mit der Erdkunde vertraut zu machen glaubt, lehrt man es nur die Karte kennen; man lehrt es die Namen von Städten, Ländern, Flüssen, welche nach seiner Auffassung nirgends anders als auf dem Papier existieren, auf dem man sie ihm zeigt. Ich erinnere mich, irgendwo ein Geographiebuch gesehen zu haben, das mit der Frage begann: „Was ist die Erde?“ Antwort: „Sie ist eine Kugel von Pappe.“ Genau so verhält es sich mit der Geographie der

Kinder. Für mich gilt es als eine ausgemachte Tatsache, dass kein zehnjähriges Kind nach einem zweijährigen Unterricht in der mathematischen und physischen Geographie sich nach den ihm erteilten Regeln auch nur von Paris bis nach St. Denis zu finden weiß. Ja, noch mehr, ich bin völlig sicher, dass es kein einziges Kind gibt, welches imstande wäre, nach einem Plan von dem Garten seines Vaters, ohne sich zu verirren, die Wege zu finden. So ist es mit diesen Gelehrten bestellt, die mit größter Genauigkeit anzugeben wissen, wo Peking, Ispahan, Mexiko und alle Länder der Erde liegen.

Es ist mir auch die Behauptung zu Ohren gekommen, man müsse die Kinder nur mit solchen Studien beschäftigen, zu denen sie bloß ihrer Augen bedürfen. Dies würde etwas für sich haben, wenn es irgendeine Wissenschaft gäbe, zu der die Augen ausreichen; aber ich kenne keine solche.

Aus einem noch lächerlicheren Irrtum hält man sie zum Studium der Geschichte an. Man meint, sie entspreche ihrem Fassungsvermögen, weil sie nur eine Sammlung von Tatsachen ist. Allein was versteht man unter diesem Worte Tatsachen? Glaubt man, dass die Beziehungen, welche, die historischen Tatsachen hervorrufen, so leicht fassbar sind, dass sich die Vorstellungen davon im kindlichen Geist ohne Mühe bilden? Glaubt man, dass die wahre Kenntnis der Begebenheiten von der Kenntnis ihrer Ursachen und Wirkungen getrennt könne, und dass der Historiker so wenig von der Moral abhängt, dass man ohne sie zum Verständnis der Geschichte gelange? Wenn ihr in den Handlungen der Menschen nur äußere und zwar rein physische Bewegungen seht, welche Lehre könnt ihr dann aus der Geschichte ziehen? Auch nicht eine einzige. Und dieses, auf solche Weise jedes Interesse entkleidete Studium wird euch ebenso wenig Vergnügen als Belehrung gewähren. Wenn ihr indes diese Handlungen nach ihren moralischen Beziehungen würdigen wollt, so versucht einmal, euren Zöglingen diese Beziehungen anschaulich zu machen, und ihr werdet alsdann, ob die Geschichte ihrem Alter angemessen ist.

Die Leser mögen immer eingedenk sein, dass der, welcher hier zu ihnen spricht, weder ein Gelehrter noch ein Philosoph ist, sondern ein schlichter Mann, ein Freund der Wahrheit, ohne Partei, ohne System, ein Einsiedler, welcher, da er nur in geringem Verkehr mit den Menschen steht, auch weniger Gelegenheit hat, ihre Vorurteile anzunehmen, jedoch um so mehr Zeit, über das nachzudenken, was ihm im Umgange mit denselben auffällig erscheint. Meine Schlussfolgerungen gründen sich weniger auf Prinzipien als auf Tatsachen, und ich glaube meine Leser nicht besser in den Stand setzen zu können, sich selbst darüber ein Urteil zu bilden, als ich indem ich ihnen öfter Beispiele von Beobachtungen mitteile, denen ich sie zu verdanken habe.

Ich brachte einst einige Tage auf dem Lande bei einer braven Hausmutter zu, die sich in hohem Grade ihrer Kinder und deren Erziehung angelegen sein ließ. Als ich eines Morgens dem Unterricht des ältesten Knaben beiwohnte, besprach sein Lehrer, der ihm in der alten Geschichte einen guten Unterricht erteilt hatte, bei der Wiederholung der Geschichte Alexanders des Großen jenen bekannten Vorfall mit dem Arzte Philipp, welchen man schon öfter bildlich dargestellt hat und der auch sicherlich diese Ehre verdient.<sup>51</sup> Der Lehrer, im übrigen ein recht verdienstvoller Mann, knüpfte einige Betrachtungen über die Unerschrockenheit Alexanders an, die mir nicht gefielen, die ich jedoch zu bekämpfen Bedenken trug, um den Lehrer nicht in den Augen seines Zöglings herabzusetzen. Bei Tische ließ man nach französischer Sitte das kleine Männchen unaufhörlich schwatzen. In der natürlichen Lebhaftigkeit seines Alters und in der Erwartung sicherlich nicht ausbleibenden Beifalls trug er tausenderlei Dummheiten vor, wobei denn von Zeit zu Zeit auch einige glückliche Einfälle zum Vorschein kamen, die das übrige in Vergessenheit brachten. Zuletzt gab er auch noch die Geschichte

---

<sup>51</sup> Quintus Curtius. lib. III. cap. 6. Alexander a Parmenione litteras accipit, quibus denunciabat, ne salutem suam Philippo committeret: mille talentis a Dario et spe nuptiarum sororis eius euse corruptum. Ingentem animo sollicitudinem litterae incusserant. – – – Et ille cum poculo, in quo medicamentum diluerat, intravit. Quo viso, Alexander, levato corpore in cubitum, epistolam a Parmenione missam sinistra manu tenens, accipit poculum et haurit interritus.

vom Arzte Philipp zum besten. Er erzählte sie recht geläufig und mit großer Gewandtheit. Nachdem er die gewöhnlichen Lobsprüche eingeerntet hatte, zu denen die Mutter förmlich das Zeichen gab und die der Sohn allem Anschein nach erwartete, wurde das Vorgetragene weiter besprochen. Die Mehrzahl tadelte Alexanders Verwegenheit, einige bewunderten, dem Lehrer beipflichtend, seine Festigkeit, seinen Mut, woraus ich erkannte, dass auch kein einziger der Anwesenden begriff, worin eigentlich die wahre Schönheit dieses Zuges besteht. „Was mich anlangt,“ ergriff ich das Wort, „so scheint es mir, dass, wenn sich in der Handlung Alexanders der geringste Mut, die geringste Festigkeit kundgäbe, sie nur einen hohen Grad von Überspanntheit verriete.“ Sofort stimmten mir alle bei und räumten ein, es wäre eine Überspanntheit gewesen. Ich wollte antworten und begann schon in Hitze zu geraten, als eine Frau, die an meiner Seite saß und den Mund noch nicht geöffnet hatte, sich gegen mein Ohr neigte und mir leise zuflüsterte: „Schweige, Johann Jakob, sie werden dich doch nicht verstehen.“ Ich schaute sie an, und stutzte und schwieg.

Da ich infolge mehrerer Umstände den Argwohn hegte, dass mein junger Gelehrter von der so schön erzählten Geschichte gar nichts verstanden hätte, so nahm ich ihn nach Tische bei der Hand, promenierte mit ihm durch den Park und fand, nachdem ich ihn nach meiner Weise ausgefragt hatte, dass er mehr als irgend jemand den so gepriesenen Mut Alexanders bewunderte. Aber wisst ihr wohl, worin dieser Mut in seinen Augen bestand? Einzig und allein darin, dass jener einen widerlich schmeckenden Trank in einem Zug, ohne abzusetzen und ohne den geringsten Widerwillen zu zeigen, verschluckte. Das arme Kind, das vor noch nicht vierzehn Tagen Arznei hatte nehmen müssen, wozu es sich nur mit unendlicher Mühe verstanden hatte, fühlte den üblen Nachgeschmack noch immer auf der Zunge. Der Tod, die Vergiftung galten in seinem Geiste nur für unangenehme Empfindungen, und es konnte sich noch kein anderes Gift als Sennesblätter vorstellen. Indes muss ich gestehen, dass die Festigkeit des Helden einen großen Eindruck auf sein junges Herz hervorgebracht hatte, und

dass es fest entschlossen war, bei der ersten Medizin, die es wieder einnehmen müsste, sich Alexanders würdig zu zeigen. Ohne mich weiter auf Erklärungen einzulassen, die augenscheinlich seine Fassungskraft überstiegen hätten, bestärkte ich es in seinem lobenswerten Entschluss und trat den Rückweg an, während ich bei mir selbst die hohe Weisheit der Väter und Lehrer belächelte, die sich einbilden, die Kinder Geschichte lehren zu können.

Es ist nicht schwer, den Kindern die Wörter „Könige, Reiche, Kriege, Eroberungen, Revolutionen, Gesetze“ in den Mund zu legen, wenn es dann aber in Frage kommt, mit diesen Wörtern klare Ideen zu verbinden, so werden diese Erläuterungen mehr Mühe erfordern, als wir sie uns bei der Unterhaltung mit dem Gärtner Robert haben geben müssen.

Einige Leser, die mit dem „Schweige, Johann Jakob!“ unzufrieden sind, werden mich, wie ich voraussehe, fragen, was ich denn nun eigentlich so Schönes in der Handlung Alexanders finde? Unglückliche! Wenn man es euch erst sagen muss, wie wollt ihr es dann begreifen? Das ist das Schöne, dass Alexander an die Tugend glaubte, dass er auf Gefahr seines Kopfes, auf Gefahr seines Lebens an sie glaubte, dass seine große Seele fähig war, daran zu glauben. O, welch ein schönes Glaubensbekenntnis spricht sich in der Anwendung dieser Arznei aus! Nein, kein Sterblicher hat je ein erhabeneres abgelegt. Wenn unsere moderne Welt einen Alexander hervorgebracht hat, so möge man ihn mir an ähnlichen Zügen zeigen.<sup>52</sup>

Wenn es keine Wissenschaft gibt, die nur aus Wörtern besteht, so gibt es auch kein für Kinder geeignetes Studium. Wenn sie keine wirklichen Begriffe haben, so haben sie auch kein eigentliches Gedächtnis, denn mit diesem Namen vermag ich nicht die bloße Fähigkeit zu bezeichnen, erhaltene Eindrücke zu bewahren. Was für Nutzen bringt es, ihrem Kopf einen ganzen Katalog von Zeichen

---

<sup>52</sup> *Ce prince, dit Montaigne à ce sujet, est le souverain patron des actes hazardoux; mais je ne sçay s'il y a traict en sa vie qui ait plus de fermeté que cettuy-ci, n'y une beauté illustre par tant de visages. Liv. I, chap. 23.*

einzuprägen, mit denen sie keine Vorstellung verbinden? Werden sie nicht, wenn sie erst die Dinge selbst lernen, auch gleichzeitig die Zeichen lernen? Wozu ihnen die unnütze Mühe machen, sie zweimal zu lernen? Und was für gefährliche Vorurteile flößt man ihnen außerdem nicht gleich von Anfang an ein, wenn man ihnen Wörter, welche für sie keinen Sinn haben, für Wissenschaft ausgibt! Mit dem ersten Wort, mit dem das Kind sich abspeisen lässt, mit der ersten Sache, die es, ohne selbst den Nutzen einzusehen, auf das Wort anderer hinnimmt, ist seine eigene Urteilskraft dahin. Es wird lange in den Augen der Toren glänzen müssen, ehe es einen solchen Verlust wieder zu ersetzen vermag.<sup>53</sup>

Nein, wenn die Natur dem Gehirn des Kindes solche Elastizität verleiht, die es befähigt, allerlei Eindrücke aufzunehmen, so liegt es sicherlich nicht in ihrer Absicht, dass man das Gehirn mit Königsnamen, Daten, Bezeichnungen aus der Heraldik, der Sphärik, der Geographie und mit all jenen Wörtern belasten soll, die für sein Alter keinen Sinn haben und überhaupt für jedes Alter ohne irgendeinen Nutzen sind, und wodurch man die Kindheit nur traurig macht und ihr die besten Kräfte raubt. Es liegt vielmehr in ihrer Absicht, dass alle Ideen, die das Kind zu fassen vermag und welche ihm zu Nutzen gereichen können, alle diejenigen, welche sich auf sein Glück beziehen und es eines Tages über seine Pflichten aufklären sollen, sich ihm frühzeitig mit unauslöschlichen Zügen

---

<sup>53</sup> Der größte Teil der Gelehrten unterscheidet sich hierin wenig von den Kindern. Ihre umfassende Gelehrsamkeit ist weniger das Ergebnis einer Menge von Ideen, als einer Menge von Bildern, Daten, Eigennamen, Orte, alle für sich allein bestehenden Gegenstände, an die sich keine Ideen knüpfen, behält das Gedächtnis durch die Erinnerung ihre Bezeichnungen, und selten erinnert man sich eines dieser Dinge, ohne sich gleichzeitig die Vorder- oder Rückseite des Blattes, auf welchem man es gelesen, oder auch die Gestalt, unter welcher man es zum erstenmal gesehen hat, mit vor die Seele zu rufen. Diese Richtung ungefähr herrschte in der Wissenschaft der letzten Jahrhunderte. In unserem Jahrhundert hat sie eine andere Richtung eingeschlagen. Man studiert nicht mehr, man beobachtet nicht mehr, man träumt und bietet uns die Träume einiger Nächte in vollem Ernst als Philosophie an. Man wird mir einwenden, dass ich ebenfalls träume. Ich will es einräumen. Aber wovor die übrigen sich hüten, das tue ich: ich gebe meine Träume als Träume, indem ich es dem Leser überlasse, selbst zu untersuchen, ob sie für Wachende etwas Nützliches enthalten.

eingraben und ihm dazu dienen, sich während seines ganzen Lebens dergestalt zu betragen, wie es seinem Wesen und seinen Fähigkeiten angemessen ist.

Ohne jegliches Bücherstudium bleibt doch die Art von Gedächtnis, welche ein Kind überhaupt besitzen kann, deswegen nicht müßig. Alles, was es sieht, alles was es hört, fällt ihm auf, und es erinnert sich dessen später. Es führt über die Handlungen, über die Reden der Menschen ein förmliches Register, und seine ganze Umgebung bildet das Buch, aus welchem es, ohne darüber Rechenschaft abzulegen, sein Gedächtnis unaufhörlich bereichert, bis seine Urteilskraft dereinst imstande ist, daraus Nutzen zu ziehen. In der Wahl der Gegenstände, in der Bemühung, stets nur diejenigen in seine Nähe zu bringen, die es aufzufassen vermag, und ihm diejenigen fernzuhalten, die ihm unbekannt bleiben sollen, besteht die wahre Kunst, diese erste Fähigkeit in ihm auszubilden. Gerade hierdurch muss man ihm einen Schatz von Kenntnissen zuzuführen suchen, die zu seiner Erziehung in der Jugend und zu seinem Verhalten zu allen Zeiten beitragen werden. Diese Methode, das gestehe ich offen, bildet allerdings keine kleinen Wunderkinder und gibt den Gouvernanten und Lehrern keine Gelegenheit zu glänzen; dafür bildet sie aber verständige, kräftige, an Leib und Seele gesunde Menschen, welche, trotzdem dass sie in der Jugend keine Bewunderung erregen, sich als Erwachsene Ehre und Ansehen erwerben werden.

Emil wird nie etwas auswendig lernen, nicht einmal Fabeln, selbst die von Lafontaine nicht, so naiv, so reizend sie auch sind, denn die Worte der Fabeln sind ebenso wenig die Fabeln selbst als die Worte der Geschichte die Geschichte selbst sind. Wie kann man bis zu dem Grade verblendet sein, dass man die Fabeln die Moral der Kinder nennt, wie kann man übersehen, dass die Fabel dieselben täuscht, während sie sie ergötzt; dass sich die Kinder, durch Lügen verführt, die Wahrheit entgehen lassen, und dass gerade das, was man hervorsucht, ihnen den Unterricht angenehm zu machen verhindert, aus ihm Nutzen ziehen? Die Fabeln können den Erwachsenen zur Belehrung dienen; Kindern dagegen muss

man die nackte Wahrheit sagen. Sobald man dieselbe mit einem Schleier verhüllt, bemühen sie sich nicht mehr, ihn zu lüften.

Man lässt alle Kinder Lafontaines Fabeln lernen, und doch versteht sie kein einziges. Wenn sie sie verstünden, würde es noch schlimmer sein, denn deren Moral ist so eigentümlich und ihrem Alter so wenig angemessen, dass sie die Kinder weit eher dem Laster als der Tugend zuführen würden. Das sind, wird man einwenden, abermals Paradoxien. Ich bestreite es nicht; aber lasst uns zusehen, ob es Wahrheiten sind.

Ich behaupte, dass ein Kind die Fabeln, welche man es lernen lässt, nicht versteht, weil trotz aller Bemühungen, sie zu vereinfachen, doch die Lehre, welche man daraus ziehen will, unwillkürlich dazu nötigt, sich auf Ideen zu berufen, die es nicht zu fassen imstande ist, und weil sogar die dichterische Form, obgleich sie ihm das Behalten erleichtert, ihm die Auffassung erschwert, so dass man der gefälligen Form zuliebe die Klarheit preisgibt. Ohne die Menge von Fabeln anzuführen, die für Kinder weder verständlich noch nützlich sind, und die man sie unbedenklich mit den übrigen lernen lässt, weil sie mit ihnen einmal in demselben Buche stehen, wollen wir uns auf diejenigen beschränken, welche der Verfasser ausdrücklich für Kinder gedichtet zu haben scheint.

Ich kenne in der ganzen Lafontaineschen Sammlung nur fünf oder sechs Fabeln, aus denen kindliche Naivität in besonders hohem Grade hervorleuchtet. Von diesen fünf oder sechs wähle ich die erste<sup>54</sup> als Beispiel, weil ihre Moral noch am meisten jedem Alter angemessen ist, die Kinder sie am leichtesten begreifen und am liebsten lernen und weil sie deshalb der Verfasser wohl vorzugsweise an die Spitze seines Buches gestellt hat. Wenn man bei ihm wirklich die Absicht voraussetzt, sich den Kindern verständlich zu machen, ihnen zu gefallen und sie zu belehren, so ist diese Fabel sicherlich sein Meisterwerk. Man gestatte mir

---

<sup>54</sup> Es ist jedoch, wie Herr Formey sehr richtig bemerkt, die zweite und nicht die erste.

deshalb, sie Satz für Satz durchzugehen und einer kurzen Prüfung zu unterwerfen.

*Der Rabe und der Fuchs*

Eine Fabel

„Meister Rabe, auf einem Baume sitzend,“

Meister! Welche Bedeutung verbinden wir mit diesem Worte an und für sich? Was bedeutet es vor einem Eigennamen? Was hat es hier für einen Sinn?

Was ist ein Rabe?

Was soll das heißen: auf einem Baume sitzend? Man sagt doch nicht: „Ein Rabe, auf einem Baume sitzend,“ sondern ein auf einem Baume sitzender Rabe. Folglich muss man auf die abweichende Wortstellung in der Poesie aufmerksam machen, muss erklären, was Prosa und was Verse sind.

„Hielt in seinem Schnabel einen Käse.“

Was für einen Käse? War es ein Schweizer-, Brier- oder Holländischer Käse? Hat das Kind bisher keinen Raben gesehen, was werdet ihr dann mit euren Erzählungen über einen solchen gewinnen? Hat es jedoch schon welche gesehen, wie wird es sich dann zusammenreimen können, dass sie einen Käse in ihrem Schnabel halten? Die Bilder müssen stets aus der Natur genommen sein.

„Meister Fuchs, durch den Geruch herbeigelockt,“

Wieder ein Meister! Für diesen ist der Titel jedoch gut gewählt; er ist in der Tat ein mit allen Kunstgriffen seines Handwerks vertrauter Meister. Man muss nun wieder auseinandersetzen, was ein Fuchs ist, und seine wahre Natur von dem Charakter unterscheiden, den man ihm hergebrachtermaßen in den Fabeln beilegt.

„Herbeigelockt“ Dies Wort ist im Französischen wenig gebräuchlich. Eine Erklärung kann deshalb nicht umgangen

werden. Man muss darauf aufmerksam machen, dass man sich desselben nur in Versen zu bedienen pflegt. Das Kind wird fragen, weshalb man denn in Versen eine andere Sprachweise anwendet als in Prosa? Was wollt ihr ihm darauf antworten?

„Durch den Geruch eines Käses herbeigelockt!“ Dieser Käse, den ein auf einem Baume sitzender Rabe im Schnabel hält, muss wirklich einen sehr starken Geruch haben, um noch von dem Fuchs in einem Dickicht oder in seinem Bau gerochen werden zu können! Wollt ihr auf diese Weise in eurem Zögling den Geist einer verständigen Kritik hervorrufen und nähern, der sich nicht so leicht blenden lässt und in den Erzählungen anderer Wahrheit und Lüge wohl zu unterscheiden weiß?

„Hielt ungefähr folgende Anrede an ihn:“

„Folgende Anrede!“ Die Füchse sprechen also? Sie sprechen demnach die nämliche Sprache wie die Raben? Weiser Lehrer, sei auf deiner Hut! Wäge deine Antwort, ehe du sie erteilst, wohl ab; sie ist wichtiger als du glaubst.

„Ei! Guten Tag, Herr Rabe!“

„Herr!“ Ein Titel, den das Kind hier spottweise anwenden hört, noch ehe es weiß, dass es ein Ehrentitel ist. Diejenigen, welche, wie in den meisten Aussagen steht, „Herr von Rabe“ lesen, würden sich noch weit mehr abmühen müssen, ehe es ihnen gelänge, dieses „von“ nur einigermaßen zu erklären.

„Wie hübsch du bist! Wie schön du mir erscheinst!“

Ein Flickwort, ein überflüssiger Wortschwall! Dadurch, dass das Kind die nämliche Sache nur mit anderen Worten wiederholen hört, gewöhnt es sich selber eine nachlässige Sprache an. Wenn ihr den Einwurf macht, dass in dieser Weitschweifigkeit eine Kunst des Verfassers liege, dass er die Absicht des Fuchses hervorheben wolle, durch Anhäufung der Worte seine Schmeicheleien zu verstärken, so würde dies wohl für mich, aber nicht für meinen Schüler als Entschuldigung gelten können.

„Ohne zu lügen, wenn dein Gesang“ usw.

„Ohne zu lügen!“ Man lügt also mitunter? Was für Begriffe wird sich aber das Kind bilden, wenn ihr ihm erklärt, dass der Fuchs gerade aus dem Grund sagt „ohne zu lügen“, weil er lügt?

„Deinem Gefieder entspricht.“

„Entspricht!“ Was bedeutet dieses Wort? Lehret einmal das Kind, so verschiedenartige Eigenschaften wie Stimme und Gefieder miteinander zu vergleichen, und ihr werdet bald bemerken, ob es euch versteht.

„Du musst der Phönix unter den Gästen dieses Waldes sein.“

„Der Phönix!“ Was ist ein Phönix? Plötzlich sehen wir uns durch diesen Ausdruck in das verlogene Altertum, beinahe in die Mythologie versetzt.

„Diese Gäste des Waldes!“ Welche bildliche Redeweise! Der Schmeichler veredelt seine Sprache und gibt ihr, um sie verführerischer zu machen, mehr Würde. Wird ein Kind diese Freiheit herausfühlen? Weiß es nur, ja kann es überhaupt nur wissen, was ein edler und ein niederer Stil ist?

„Bei diesen Worten kennt sich der Rabe vor Freude nicht.“

Man muss schon sehr heftige Leidenschaften empfunden haben, um diese sprichwörtliche Redensart richtig aufzufassen.

„Und um seine Stimme zu zeigen,“

Vergesst nicht, dass das Kind, wenn es anders diesen Vers und die ganze Fabel verstehen soll, schon wissen muss, wie es mit der schönen Stimme des Raben bestellt ist.

„Sperrt er seinen Schnabel weit auf und lässt seine Beute fallen.“

Dieser Vers verdient in der Tat Bewunderung; schon der Klang der Worte allein gibt ein anschauliches Bild. Ich sehe im Geist diesen großen hässlichen Schnabel weit aufgerissen vor mir, ich höre, wie der Käse prasselnd durch die Äste hindurchfällt; allein für Kinder sind dergleichen Schönheiten verloren.

„Der Fuchs erhascht ihn und spricht: Mein guter Herr!“

Hier deutet also schon das „Gutsein“ des angeredeten Herrn nichts weiter als „Dummsein“. Sicherlich wird man hierbei keine Zeit verlieren, um dies den Kindern deutlich zu machen.

„Lerne, dass jeder Schmeichler“

Eine allgemeine Regel; das ist eine allbekannte Sache.

„Auf Kosten dessen lebt der ihm Gehör schenkt.“

Noch nie hat ein zehnjähriges Kind diesen Vers verstanden.

„Unzweifelhaft ist diese Lehre einen Käse wert.“

Dies ist verständlich, und der Gedanke ist sehr gut. Gleichwohl wir es wohl nur höchst wenige Kinder geben, die einen Käse mit einer Lehre zu vergleichen vermöchten und die nicht den Käse der Lehre vorzögen. Man muss ihnen daher verständlich machen, dass dies nur ein scherzhafter Ausdruck ist. Was für eine Freiheit für Kinder!

„Der Rabe, beschämt und bestürzt,“

Wieder ein Pleonasmus, und noch dazu ein unverzeihlicher.

„Schwor, allein etwas spät, dass man ihn nie wieder überlisten sollte.“

Schwor! Welcher Lehrer könnte so töricht sein, dass er einem Kinde zu erklären wagte, was ein Schwur ist.

Das sind eine Menge Einzelheiten, aber noch lange nicht genug, um alle Begriffe dieser Fabel zu analysieren und sie auf die einfachen und elementaren zurückzuführen, aus denen jeder wieder zusammengesetzt ist. Aber wer hält solche Analyse wohl für notwendig, um sich der Jugend verständlich zu machen? Keiner unter uns ist Philosoph genug, um sich ganz auf den Standpunkt eines Kindes versetzen. Lasst uns jetzt aber auch noch auf die Moral der Fabel übergehen.

Ich frage, ob man wohl schon sechsjährige Kinder darauf aufmerksam machen darf, dass es Menschen gibt, welche um ihres Vorteils willen schmeicheln und lügen? Höchstens dürfte man ihnen mitteilen, dass es Spaßvögel gebe, die die kleinen Knaben

aufziehen und sich im geheimen über ihre törichte Eitelkeit lustig machen. Indes der Käse verdirbt alles. Man lehrt sie weniger, ihn nicht aus ihrem eigenen Schnabel zu lassen, als vielmehr, wie sie es anzustellen haben, dass er anderen aus dem Schnabel falle. Das ist hierbei mein zweites Paradoxon, welches von nicht geringerer Wichtigkeit ist.

Gebt ihr auf die Kinder beim Lernen ihrer Fabeln acht, so werdet ihr bemerken, dass ihre Deutung derselben, wenn sie überhaupt imstande sind, sie auszulegen, fast regelmäßig eine der Absicht des Schriftstellers zuwiderlaufende ist, und dass sie, anstatt vor dem Fehler, von dem man sie heilen oder vor dem man sie bewahren will, auf der Hut zu sein, mehr Neigung verraten, gerade das Laster liebzugewinnen, durch welches man aus den Schwächen anderer Vorteil ziehen kann. Bei der obigen Fabel werden die Kinder den Raben verwöhnen, dem Fuchs dagegen ihr ganzes Interesse zuwenden. In der nächsten Fabel beabsichtigt ihr ihnen die Heuschreckengrille als Muster aufzustellen; vergebliche Mühe, alle werden die Ameisen wählen. Niemand demütigt sich gern; sie werden deshalb stets die schöne Stelle für sich in Anspruch nehmen. Die Eigenliebe trifft hier die Wahl, und deshalb ist es eine natürliche Wahl. Aber, aber – welch eine entsetzliche Lehre für die Kinderwelt! Ein habsüchtiges und hartherziges Kind, welches wüsste, um was man es bittet, und es abschlägt, trotzdem die Erfüllung in seiner Hand liegt, wäre das hassenswerteste aller Ungeheuer. Die Ameise tut noch mehr, sie lehrt es, seine Weigerung in Spott und Hohn zu kleiden.

In allen Fabeln, in welchen Löwe eine Rolle spielt, die gewöhnlich die glänzendste ist, wird das Kind nie verfehlen, sich an seine Stelle zu versetzen, und hat es nun einmal eine Teilung vorzunehmen, so trägt es, durch sein Vorbild gut geschult, lediglich Sorge, sich des Ganzen zu bemächtigen. Wenn jedoch die Mücke den Löwen zu Falle bringt, dann ist es eine ganz andere Sache, dann ist das Kind nicht mehr Löwe, sondern Mücke. Dadurch lernt es einst diejenigen mit Nadelstichen zu töten, die es festen Fußes nicht anzugreifen wagt.

Aus der Fabel von dem mageren Wolf und dem fetten Hund lernt es nicht Mäßigung, die ihr ihm darin ans Herz legen wollt, sondern Zügellosigkeit. Nie werde ich vergessen, wie bitterlich ich einst ein kleines Mädchen weinen sah, welches man durch diese Fabel in halbe Verzweiflung gebracht hatte, weil man ihm nach Anleitung derselben immer nur von der Folgsamkeit vorpredigte. Man konnte sich anfangs gar nicht die Ursache dieser Tränen erklären, bis man endlich dahinterkam. Das arme Kind hatte sich so in die Rolle des Hundes hineingelebt, dass es endlich überdrüssig wurde, beständig an der Kette zu liegen; es fühlte seinen Hals schon förmlich wund; es weinte, dass es nicht der Wolf sein durfte.

Sonach liegt also in der Moral der zuerst angeführten Fabel für das Kind eine Anleitung zu der niedrigsten Schmeichelei; in der der zweiten eine Aufforderung zur Herzlosigkeit; in der der dritten eine Anpreisung der Ungerechtigkeit; in der der vierten eine Unterweisung in der Kunst zu spotten und in der der fünften Ansporn zur Unabhängigkeit. Diese letzte Anregung ist für einen Zögling ebenso überflüssig wie für eurigen ungeeignet. Wenn ihr ihnen Vorschriften erteilt, die sich untereinander widersprechen, was für Früchte hofft ihr dann wohl aus euren Bemühungen hervorsprießen zu sehen? Indes liegt vielleicht gerade in der Moral, um derentwillen ich die Fabeln verwerfe, für euch den Grund, sie beizubehalten. Man braucht im gegenseitigen Verkehr eine Moral für seine Worte und eine für seine Handlungen, und diese beiden sind durchaus voneinander verschieden. Die erstere steht im Katechismus, worin man sie ruhig lässt; die andere dagegen steht in Lafontaines Fabeln für die Kinder und in seinen Erzählungen für die Mütter. Der nämliche Schriftsteller reicht für alles aus.

Vergleichen wir uns miteinander, Herr von Lafontaine! Ich für meine Person verspreche, Sie mit Auswahl zu lesen, Sie zu lieben und mich aus Ihren Fabeln zu belehren; denn ich hoffe mich über Ihre Absichten nicht zu täuschen; was aber meinen Zögling anlangt, so müssen Sie mir gestatten, dass ich ihn nicht eine einzige lernen lasse, bis Sie mir den Beweis geliefert haben, dass es für ihn gut ist, Dinge zu lernen, von denen er nicht den vierten Teil versteht; dass

er ferner für diejenigen, die er begreifen kann, auch wirklich das richtige Verständnis zeigt und sich nicht etwa den Betrüger zum Vorbild nimmt, anstatt sich den Betrogenen zur Warnung dienen zu lassen.

Indem ich die Kinder mit allen solchen Arbeiten verschone, halte ich auch die Werkzeuge ihrer größten Plage, nämlich die Bücher, von ihnen fern. Das Lesen ist die Geißel der Kindheit, und fast die ausschließliche Beschäftigung die man ihr zu geben weiß. Kaum in seinem zwölften Jahre soll Emil wissen, was ein Buch ist. Aber, wird man einwenden, er wird doch wohl wenigstens lesen lernen müssen. Das gebe ich zu, aber er soll erst dann lesen können, wenn ihm das Lesen Nutzen bringt; bis dahin kann es ihm nur Langeweile bereiten.

Wenn man nicht verlangen darf, dass die Kinder etwas nur aus Gehorsam tun, so folgt hieraus, dass sie auch nichts lernen können, dessen wirklichen und augenblicklichen Vorteil sie nicht einsehen, bestehe derselbe nun in Vergnügen oder Nutzen; was sollte sie wohl sonst für ein Beweggrund zum Lernen antreiben? Die Kunst, mit Abwesenden zu reden und sie zu verstehen, die Kunst, ihnen aus der Ferne unsere Empfindungen, unsere Willensmeinungen, unsere Wünsche ohne jegliche Mittelsperson mitzuteilen, ist eine Kunst, deren Nutzen jedem Lebensalter einleuchtend gemacht werden kann. Durch welches Wunder ist denn nun diese so nützliche und angenehme Kunst für die Kindheit zu einer Plage geworden? Dadurch, dass man sie zwingt, sich dieselbe wider ihren Willen anzueignen, und sie einen Gebrauch davon machen lässt, von dem sie nichts begreifen. Ein Kind ist wenig bedacht darauf, das Werkzeug zu vervollkommen, mit dem man es peinigt; sorgt ihr jedoch dafür, dass dieses Werkzeug ihm Freude bereitet, so wird es sich auch bald ohne euren Antrieb mit demselben beschäftigen.

Man bemüht sich unablässig, die besten Methoden für den Leseunterricht aufzufinden; man erfindet Lesemaschinen, Lesewandtafeln, ja man verwandelt die Kinderstube in eine Buchdruckwerkstatt. Locke wünscht sogar, man solle sich beim

Leseunterricht der Würfel bedienen. Ist das nicht eine kluge ausgedachte Erfindung? Es ist ein wahres Elend! Ein weit sicheres Mittel als alle die angegebenen, welches aber immer wieder in Vergessenheit gerät, ist der Lerntrieb. Flößet ihr dem Kinde diesen Trieb ein, dann bedarf es eurer Lesemaschine und Würfel nicht mehr, dann wird jede Methode gut sein.

In dem augenblicklichen Interesse liegt die große Triebfeder, aber auch die einzige, welche sicher und weit führt. Emil erhält bisweilen von seinem Vater, seiner Mutter, seinen Verwandten, seinen Freunden Einladungsbriefchen zu einem Mittagsessen, zu einem Spaziergang, eine Wasserfahrt oder zur Teilnahme an einer öffentlichen Feierlichkeit. Diese Briefchen sind kurz, deutlich, reinlich, schön geschrieben. Nun muss er erst jemanden suchen, der sie ihm vorliest. Dieser Jemand lässt sich nun aber nicht immer zur rechten Zeit auftreiben, oder beweist sich heute gegen das Kind gerade ebenso ungerade, wie es sich gestern ihm gegenüber gezeigt hat. So geht die Gelegenheit wie die rechte Zeit vorüber. Endlich liest man ihm das Briefchen vor, aber nunmehr ist es zu spät. Ach, wenn es doch selbst hätte lesen können! Nun erhält Emil abermals Briefe. Sie sind kurz, ihr Inhalt ist so interessant! Wie gern möchte er den Versuch machen, sie zu entziffern! Bald findet er Hilfe, bald verweigert man sie ihm. Er bietet alle seine Kräfte auf und entziffert endlich die Hälfte eines Briefchens. Es handelt sich um eine Einladung auf morgen zur frischen Milch. Er hat aber nicht herausgebracht, wohin und mit wem? Wie viel Anstrengungen lässt er es sich kosten, um auch das übrige herauszubuchstabieren! Ich glaube nicht, dass Emil einer Lesemaschine bedürfen wird. Soll ich etwa auch noch vom Schreibunterricht reden? Nein, ich würde mich schämen, in einer Abhandlung über Erziehung die Zeit mit solchen Nichtigkeiten zu vergeuden.

Ein einziges Wort will ich noch hinzufügen, welches einen wichtigen Grundsatz ausspricht. Es lautet: Man erhält gewöhnlich das am sichersten und am schnellsten, was man ohne Überstürzung zu erlangen sucht. Ich bin fast überzeugt, dass Emil schon vor dem zehnten Jahre wird vollkommen lesen und

schreiben können, gerade weil ich wenig Wert darauf lege, ob er es vor dem fünfzehnten lernt. Lieber aber wollte ich, er lernte nie lesen, als dass er diese Wissenschaft auf Kosten alles dessen, was sie ihm nützlich machen kann, erkaufte. Wozu soll ihm das Lesen dienen, wenn man es ihm völlig unleidlich gemacht hat? *Id imprimis cavere oportebit, ne studia, qui amare nondum potest, oderit, et amaritudinem semel perceptam etiam ultra rudes annos reformidet.*<sup>55</sup>

Je angelegentlicher ich für die Wahrheit meiner die Untätigkeit verlangenden Methode eintrete, desto deutlicher sagt mir mein Gefühl, dass sich die Einwürfe gegen dieselbe verstärken werden. „Wenn dein Zögling nichts von dir lernt, wird er doch von anderen lernen; wenn du dem Irrtum nicht durch die Wahrheit vorbeugst, wird er Lügen lernen; die Vorurteile, die du dich ihm einzuflößen scheust, wird ihm das Beispiel seiner ganzen Umgebung beibringen; durch alle seine Sinne werden sie in ihn eindringen. Entweder sie auf seine Vernunft, sogar noch ehe sie sich entwickelt hat, den schlimmsten Einfluss ausüben, oder sein durch lange Untätigkeit erschlaffter Geist wird sich in der Materie verlieren. Die unterlassene Ausbildung der Denkkraft in der Jugend rächt sich in der ganzen übrigen Lebenszeit.“

Ich glaube, ich würde leicht darauf antworten können. Aber wozu sollen diese fortwährenden Antworten dienen? Erteilt meine Methode selbst auf die Einwürfe die richtige Antwort, so ist sie gut; vermag sie aber nicht darauf zu antworten, so taugt sie nichts. Ich fahre deshalb fort.

Wenn ihr nach dem Plan, den ich zu entwerfen angefangen habe, Regeln befolgt, die im völligen Gegensatz zu den herkömmlichen stehen, wenn ihr, anstatt den Geist eures Zöglings in weiter Ferne umherschweifen, ihn unaufhörlich in anderen Gegenden, in anderen Himmelsstrichen, in anderen Jahrhunderten, an den äußersten Enden der Erde, ja selbst im Himmel umherirren zu lassen, wenn ihr, sage ich, statt dessen darauf hinwirkt, dass er sich sammelt und seine Aufmerksamkeit auf das lenkt, was ihn

---

<sup>55</sup> *Quintil. lib. I. cap. 1.*

unmittelbar berührt: dann werdet ihr ihn auch zum Auffassen, Behalten, ja selbst zum Urteilen fähig finden; so bedingt es die Ordnung der Natur. Je nach der Tätigkeit, der sich ein empfindendes Wesen hingibt, erwirbt es sich auch eine seinen Kräften entsprechende Urteilskraft; und nur mit dem Überschuss der Kraft, die nicht mehr zu seiner Erhaltung nötig ist, entwickelt sich in ihm diese spekulative Fähigkeit, welche geeignet ist, diesen Kraftüberschuss noch zu anderem Gebrauch zu verwenden. Wollt ihr also den Geist eures Zöglings ausbilden, so bildet die Kräfte aus, welche jener beherrschen soll. Übet unablässig seinen Körper, macht euren Zögling stark und gesund, um ihn klug und vernünftig machen zu können. Er arbeite und sei tätig, er laufe und schreie, kurz, er sei beständig in Bewegung. Erst sei er an Kraft ein Mann, dann wird er es auch bald an Verstand sein.

Wolltet ihr ihm nun beständig jeden Tritt und Schritt vorschreiben und ihm unablässig zurufen: „Gehe, komme, bleibe, tue dies, unterlasse jenes,“ dann könntet ihr ihn, das ist richtig, durch diese Methode freilich verdummen. Wenn euer Kopf beständig seine Arme lenkt, wird ihm schließlich der seinige unnütz. erinnert euch jedoch unseres Übereinkommens: Seid ihr nur Pedanten, dann lohnt es sich nicht der Mühe, mich zu lesen.

Es ist ein sehr beklagenswerter Irrtum, sich einzubilden, dass körperliche Übung der geistigen Tätigkeit schade; als ob sich diese beiden Tätigkeiten nicht gleichzeitig betreiben ließen, und die eine nicht immer die andere leiten müsste.

Es gibt zwei Klassen von Menschen, deren Körper sich in unaufhörlicher Übung befindet, und von denen sicherlich die eine ebenso wenig als die andere daran denkt, ihren Geist zu bilden, nämlich die Landleute und die Wilden. Die ersteren sind ungeschlacht, plump, ungeschickt; die letzteren sind wegen der Schärfe ihrer Stimme und in noch höherem Grad wegen der Gewandtheit ihres Geistes bekannt. Im allgemeinen gibt es nichts Unbeholfeneres als einen Bauer und nichts Schlaueres als einen Wilden. Woher kommt dieser Unterschied? Daher, dass ersterer,

weil er beständig nur das tut, was man ihm befiehlt, oder was er seinen Vater hat tun sehen, oder was er von Jugend auf getan hat, nie aus dem alten Schlendrian herauskommt, und dass bei ihm, der sich in seinem fast maschinenmäßigen Leben unaufhörlich mit den nämlichen Arbeiten beschäftigt, Gewohnheit und Gehorsam allmählich an die Stelle der Vernunft getreten sind.

Völlig anders verhält es sich mit dem Wilden. Nicht an die Scholle gebunden, zu keinem vorgeschriebenen Tagewerke verpflichtet, zu keiner Gehorsam gezwungen, durch keine Schranke des Gesetzes in seinem Willen behindert, sieht er sich genötigt, jede Handlung seines Lebens zuvor sorgfältig zu überlegen. Er macht keine Bewegung, tut keinen Schritt, ohne die Folgen vorher erwogen zu haben. Je mehr sich daher sein Körper übt, desto aufgeklärter wird sein Geist; seine Kraft und seine Vernunft wachsen gleichzeitig und bilden sich gegenseitig aus.

Weiser Lehrer! Lass uns abwarten, welcher von unseren beiden Zöglingen dem Wilden und welcher dem Bauer gleichen wird. In allem einer stets meisternden Autorität unterworfen, tut der deinige nichts ohne dein Geheiß; er wagt nicht zu essen, wenn ihn hungert, nicht zu lachen, wenn er fröhlich, oder nicht zu weinen, wenn er traurig ist, nicht eine Hand statt der anderen zu reichen, oder einen Fuß anders zu setzen als man es ihm vorschreibt; bald wird er nur nach deinen Regeln zu atmen wagen. Woran soll er wohl denken, wenn du für ihn an alles denkst? Weshalb braucht er, da er sich auf deine Vorsicht verlassen kann, selbst vorsichtig zu sein? Da er bemerkt, dass du die Sorge für seine Erhaltung, für sein Wohlbefinden übernimmst, fühlt er sich von derselben frei. Sein Urteil gründet sich auf das deinige, weshalb er alles, was du ihm nicht verbietest, ohne Bedenken tut, weil er wohl weiß, dass ihm keine Gefahr dabei droht. Weshalb braucht er die Vorzeichen des Regens kennen zu lernen? Er weiß ja, dass du an seiner Statt den Himmel beobachtest. Weshalb braucht er für seinen Spaziergang bestimmte Zeiten festzusetzen? Er braucht nicht zu besorgen, dass du das Mittagessen werdest versäumen lassen. Er isst, solange du ihm nicht zu essen verbietest, verbietest, du es ihm aber, so isst er

nicht mehr. Er gehorcht nicht dem Wink seines Magens sondern dem deinigen. Verweichliche seinen Körper immerhin durch Untätigkeit; dadurch wird sein Verstand keineswegs an Gewandtheit gewinnen. Im Gegenteil wirst du dadurch in seinem Geiste der Vernunft erst vollends allen Wert rauben, da du ihn den geringen Teil, den er davon erhalten hat, nur auf Dinge verwenden lässt, die ihm bisher vollends nutzlos erscheinen. Da er ihren Nutzen nie wahrnimmt, so urteilt er endlich, dass sie überhaupt keinen Nutzen bringen. Das Schlimmste, dem er sich bei einem falschen Urteil aussetzte, wäre ein Verweis, und den erhält er so oft, dass er darauf nur noch wenig Rücksicht nimmt. Eine so gewöhnliche Gefahr vermag ihn nicht mehr zu schrecken.

Dennoch wirst du finden, dass es ihm an Geist nicht fehlt. Freilich besitzt er nur soviel, um in dem Ton, von dem ich bereits oben geredet habe, mit den Frauen zu schwatzen. Kommt er aber einmal in die Lage, mit seiner eigenen Person eintreten zu müssen, in einer schwierigen Angelegenheit Partei zu ergreifen, so wirst du ihn hundertmal beschränkter und alberner finden, als den Sohn des größten Bauern.

Mein Zögling dagegen, oder vielmehr der der Natur, der schon frühzeitig angehalten ist, sich soviel als möglich selbst zu genügen, ist nicht daran gewöhnt worden, zu anderen seine Zuflucht zu nehmen, noch weniger von ihnen sein großes Wissen auszukramen. Dafür beweist er aber Urteil, Vorsicht und Überlegung bei allem, was sich unmittelbar auf ihn bezieht. Er schwatzt nicht, sondern handelt; er weiß kein Wort von dem, was in der Welt vorgeht, versteht aber das, was ihm dienlich ist, gar wohl zu tun. Da er in beständiger Bewegung ist, so sieht er sich genötigt, vielerlei zu beobachten und viele Wirkungen kennen zu lernen. Er erwirbt sich frühzeitig eine große Erfahrung; er erhält seinen Unterricht von der Natur und nicht von Menschen; er unterrichtet sich um so lieber, da er nirgends die Absicht gewahrt, ihn unterrichten zu wollen. So wird sein Körper und sein Geist gleichzeitig geübt. Da er stets seinem eigenen Sinn und nicht dem anderer folgt, so geht die körperliche wie geistige Anstrengung beständig Hand in Hand. Je

stärker und kräftiger er wird, desto verständiger und urteilsfähiger wird er. Das ist der richtige Weg, dereinst das zu besitzen, was man für unvereinbar hält, und was dennoch fast alle großen Männer gleichmäßig besessen haben, nämlich Kraft des Körpers und der Seele, die Vernunft eines Weisen und die Stärke eines Athleten.

Junger Erzieher, ich predige dir eine schwierige Kunst; du sollst lernen, ohne Vorschriften die Erziehung zu leiten, und deine Aufgabe durch Nichtstun zu erfüllen. Ich gebe zu, dass diese Kunst für dein Alter Schwierigkeiten hat; sie ist nicht geeignet, deine Talente von vornherein glänzen zu lassen, noch dir bei den Vätern ein großes Ansehen zu verschaffen, aber sie ist die einzige, um zum Ziel zu gelangen. Nie wirst du imstande sein, Weise zu bilden, wenn du sie nicht vorher in ihrer natürlichen Wildheit hast aufwachsen lassen. Dieser Erziehung huldigten die Spartaner. Anstatt die Kinder an die Bücher zu fesseln, hielt man sie zuerst an, ihr Essen zu stehlen. Waren etwa die Spartaner, wenn sie erwachsen waren, geistig unbefähigt? Wer kennt nicht die Kraft und das Salz ihrer Erwiderungen? Zu allen Zeiten für die Erringung des Sieges herangebildet, vernichteten sie ihre Feinde in jeder Art der Kriegsführung, und die redseligen Athener fürchteten ihre schlagfertigen Worte nicht weniger als ihre Hiebe.

Bei der mit so großer Sorgfalt geleiteten Erziehung befiehlt der Lehrer und meint deshalb zu herrschen; in der Tat herrscht aber das Kind. Es bedient sich der Zumutungen, die du an dasselbe stellst, um von dir das zu erlangen, was ihm gefällig ist, und lässt dich stets eine Stunde Fleiß mit acht Tagen Nachgiebigkeit bezahlen. Jeden Augenblick musst du mit ihm einem Vertrag eingehen. Diese Verträge, die du nach deiner Weise vorschlägst, und die es nach der seinigen ausführt, werden sich stets zugunsten seiner Launen, besonders wenn man sich die Ungeschicklichkeiten zuschulden lässt, zu seinem Vorteil das als Bedingung aufzustellen, was es zu erlangen sicher ist, möge es nun die Bedingung, welche man ihm dafür auferlegt, erfüllen oder nicht. Gemeiniglich liest das Kind weit besser in der Seele des Lehrers, als der Lehrer in dem Herzen des Kindes. Und das muss so sein; denn allen Scharfsinn, welchen das

sich selbst überlassene Kind zur Erhaltung seiner Person angewendet hätte, bietet es nun auf, seine Fähigkeit aus den Banden seines Tyrannen zu retten, während es für diesen, der kein so dringendes Interesse hat, das Kind zu durchschauen, oft vorteilhafter ist, es aus seiner Faulheit oder Eitelkeit nicht aufzurütteln.

Schlage mit deinem Zögling den entgegengesetzten Weg ein; möge er immerhin glauben der Herr zu sein, wenn du es nur stets in der Tat bist. Keine andere Unterwürfigkeit ist so vollkommen als diejenige, welche den Schein der Freiheit bewahrt; dadurch nimmt man den Willen selbst gefangen. Steht das arme Kind, welches nichts weiß, nichts kann, nichts kennt, nicht völlig in deiner Gewalt? Verfügst du nicht vermöge des Verhältnisses, in welches du zu ihm getreten bist, über seine ganze Umgebung? Hängt es nicht von dir ab, in jeder Weise bestimmend auf es einzuwirken? Liegen nicht seine Arbeiten, seine Spiele, seine Vergnügungen, seine Strafen, ohne sein Wissen sämtlich in deinen Händen? Allerdings soll es tun, was es selbst will; aber es darf nur das wollen, was mit deinem Willen übereinstimmt; es darf nicht einen einzigen Schritt tun, den du nicht vorausgesehen hast; es darf den Mund nicht öffnen, ohne dass du weißt, was es sagen will.

Alsdann wird es die körperlichen Übungen, welche sein Alter erfordert, betreiben können, ohne dass sein Geist darunter leidet; alsdann wirst du sehen, wie es nicht seine Schlaueit darauf richtet, sich einer unbequemen Herrschaft zu entziehen, sondern wie es sich vielmehr ausschließlich damit beschäftigt, aus seiner ganzen Umgebung den größten Vorteil für sein augenblickliches Wohlsein zu ziehen; alsdann wirst du dich über die Freiheit seiner Erfindungsgabe wundern, mit der es sich alle ihm erreichbaren Gegenstände anzueignen und sich von ihnen einen wahrhaften Genuss zu verschaffen sucht, ohne erst der Beihilfe seiner Phantasie zu bedürfen.

Dadurch, dass du ihm auf diese Weise seinen freien Willen lässtest, nährst du seine Launenhaftigkeit keineswegs.

Da es nur das tut, was ihm dienlich ist, wird es bald auch nur das tun, was es tun soll, und obgleich sich sein Körper in fortwährender Bewegung befindet, so wirst du doch da, wo es sich um sein augenblickliches und fühlbares Interesse handelt, sich die ganze Vernunft, deren es fähig ist, viel besser und auf eine ihm weit entsprechendere Weise entfalten sehen als bei reinen Verstandesübungen.

Da es folglich nie sieht, dass du darauf ausgehst, ihm entgegenzutreten, da es kein Misstrauen in dich setzt und dir nichts zu verbergen hat, so wird es dich auch nicht hintergehen und belügen; es wird sich ohne Bedenken so zeigen wie es ist. Du wirst es ganz nach deinem Gefallen studieren und die Lehren, die du ihm geben willst, in volle Übereinstimmung setzen können, ohne dass es auf den Gedanken kommt, man wolle es belehren.

Ebenso wenig wird es ihm einfallen, deine Sitten mit neugieriger Missgunst auszuspähen, noch wird es sich ein heimliches Vergnügen daraus machen, dich auf einem Fehler zu ertappen. Der Übelstand, dem wir dadurch vorbeugen, ist wahrscheinlich nicht zu unterschätzen. Eine der ersten Bemühungen der Kinder ist, wie schon gesagt, darauf gerichtet die Schwächen ihrer Erzieher zu entdecken. Diese Neigung führt zur Bosheit und hat nicht etwa ihre Quelle in derselben; sie entspringt vielmehr dem Bedürfnis, sich einer Autorität zu entziehen, die ihnen lästig fällt. Der schwere Druck des Joches, welches man ihnen auflegt, flößt ihnen den Wunsch ein, dasselbe abzuschütteln, und die Fehler, die sie an ihren Lehrern finden, verschaffen ihnen dazu die besten Mittel. Hierdurch entsteht nun bei ihnen die ledige Gewohnheit, die Menschen um ihrer Fehler willen zu beobachten, und am Auffinden solcher ihre Lust zu haben. Es liegt auf der Hand, dass dadurch wieder eine Quelle des Lasters in Emils Herz verstopft wird. Da er kein Interesse daran hat, Fehler an mir zu entdecken, so wird er sich auch nicht versucht fühlen, sie an mir und noch weniger an andern aufzufinden.

Diese vorgeschlagene Methode scheint schwierig, weil man ihr zu wenig Aufmerksamkeit schenkt; aber sie sollte es im Grunde nicht sein. Mit Recht darf man bei euch die Einsichten voraussetzen, welche euch befähigen, den von euch erwählten Beruf auszuüben; man darf annehmen, dass ihr mit dem natürlichen Entwicklungsgang des menschlichen Herzens vertraut seid und dass ihr nicht nur den menschlichen Charakter im allgemeinen, sondern auch den jedes einzelnen Menschen zu erforschen vermögt, dass ihr im voraus wisst, worauf sich der Wunsch eures Zöglings richten werde, sobald ihr ihm alle die Gegenstände vor Augen vorüberführt, welche seinem Alter Interesse darbieten. Macht uns nun aber der Besitz der Werkzeuge und die Kenntnis ihres Gebrauches nicht zum Herrn des Erfolges?

Ihr beruft euch zur Begründung eures Einwandes auf den Eigensinn der Kinder, allein mit Unrecht. Der Eigensinn der Kinder ist niemals eine Mitgift der Natur, sondern das Ergebnis einer schlechten Zucht. Die Ursache liegt in ihrer Gewohnheit, zu gehorchen oder zu befehlen, und ich habe schon hundertmal gesagt, dass sie weder das eine noch das andere tun dürfen. Den Eigensinn habt ihr also eurem Zögling lediglich selbst beigebracht, und es ist also ganz recht, dass ihr die Strafe eurer Fehler tragt. Aber, werdet ihr sagen, wie lässt sich diesem Übel abhelfen? Bei besserer Leitung und vieler Geduld ist es noch möglich.

Ich hatte einst in Stellvertretung einige Wochen lang die Erziehung eines Kindes übernommen, welches nicht nur gewohnt war, beständig seinen Willen durchzusetzen, sondern auch seine ganze Umgebung zwang, sich demselben zu fügen, und das folglich voller Grillen und Launen war.<sup>56</sup> Gleich am ersten Tag wollte es, um meine Nachgiebigkeit auf die Probe zu stellen, um Mitternacht aufstehen. Während ich ruhig im tiefsten Schläfe liege, springt es aus seinem Bette, zieht seinen Schlafrock an und ruft mich. Ich

---

<sup>56</sup> Das Kind war der Sohn der Frau Dupin. Vergl. die „Bekenntnisse“, 7. Buch.

Anmerkung des Herrn  
Petitain.

stehe auf und zünde Licht an. Weiter wünschte es nichts. Nach einer Viertelstunde stellt sich der Schlaf wieder bei ihm ein und es legt sich, mit dem Resultat der angestellten Probe zufrieden, wieder hin. Zwei Tage darauf wiederholt es dieselbe mit dem gleichen Erfolg und ohne das geringste Zeichen von Ungeduld meinerseits. Als es mich aber, bevor es sich wieder niederlegte, umarmte, sagte ich ganz trocken zu ihm: „Mein lieber Freund, das ist zwar recht schön, versuche es jedoch nicht noch einmal.“ Diese Warnung erregte seine Neugier, und schon am nächsten Tag verspürte es wahrscheinlich Lust zu sehen, ob ich es wohl wagen würde, mich seinem Willen zu widersetzen, und unterließ deshalb nicht, wieder um die nämliche Stunde aufzustehen und mich zu rufen. Ich fragte, was es wünsche. Es schützte vor, nicht schlafen zu können. „Das ist schlimm!“ versetzte ich und verhielt mich darauf ganz ruhig. Es bat mich, Licht anzuzünden. „Weshalb?“ entgegnete ich und beobachtete wieder Schweigen. Der lakonische Ton meiner Antworten begann es in Verlegenheit zu setzen. Es tappte im Finstern nach dem Feuerstahl umher und machte einige ungeschickte Versuche, Feuer anzuschlagen. Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, als ich hörte, wie es sich dabei auf die Finger schlug. Als es sich endlich überzeugt haben mochte, dass es nicht zum Ziel kommen würde, brachte es mir den Feuerstahl an das Bett. Ich sagte ihm jedoch, es solle mich in Ruhe lassen, und drehte mich auf die andere Seite. Nun fing es an, wie unsinnig im Schlafzimmer auf und ab zu laufen, wobei es schrie, sang, Lärm machte und Tischen und Stühlen Stöße versetzte, allein sorgfältig bemüht war, sich nicht wehe zu tun, obgleich es nicht unterließ, bei jedem laut aufzuschreien, da es sich wohl der Hoffnung hingeben mochte, mich dadurch zu beunruhigen. Aber alles dies war vergeblich, und ich begriff recht wohl, dass es sich gerade deshalb, weil es auf schöne Ermahnungen oder auf Zornausbrüche gerechnet hatte, in meine Kaltblütigkeit nicht finden konnte.

Indes entschlossen, meine Geduld durch Halsstarrigkeit zu überwinden, setzte es seinen Lärm mit solchem Erfolge fort, dass ich endlich doch in Harnisch geriet. Da mir mein Gefühl jedoch

sagte, dass ich durch Jähzorn und Hitze alles verderben würde, schlug ich einen anderen Weg ein. Ich stand, ohne ein Wort zu sagen, auf, suchte den Feuerstahl und fand ihn nicht. Ich fragte meinen Zögling danach, und er gibt ihn mir mit unverkennbarer Freude, endlich über mich triumphiert zu haben. Ich schlage Feuer, zünde das Licht an, nehme den kleinen Trotzkopf an der Hand und führe ihn ruhig in eine Nebenkammer, deren Fensterladen fest verschlossen waren und in welcher sich keine zerbrechlichen Gegenstände befanden. Hier lasse ich ihn ohne Licht, verschließe die Tür und gehe, ohne ihm ein einziges Wort zu sagen, wieder zu Bett. Man braucht nicht erst zu fragen, ob ein tüchtiger Lärm losbrach; darauf hatte ich mich gefasst gemacht und ließ mich deshalb auch dadurch nicht aus meiner Ruhe bringen. Endlich legt sich der Lärm; ich lausche und höre, wie er sich in das Unvermeidliche findet. Das gibt auch mir meine volle Ruhe wieder. Am anderen Morgen trete ich schon bei Tagesanbruch in seine Kammer ein und finde meinen kleinen Eigensinn auf einem Ruhebette liegend in tiefstem Schlummer versenkt, der für ihn nach den aufregenden Anstrengungen gewiss ein großes Bedürfnis war.

Damit war die Sache freilich noch nicht abgetan. Die Mutter erfuhr, dass ihr Kind zwei Drittel der Nacht außer seinem Bette zugebracht hätte. Nun war alles verloren; in ihren Augen war das Kind schon so gut wie tot. Da diesem die Gelegenheit günstig schien, sich zu rächen, so stellte es sich krank, ohne vorauszusehen, dass es dabei nichts gewinnen würde. Der Arzt wurde gerufen. Zum Unglück für die Mutter war derselbe ein loser Schelm, der, um mit ihrer Angst seinen Scherz zu treiben, alles aufbot, sie zu vermehren. Mir flüsterte er jedoch ins Ohr. „Lassen Sie mich nur machen; ich verspreche Ihnen, dass das Kind auf lange Zeit von seiner Lust, den Kranken zu spielen, geheilt werden soll.“ In der Tat wurde nun eine strenge Diät und sorgfältiges Hüten des Zimmers angeordnet und dem Apotheker ein reicher Verdienst zugewendet. Mit Seufzen sah ich, wie diese arme Mutter, mich allein ausgenommen, von ihrer ganzen Umgebung getäuscht wurde, und wie sie mich gerade um

deswillen mit ihrem Hass verfolgte, weil ich mich nicht dazu verstehen konnte, sie zu betrügen.

Nach ziemlich harten Vorwürfen erklärte sie mir, ihr Sohn wäre schwächlich und der einzige Erbe seiner Familie; man müsste ihn um jeden Preis zu erhalten suchen und es wäre deshalb ihr Wille, dass man ihm nicht entgegenträte. Darin war ich mit ihr nun völlig einverstanden, allein sie meinte unter dem „nicht entgegentreten“, dass man sich ihm in allen Beziehungen fügen sollte. Ich sah ein, dass ich gegen die Mutter denselben Ton wie gegen den Sohn anschlagen müsste. „Gnädige Frau,“ sagte ich ziemlich kalt zu ihr, „ich verstehe mich nicht auf die Erziehung eines Erben, und was noch mehr ist, ich will es auch nicht lernen. Treffen Sie also danach Ihre Einrichtungen!“ Man bedurfte meiner noch einige Zeit, der Vater schlug sich ins Mittel, die Mutter schrieb an den Lehrer, er möchte seine Rückkehr beschleunigen, und das Kind fasste, da es zur Einsicht gekommen war, dass ihm weder die Störung meines Schlafes noch seine simulierte Krankheit einen Vorteil brächten, endlich den Entschluss, selbst zu schlafen und wieder gesund zu werden.

Man kann sich nicht vorstellen, mit wie vielen ähnlichen wunderlichen Einfällen der kleine Tyrann seinen unglücklichen Erzieher gequält und sich endlich völlig unterworfen hatte, denn die Erziehung geschah unter den Augen der Mutter, die eine Auflehnung gegen den Willen des Erben nicht gestattete. In welcher Stunde er auch immer auszugehen wünschte, stets musste sein Erzieher bereit sein, ihn zu führen, oder vielmehr ihm zu folgen, und mit großer Umsicht wählte er regelmäßig den Augenblick, wo er diesen am meisten beschäftigt sah. Er wollte sich nun dieselbe Herrschaft über mich anmaßen und sich am Tage für die Ruhe rächen, welche er mir gezwungenerweise des Nachts gewähren musste. Ich gab mich gutmütig zu allem her, und lieferte ihm zunächst den augenscheinlichen Beweis, welche Freude es mir bereitete, mich ihm gefällig erweisen zu können; als aber nachher die Frage, ihn von seinen Grillen zu heilen, an mich herantrat, schlug ich ganz andere Wege ein.

Zunächst musste ich ihm sein Unrecht fühlbar machen, und das ließ sich unschwer erreichen. Da ich aus Erfahrung wusste, dass die Kinder stets nur das Gegenwärtige ins Auge fassen, so verschaffte mir meine Voraussicht leicht einen Vorteil über ihn. Ich selbst trug Sorge, dass ihm zu Hause ein Vergnügen bereitet wurde, welches seinem Geschmack außerordentlich zusagte, und in dem Augenblick, wo ich sah, dass er sich demselben mit voller Lust hingab, schlug ich ihm einen Spaziergang vor. Er weigerte sich mit aller Entschiedenheit; ich bestand darauf, aber er hörte gar nicht mehr auf mich; ich musste nachgeben, und er merkte sich genau dieses Zeichen meiner Unterwerfung.

Am folgenden Tag kam nun die Reihe an mich. Diesmal hatte ich dafür gesorgt, dass er sich langweilen musste, während ich äußerst beschäftigt schien. Das war mehr als genügend, ihn nach meinem Plan zu bestimmen. Er ermangelte nicht, den Versuch zu machen, mich von meiner Arbeit loszureißen, damit ich sofort mit ihm spazieren gehen möchte. Ich weigerte mich; er bestand darauf. „Nein,“ sagte ich zu ihm, „dadurch, dass du mich zwangst, gestern deinem Willen nachzugeben, hast du mich auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, den meinigen zu behaupten; ich will nicht ausgehen.“ – „Nun gut!“ erwiderte er lebhaft, „so werde ich ganz allein gehen.“ – „Wie du willst,“ versetzte ich und nahm meine Arbeit wieder auf.

Er kleidet sich an, etwas beunruhigt zu sehen, dass ich es geschehen lasse, ohne eine Miene zu machen, mich gleichfalls anzuziehen. Endlich ist er fertig und kommt, von mir Abschied zu nehmen; ich empfehle mich ihm ebenfalls. Nun sucht er mir durch Beschreibung der Wege, die er einzuschlagen gedenke, Besorgnis einzuflößen. Nach seinen Worten hätte man glauben sollen, er wollte bis ans Ende der Welt laufen. Ohne mich zu rühren, wünsche ich ihm eine glückliche Reise. Seine Verlegenheit verdoppelt sich. Indes zeigt er doch eine leidliche Fassung und befiehlt beim Weggehen seinen Diener, ihm zu folgen. Dieser, welchem seine Rolle schon vorgeschrieben ist, erwidert, er habe keine Zeit, er sei durch Arbeiten für mich in Anspruch genommen und müsse mir

mehr gehorchen als ihm. Das war für den Knaben ein wahrhaft vernichtender Schlag. Es musste ihm unbegreiflich erscheinen, dass man ihn allein gehen ließ, ihn, der sich in seinem Kreise für die wichtigste Persönlichkeit hielt und der Ansicht war, dass Himmel und Erde an seiner Erhaltung Anteil nähmen. Allmählich beginnt er zum Bewusstsein seiner Schwäche zu kommen; es beschleicht ihn die Ahnung, dass er sich inmitten von Leuten, die ihn nicht kennen, allein fühlen werde; er sieht die Gefahren voraus, welche er laufen wird. Nur der Trotz lässt ihn sein Unrecht nicht eingestehen. Langsam und sehr betroffen steigt er die Treppen hinab. Endlich tritt er auf die Straße hinaus, während er sich über das Schlimme, das ihm zustoßen kann, durch die Hoffnung tröstet, dass man mich dafür verantwortlich machen werde.

Darauf hatte ich gerechnet. Alles war schon im voraus vorbereitet, und da es sich hierbei um eine Art öffentlichen Auftritts handelte, so hatte ich die Einwilligung des Vaters erbeten und erhalten. Kaum hatte er einige Schritte getan, als er schon rechts und links allerlei Worte vernahm, die ihm galten. „Nachbar, sieh den hübschen jungen Herrn, wo mag er so allein hingehen? Er wird sich verlaufen; ich werde ihn lieber einladen, bei uns einzutreten.“ –

„Nachbarin, seid wohl auf Eurer Hut! Seht Ihr nicht, dass es ein lockeres Bürschchen ist, welches man aus dem Hause seines Vaters gejagt hat, weil es nicht hat gut tun wollen? Taugenichtse muss man sich aufzunehmen hüten. Lasst ihn laufen, wohin er will!“ – „Nun gut! Gott geleite ihn! Es würde mir doch leid tun, wenn ihm ein Unglück zustieße.“ Ein wenig weiter trifft er auf Gassenjungen, die mit ihm in ungefähr gleichem Alter stehen, ihn neckend und sich über ihn lustig machen. Je weiter er geht, in desto größere Verlegenheit stürzt er. Er bemerkt, dass ihn, der allein und schutzlos dasteht, alle Welt zur Zielscheibe ihres Spottes macht, er erfährt zu seiner großen Überraschung, dass seine Achselschleife und seine goldenen Ärmelaufschläge nicht hinreichen, ihn in allgemeine Achtung zu setzen.

Inzwischen folgte ihm einer meiner Freunde, welchen er nicht kannte und dem ich seine Überwachung anvertraut hatte, Schritt für Schritt, ohne dass er es gewahrte, und trat rechtzeitig an ihn heran. Diese Rolle, welche der des Gelegenheitsmachers Strigani in dem Molièreschen Lustspiele „Der Herr von Pourceaugnac“ ähnlich war, erforderte einen Mann von Geist und wurde mit vollendeter Kunst durchgeführt. Ohne dem Kinde Furcht einzujagen und es dadurch einzuschüchtern, brachte er es doch zu so vollkommener Einsicht seines unbesonnenen Streichs, dass er es schon nach Verlauf einer halben Stunde folgsam und so beschämt zurückbrachte, dass es die Augen nicht aufzuschlagen wagte.

Um das Missgeschick, das über dem abenteuerlichen Zug schwebte, zu vollenden, kam gerade in dem Augenblick, in welchem mein Zögling heimkehrte, sein Vater die Treppe herab, um auszugehen, und traf auf derselben mit ihm zusammen. Er musste diesem erzählen, wo er käme und weshalb ich nicht bei ihm wäre.<sup>57</sup> Das arme Kind hätte hundert Fuß in die Erde versinken mögen. Ohne sich darin zu gefallen, ihm einen langen Verweis zu erteilen, sagte der Vater weit trockener, als ich erwartet hatte, zu ihm: „Wenn du wieder allein ausgehen willst, so ist dir das freilich unbenommen; da ich jedoch keinen Landstreicher in meinem Hause dulde, so Sorge, wenn der Fall wieder vorkommen sollte, auch dafür, dass du nicht wieder zurückkehrst.“

Ich meinerseits empfing ihn ohne Vorwurf und ohne Spott, jedoch ernster als gewöhnlich. Um allem Argwohn seinerseits vorzubeugen, dass der ganze Vorgang nur ein abgekartetes Spiel gewesen sei, wollte ich ihn auch an demselben Tage nicht spazieren führen. Zu meiner großen Freude gewahrte ich am folgenden Tag, dass er mit triumphierender Miene an den nämlichen Leuten vorüberschritt, welche sich tags zuvor über ihn lustig gemacht hatten, weil sie ihm allein begegnet waren. Man wird es begreiflich

---

<sup>57</sup> In einem solchen Falle kann man von einem Kinde ohne Gefahr die Wahrheit erlangen; denn alsdann weiß es sehr wohl, dass es diese nicht verhehlen kann, und dass es, wenn es eine Lüge zu sagen wagte, augenblicklich überführt werden würde.

finden, dass er mir seitdem nicht mehr drohte, ohne mich auszugehen.

Durch diese und ähnliche Mittel versetzte ich es in der kurzen Zeit, die ich bei ihm war, durch, dass er alles tat, was ich wollte. Ich brauchte ihm dazu nichts vorzuschreiben und nichts zu verbieten, bedurfte keiner Predigten, keiner Ermahnungen, keiner langweiligen Belehrungen. Solange ich mit ihm sprach, war er heiter und zufrieden, allein mein Stillschweigen beängstigte ihn; er merkte dann, dass irgend etwas nicht in der Ordnung war, und immer hatte er die Berichtigung der Sache selbst zu verdanken. Aber lasst uns wieder auf unseren Gegenstand zurückkommen. Diese fortwährenden, der Leitung der Natur allein überlassenen Übungen stumpfen demnach, während sie den Körper kräftigen, den Geist nicht nur nicht ab, sondern bilden in uns im Gegenteil die einzige Art von Vernunft, deren das Kindesalter fähig und die jeglichem Alter am nötigsten ist. Sie lehren uns den rechten Gebrauch unserer Kräfte, die Beziehungen unseres Körpers zu den uns umgebenden Körpern und den Gebrauch der natürlichen Werkzeuge kennen, welche sich in unserem Bereich befinden und unseren Organen entsprechen. Gibt es wohl eine ähnliche Dummheit wie die eines beständig im Zimmer und unter den Augen seiner Mutter erzogenen Kindes, welches, ohne etwas von der Schwere und der Widerstandsfähigkeit erfahren zu haben, einen starken Baum ausreißen oder ein Felsstück aufheben will? Als ich zum erstenmal aus Genf herauskam, wollte ich ein galoppierendes Pferd einholen. Ich warf mit Steinen nach dem Berg Salève, der zwei französische Meilen von mir entfernt war. Alle Dorfkinder machten mich zur Zielscheibe ihres Spottes und schienen mich für einen wahren Idioten zu halten. Die Lehre vom Hebel lernt man im achtzehnten Jahre auf höheren Schulen; es gibt aber sicherlich keinen zwölfjährigen Bauernknaben, der mit einem Hebel nicht besser umzugehen wüsste als der erste Mechaniker der Akademie. Was die Schüler auf dem Hofe des Gymnasiums voneinander selbst lernen, ist ihnen hundertmal nützlicher als alles, was man ihnen je im dumpfen Schulzimmer beibringen wird.

Betrachtet nur eine Katze, wenn sie zum erstenmal in ein Zimmer kommt. Sie untersucht, schaut umher, beriecht alles, überlässt sich keinen Augenblick der Ruhe, traut keinem Ding, bis sie alles geprüft, alles erforscht hat. Ebenso benimmt sich ein Kind, wenn es zu gehen anfängt und dadurch gleichsam in die Welt eintritt. Der ganze Unterschied besteht darin, dass sich das Kind wie die Katze außer dem Gesichtssinn, welcher beiden gemeinsam ist, noch eines anderen Sinnes zur genauen Beobachtungen bedienen, das erstere des Tastsinnes, mit welchem es die Natur ausstattete, letztere dagegen des ihr verliehenen seinen Geruchsinn. Diese Anlage ist es gerade, welche je nach ihrer guten oder schlechten Ausbildung die Kinder gewandt oder unbeholfen, schwerfällig oder behänd, leichtsinnig oder überlegend macht.

Da also der Mensch mit seinen ersten natürlichen Bewegungen den Zweck verfolgt, sich mit seiner ganzen Umgebung zu messen, und an jedem Gegenstande, den er gewahrt, alle die sinnlichen Eigenschaften zu prüfen, die auf ihn Bezug haben können, so ist sein erstes Studium eine Art Experimentalphysik, welches lediglich seine eigene Erhaltung im Auge hat und von dem man ihn durch spekulative Studie abzieht, bevor er noch seine Stellung hienieden erkannt hat. Solange noch seine zarten und geschmeidigen Organe imstande sind, sich nach den Körpern zu richten, auf welche sie einwirken sollen, solange noch seine klaren Sinne von Illusionen frei sind, ist es die rechte Zeit, beide in den ihnen eigentümlichsten Funktionen zu üben; ist es die rechte Zeit, die sinnlich wahrnehmbaren Beziehungen, in welchen die Körperwelt zu uns steht, kennen zu lernen. Da alles, was in den menschlichen Verstand eindringt, durch die Sinne in ihn gelangt, so ist der erste Verstand des Menschen ein sinnlicher Verstand. Unsere ersten Lehrer der Philosophie sind unsere Füße, unsere Hände, unsere Augen. An Stelle derselben Bücher setzen, heißt nicht, uns vernünftig urteilen lehren, es heißt vielmehr uns anhalten, uns auf den Verstand anderer zu verlassen, heißt uns anleiten, viel zu glauben und nie etwas zu wissen.

Um eine Kunst zu üben, muss man damit anfangen, dass man sich die dazu nötigen Werkzeuge anschafft, und um diese Werkzeuge nützlich anwenden zu können, muss man sie so haltbar machen, dass sie beim Gebrauch nicht zerbrechen. Um denken zu lernen, müssen wir folglich unsere Glieder, unsere Sinne, unsere Organe üben, welche die Werkzeuge unseres Verstandes sind, und um aus diesen Werkzeugen den größtmöglichen Vorteil zu ziehen, muss der Körper, der sie zur Verfügung stellt, kräftig und gesund sein. Weit entfernt also, dass sich der wahre Verstand des Menschen unabhängig vom Körper entwickelt, macht gerade erst die gute Konstitution des Körpers die Operationen des Geistes leicht und sicher.

Indem ich mich nachzuweisen bemühe, wozu man die lange Muße der Kindheit anwenden soll, lasse ich mich auf Einzelheiten ein, die vielleicht lächerlich erscheinen werden. Ein seltsamer Unterricht, wird man mir einwenden, der sich nach deiner eigenen Kritik darauf beschränkt, das zu lehren, was niemand erst zu lernen braucht! Weshalb die Zeit mit Belehrungen verschwenden, die doch regelmäßig von selbst kommen und weder Mühe noch Sorgfalt verlangen? Welches zwölfjährige Kind weiß nicht alles das, worin du das deinige unterrichten willst, und außerdem noch das, was es dem Unterricht seiner Lehrer zu verdanken hat?

Sie irren sich, meine Herrn! Ich lehre meinen Zögling eine sehr zeitraubende und schwierige Kunst, die den ihrigen sicherlich fremd ist, nämlich die Kunst, nichts zu wissen, denn der Wissensschatz desjenigen, der nur das zu wissen glaubt, was er wirklich weiß, beschränkt sich auf gar wenige Gegenstände. Sie behaupten, Wissenschaft mitzuteilen. Ich will mir das gefallen lassen. Ich dagegen beschäftige mich nur mit dem zur Erwerbung derselben geeigneten Werkzeug. Man erzählt sich, dass als die Venezianer einem spanischen Gesandten einst ihren Schatz von Sankt Markus unter Entfaltung einer großen Pracht zeigten, sich dieser jedes Beifallswortes enthielt, statt dessen unter den Tisch blickte und zu ihnen äußerte: „*Qui non c'è la radice.*“ (Hier ist aber seine Wurzel nicht.) So oft ich einen Lehrer sehe, der seinen Schüler

sein geringes Wissen auskramen lässt, vermag ich kaum der Versuchung zu widerstehen, ihm dasselbe zuzurufen.

Alle diejenigen, welche über die Lebensweise der Alten nachgedacht haben, schreiben ihren gymnastischen Übungen jene körperliche und geistige Gewandtheit zu, durch welche sie sich von der heutigen Menschheit so sichtlich auszeichnen. Die Art und Weise, wie Montaigne diese Ansicht unterstützt, in wie hohem Grade er von ihrer Wahrheit erfüllt war; unaufhörlich und auf tausenderlei Weise kommt er darauf zurück. Bei Besprechung der Erziehung eines Kindes sagt er: „Um seinen Geist zu kräftigen, muss man seine Muskeln stärken. Durch Gewöhnung an die Arbeit gewöhnt man es an den Schmerz; man muss es mit den ermüdenden Anstrengungen der Leibesübungen vertraut machen, um es gegen die Schmerzen der Verrenkungen, der Kolik und aller sonstigen Leiden abzuhärten.“ Der weise Locke, der treffliche Rollin, der gelehrte Fleury, der pedantische Croupas stimmen alle, wie verschiedenen Grundsätzen sie auch im übrigen huldigen, doch in diesem einen Punkt überein, dass die körperliche Ausbildung der Kinder unter keinen Umständen vernachlässigt werden darf. Dies ist die verständigste ihrer Vorschriften, und trotzdem diejenige, welche am meisten übersehen wird und immer übersehen werden wird. Über ihre Wichtigkeit habe ich mich schon zu Genüge ausgesprochen, und da man darüber keine besseren Gründe und keine verständigeren Regeln geben kann, als die Locke in seinem erwähnten Buch aufführt, so begnüge ich mich, auf dasselbe zu verweisen, während ich mir gleichzeitig die Freiheit nehme, seinen Beobachtungen noch einige hinzuzufügen.

Die Glieder eines noch im Wachstum begriffenen Körpers dürfen nur von bequemen und weiten Kleidungsstücken bedeckt sein; nichts darf ihre Bewegung und ihr Wachstum stören; nichts darf zu eng sein, nichts zu fest an den Körper anschließen, nichts durch Binden zusammengepresst werden.

Ist die französische Kleidung schon für Erwachsene unbequem und ungesund, so ist sie für Kinder geradezu verderblich. Die

stockenden und in ihrer Zirkulation gehemmten Säfte bleiben fast stehen, was vor allen Dingen bei einer untätigen und sitzenden Lebensweise die größten Leiden hervorruft, ja sie verderben, und erzeugen Skorbut, eine Krankheit, die unter uns von Tag zu Tag immer häufiger auftritt, während sie den Alten fast ganz unbekannt war, da ihre Art, sich zu kleiden und zu leben, sie dagegen schützte. Die jetzt so häufige Husarenkleidung hilft bei diesem Übelstand nicht ab, sondern vermehrt ihn eher; dafür dass sie den Kinder einige Bänder erspart, schnürt sie ihnen den ganzen Körper zusammen. Am meisten empfiehlt sich, solange als möglich in einem Kinderröckchen gehen zu lassen, ihnen alsdann recht weite Kleidungsstücke zu geben und nicht darauf auszugehen, ihren schlanken Wuchs bemerkbar zu machen, was nur zu ihrer Entstellung beiträgt. Ihre leiblichen wie geistigen Mängel wurzeln fast alle in einer und derselben Ursache: man will sie vor der Zeit zu Erwachsenen machen.

Es gibt heitere Farben und düstere Farben; erstere sagen dem Geschmack der Kinder mehr zu; sie stehen ihnen auch besser, und ich sehe nicht ein, weshalb man einen so natürlichen Zug nicht beachten sollte. Allein von dem Augenblick an, wo sie einem Stoffe nur um deswillen den Vorzug geben, weil er reicher ist, haben sich ihre Herzen schon dem Luxus und allen Launen eingesogener Vorurteile ergeben, und dieser Geschmack hat sich sicherlich nicht in ihnen selbst gebildet. Man darf wahrlich den Einfluss nicht unterschätzen, welchen die Wahl der Kleider und die Motive zu dieser Wahl auf die Erziehung ausüben. Nicht nur versprechen blinde Mütter ihren Kindern allerlei Putzsachen als Belohnung, sondern man hört sogar, wie unverständige Erzieher ihren Zöglingen mit einem groben und einfachen Gewande wie mit einer Strafe drohen: „Wenn du nicht besser lernst, wenn du deine Kleidungsstücke nicht besser schonst, wird man dich wie jenen kleinen Bauernburschen anziehen.“ Das ist ebensoviel, als ob man ihnen sagte: „Wisse, dass der Mensch nur durch seine Kleider etwas gilt, und dass dein Wert von den deinigen abhängig ist.“ Darf man dann in Erstaunen geraten, wenn solche weisen Lehren bei der

Jugend einen dankbaren Boden finden, wenn in ihren Augen nur der Putz Wert verleiht, und sie das Verdienst nur nach dem Äußeren beurteilen?

Wenn ich einem in dieser Hinsicht verdorbenen Kinde den Kopf wieder zurechtzusetzen hätte, so würde ich dafür Sorge tragen, dass seine reichsten Kleider zugleich die unbequemsten wären, und dass es sich in denselben stets beengt, eingezwängt und auf tausenderlei Weise behindert fühlte. Ich würde es so einrichten, dass Freiheit und Frohsinn vor seiner äußeren Pracht fliehen müssten. Wollte es sich in die Spiele anderer, einfacher gekleideter Kinder mischen, müsste alles aufhören, alles sofort verschwinden. Kurz ich würde es so langweilen, ihm seinen Putz so vereckeln, es in so hohem Grade zum Sklaven seines goldbetressten Rockes machen, dass ihm dieser wie eine Geißel seines Lebens erschiene, und dass es das dunkelste Gefängnis mit weniger Schrecken als seinen glänzenden Putz erblicken sollte. Solange wir dem Kinde unsere Vorurteile noch nicht eingepflicht haben, besteht sein Hauptwunsch stets darin, unbehindert und frei zu sein. Die einfachste, die bequemste Bekleidung, eine solche, die es am wenigsten beengt, hat in seinen Augen dann stets den Vorzug.

Der Körper lässt sich an Bewegung und noch mehr an Untätigkeit gewöhnen. Bei letzterer Gewöhnung, die eine gleichmäßige und einförmige Zirkulation der Säfte gestattet, muss man den Körper vor ungünstiger Witterung bewahren; bei ersterer hingegen, die einen fortwährenden Übergang von Bewegung zur Ruhe und von Hitze zur Kälte bedingt, muss man ihn gegen alle Witterungsverhältnisse abhärten. Daraus folgt, dass sich alle durch ihre Geschäfte an das Zimmer gefesselt und zu einer sitzenden Lebensweise verurteilten Leute jederzeit warm kleiden müssen, um den Körper in einer in allen Jahreszeiten und in allen Tagesstunden fast gleichmäßigen Temperatur zu erhalten. Solche Leute dagegen, die im Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein gehen und kommen, in unausgesetzter Bewegung sind und den größten Teil ihrer Zeit unter freiem Himmel zubringen, müssen stets leicht gekleidet sein, um sich ohne Nachteil an jeden Temperaturwechsel

und an alle Wärmegrade zu gewöhnen. Ich würde den einen wie den anderen raten, nicht besondere Kleider für die verschiedenen Jahreszeiten zu tragen. Bei meinem Emil werde ich wenigstens streng nach diesem Grundsatz verfahren. Damit will ich jedoch nicht gesagt haben, dass er wie die Stubenhocker im Sommer seine Winterkleider, sondern vielmehr, dass er wie die echten Arbeitsleute im Winter seine Sommerkleider tragen soll. So kleidete sich Newton während seines ganzen Lebens und hat es dabei auf ein Alter von achtzig Jahren gebracht.

Eine dünne oder noch besser gar keine Kopfbedeckung in jeder Jahreszeit! Den alten Ägyptern war eine Kopfbedeckung völlig fremd; die Perser bedeckten ihr Haupt mit schweren Tiaren und bedecken es noch jetzt mit dicken Turbanen, welche Sitte nach Chardin das Klima des Landes unumgänglich nötig macht. An einer anderen Stelle<sup>58</sup> habe ich auf den Unterschied aufmerksam gemacht, welchen Herodot auf einem Schlachtfeld zwischen den Schädeln der Perser und denen der Ägypter herausfand. Da also viel davon abhängt, dass die Knochen des Kopfes härter, fester, weniger zerbrechlicher und porös werden, um das Gehirn nicht allein gegen Verletzungen, sondern auch gegen Erkältung, Entzündung und alle Einwirkungen der Witterung zu schützen, so gewöhnt eure Kinder daran, Sommer und Winter, Tag und Nacht stets in bloßem Kopf zu bleiben. Wollt ihr ihnen jedoch der Reinlichkeit wegen und um ihre Haare in Ordnung zu halten, während der Nacht eine Kopfbedeckung geben, so darf dieselbe nur in einer dünnen, feinen Mütze bestehen, ähnlich dem Netz, welches die Basken um ihre Haare schlingen. Ich bin mir wohl bewusst, dass bei der Mehrzahl der Mütter Chardins Beobachtungen mehr Anklang als meine Gründe finden und sie deshalb auch glauben werden, überall persisches Klima zu entdecken; ich habe aber nicht deshalb einen Europäer zu meinem Zögling gewählt, um einen Asiaten aus ihm zu bilden.

---

<sup>58</sup> Brief an Herrn d'Alembert über die Schauspiele.

Im allgemeinen kleidet man die Kinder zu warm, besonders im frühesten Lebensalter. Es wäre besser, sie gegen die Kälte als gegen die Wärme abzuhärten. Infolge großer Kälte werden sie nie erkranken, wenn man sie derselben nur von früh auf aussetzt, während die jedes richtige Maß überschreitende Wärme unvermeidlich erschöpfen muss, da das noch allzu zarte und lockere Hauptgewebe der Ausdünstung einen zu freien Durchgang gestattet. Deswegen sterben auch, wie man beobachtet hat, im August mehr Kinder als in jedem anderen Monat. Übrigens geht aus einer Vergleichung der nordischen Völker mit denen des Südens unzweifelhaft hervor, dass das Ertragen heftiger Kälte ungleich mehr kräftigt als das Ertragen großer Hitze. Je mehr das Kind aber heranwächst und je stärker seine Fibern werden, desto mehr müsst ihr es auch nach und nach daran gewöhnen, den Strahlen der Sonne zu trotzen. Geht ihr dabei stufenweise zu Werke, so werdet ihr es ohne Gefahr selbst gegen die tropische Hitze abzuhärten vermögen.

Locke verfällt inmitten der männlichen und verständigen Vorschriften, die er uns erteilt, in Widersprüche, die man von einem so überlegenden Denker nicht erwarten sollte. Derselbe Mann, welcher den Wunsch ausspricht, dass die Kinder im Sommer in eiskaltem Wasser baden mögen, verbietet ihnen, etwas Kaltes zu trinken, wenn sie erhitzt sind, oder sich an nassen Stellen auf den Boden zu legen.<sup>59</sup> Gleichzeitig verlangt er auch, dass ihre Schuhe zu allen Zeiten Wasser durchlassen sollen; wird das nicht ebenfalls geschehen, wenn das Kind erhitzt ist? Und kann man nicht von den Füßen dieselben Schlüsse auf den Körper ziehen, die er von den Händen auf die Füße und vom Gesicht auf den Körper zieht? Wenn du verlangst, würde ich ihm entgegen, dass der Mensch ganz Gesicht sei, weshalb willst du mich tadeln, wenn ich verlange, dass er ganz Fuß sein soll?

---

<sup>59</sup> Als ob die Bauernkinder sich zum Setzen oder Hinlegen auch stets trockene Stellen aussuchten, und als ob man gehört hätte, dass die Feuchtigkeit des Bodens einem von ihnen geschadet hätte! Hört man die Ärzte darüber reden, so sollte man freilich die Wilden sämtlich für mit Rheumatismus behaftet halten.

Um die Kinder vom Trinken abzuhalten, sollen wir sie nach seinem Rat daran gewöhnen, vor allen Dingen ein Stück Brot vor dem Trinken zu essen. Es ist doch in der Tat sehr befremdend, dass er einem durstigen Kind zu essen geben will. Mit demselben Recht könnte ich einem hungrigen Kinde zu trinken geben. Niemals wird man mich davon zu überzeugen vermögen, dass unsere ersten Bedürfnisse so regellos seien, dass man sie nicht befriedigen könnte, ohne sich einer Todesgefahr auszusetzen. Verhielte dies sich wirklich so, dann wäre das Menschengeschlecht hundertmal zugrunde gegangen, ehe es gelernt hätte, was zu seiner Erhaltung erforderlich wäre.

So oft Emil Durst haben wird, soll man ihm zu trinken reichen. Man soll ihm reines Wasser geben, und zwar ohne alle Zubereitung, ja sogar ohne es erst verschlagen zu lassen, und wenn er über und über schwitzte, und wenn es mitten im Winter wäre. Nur in bezug auf die Beschaffenheit des Wassers werde ich die höchste Sorgfalt anempfehlen. Flusswasser gebe man ihm sofort, wie es aus dem Flusse kommt; Quellwasser muss man aber erst einige Zeit an der Luft stehen lassen, ehe er dasselbe trinken darf. In der warmen Jahreszeit sind auch die Flüsse warm; anders verhält es sich mit den Quellen, die nicht mit der Luft in Berührung gestanden haben. Man muss deshalb solange warten, bis das Wasser die Temperatur der Luft erreicht hat. Im Winter ist hingegen das Quellwasser in dieser Beziehung weniger gefährlich als das Flusswasser. Indes ist es weder natürlich, noch ereignet es sich häufig, dass man im Winter, namentlich im Freien, in Schweiß gerät. Denn die kalte Luft, welche die Haut unaufhörlich berührt, treibt den Schweiß nach innen zurück und verhindert die Poren, sich weit genug zu öffnen, um ihm einen freien Durchgang zu gestatten. Nun liegt es durchaus nicht in meiner Absicht, dass Emil im Winter seine Kräfte beim warmen Kaminfeuer übe; sondern draußen auf freiem Feld, mitten unter Eis und Schnee soll er sich Bewegung machen. Solange er sich nur durch Schneeballen erhitzt, mag er trinken, sobald er Durst empfindet; nachdem er getrunken hat, soll er nur fortfahren, sich zu bewegen, und man braucht dann keinen Nachteil zu besorgen.

Auch wenn er infolge einer anderen Anstrengung in Schweiß gerät und Durst empfindet, trinke er selbst in dieser Jahreszeit kalt. Nur Sorge man dafür, dass er sich das Wasser selbst und zwar langsamen Schrittes aus einiger Entfernung holen muss. Durch die voraussichtliche Kälte wird er, wenn er beim Wasser ankommt, hinreichend abgekühlt sein, um es ohne Gefahr trinken zu können. Die Hauptsache aber bleibt, dass man diese Vorsichtsmaßregel trifft, ohne dass er etwas davon merkt. Ich wünschte lieber, dass er bisweilen krank wäre, als dass er fortwährend auf seine Gesundheit achtgäbe.

Die Kinder müssen lange schlafen, weil sie sich außerordentlich viel Bewegung machen. Eines dient als Korrektiv des anderen; auch lehrt die Erfahrung, dass sie ein Bedürfnis nach beiden haben. Die Zeit der Ruhe ist die Nacht; die Natur selbst hat sie dazu bestimmt. Es ist eine völlig zuverlässige Beobachtung, dass der Schlaf ruhiger und süßer ist, solange sich die Sonne unter dem Horizont befindet, und dass wir uns bei der durch ihre Strahlen erhitzten Luft nicht einer ebenso tiefen Ruhe erfreuen. Daher ist es gewiss eine sehr ersprießliche Gewohnheit, sich mit der Sonne schlafen zu legen und wieder aufzustehen. Daraus folgt, dass in unserem Klima der Mensch so wie alle Tiere im allgemeinen das Bedürfnis haben, im Winter länger zu schlafen als im Sommer. Da nun aber einmal das bürgerliche Leben nicht einfach und natürlich genug, nicht frei genug von Veränderungen und Zufällen ist, darf man freilich den Menschen nicht bis zu dem Grade an diese Gleichmäßigkeit gewöhnen, dass sie ihm zur Notwendigkeit würde. Unstreitig muss man bestimmten Regeln folgen, aber als Hauptregel muss doch gelten, dass man sie, wenn es die Notwendigkeit erfordert, ohne Gefahr verletzen kann. Geht deshalb unbedachterweise auch nicht so weit, euren Zögling dadurch zu verweichlichen, dass sein ruhiger Schlaf niemals gestört werden darf. Überlasst ihn anfangs getrost dem Gesetz der Natur, vergesst aber dabei nicht, dass er, der einmal unseren Kreisen angehört, über diesem Gesetze stehen muss, dass er ohne große Mühe imstande sein muss, sich spät zur Ruhe zu begeben, früh aufzustehen, plötzlich zu erwachen und

Nächte schlaflos zuzubringen. Wenn man hiermit schon früh beginnt und stets allmählich und stufenweise fortschreitet, so bildet man den Körper durch dieselben Mittel aus, durch die man ihn zugrunde richten würde, wollte man sie erst nach seiner vollendeten Entwicklung auf ihn anwenden.

Es ist ebenfalls von Wichtigkeit, sich von früh an ein hartes Lager zu gewöhnen. Darin liegt das Mittel, stets gut gebettet zu sein. Im allgemeinen vervielfältigt eine harte Lebensweise, wenn sie uns einmal zur zweiten Natur geworden ist, die angenehmen Empfindungen, während uns eine weichliche ununterbrochene Reihe von Unannehmlichkeiten bereitet. Weichlich erzogene Leute finden nur auf Daunenbetten Schlaf; wer sich aber gewöhnt hat, auf Brettern zu schlafen, findet ihn überall. Für den, welcher sofort einschläft, wenn er sich niederlegt, gibt es kein hartes Bett.

Ein weiches Bett, in welchem man sich förmlich in Federn oder Eiderdaunen vergräbt, erschlaft und löst den Körper gleichsam auf. Die allzu warm eingehüllten Nieren erhitzen sich. Daraus bildet sich der Stein oder andere Beschwerden, und unfehlbar wenigstens eine zarte Natur, die den Keim zu allen Krankheiten enthält.

Das Bett ist unstreitig das beste, welches den erquickendsten Schlaf gewährt. Ein solches werden wir, Emil und ich, uns während des Tages bereiten. Man braucht uns keine persischen Sklaven zu schicken, um uns unsere Betten zu machen. Der Landbau, den wir treiben, wird schon dafür sorgen, dass wir unsere Matratzen weich finden.

Ich weiß aus Erfahrung, dass man es bei einem gesunden Kind fast ganz in seiner Gewalt hat, es nach Belieben einzuschläfern oder wach zu erhalten. Wenn das Kind in sein Bett gelegt ist und es die Wärterin mit seinem Geplauder langweilt, so sagt sie zu ihm: „Schlafe!“ Das ist gerade so, als wenn sie im Fall seiner Erkrankung zu ihm sagen wollte: „Sei gesund!“ Das rechte Mittel, es in Schlaf zu bringen, besteht darin, es selbst zu langweilen. Spricht soviel, dass es sich zu schweigen gezwungen sieht, und es wird binnen kurzem einschlafen. Predigten sind immer zu etwas nutz; es in Schlaf reden

ist besser als es einwiegen. Wollt ihr jedoch dieses Einschläferungsmittel trotzdem des Abends anwenden, so hütet euch wenigstens vor demselben bei Tage.

Ich werde Emil bisweilen wecken, nicht sowohl aus Besorgnis, dass er ein Langschläfer werden könnte, als vielmehr um ihn an alles, selbst an eine plötzliche Störung seines Schlafes, zu gewöhnen. Übrigens würde ich wenig Fähigkeit für die mir gestellte Aufgabe besitzen, wenn ich ihn nicht dahin zu bringen vermöchte, von selbst zu erwachen und gleichsam nach meinem Belieben aufzustehen, ohne dass ich ihm erst ein einziges Wort sagte.

Schläft er nicht lange genug, so deute ich an, dass der nächste Morgen sehr langweilig zu werden verspreche, und er selbst wird dann jeden Augenblick, den er davon verschlafen kann, als Gewinn betrachten. Schläft er dagegen zu lange, so stelle ich ihn ein Vergnügen nach seinem Sinn in Aussicht, welches seiner beim Aufstehen warte. Beabsichtige ich, dass er zu einer bestimmten Zeit erwache, so sage ich: „Morgen früh um sechs Uhr geht es auf den Fischfang,“ oder „ich habe einen Spaziergang nach diesem oder jenem Orte vor. Willst du daran teilnehmen?“ Er erklärt sich dazu bereit und bittet mich, ihn zu wecken. Ich verspreche es, oder verspreche es auch nicht, wie es mir gerade am besten scheint. Erwacht er zu spät, so erfährt er, dass ich mich schon auf den Weg gemacht habe. Es sollte mich wundernehmen, wenn er nicht bald lernt, von selbst aufzuwachen.

Sollte es übrigens vorkommen – ein Fall, der freilich sehr selten eintritt –, dass ein träges Kind die Neigung verriete, ganz in Faulheit zu verkommen, so darf man es diesem Hang, durch welchen es völlig erschlaffen würde, unter keinen Umständen überlassen, sondern muss irgendein Reizmittel anwenden, das es aufzurütteln vermag. Selbstverständlich kann nicht die Rede davon sein, es durch Gewalt zur Tätigkeit anzuspornen, sondern es handelt sich nur darum, es durch irgendeine Neigung dazu anzutreiben. Und wird diese Neigung richtig aufgefasst und nach der natürlichen

Ordnung geleitet, so führt sie uns gleichzeitig zwei Zielen entgegen.

Ich kann mir nichts vorstellen, wofür man nicht bei einiger Geschicklichkeit den Kindern Geschmack, ja sogar Leidenschaft einflößen könnte, ohne ihre Eitelkeit, ihren Wetteifer und ihre Eifersucht zu erregen. Ihre Lebhaftigkeit, ihr Nachahmungstrieb genügen; vor allem bietet ihr natürlicher Frohsinn ein sicheres Mittel dar, auf dessen Benutzung jedoch noch nie ein Lehrer verfallen ist. Bei allen Spielen, von denen sie sich überzeugt halten können, dass es nur Spiele sind, erdulden sie ohne Klage, ja selbst unter munterem Gelächter Schmerzen, die sie sonst nie ertragen würden, ohne Ströme von Tränen zu vergießen. Langes Fasten, Schläge, Brandwunden, Strapazen jeglicher Art gelten in den Augen junger Wilden für Belustigungen, ein Beweis, dass selbst der Schmerz seine Würze hat, welche ihm seine Bitterkeit zu benehmen vermag. Indes darf man freilich nicht allen Lehrern die Kenntnis zutrauen, solche würzhafte Speisen zuzubereiten, und vielleicht verstehen auch nicht alle Schüler sie ohne Grimassen recht zu genießen. – Doch halt! Ich gerate, wenn ich mich nicht in acht nehme, aufs neue in Gefahr, mich in Ausnahmen zu verirren!

Was indes keine Ausnahme erleidet, ist die leidige Erfahrung, dass der Mensch dem Schmerz, den Übeln seines Geschlechts, allerlei Unglücksfällen und Lebensgefahren und endlich dem Tod unterworfen ist. Je vertrauter man ihn mit diesen Ideen machen wird, desto mehr wird man ihn auch von der bedrückenden Empfindlichkeit heilen, die zu dem Übel an sich noch die Ungeduld im Ertragen hinzufügt; je vertrauter man ihn mit den Leiden macht, welche ihn treffen können, desto mehr benimmt man denselben, wie Montaigne gesagt haben würde, den Stachel ihrer Fremdartigkeit, und desto unverwundbarer und abgehärteter wird man dadurch auch seine Seele machen; sein Körper wird der Panzer sein, an dem alle Pfeile abprallen, die sein Leben bedrohen könnten. Da die Annäherung des Todes noch nicht der Tod selbst ist, so wird er diesen auch schwerlich als solchen empfinden; er wird gleichsam nicht sterben; er wird lebendig oder tot sein, und

weiter nichts. Von ihm hätte der oben erwähnte Montaigne sagen können, was er von einem Kaiser von Marokko gesagt hat, dass kein Mensch so vollkommen bis an die Grenzscheide des Todes gelebt habe. Die Liebe zur Beständigkeit und Festigkeit wie zu allen übrigen Tugenden wird in der Kindheit eingeflößt; aber das geschieht nicht dadurch, dass man die Kinder mit ihren Namen bekannt macht, sondern dass man sie Gefallen an ihnen finden lässt, ehe sie sie noch kennen.

Da aber einmal vom Sterben die Rede ist, welches Verhalten wollen wir unseren Zöglingen gegenüber hinsichtlich der durch die Blattern drohenden Gefahr beobachten? Wollen wir sie ihm gleich im frühen Lebensalter einimpfen lassen, oder abwarten, ob er die natürlichen bekomme? Ersteres, was der heutigen Sitte entspricht, schützt dasjenige Lebensalter vor der Gefahr, in welcher das Leben den höchsten Wert hat, während es das, in welchem es weniger kostbar ist, der Gefahr geradezu aussetzt, wenn überhaupt eine richtig ausgeführte Impfung eine Gefahr genannt werden kann.<sup>60</sup>

Letzteres steht jedoch mehr mit unseren allgemeinen Grundsätzen im Einklang, die darauf ausgehen, überall die Natur bei ihren Zwecken ihre eigenen Wege gehen zu lassen, von denen sie sich bei menschlicher Einmischung nur zu leicht zurückzieht. Der Mensch der Natur ist beständig vorbereitet. Möge diese große Meisterin selbst die Impfung übernehmen. Sie wird den richtigen Augenblick besser als wir zu wählen wissen.

Man ziehe hieraus jedoch nicht den Schluss, dass ich das Impfen missbillige; denn der Grund, aus welchem ich meinen Zögling damit verschonen will, würde auf die eurigen keine Anwendung finden. Eure Erziehung bereitet sie nicht vor, die Blattern, wenn sie von ihnen befallen werden, glücklich zu überstehen. Wenn ihr den Ausbruch der Krankheit dem Zufall

---

<sup>60</sup> Man darf nicht außer acht lassen, dass Rousseau hier nicht die heutigentags übliche Kuhpockenimpfung meint, sondern die zu seiner Zeit vielfach angewandte Einimpfung der Menschenblattern.  
Der Übersetzer

überlasst, werden sie wahrscheinlich daran sterben. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass man sich in den einzelnen Ländern dem Impfen um so mehr widersetzt, je mehr sich die Notwendigkeit dazu herausstellt; und der Grund dieser Erscheinung ist leicht begreiflich. Um meines Emils willen brauchte ich diese Frage kaum in Anregung zu bringen. Er wird geimpft werden oder nicht, ganz wie es Zeit, Ort und Umstände erfordern; für ihn ist es beinahe gleichgültig. Impft man ihm die Blattern ein, so hat man jedenfalls den Vorteil, seine Krankheit voraus zu wissen und zu erkennen; das hat immer einen gewissen Wert; wird er indes von den natürlichen Blattern befallen, so haben wir ihn vor dem Arzte bewahrt, und das hat ungleich mehr zu bedeuten.

Eine exklusive Erziehung, welche lediglich den Zweck verfolgt, diejenigen, welchen sie zuteil geworden ist, vor dem Volke auszuzeichnen, zieht beständig den kostspieligsten Unterricht dem gewöhnlichen und eben um deswillen nützlichsten vor. Aus diesem Grunde lernen auch die mit größter Sorgfalt erzogenen jungen Leute sämtlich reiten, weil dies mit vielen Geldausgaben verbunden ist; aber fast keiner von ihnen lernt schwimmen, weil es keine Geldkosten verursacht, und weil ein Handwerker ebenso gut schwimmen lernen kann wie jeder andere. Trotzdem besteigt ein Reisender, ohne zuvor die Reitschule gemacht zu haben, ein Pferd, hält sich darauf und bedient sich seiner, soweit es sein Bedürfnisse erheischen; kann man aber nicht schwimmen, so ertrinkt man im Wasser, und ohne es gelernt zu haben, kann man sicherlich nicht schwimmen. Endlich ist man ja durch nichts gezwungen, die lebensgefährliche Reitkunst zu betreiben, während niemand sicher ist, ob er sich nicht durch Schwimmen wird einer Gefahr entziehen können, der man so oft ausgesetzt ist. Emil wird sich im Wasser ebenso sicher fühlen wie auf dem Land. Wären wir nur imstande, in allen Elementen zu leben! Könnte man lernen, sich in die Lüfte emporzuschwingen, so würde sich ich einen Adler aus ihm machen,

einen Salamander dagegen, wenn man im Feuer zu leben vermöchte.<sup>61</sup>

Man fürchtet, dass ein Kind beim Schwimmenlernen ertrinken könnte; mag es nun aber beim Lernen ertrinken oder deshalb, weil es nicht schwimmen gelernt hat, immer werdet ihr die Schuld tragen. Einzig und allein die Eitelkeit macht uns tollkühn; man ist es nicht, wenn man von niemandem gesehen wird; Emil würde es nicht einmal sein, wenn er auch aller Augen ausgesetzt wäre. Da die Übung nicht von der Gefahr abhängt, so wird er in einem Kanal im Park seines Vaters den Hellespont durchschwimmen lernen.

Ein Kind kann sich mit einem Erwachsenen noch nicht messen; es besitzt weder seine Kraft noch seine Vernunft; aber es sieht und hört ebenso gut oder beinahe so gut als dieser. Es hat einen ebenso feinen, obgleich weniger verwöhnten Geschmack, und unterscheidet die Gerüche mit ebenso großer Schärfe, obgleich seine sinnliche Begierde dadurch nicht in gleich hohem Grade erregt wird. Die ersten Fähigkeiten, die sich in uns bilden und vervollkommen, sind die Sinne. Diese sollte man deshalb auch zuerst pflegen; leider sind sie aber gerade die einzigen, die man vergisst oder wenigstens am meisten vernachlässigt.

Die Sinne üben heißt aber nicht nur von denselben Gebrauch machen, sondern auch durch sie richtig urteilen lernen, es heißt gleichsam wahrnehmen lernen, denn wir verstehen nur so zu fühlen, zu sehen, zu hören, wie wir es gelernt haben.

Es gibt eine rein natürliche und mechanische Übung, welche dazu dient, den Körper zu kräftigen, ohne dabei irgendeinen Einfluss auf die Urteilskraft auszuüben. Schwimmen, laufen, springen, mit dem Kreisel spielen, mit Steinen werfen, das ist zwar

---

<sup>61</sup> Jedenfalls nur um den allgemeinen Gedanken noch eindrücklicher hervorzuheben, scheint Rousseau hier die uralte volkstümliche Meinung zu teilen, dass der Salamander im Feuer zu leben vermöchte. In der Enzyklopädie ist im Artikel Salamander dargetan, was zu dieser Annahme führen konnte, die gar keinen vernünftigen Grund für sich hat.  
Anmerk. des H. Petitaïn

alles recht gut, aber haben wir denn nur Arme und Beine? Besitzen wir nicht auch Augen und Ohren? Und sind diese Organe beim Gebrauch der ersteren etwa überflüssig? Übt deshalb nicht nur die Kräfte, sondern auch alle Sinne, welche sie leiten. Zieht aus jedem derselben den größtmöglichen Vorteil und vergleicht die Eindrücke miteinander, die ihr von jedem einzelnen empfängt. Messt, zählt, wägt, prüft! Wendet die Kraft erst an, nachdem ihr den Gegendruck abgeschätzt habt; seht bei allen euren Handlungen darauf, dass stets die Abschätzung der Wirkung der Anwendung der Mittel hervorgehe. Gewöhnt das Kind daran, nie unzureichende oder überflüssige Kraftanstrengungen zu machen. Wenn ihr es anhaltet, in dieser Weise die Wirkung aller seiner Bewegungen vorauszusehen und seine Irrtümer durch die Erfahrung zu berichtigen, ist es dann nicht einleuchtend, dass es um so urteilsfähiger werden wird, je tätiger es ist?

Nehmen wir an, es handle sich darum, eine Masse fortzubewegen. Nimmt das Kind eine zu lange Hebestange, so wird es zu viel Bewegung aufwenden, nimmt es dagegen eine zu kurze, so wird es ihm an Kraft fehlen. Die Erfahrung wird es lehren, genau die Stange zu wählen, die erforderlich ist. Diese Einsicht ist für sein Alter nicht zu hoch. Ein anderes Beispiel: eine Last soll fortgetragen werden. Will nun das Kind eine seinen Kräften angemessene Last tragen, und versucht es vorher nicht, sie zu heben, wird es dann nicht gezwungen sein, das Gewicht nach dem Augenmaß zu schätzen? Versteht es erst, Massen von gleichem Stoff und verschiedener Größe zu vergleichen, dann lerne es auch unter Massen von gleicher Größe, aber von verschiedenem Stoff, eine richtige Auswahl zu treffen; dabei wird es sich notgedrungen Mühe geben müssen, ihre spezifischen Gewichte zu vergleichen. Ich habe einen sehr gut erzogenen jungen Mann gekannt, der sich erst nach angestelltem Versuch überzeugen ließ, dass ein Eimer voll eichener Hobelspäne leichter sei als derselbe Eimer voll Wasser.

Der Gebrauch unserer Sinne steht nicht bei allen in gleicher Weise in unserer Gewalt. Einer derselben nämlich, das Gefühl, befindet sich, solange wir wach sind, in ununterbrochener

Tätigkeit. Es ist über die ganze Oberfläche unseres Körpers verbreitet, um uns gleichsam wie ein beständiger Wachtposten von allem, was ihn verletzen könnte, in Kenntnis zu setzen. Zugleich ist es der Sinn, durch dessen beständige Tätigkeit wir uns wohl oder übel die erste Erfahrung erwerben und dem wir folglich weniger eine besondere Pflege zu schenken brauchen. Wir gewahren jedoch, dass die Blinden ein sicheres und feineres Gefühl als wir besitzen, weil sie in der Leitung des Gesichtes entbehren und deshalb gezwungen sind, einzig und allein aus dem ersteren Sinn die Urteile schöpfen zu lernen, welche wir dem anderen zu verdanken haben. Weshalb übt man uns also nicht wie jene, im Dunkeln zu gehen, die Körper, welche wir erreichen können, im Finstern zu erkennen und die Gegenstände, welche uns umgeben, richtig zu beurteilen; kurz des Nachts und ohne Licht alles das zu tun, was jene am Tag ohne Augenlicht tun? Solange die Sonne scheint, sind wir im Vorteil über sie; im Finstern sind sie jedoch unsere Führer. Wir sind auch unser halbes Leben lang blind, nur wolle man den großen Unterschied nicht außer acht lassen, dass sich die wirklichen Blinden stets zurechtzufinden wissen, während wir in der Nacht nicht einen einzigen Schritt zu tun wagen. Dafür hat man ja Licht, wird man mir einwenden. Wie? Immer verlasst ihr euch auf Maschinen? Wer bürgt euch denn dafür, dass sie stets vorhanden sein werden, sobald sich das Bedürfnis nach ihnen zeigt? Ich meinerseits sehe es lieber, dass Emil seine Augen an den Fingerspitzen als im Laden eines Lichtziehers habe.

Seid ihr mitten in der Nacht in einem Gebäude eingeschlossen, so klatscht in die Hände; an dem Widerhall werdet ihr abnehmen können, ob der Raum groß oder klein ist, ob ihr euch in der Mitte oder in einer Ecke befindet. Einen halben Fuß von einer Wand entfernt, erregt die dünnere, aber deshalb auch stärker zurückgeworfene Luftsäule vor euch in eine andere Empfindung im Gesicht. Bleibt auf der Stelle stehen und dreht euch allmählich nach aller Seiten um; eine offene Tür verrät sich durch einen leisen Luftzug. Fahrt ihr auf einem Schiff, so könnt ihr aus der Art und Weise, wie die Luft euer Gesicht berührt, nicht allein erkennen,

nach welcher Richtung es sich bewegt, sondern auch, ob euch die Strömung des Flusses langsam oder schnell fortreißt. Diese und tausend ähnliche Beobachtungen kann man mit Erfolg nur des Nachts anstellen; trotz aller Aufmerksamkeit, welche wir uns am hellen Tage darauf zu verwenden bemühen, werden sie uns doch entgehen, da wir durch das Auge ebenso wohl zerstreut als unterstützt werden. Bis jetzt habe ich noch nicht einmal auf die Dienste hingewiesen, die Hände und Stab dabei zu leisten vermögen. Wie viele Kenntnisse, die wir dem Gesichtssinn verdanken, kann man sich durch das Gefühl aneignen, selbst ohne etwas zu berühren!

Viele Spiele zur Nachtzeit! Dieser Rat ist wichtiger als es scheinen möchte. Die Nacht erschreckt natürlicherweise den Menschen und bisweilen sogar die Tiere.<sup>62</sup> Vernunft, Kenntnisse, Geist und Mut befreien nur wenige von dieser Schwäche. Ich habe gebildete Männer, Freigeister, Philosophen und Soldaten, die bei hellem Tage ganz furchtlos waren, nachts beim Rauschen eines Blattes wie Weiber zittern sehen. Man schreibt diese Furcht den Ammenmärchen zu; indes täuscht man sich; sie hat eine natürliche Ursache. Wie heißt sie? Es ist dieselbe, welche Taube misstrauisch und die niedrigen Stände abergläubisch macht, nämlich die Unbekanntschaft mit den Dingen, die uns umgeben, und mit dem, was um uns vor geht.<sup>63</sup> Gewohnt, die Gegenstände schon aus der

---

<sup>62</sup> Dieser Schrecken zeigt sich schon bei totalen Sonnenfinsternissen.

<sup>63</sup> Ich erlaube mir hier noch eine andere Ursache anzuführen, die von einem Philosophen, dessen Werk ich öfter zitierte und dessen großartige Anschauungen mich noch häufiger belehren, vortrefflich auseinandergesetzt ist. „Wenn wir infolge besonderer Verhältnisse und keine rechte Vorstellung von der Entfernung bilden und deshalb die Gegenstände nur nach der Größe des Seh winkels oder vielmehr des Bildes, welches sie in unseren Augen hervorbringen, beurteilen können, so täuschen wir uns notwendigerweise über die Größe dieser Gegenstände. Jeder hat wohl schon auf Reisen die Erfahrung gemacht, dass man nachts einen Strauch, in dessen Nähe man sich befindet, für einen großen Baum in der Ferne oder auch umgekehrt einen großen entfernten Baum für einen nahen Strauch hält. Mit gleicher Notwendigkeit täuscht man sich, wenn man die Gestalt der Gegenstände nicht zu erkennen vermag und man sich folglich auch keine Vorstellung von der Entfernung bilden kann. Eine Fliege, die nur einige Zoll weit in raschem Flug an unseren Augen vorüberschwebt, wird uns wie ein Vogel in großer Entfernung vorkommen. Ein Pferd, welches mitten auf

---

einem Felde regungslos dastände und vielleicht zufällig eine Stellung einnehme, die den Schafen eigentümlich ist, würde uns bis zu dem Augenblick, wo wir wirklich erkannt hätten, dass es ein Pferd ist, nur so groß wie ein Schaf erscheinen; sobald wir es einmal als ein Pferd erkannt haben, wird es uns auch sofort so groß wie ein solches erscheinen und wir werden augenblicklich unser erstes Urteil berichtigen.

So oft man sich nachts an unbekanntem Orten befindet, wo man die Entfernung nicht zu beurteilen und der Dunkelheit wegen die Gestalt der Dinge nicht zu erkennen vermag, läuft man Gefahr, bei der Beurteilung der sich darbietenden Gegenstände unaufhörlich in Irrtümer zu verfallen. Daher entspringt der Schrecken und jene innere Furcht, welche die nächtliche Finsternis fast alle Menschen einjagt. Hierauf gründet sich auch die Erscheinung von Gespenstern und riesenhaften, grauenerregenden Gestalten, welche so viele Leute gesehen haben wollen. Man pflegt ihnen zu erwidern, dass diese Gestalten nur in ihrer Einbildung beständen; sie könnten aber sehr wohl in ihren Augen wirklich vorhanden gewesen sein, und es ist leicht möglich, dass sie in der Tat gesehen haben, was sie gesehen zu haben behaupten; denn so oft man einen Gegenstand nur nach dem Sehwinkel abzuschätzen vermag, muss dieser unbekanntem Gegenstand sich selbstverständlich ausdehnen und vergrößern, je mehr man sich nähert. Ist dem Beobachter, welcher den erblickten Gegenstand weder zu erkennen noch seine Entfernung zu beurteilen vermag, derselbe anfangs, als er noch zwanzig oder dreißig Schritte entfernt war, nur einige Fuß hoch erschienen, so muss er ihm folglich, sobald er sich demselben bis auf einige Fuß genähert hat, mehrere Klafter hoch erscheinen. Dies muss ihn doch fürwahr in Erstaunen und Schrecken versetzen, bis es ihm endlich gelingt, den Gegenstand zu berühren oder zu erkennen, denn in demselben Augenblick, wo ihm klar wird, mit wem er es zu tun hat, wird der Gegenstand, der ihm zuerst so riesenhaft erschien, sich plötzlich bis zu seiner natürlichen Größe verkleinern. Ergreift man jedoch die Flucht oder wagt sich nicht zu nähern, so wird man sich von dem Gegenstand gewiss keine andere Vorstellung machen, als die das Bild in unserem Auge hervorruft, und man wird tatsächlich eine riesenhafte oder durch ihre Größe und Figur grauenerweckende Gestalt gesehen haben. Der Glaube an Gespenster ist folglich in der Natur begründet, und Gespenstererscheinungen hängen nicht, wie die Philosophen annehmen, ausschließlich von der Einbildungskraft ab.“ (Buffon, Hist. nat. tome VI, page 22, in 12.)

Ich habe mich im Texte nachzuweisen bemüht, dass der Gespensterglaube doch immer teilweise von derselben abhängt; und was die in dieser Stelle entwickelte Ursache betrifft, so ist klar, dass die Gewohnheit, des Nachts zu gehen, uns lehren muss, die Erscheinungen richtig zu unterscheiden, welche die Ähnlichkeit der Gestalten und die Verschiedenheit der Entfernungen in der Finsternis von den Gegenständen in unseren Augen hervorbringen; denn selbst wenn die Luft noch hell genug ist, um uns die Umrisse der Gegenstände erkennen zu lassen, so müssen wir, da sich bei einer größeren Entfernung auch eine größere Luftschicht dazwischen befindet, diese Umrisse doch immer weniger deutlich wahrnehmen, wenn uns eine weitere Entfernung von dem Gegenstande trennt. Und dieser Umstand allein schon ist, in Folge der erlangten Gewohnheit, ausreichend, uns vor dem Irrtum zu bewahren, den Herr von Buffon hier erörtert hat. Welcher

Ferne wahrnehmen und sich über ihre Eindrücke schon im voraus Rechenschaft abzulegen, wie sollte ich, wenn ich von meiner Umgebung nichts mehr zu unterscheiden vermag, mir nicht tausend Wesen, tausend Bewegungen vorstellen, welche mir zu schaden imstande sind und von denen ich mich unmöglich schützen kann? Ich mag immerhin wissen, dass ich an dem Ort, an welchem ich mich befinde, in völliger Sicherheit bin, so gut, als wenn es mit Augen sähe, weiß ich es doch nicht; es bleibt mir also immer eine Ursache zur Furcht, die am hellen Tage nicht vorhanden war. Freilich weiß ich, dass ein fremder Körper kaum auf den meinigen einzuwirken vermag, ohne sich schon vorher durch irgendein Geräusch zu verraten. Wie wachsam ist deshalb auch unaufhörlich mein Ohr! Bei dem geringsten Geräusch, dessen Ursache ich nicht erkennen kann, lässt mich das Interesse für meine Erhaltung sofort alles annehmen, was mich auf meiner Hut zu sein nötigt, und was folglich gerade am meisten geeignet ist, mich in Schrecken zu setzten.

Vernehme ich durchaus nichts, so bin ich deshalb doch nicht völlig ruhig; denn am Ende kann man mich auch ohne jegliches Geräusch überraschen. Ich bin zu der Annahme gezwungen, dass sich die Dinge noch in demselben Zustand wie vorher befinden, bin gezwungen, mir vor Augen zu stellen, was ich doch nicht sehen kann. Da mich dies nötigt, meiner Einbildungskraft freien Spielraum zu gewähren, so bin ich ihrer bald ihrer nicht mehr Herr, und gerade das, was ich zu meiner Beruhigung tat, dient nur dazu, mich noch mehr in Unruhe zu versetzen. Höre ich Geräusch, so muss es von Dieben herrühren; höre ich nichts, so sehe ich Gespenster. Die Wachsamkeit, welche mir der Trieb der Selbsterhaltung einflößt, zeigt mir nur furchterregende Gegenstände. In der Vernunft allein liegt alles, was mich beruhigen soll; jedoch der Instinkt, der stärker ist als sie, führt eine ganz andere Sprache mit mir. Was kann der

---

Erklärung man aber auch den Vorzug geben möge, so ist meine Methode jedenfalls stets erfolgreich, was die Erfahrung vollständig bestätigt.

bloße Gedanke helfen, dass man nichts zu fürchten habe, wenn man sich fortwährend mit ihm beschäftigt?

Hat man indes nur erst die Ursache des Übels gefunden, so weist sie uns von selbst auf das Heilmittel hin. Überall ist die Gewohnheit die siegreiche Bekämpferin der Einbildungskraft; nur neue Gegenstände rufen sie wieder wach. Bei solchen Dingen, die man täglich erblickt, tritt nicht mehr die Einbildungskraft, sondern das Gedächtnis in Tätigkeit. Es ist deshalb ein richtiger Grundsatz: *ab assuetis non fit passio* (Gewohntes wird nicht zur Leidenschaft); denn nur am Feuer der Einbildungskraft entzündeten sich die Leidenschaften. Die Furcht vor der Finsternis lässt sich nicht durch Vernunftgründe vertreiben; ohne sich auf dieselben zu berufen, führe man vielmehr den, welchen man davon befreien will, oft ins Finstere. Ihr könnt davon überzeugt sein, dass alle Beweisgründe der Philosophie nicht soviel ausrichten werden als diese Gewohnheit. Auf den höchsten Dächern werden die Dachdecker nicht vom Schwindel ergriffen, in ähnlicher Weise wird sich jeder, welcher daran gewöhnt ist, furchtlos im Finstern aufhalten.

Hierdurch hat sich also zur Empfehlung unserer nächtlichen Spiele noch ein zweiter Vorteil herausgestellt. Damit diese Spiele aber in der Tat mit Erfolg gekrönt werden, kann ich Fröhlichkeit dabei nicht angelegentlich genug empfehlen. Es gibt nichts, was in so hohem Grade zur Traurigkeit stimmt als Finsternis; deshalb sperrt euer Kind auch niemals in einem gefängnisgleichen finsternen Raum. Lachend muss es in die Finsternis treten und lachend aus derselben zurückkehren. Solange es sich im Finstern aufhält, muss der Gedanke an die Unterhaltung, die es verlässt, und an die Zerstreuungen, die es nachher aufsuchen wird, die phantastischen Einbildungen von ihm abwehren, die es dort vielleicht sonst beschleichen könnten.

Es gibt eine Grenze im Leben, über welche hinaus man trotz zunehmenden Alter wieder rückwärts geht. Ich fühle, dass ich diese Grenze überschritten habe; ich beginne nun sozusagen eine umgekehrte Laufbahn. Die Leere des reifen Alters, die sich mir

fühlbar macht, führt mir die süße Zeit der Jugend wieder vor Augen. Indem ich altere, werde ich wieder ein Kind, und erinnere mich lieber dessen, was ich im zehnten, als was ich im dreißigsten Jahre getan habe. Verzeiht mir deshalb, liebe Leser, wenn ich bisweilen meine Beispiele meinen eigenen Erlebnissen entlehne; denn um dies Werk gut zu schreiben, muss ich mich ihm auch mit Lust und Liebe widmen können.

Ich war auf dem Lande bei einem reformierten Pfarrer, namens M. Lambercier, in Pension. Zum Kameraden hatte ich einen Vetter, der reicher war als ich, und den man als Erben behandelte, während ich, der vom Vater getrennt lebte, wie eine Art armer Waise betrachtet wurde. Mein großer Vetter Bernhard war durch und durch ein Feigling, besonders des Nachts. Ich machte mich über seine Furchtsamkeit solange lustig, bis Herr Lambercier, der meiner fortwährenden Prahlerei überdrüssig wurde, sich vornahm, meinen Mut auf die Probe zu stellen. An einem sehr dunklen Herbstabend gab er mir den Kirchenschlüssel und befahl mir die Bibel zu holen, die er auf der Kanzel hatte liegen lassen. Um mich bei der Ehre zu fassen, fügte er einige Worte hinzu, die mich in die Unmöglichkeit versetzten, mich seinem Ansinnen zu entziehen.

Ich ging ohne Licht; hätte ich ein solches gehabt, würde es vielleicht noch schlimmer gewesen sein. Ich musste über den Kirchhof und durchschritt denselben dreist, denn im Freien hatte ich noch nie des Nachts Furcht gehabt.

Als ich die Tür öffnete, vernahm ich in dem hohen Kirchengewölbe einen Widerhall, der mir wie Stimmen vorkam und meine römische Festigkeit schon bedenklich zu erschüttern begann. Nach Öffnung der Tür wollte ich nun eintreten. Kaum hatte ich jedoch einige Schritte getan, so blieb ich stehen. Als ich die tiefe Finsternis gewahrte, welche in diesem weiten Raum herrschte, wurde ich von einem so gewaltigen Schrecken erfasst, dass sich mir die Haare sträubten. Ich ziehe mich zurück, springe hinaus und ergreife zitternd die Flucht. Auf dem Pfarrhofe finde ich einen kleinen Hund, namens Sultan, dessen Liebkosungen mich wieder

mit Mut erfüllen. Mich meiner Furcht schämend, kehre ich wieder um, während ich mich jedoch bemühe, Sultan, der mir nicht freiwillig folgen will, mitzuschleppen. Rasch gehe ich durch die Tür und trete in die Kirche ein. Kaum bin ich aber eingetreten, als mich von neuem ein so heftiger Schrecken ergreift, dass ich völlig den Kopf verliere; und obgleich sich die Kanzel, wie ich sehr wohl weiß, auf der rechten Seite befindet, suche ich sie dennoch, da ich, ohne es zu merken, eine Wendung gemacht habe, lange Zeit auf der linken. Dabei verirre ich mich zwischen den Bänken und weiß schließlich nicht mehr ein und aus. Da ich weder die Kanzel noch die Tür zu fin den vermag, gerate ich in eine unbeschreibliche Verwirrung. Endlich gewahre ich die Tür, ich komme glücklich aus der Kirche heraus und entferne mich wie das erstemal mit dem festen Entschluss, dieselbe niemals, außer am hellen Tag, allein zu betreten.

Ich komme wieder bis an das Pfarrhaus. Im Begriff einzutreten, höre ich, wie Herr Lambercier in ein lautes Gelächter ausbricht. Überzeugt, dass es mir gelte, und bestürzt, mich lächerlich gemacht zu haben, zögere ich, die Tür zu öffnen. In dem kurzen Augenblick, der darüber verfließt, vernehme ich, wie Fräulein Lambercier, die über mein langes Ausbleiben unruhig zu werden beginnt, der Magd befiehlt, die Laterne zu nehmen, und wie Herr Lambercier anschickt, mich abzuholen, von meinem beherzten Vetter begleitet, dem man nachher sicherlich alle Ehre des Wagestückes zuerkennen würde. Augenblicklich ist alle meine Furcht verschwunden; die Besorgnis allein erfüllt mich, auf meiner Flucht ertappt zu werden. Ich laufe, ich fliege fast nach der Kirche; ohne mich zu verirren, ohne lange umherzutappen, gelange ich bis an die Kanzel, steige hinauf, ergreife die Bibel und stürzte die Treppe wieder herunter. Mit drei Sätzen befinde ich mich außerhalb der Kirche, deren Tür ich sogar in der Eile zuzuschließen vergesse. Außer Atem trete ich in das Zimmer und lege die Bibel auf dem Tisch, allerdings etwas verstört, aber doch mit freudig erregtem Herzen, dass ich der Hilfe, die man mir hatte bringen wollen, zuvorgekommen bin.

Man wird mich fragen, ob ich diese Anekdote aus meinem Leben etwa als nachahmenswertes Vorbild oder als Beispiel jener Fröhlichkeit aufstelle, die ich für alle dergleichen Übungen fordere. Keineswegs; aber ich teile sie als Beweis dafür mit, dass nichts geeigneter ist, jemanden, der durch die Schatten der Nacht in Schrecken gesetzt ist, wieder zu ermutigen, als das fröhliche Lachen und die ruhige Unterhaltung einer Gesellschaft, die aus einem Nebenzimmer herüberklingen. Ich wünschte deshalb auch, dass man sich des Abends nicht mit seinem Zögling allein unterhielte, sondern gerade viel Kinder von heiterem Temperament versammelte; dass man sie anfangs nicht einzeln, sondern stets mehrere zusammen ausschickte, und den Versuch mit einem allein nicht eher anstellte, bis man schon im voraus völlig sicher wäre, dass es sich nicht allzu sehr fürchten werde.

Ich kann mir nichts vorstellen, was so angenehm und zugleich so nützlich wäre, als solche Spiele, vorausgesetzt, dass man sie geschickt anzuordnen versteht. Ich würde in einem großen Saal aus Tischen, Sesseln, Stühlen, spanischen Wänden eine Art Labyrinth einrichten. In dessen Irrgänge würde ich unter acht bis zehn leeren Schachteln eine andere, ihnen durchaus ähnliche hinstellen, die ganz mit Bonbons gefüllt wäre. Nun würde ich mit klaren, aber kurzen Worten genau die Stelle bezeichnen, an der sich die richtige Schachtel befände. Ich würde diese Auskunft in solcher Weise erteilen, dass sie für Leute, welche aufmerksamer und weniger voreilig als Kinder<sup>64</sup> wären, vollkommen ausreichte. Nachdem ich darauf die kleinen Helden, welche auf die Eroberung der Schachtel ausziehen wollten, hätte losen lassen, würde ich sie nacheinander hineinschicken, bis die richtige Schachtel gefunden wäre, was ich ihnen nach ihrer geringeren oder größeren Geschicklichkeit zu erleichtern oder zu erschweren suchen würde.

---

<sup>64</sup> Um sie in der Aufmerksamkeit zu üben, dürft ihr nur solche Dinge mit ihnen besprechen, für deren richtiges Verständnis sie ein fühlbares und augenblickliches Interesse haben. Vor allem vermeidet jede Weitschweifigkeit; nie komme ein überflüssiges Wort über eure Lippen! Ebenso wenig darf in euren Reden etwas Dunkles oder Zweideutiges vorkommen.

Stellt euch nun einen dieser kleinen Herkulesse vor, wie er mit einer Schachtel in der Hand voller Stolz auf seine Heldentat ankommt. Die Schachtel wird auf dem Tisch gestellt und feierlich geöffnet. Ich höre hier schon im Geiste das Gelächter und das spöttische Aufjauchzen der lustigen Schar, wenn man, anstatt des ersehnten Zuckerwerks, hübsch zierlich auf Moos oder Baumwolle gelegt, einen Maikäfer, eine Schnecke, ein Stück Kohle, eine Eichel, eine gelbe Rübe oder irgendeinen ähnlichen Leckerbissen findet. Ein anderes Mal hängt man in einem frisch geweißten Zimmer dicht an der Wand irgendein Spielzeug oder ein kleines Gerät auf, welches es zu holen gilt, ohne dabei die Wand zu berühren. Kaum ist der, welcher sich aufgemacht hat, es zu holen, zurückgekehrt, so wird, wenn er die gestellte Bedingung auch nur im geringsten übertreten hat, der weißgefärbte Rand seiner Kopfbedeckung, seine Schuhspitze, sein Rockschoß, sein Ärmel seine Ungeschicklichkeit verraten. Doch genug und übergenug, um euch mit dem Geist dieser Art Spiele vertraut zu machen. Wenn man euch erst alles sagen muss, dann lest mich lieber nicht.

Wie sehr wird nicht ein so erzogener Mensch des Nachts anderen Menschen überlegen sein! Da seine Füße gewöhnt sind, auch im Dunkeln fest und sicher aufzutreten, und seine Hände die nötige Übung besitzen, alle Gegenstände, die ihn umgeben, durch Tasten leicht zu erkennen, so werden sie ihn selbst in der dichtesten Finsternis ohne Mühe leiten. Seine Phantasie, die noch von den nächtlichen Spielen seiner Jugend erfüllt ist, wird ihm schwerlich schreckenerregende Gegenstände vorgaukeln. Meint er Gelächter zu vernehmen, so wird ihn dasselbe nicht an Poltergeister mahnen, sondern an seine alten Jugendspielen; malt ihm seine Einbildungskraft eine Gesellschaft vor, so wird er sich nicht in einen Hexensabbat, sondern in das Zimmer seines Erziehers versetzt wähnen. Da die Nacht in ihm nur heitere Ideen wachruft, so wird sie ihm niemals Grauen erregen; anstatt sie zu fürchten, wird er sie lieben. Handelt es sich um ein militärisches Unternehmen, so wird er, sei es nun allein oder mit seinem ganzen Korps, stets auf dem Posten sein. In Sauls Lager wird er sich

schleichen, es, ohne sich zu verirren, nach allen Seiten auskundschaften, wird ohne jemand zu erwecken, in des Königs Zelt dringen und zurückkehren, ohne bemerkt zu sein. Sollen Rhesus Rosse geraubt werden, so wendet euch dreist an ihn. Unter Leuten, die eine andere Erziehung erhalten haben, werdet ihr schwerlich einen Ulysses finden.

Ich bin Zeuge gewesen, wie Leute die Kinder durch überraschende Angriffe gewöhnen wollten, des Nachts vor nichts zu erschrecken. Diese Methode ist sehr schlecht; sie bringt gerade die umgekehrte Wirkung hervor und dient nur dazu, die Kinder noch furchtsamer zu machen. Weder die Vernunft noch die Gewohnheit sind imstande, die Vorstellung einer vorhandenen Gefahr, deren Umfang und Art man nicht zu erkennen vermag, noch auch die Furcht vor überraschen Angriffen, die man schon so oft erfahren hat, völlig zu verscheuchen. Wie könnt ihr euch denn aber versichern, dass euer Zögling von dergleichen Unfällen befreit bleibe? Das beste Mittel, durch welches man diesem Übelstande vorbeugen kann, scheint mir in folgenden zu bestehen. „Du befindest dich dann,“ würde ich zu meinem Emil sagen, „im Falle einer berechtigten Notwehr; denn der Angreifer gibt dir nicht die Gelegenheit, zu beurteilen, ob er dir Böses zufügen oder dich nur in Schrecken setzen will, und da er sich von vornherein seinen Vorteil ersehen hat, so kannst du nicht einmal in der Flucht dein Heil suchen. Packe also unerschrocken den, der dich des Nachts überfällt, gleichviel ob Mensch oder Tier; drücke und halte ihn mit Aufgebot aller deiner Kräfte; sträubt er sich, so schlage ohne geringste Schonung zu; und was er auch immer sagen oder tun möge, lass deinen Fang niemals los, bevor du genau weißt, mit wem du es zu tun hast. Sobald du Aufklärung erhalten hast, wirst du wahrscheinlich einsehen, dass nicht viel zu befürchten war.“ Jedenfalls wird diese Behandlungsweise die Spaßvögel abschrecken, ihren Versuch zu erneuern.

Obgleich das Gefühl unter allen Sinnen derjenige ist, den wir in ausgesetzter Übung erhalten, so bleiben doch, wie bereits erwähnt, seine Urteile stets unvollkommener und oberflächlicher

als die irgendeines anderen, weil wir bei seiner Anwendung beständig auch noch das Gesicht zu Hilfe ziehen. Da nun das Auge den Gegenstand eher als die Hand erreicht, so urteilt der Verstand fast stets, ohne die Ermittlung des Tastsinnes abzuwarten. Indes sind dafür die Urteile des letzteren gerade aus dem Grund auch die sichersten, weil sie die beschränktesten sind, denn da sie sich nur so weit erstrecken als unsere Hände reichen können, so berichtigen sie die voreiligen Schlüsse der anderen Sinne, die nur aus der Ferne ihren Maßstab an Gegenstände legen, welche sie kaum gewahren, während der Tastsinn alles, was er wahrnimmt, auch richtig wahrnimmt. Berücksichtigt ferner, dass wir, da wir der Tätigkeit der Nerven auch die Muskelkraft beigesellen können, durch eine gleichzeitige Empfindung mit der Beurteilung der Temperatur, der Größe und Gestalt auch noch die Beurteilung des Gewichtes und der Dichtigkeit verbinden. Weil uns demnach der Tastsinn von allen Sinnen am richtigsten über den Eindruck belehrt, welchen fremde Körper auf unseren eigenen auszuüben vermögen, so ist er derjenige, der am häufigsten angewendet wird und uns am unmittelbarsten die zu unserer Erhaltung notwendigen Kenntnisse vermittelt.

Wenn nun ein geübtes Gefühl den Gesichtssinn ergänzt, weshalb sollte es nicht auch bis zu einem gewissen Grade das Gehör ergänzen können, da doch die Töne in den klingenden Körpern Schwingungen hervorbringen, die sich durch das Gefühl wahrnehmen lassen. Legt man die Hand auf ein Violoncello, so kann man ohne Beihilfe des Auges oder Ohres, nur an der Art und Weise, wie das Holz vibriert und schwingt, unterscheiden, ob der Ton, den es hervorbringt, tief oder hoch ist, ob er von der Quinte oder der Basssaite herrührt. Man möge den Sinn nur auf diese Unterschiede einüben, und unser Empfindungsvermögen wird, wie ich nicht zweifle, mit der Zeit so weit ausgebildet werden können, dass wir vermittels der Finger ganze Lieder vernehmen. Bewährt sich diese Annahme, so ist auch klar, dass man sich Tauben leicht durch Musik verständlich machen könnte, denn da die Töne und das Tempo nicht weniger regelmäßiger Zusammenstellungen fähig sind, als die

Aussprache und die Stimme, so können diese ebenso als Elemente der Sprache gebraucht werden.

Es gibt Übungen, welche den Tastsinn abstumpfen und schwächen, dagegen auch andere, welche ihn schärfen und zarter und feiner machen. Da die ersteren zu der beständigen Einwirkung harter Körper noch starke Bewegung und viel Kraftaufwand hinzutreten lassen, so machen sie die Haut rau und schwielig und berauben sie ihres natürlichen Empfindungsvermögens; letztere hingegen erregen dieses Empfindungsvermögen beständig durch leichte und sich oft erneuernde Berührungen, so dass der Verstand, der seine ganze Aufmerksamkeit auf diese sich unaufhörlich wiederholenden Eindrücke richtet, sich dadurch die Fähigkeit erwirbt, alle ihre Modifikationen richtig zu beurteilen. Dieser Unterschied macht sich namentlich beim Spielen musikalischer Instrumente fühlbar. Das harte und feste Aufdrücken beim Violoncello, beim Kontrabass und selbst noch bei der Violine macht zwar die Finger geschmeidiger, verhärtet aber dafür die Spitzen derselben. Die leisere Berührung der glatten Tasten des Klaviers macht sie dagegen gleichzeitig geschmeidiger und empfindlicher. In dieser Hinsicht muss man demnach dem Klavier den Vorzug einräumen.

Da die Haut den ganzen Körper schützen muss, so ist es von Wichtigkeit, dass sie sich gegen die Einwirkungen der Luft abhärte und dem Wechsel derselben zu trotzen vermöge. Obgleich ich dies vollständig zugebe, möchte ich jedoch nicht, dass sich die Hand, weil man sie nötigte, allzu knechtisch stets dieselben Arbeiten auszuführen, geradezu verhärtete, oder dass ihre fast hornartig gewordene Haut das feine Gefühl verlöre, welches und die Körper, über die man mit der Hand streicht, erkennen lässt. Ist dies Gefühl abgestumpft, so kann es uns bisweilen je nach Art, wie sich die Körper für uns anfühlen, bei Nacht manchen Schrecken einjagen.

Weshalb soll mein Zögling gezwungen sein, stets Rindsleder unter seinen Füßen zu tragen? Was für ein Unglück sollte es wohl sein, wenn ihm seine eigene Haut im Notfall als Schuhsohle dienen

könnte? Es ist augenscheinlich, dass an diesem Teil die Zartheit der Haut nie einen Nutzen stiften, wohl aber oft Schaden bereiten kann. Als die Genfer mitten im Winter um Mitternacht in ihrer Stadt vom Feinde geweckt wurden, langten sie eher nach ihren Flinten als nach ihren Schuhen. Wäre keiner von ihnen gewohnt gewesen, barfuß zu gehen, wer weiß, ob Genf dann nicht erobert worden wäre.

Lasst uns den Menschen stets gegen unvorhergesehene Unfälle waffnen. In jeder Jahreszeit darf Emil mit bloßen Füßen im Zimmer, die Treppe herab und im Garten umherlaufen. Statt darüber zu zürnen, werde ich seinem Beispiel folgen; ich werde lediglich dafür Sorge tragen, alles Glas aus dem Weg schaffen zu lassen. Die Arbeiten und Spiele, zu deren Ausführung wir uns der Hände bedienen müssen, werde ich ebenfalls bald besprechen. Übrigens soll er seine Füße in allen Bewegungen üben, die der körperlichen Ausbildung förderlich sind und sich in allen Stellungen eine leichte und sichere Haltung zu erwerben suchen; er soll lernen weit und hoch springen, auf einen Baum klettern, über eine Mauer steigen und dabei stets das Gleichgewicht bewahren. Alle seine Bewegungen und Gebärden sollen nach den Gesetzen der Schwerkraft schon lange zuvor geregelt sein, ehe die Statik sich einmischt, sie ihm zu erklären. Aus der Art, wie sein Fuß auftritt und wie sein Körper auf den Beinen ruht, muss er merken, ob seine Haltung gut oder schlecht ist. In einer sicheren Haltung liegt stets eine gewisse Anmut, und in den festesten drückt sich auch stets die größte Feinheit aus. Wäre ich Tanzlehrer, so würde ich die äffischen Kunststücke des Marcel,<sup>65</sup> die nur für das Land, in welchem er sie

---

<sup>65</sup> Ein berühmter Tanzlehrer zu Paris, welcher, da er seine Leute sehr gut kannte, sich in seiner Kunst aus Schlaueit wie ein Überspannter gebärdete und ihr eine Wichtigkeit beilegte, die man vorgeblich lächerlich fand, trotzdem man ihm gerade wegen derselben in Wahrheit die höchste Ehrfurcht bewies. In einer anderen nicht minder frivolen Kunst sieht man noch heute einen gewöhnlichen Marktschreier in der Rolle eines einflussreichen Mannes und zugleich Narren erscheinen, und ebenfalls mit nicht geringerem Erfolg. In Frankreich wird diese Methode stets sichere Erfolge erzielen. Das wahre und deshalb anspruchslosere und weniger aufschneiderische Talent macht dort kein Glück. Die Bescheidenheit ist daselbst die Tugend der Dummköpfe.

zum besten gibt, gut sein mögen, gewiss nicht machen lassen, sondern ich würde meinen Zögling, anstatt ihn mit Luftsprüngen zu beschäftigen, an den Fuß eines Felsens führen. Hier würde ich ihm zeigen, welche Stellung er nehmen, wie er Körper und Kopf halten, welche Bewegung er machen, in welcher Weise er sich bald des Fußes, bald der Hand bedienen müsse, um ohne Mühe einen schroffen, unebenen und rauen Pfad verfolgen und beim Hinauf- und Hinabsteigen stufenweise vorwärts kommen zu können. Lieber will ich ihn mit einer Gemse als mit einem Balletttänzer wetteifern lassen.

Während das Gefühl seine Tätigkeit auf die nächste Umgebung des Menschen konzentriert, dehnt das Gesicht die seinige nach außen hin aus; darin liegt eben die Ursache, dass wir durch dasselbe so oft getäuscht werden. Mit einem einzigen Blick umfasst der Mensch die Hälfte seines Gesichtskreises. Wie sollte er sich nun unter dieser Menge gleichzeitiger Eindrücke und der Urteile, die sich auf diese gründen, in keinem einzigen irren? Deshalb können wir uns auf das Gesicht unter allen unseren Sinnen am wenigsten verlassen, gerade weil es am meisten in die Ferne gerichtet ist, und weil seine Tätigkeit, die der aller übrigen Sinne weit vorausseilt, zu schnell und zu ausgedehnt ist, um durch dieselben berichtigt werden zu können. Ja noch mehr, die perspektivischen Täuschungen sind uns sogar notwendig, um den Raum beurteilen und seine Teile untereinander vergleichen zu können. Würden sich die erblickten Gegenstände unserem Auge nicht so falsch darstellen, so vermöchten wir in der Entfernung nichts zu unterscheiden. Ohne die Abstufungen hinsichtlich der Größe und Beleuchtung könnten wir gar keine Entfernung abschätzen, oder würde es vielmehr gar keine für uns geben. Wenn uns von zwei gleichen Bäumen der, welcher hundert Schritte von uns entfernt ist, ebenso groß und deutlich wie der nur zehn Schritte entfernte erschiene, so würde die Vorstellung in uns erweckt werden, sie ständen unmittelbar nebeneinander. Wenn wir alle Dimensionen der Gegenstände in ihrer wirklichen Größe erblickten, so würden

wir keinen Raum unterscheiden, und alles müsste uns so erscheinen, als ob es sich unmittelbar auf unserem Auge befände.

Der Sinn des Gesichtes hat zur Beurteilung der Größe der Gegenstände und ihrer Entfernung nur ein einziges Maß, nämlich den Winkel, welchen sie in unserem Auge bilden; und da dieser die einfache Wirkung einer zusammengesetzten Ursache ist, so lässt das Urteil, welches er hervorruft, jede besondere Ursache unbestimmt oder wird notwendigerweise unrichtig. Denn wie soll ich durch das bloße Sehen unterscheiden, ob der Winkel, unter welchem ich einen Gegenstand kleiner als einen anderen erblicke, seine Entstehung der größeren Kleinheit oder der größeren Entfernung desselben zu verdanken hat?

Deshalb muss man hier einer der vorigen entgegengesetzten Methode folgen; anstatt den Eindruck des Gesichtes zu vereinfachen, muss man ihn verdoppeln, ihn beständig durch einen anderen berichtigen, muss das Organ des Gesichtes dem Organ des Gefühls unterwerfen und die Heftigkeit des ersteren durch den schwerfälligen und geregelten Gang des letzteren gleichsam zurückhalten. Lassen wir dieses Verfahren außer acht, so bleiben unsere Abschätzungen vermittels des Auges sehr ungenau. Es fehlt unserem Blick an Genauigkeit und Sicherheit, die Höhe und Tiefen, Längen und Entfernungen richtig zu beurteilen. Zum Beweis jedoch, dass nicht sowohl der Sinn selbst als vielmehr seine Verwendung die Schuld trägt, braucht man nur auf die Erfahrung hinzuweisen, dass die Ingenieure, Feldmesser, Architekten, Maurer, Maler im allgemeinen einen sicheren Blick haben als wir und die Größe des Raumes richtiger abschätzen. Weil ihnen ihr Geschäft eine Erfahrung gibt, die wir uns leider zu erwerben verschmähen, so hat für sie der Sehwinkel durch die ihn begleitenden Erscheinungen, welche in ihren Augen das Verhältnis der beiden Ursachen dieses Winkels genauer bestimmen, durchaus keine Zweideutigkeit mehr.

Alles, was dem Körper Bewegung verschafft, ohne ihm Zwang anzutun, ist von den Kindern leicht zu erhalten. Es gibt

tausenderlei Mittel, um ihnen für das Messen und die Distanzschätzung Interesse einzuflößen. Hier steht ein sehr hoher Kirschbaum; wie sollen wir es anstellen, um Kirchen abzupflücken? Sollte wohl jene Leiter an der Scheune groß genug sein? Da ist ein sehr breiter Bach; wie werden wir hinüberkommen? Sollte vielleicht eines der Bretter auf dem Hofe von einem Ufer bis zum anderen reichen? Wir haben Luft, von unseren Fenstern aus im Schlossgraben zu angeln; wie viel Faden muss unsere Schnur lang sein? Ich möchte zwischen diesen beiden Bäumen eine Schaukel anbringen; wird ein Seil von zwei Klaftern ausreichen? Man erzählt mir, dass in dem anderen Hause unser Zimmer fünfundzwanzig Fuß im Quadrat enthalten wird; glaubst du, dass es für uns passen werde? Wird es größer sein als unser jetziges? Wir haben großen Hunger; da sehen wir zwei Dörfer. Welches werden wir zuerst erreichen können, um daselbst unseren Hunger zu stillen? Und so weiter.

Es war mir einmal die Aufgabe gestellt, einen trägen und faulen Knaben im Laufen zu üben, welcher von selbst weder zu dieser noch zu irgendeiner anderen Körperbewegung Neigung hatte, obgleich man ihn für den Soldatenstand bestimmt hatte. Es hatte sich einmal, ich weiß nicht aus welchem Grunde, die fixe Idee in ihm festgesetzt, dass ein Mensch seines Ranges nichts zu tun noch zu wissen brauchte, und dass ihn sein Adel Arme und Beine sowie jede Art von Verdienst vertreten müsste. Um aus einem solchen Junker einen schnellfüßigen Achill zu machen, dazu würde selbst Chirons Geschicklichkeit schwerlich hingereicht haben. Die Schwierigkeit war um so größer, da ich ihm durchaus keinen Befehl erteilen wollte. Ich hatte auf Erziehungsmittel, als da sind Ermahnungen, Versprechen, Drohungen, Wetteifer, den Wunsch zu glänzen und ähnliche, zu denen ich allerdings berechtigt war, ein für allemal verzichtet. Wie konnte ich nun demselben, ohne ihm etwas zu sagen, Lust zum Laufen machen? Selbst zu laufen wäre, von der damit verbundenen Unannehmlichkeit ganz abgesehen, ein wenig erfolgverheißendes Mittel gewesen.

Außerdem kam es auch darauf an, diese Übung zugleich als Lehrmittel zu benutzen, damit sich die Tätigkeit der Urteilskraft daran gewöhnte, mit der des Körpers Hand in Hand zu gehen. Ich will erzählen, wie ich es angestellt habe; ich, das heißt derjenige, welcher in diesem Beispiel das Wort ergreift.

Wenn ich meinen nachmittäglichen Spaziergang mit ihm antrat, steckte ich bisweilen zwei Kuchen von der Sorte welche er am liebsten aß, in die Tasche; auf dem Spaziergang<sup>66</sup> aß jeder von uns einen, und recht zufrieden und vergnügt kehrten wir nach Hause zurück. Eines Tages bemerkte er, dass ich drei Kuchen bei mir hatte. Er hätte sechs essen können, ohne sich den Magen zu verderben; schnell verzehrte er den seinigen, um sich den dritten zu erbitten. „Nein,“ sagte ich, „ich hätte Lust, ihn selbst zu essen, oder ihn mit dir zu teilen; aber ich verspreche mir noch mehr Vergnügen davon, einen Wettlauf zwischen diesen beiden kleinen Knaben hier darum anzusehen.“ Ich rief sie, zeigte ihnen den Kuchen und erklärte ihnen, unter welcher Verbindung ihn einer von ihnen erhalten sollte. Das hieß ihren Wünschen entgegenkommen. Der Kuchen wurde auf einen großen Stein gelegt, welcher das Ziel vorstellte, die Rennbahn wurde bestimmt; wir setzten uns. Auf eine gegebenes Zeichen rannten die Knaben ab. Der Sieger erbeutete den Kuchen und aß ihn vor den Augen der Zuschauer und des Besiegten ohne Gnade auf.

Dies Vergnügen war mehr wert als der Kuchen; aber anfangs hatte er keinen durchschlagenden Erfolg und brachte keine Wirkung hervor. Allen deshalb verlor ich weder die Hoffnung, noch ließ ich mich zu überstürzender Eile verführen. Erziehung der Kinder ist ein Geschäft, bei dem man verstehen muss, Zeit zu verlieren, um solche zu gewinnen. Wir setzten unsere Spaziergänge

---

<sup>66</sup> Einem ländlichen Spaziergang, wie man sogleich sehen wird. Die öffentlichen Promenaden in den Städten sind für die Kinder beiderlei Geschlechts gefährlich. Hier bildet sich ihnen der Keim zur Eitelkeit und die Sucht, sich bemerkbar zu machen. Im Luxembourg, in den Tuileries, vorzüglich aber im Palais royal gewöhnt sich die Pariser Jugend jenes unverschämte und läppische Wesen an, welches sie dem Gelächter preisgibt und dem Spotte und der Verachtung von ganz Europa aussetzt.

fort; oft nahm ich drei, mitunter auch vier Kuchen mit, und von Zeit zu Zeit wurde davon einer, auch wohl zwei für die Läufer bestimmt. War der Peis auch nicht groß, so waren dafür auch die, welche um denselben kämpften, nicht ehrgeizig; wer ihn indes davontrug, wurde gelobt und gefeiert; alles ging dabei sehr festlich zu. Um es nicht an Abwechslung fehlen zu lassen und das Interesse zu erhöhen, steckte ich eine längere Rennbahn ab und gestattete, dass mehrere Bewerber an dem Rennen teilnahmen. Kaum waren sie am Ablaufpunkt angetreten, so blieben dann alle Vorübergehenden stehen, um zuzuschauen. Der Beifall, den sie spendeten, ihre lauten Zurufe, ihr Händeklatschen feuerten die Läufer an. Zuweilen sah ich jetzt schon, wie mein Junkerlein vor Aufregung zitterte, sich erhob und aufschrie, wenn einer im Begriff stand, den anderen einzuholen oder gar hinter sich zu lassen; für ihn waren es olympische Spiele.

Indes wendeten die Wettläufer zuweilen auch kleine Kriegslisten an; sie hielten sich gegenseitig fest, oder warfen einander zu Boden, oder schleuderten sich einander Steine in den Weg. Dies gab mir Veranlassung, sie zu trennen und von verschiedenen, jedoch von Ziel stets gleich weit entfernten Punkten aus laufen zu lassen. Man wird sogleich den Grund dieser Vorsicht begreifen; denn ich muss diese wichtige Angelegenheit bis auf die kleinsten Nebenumstände erörtern.

Verdrießlich vor seinen eigenen Augen regelmäßig Kuchen verzehren zu sehen, auf deren Genuss er selber lüstern war, merkte der Herr Junker doch endlich, dass auch das Schnelllaufen Vorteil bringen könnte, und da er gewahrte, dass es ebenfalls nicht an zwei Beinen fehlte, begann er sich heimlich im Laufen zu üben. Ich hütete mich natürlich, ihm zu erkennen zu geben, dass ich es bemerkte; aber ich gewann schon daraus die Überzeugung, dass meine Kriegslist gelungen war. Als er sich für hinreichend geübt hielt (und ich las seinen Entschluss in seinen Gedanken, noch ehe er sich dessen ganz klar geworden war), stellte er sich, als ob es mir den letzten Kuchen abquälen wollte. Ich weigere mich; er besteht darauf und sagt endlich mit unwilliger Miene: „Nun gut! Legen Sie

ihn auf den Stein, stecken Sie die Rennbahn ab, und dann werden wir ja sehen!“ – „Gut!“ erwidere ich lächelnd, „kann denn aber ein Junker auch laufen? Du wirst dir dadurch nur größeren Appetit verschaffen, aber nichts erhalten, denselben zu stillen.“ Durch meine spöttische Bemerkung nur noch mehr gereizt, strengt er sich auf das äußerste an und trägt den Preis um so leichter davon, da ich nur eine sehr kurze Bahn gewählt und den besten Läufer absichtlich ausgeschlossen hatte. Man wird begreifen, dass es mir, nachdem er einmal diesen ersten Schritt getan hatte, leicht wurde, ihn in Atem zu erhalten. Bald fand er an dieser Übung einen solchen Geschmack, dass er, ohne dass ich ihm eine besondere Begünstigung zuteil werden ließ, fast sicher war, meine Straßenjungen im Laufen zu besiegen, wie lang auch immer die Bahn sein mochte.

Der Vorteil den ich auf diese Weise erreicht hatte, war noch mit einem anderen verknüpft, den ich keineswegs vorausgesehen hatte. Solange er den Preis nur selten davontrug, aß er den Kuchen fast stets allein, wie es seine Mitbewerber machten. Als er sich jedoch an den Sieg gewöhnte, wurde er großmütig und teilte oft mit den Besiegten. Dies war für mich eine wichtige moralische Beobachtung, und ich lernte hieraus das wahre Prinzip der Großmut kennen.

Indem ich fortfuhr, mit ihm an verschiedenen Stellen die Punkte zu bestimmen, von denen aus gleichzeitig gelaufen werden sollte, machte ich, ohne dass er etwas merkte, die Entfernungen ungleich, so dass der eine, welcher, um das Ziel zu erreichen, eine größere Strecke als der andere zu durchlaufen hatte, augenscheinlich benachteiligt war. Obgleich ich indes meinem Zögling die Wahl überließ, verstand er doch keinen Nutzen daraus zu ziehen. Ohne sich um die Entfernung zu kümmern, zog er regelmäßig den besten Weg vor, so dass ich, da seine Wahl leicht vorzusehen war, es so ziemlich in meiner Hand hatte, ihn ganz nach meinem Belieben den Kuchen verlieren oder gewinnen zu lassen, und dieser Umstand war ebenfalls in mehr als einer Hinsicht nützlich. Da es indes in meiner Absicht lag, dass ihm die

Ungleichheit auffiele, so bemühte ich mich, sie ihm recht bemerklich zu machen. Obgleich er im allgemeinen bequem und träge war, so war er doch bei seinen Spielen so lebhaft und hegte so wenig Misstrauen gegen mich, dass ich die größte Mühe hatte, es so einzurichten, dass er meinen Betrug merken musste. Trotz seines Leichtsinns erreichte ich doch endlich meinen Zweck. Nun machte er mir Vorwürfe. Ich versetzte jedoch: „Worüber beklagst du dich? Darf ich etwa bei einem Geschenk, welches ich machen will, nicht die Bedingungen bestimmen, unter welchen allein der Empfänger es erhält? Wer zwingt dich denn zur Teilnahme am Wettlauf? Habe ich dir versprochen, gleiche Bahnen zu machen? Hast du nicht die Wahl? Suche dir also die kürzeste aus, niemand wird dich daran hindern. Wie ist es nur möglich, dich gegen die Einsicht zu verschließen, dass ich dich gerade dadurch begünstige, und dass die Ungleichheit, über welche du Beschwerde führst, völlig zu deinem Vorteil ausschlägt, wenn du nur sie dir zunutze zu machen verstehst.“ Das war deutlich; er begriff es vollkommen; um indes richtig zu wählen, musste er sich die Sache genauer ansehen. Zuerst wollte er die Schritte zählen, allein mit den Schritten eines Kindes lässt sich nur langsam und unrichtig messen. Außerdem hatte ich mir vorgenommen, die Zahl der täglichen Wettläufe zu vermehren, und sollte nun etwa das Vergnügen einen leidenschaftlichen Charakter annehmen, so musste man die zum Laufen bestimmte Zeit ungern mit dem Abmessen der Rennbahnen verlieren. In ein so langsames Verfahren vermag sich die Lebhaftigkeit der Kindheit nur schwer zu finden. Er übte sich deshalb, besser zu sehen und eine Entfernung nach dem Augenmaß richtiger abzuschätzen. Seitdem hatte ich wenig Mühe, diese Neigung zu erhöhen und zu nähren. Einige Monate reichten hin, um durch fortwährende Versuche und durch stete Verbesserung der Irrtümer das Augenmaß bei ihm dergestalt auszubilden, dass, wenn ich einen Kuchen für ihn absichtlich auf einen etwas entfernter Gegenstand legte, sein Blick fast ebenso sicher war als die Kette eines Feldmessers.

Da das Gesicht unter allen Sinnen derjenige ist, von dem man das Urteil des Verstandes am wenigsten trennen kann, so gehört viel Zeit dazu, um richtig sehen zu lernen. Wir müssen die Eindrücke des Gesichtssinnes lange mit denen des Gefühls verglichen haben, um den ersten dieser beiden Sinne daran zu gewöhnen, uns einen treuen Bericht über die Gestalten und Entfernungen abzustatten. Ohne das Gefühl, ohne die fortschreitende Bewegung vermöchten uns auch die schärfsten Augen von der Welt keine Idee vom Raume beizubringen. Für eine Auster muss das ganze Weltall nur ein Punkt sein, und es würde ihr auch nicht anders erscheinen, selbst wenn eine menschliche Seele sie unterrichtete. Nur durch Gehen, Tasten, Zählen, Messen lernt man die Ausdehnung schätzen; aber wenn man auch beständig Messungen vornähme, so würde doch der Sinn, falls er sich nur auf das Instrument verließ, sich keine Sicherheit und Genauigkeit erwerben. Das Kind muss auch nicht sofort vom Messen zum Abschätzen übergehen; zum Anfang muss es, während es fortfährt, das, was es nicht im Ganzen zu vergleichen vermag, teilweise zu vergleichen, an die Stelle der Teile, welche es durch Messung erhalten hat, solche setzen, welche ein Ergebnis seiner Abschätzung sind, und sich, anstatt das Maß immer mit der Hand anzulegen, daran gewöhnen, sich dabei lediglich seiner Augen zu bedienen. Indes wünschte ich, dass man seine ersten Versuche durch wirkliche Messungen prüfte, damit es seine Irrtümer verbessern könnte, und dass es, wenn in dem Sinn etwa noch eine Täuschung vorhanden ist, diese durch ein besseres Urteil berichtigen lernte. Man hat natürliche Maße, die sich fast überall gleich bleiben, nämlich die Schritte eines Mannes, die Spannweite seiner Arme, seine Größe. Wenn das Kind die Höhe eines Stockwerks schätzt, so kann ihm sein Hofmeister als Maßstab dienen; schätzt es dagegen die Höhe eines Turmes, so berechne es ihn nach der Höhe der Häuser; will es die Meilenzahl eines Weges wissen, so gehe es von der Zahl der Stunden aus, die man auf Zurücklegung des selben verwenden muss. Vor allen Dingen tue man dabei nichts für das Kind, sondern lasse es alles selbst tun.

Über die Ausbildung und Größe der Körper kann man nicht richtig urteilen lernen, wenn man nicht auch ihre Gestalten kennen und sogar bildlich wiedergeben lernt; denn im Grunde beruht diese Nachbildung schlechterdings nur auf den Gesetzen der Perspektive, und man ist nicht imstande, die Ausdehnung nach dem bloßen äußeren Schein abzuschätzen, wenn man nicht ein gewisses Verständnis von diesen Gesetzen hat. Die Kinder, die von einem starken Nachahmungstrieb beseelt sind, versuchen alles zu zeichnen. Ich wünschte, dass mein Zögling diese Kunst eifrig triebe, nicht gerade um der Kunst selbst willen, sondern um einen sicheren Blick zu erlangen und seine Hand geschmeidig zu machen. Im allgemeinen kommt es sehr wenig darauf an, ob er diese oder jene Kunst versteht, wofern er sich nur die Schärfe des Sinnes und die körperliche Gewandtheit erwirbt, welche uns diese Übung zu verleihen vermag. Ich werde mich deshalb auch sehr hüten, ihm einen Zeichenlehrer zu geben, welcher ihn nur Nachbildungen nachbilden und Zeichnungen abzeichnen würde. Mit meinem Willen soll er keinen anderen Lehrer als die Natur, keine andere Vorbilder als die Gegenstände selbst haben. Er soll das Original selbst vor Augen haben und nicht das Papier, auf welchem es dargestellt ist. Ein Haus soll er nach einem Hause, einen Baum nach einem Baume, einen Menschen nach einem Menschen zeichnen, damit er sich gewöhne, die Körper und die Gestalt, unter welcher sie uns erscheinen, genau zu beobachten und nicht falsche und herkömmliche Abbildungen für richtige Darstellungen anzusehen. Ich werde ihn sogar abhalten, etwas, ohne den Gegenstand vor Augen zu haben, rein aus dem Gedächtnis zu zeichnen, bis zu dem Augenblick, wo sich die Umriss desselben durch häufige Beobachtungen seiner Einbildungskraft fest eingepägt haben, er könne dadurch, dass er bizarre und phantastische Figuren an Stelle der wahren Formen der Dinge setze, die Kenntnis der Verhältnisse und den Geschmack an den Schönheiten der Natur verlieren.

Ich bin mir dessen sehr wohl bewusst, dass er auf diese Weise viel Papier verderben wird, bevor er einen Gegenstand erkennbar darzustellen imstande ist; dass er sich erst spät die Eleganz der

Konturen und den leichten Pinselstrich des Malers erwerben und es vielleicht niemals zu der Fähigkeit bringen wird, die malerischen Effekte richtig zu beurteilen, ja dass es ihm vielleicht stets am guten Geschmack im Zeichnen fehlen wird; dafür wird er indes sicherlich einen schärferen Blick, eine sichrere Hand, die Kenntnis der wahren Größen- und Formenverhältnisse der Tiere, Pflanzen und Naturkörper, sowie eine richtigere Behandlung der Perspektive erlangen. Und gerade darauf war ich ausgegangen; meine Absicht ist nicht sowohl, dass er die Gegenstände nachbilde, als dass er sie vielmehr kennen lerne. Ich will zufrieden sein, wenn er imstande ist, mir eine Akanthuspflanze zu zeigen, und will ihm dann gern vergeben, wenn er die Akanthusblätter am korinthischen Säulenkapitel auch nicht vollendet schön zeichnen kann.

Übrigens verfolge ich dabei keine andere Absicht, als dass diese Übung wie alle übrigen meinem Zögling nur Vergnügen bereiten sollen. Ich will sie ihm dadurch nur noch um so angenehmer zu machen suchen, dass ich unausgesetzt daran teilnehme. Er soll keinen anderen Nebenbuhler als mich haben; werde ich es auch ununterbrochen sein, so wird es ihm dennoch nicht zum Nachteil gereichen; dies wird seinen Beschäftigungen ein gewisses Interesse einflößen, ohne Eifersucht zwischen uns zu erregen. Ich werde den Bleistift gradeso wie er halten und anfangs ebenso ungeschickt führen. Und wäre ich ein Apelles, so würde ich mich ihm gegenüber doch nur als einen elenden Farbenkleckser zeigen. Zuerst werde ich einen Mann zeichnen, wie ihn wohl die Diener an die Wände malen: ein Strich stellt jedes Bein, ein Strich jeden Arm vor, und die Finger übertreffen die Arme an Dicke. Erst lange nachher fällt dem einen oder dem anderen von uns dieses Missverhältnis auf. Wir bemerken, dass ein Bein eine gewisse Dicke hat und dass diese Dicke nicht überall gleich ist; dass die Länge des Armes in einem ganz bestimmten Verhältnis zum Körper steht usw. Bei diesem Fortschreiten werde ich höchstens gleichen Schritt mit ihm halten oder ihn doch nur in so geringem Grad übertreffen, dass es ihm stets leicht werden wird, mich einzuholen oder mich wohl gar zu überflügeln. Darauf nehmen wir

Farben und Pinsel; wir bemühen uns, das Kolorit der Gegenstände und ihre ganze äußere Erscheinung ebenso gut wie ihre Gestalten wiederzugeben. Wir werden austuschen, malen, sudeln; aber bei allen unseren Sudeleien werden wir nicht aufhören, die Natur zu belauschen; wir werden nie anders als unter den Augen dieser Meisterin arbeiten.

Wir waren um Ausschmückung unseres Zimmers in Verlegenheit; jetzt fehlt es uns nicht mehr daran. Ich lasse unsere Zeichnungen einrahmen, lasse sie mit schönem Glas bedecken, damit sie nicht berührt werden können, und damit jeder von uns, da er sieht, dass sie unverändert in dem Zustand bleiben, in welchem sie unter unserem Bleistift oder unserem Pinsel hervorgegangen sind, ein Interesse daran habe, seine Arbeiten nicht zu vernachlässigen. Ich hänge sie in bestimmter Ordnung im Zimmer ringsherum auf, jede Zeichnung zwanzig-, dreißigmal wiederholt und an jedem Exemplar den Fortschritt seines Zeichners von dem Augenblick an nachweisend, wo das Haus nur ein unförmliches Viereck war, bis dahin, wo seine Fassade, seine Seitenansicht, seine Verhältnisse, seine Schatten in vollster Wahrheit hervortreten. Es ist nicht anders möglich, als dass diese Abstufungen uns stets solche Bilder vorhalten, die für uns selbst interessant, für andere sehenswert sind und uns zu immer regerem Wetteifer anspornen. Die ersten ungeschicktesten dieser Zeichnungen erhalten sehr prächtige, reich vergoldete Rahmen, durch welche sie hervorgehoben werden; sobald aber die Abbildung genauer wird und die Zeichnung wirklich gut ist, so gebe ich ihr nur einen ganz einfachen schwarzen Rahmen. Jetzt ist sie sich selbst der höchste Schmuck und bedarf keiner anderen Verzierung mehr; es würde schade sein, wenn die Einfassung die Aufmerksamkeit, welche der Gegenstand allein verdient, zum Teil auf sich lenkte. Deshalb strebt jeder von uns nach der Ehre eines schmucklosen Rahmens; und wenn einer von uns über die Zeichnung des anderen seinen Tadel aussprechen will, so verurteilt er sie zur Strafe des goldenen Rahmens. Vielleicht werden diese goldenen Rahmen eines Tages unter uns zum Sprichwort, und wir

werden uns wundern, wie viele Menschen sich Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie sich gleichsam auch also einrahmen lassen.

Ich habe oben die Behauptung aufgestellt, dass die Geometrie für das Verständnis der Kinder zu hoch sei; allein das ist unsere eigene Schuld. Wir berücksichtigen nicht, dass ihre Methode nicht die unsrige ist, und dass das, was für die Kunst zu schließen bildet, für sie nur die Kunst zu sehen sein darf. Anstatt ihnen unsere Methode aufzuzwingen, sollten wir uns lieber entschließen, die ihrige anzunehmen; denn unsere Art und Weise, die Geometrie zu lernen, nimmt unsere Einbildungskraft in ebenso hohem Grade in Anspruch wie unser Urteilsvermögen. Sobald der Lehrsatz genannt ist, muss man den Beweis mit Anstrengungen seiner Einbildungskraft ausfindig machen, das heißt man muss finden, aus welchem bereits bekannten Satz er sich folgern lässt, und muss aus allen Folgerungen, die man aus diesem Satze ziehen kann, gerade diejenige wählen, um die es sich handelt.

Bei dieser Methode wird auch der schärfste Denker, wenn er nicht erfinderisch ist, sich nicht zu helfen wissen. Was ist nun die Folge davon? Dass man uns die Beweise diktiert, anstatt sie uns selbst finden zu lassen; dass der Lehrer, anstatt uns denken zu lehren, für uns denkt und nur unser Gedächtnis übt.

Zeichnet genaue Figuren, kombiniert sie, legt sie aufeinander, prüft ihre Verhältnisse. Ihr werdet auf diese Weise, indem ihr stufenweise von Beobachtung zu Beobachtung fortschreitet, die ganze elementare Geometrie entwickeln, ohne dass von Definitionen, Problemen oder einer anderen Beweisform als der durch einfache Deckung die Rede ist. Ich für mein Teil beanspruche durchaus nicht, Emil die Geometrie zu lehren, er soll vielmehr mich darin unterrichten. Ich werde die Verhältnisse suchen, und er wird sie finden, denn ich werde sie dergestalt suchen, dass ich ihm Gelegenheit gebe, sie zu finden. Anstatt mich zum Beispiel zum Beschreiben eines Kreises eines Zirkels zu bedienen, werde ich ihn mit einem am Ende eines Fadens befestigten Stift, der sich um

einen festen Punkt dreht, zeichnen. Wenn ich darauf Anstalten treffe, die Radien untereinander zu vergleichen, so wird mich Emil verspotten und mir begreiflich machen, dass derselbe fortwährend gleichmäßig gespannte Faden unmöglich ungleiche Abstände vom Mittelpunkt mit seinem Stift gezeichnet haben kann.

Will ich einen Winkel von sechzig Graden messen, so beschreibe ich von seinem Scheitelpunkt aus nicht einen Kreisbogen, sondern einen ganzen Kreis, denn bei Kindern darf man nie etwas stillschweigend voraussetzen. Ich finde nun, dass der zwischen den beiden Schenkeln des Winkels liegende Teil des Kreises genau den sechsten Teil desselben bildet. Hierauf beschreibe ich von dem nämlichen Scheitelpunkt aus einen anderen größeren Kreis, und ich finde, dass dieser zweite Kreisbogen wiederum der sechste Teil seines Kreises ist. Ich ziehe einen dritten konzentrischen Kreis, an dem ich die gleiche Probe mache, und stelle an immer neuen Kreisen solange dieselbe Probe an, bis Emil, aufgebracht über meine Beschränktheit, mir klarzumachen sucht, dass jeder zwischen den Schenkeln desselben Winkels liegende Bogen, er sei nun groß oder klein, immer den sechsten Teil des zugehörigen Kreises bilden müsse usw. Damit ist uns sofort die Anwendung des Transporteurs oder Winkelmessers ermöglicht.

Um zu beweisen, dass Nebenwinkel zwei Rechte betragen, beschreibt man einen Kreis. Ich richte es im Gegenteil so ein, dass Emil es zuerst im Kreise selbst bemerkt, und darauf sage ich zu ihm: „Wenn man nun den Kreis wegwischt und nur die geraden Linien stehen ließe, würde dadurch in der Größe der Winkel eine Änderung eintreten?“ usw.

Man vernachlässigt die Genauigkeit der Figuren, man setzt sie voraus und richtet sein Hauptaugenmerk auf die Beweisführung. Bei uns wird hingegen von Beweisführung niemals die Rede sein; wir werden es für unsere wichtigste Aufgabe halten, recht gerade, recht genaue, recht gleiche Linien zu ziehen, ein vollkommen richtiges Quadrat und einen ganz runden Kreis zu zeichnen. Um die Richtigkeit der Figuren zu prüfen, werden wir sich nach allen ihren

wahrnehmbaren Eigenschaften untersuchen, was uns gleichzeitig Gelegenheit geben wird, täglich an ihnen neue zu entdecken. Wir biegen nach dem Durchmesser die beiden Halbkreise und nach der Diagonale die beiden Hälften des Quadrats zusammen; wir vergleichen nun unsere beiden Figuren, um zu sehen, bei welcher sich die Ränder am genauesten decken und die Zeichnung also am richtigsten ist. Daran knüpft sich eine Erörterung der Frage, ob sich auch bei Parallelogrammen, Trapezen usw. diese gleiche Teilung ergeben müsse. Bisweilen werden wir uns bemühen, den Erfolg des Versuches, noch ehe er angestellt ist, im Voraus zu bestimmen, die Gründe dafür aufzufinden usw.

Für meinen Zögling ist die Geometrie nur die Kunst, sich des Lineals und Zirkels richtig zu bedienen. Er soll sie nicht etwa mit dem Zeichnen verwechseln, bei welchem er weder das eine noch das andere dieser Hilfsmittel anwenden darf. Lineal und Zirkel müssen unter Verschluss gehalten werden, und ich werde ihm den Gebrauch derselben nur selten und auch dann nur auf kurze Zeit gestatten, damit er sich nicht etwa an das Sudeln gewöhnt. Aber wir werden unsere Figuren hin und wieder mit auf einen Spaziergang nehmen und von dem, was wir gemacht haben oder machen wollen, plaudern.

Es wird mir unvergesslich bleiben, wie ich in Turin die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, welchem man in seiner Jugend das Verhältnis des Umfangs zu dem Flächeninhalte dadurch beigebracht hatte, dass man ihm täglich unter Waffelkuchen in allerhand geometrischen Figuren, aber dabei von gleichem Umfang, mit anderen Worten unter isoperimetrischen<sup>67</sup> Kuchen die Auswahl freigestellt hatte. Das kleine Leckermaul hatte

---

<sup>67</sup> Man nennt solche Figuren isoperimetrisch, die einen gleich großen Umfang haben. Es hat sich herausgestellt, dass unter all diesen Figuren der Kreis die größte Oberfläche enthält. Das Kind hat demnach Waffeln von kreisrunder Gestalt wählen müssen.

Anmerkung des Herrn  
Petitain.

die Kunst des Archimedes erschöpft, um herauszufinden, bei welcher Figur es am meisten zu essen gäbe.

Wenn ein Kind mit dem Federball spielt, so übt es gleichzeitig Auge und Arm und erhöht die Sicherheit und Gewandtheit derselben; peitscht es jedoch einen Kreisel, so nimmt zwar seine Kraft zu, da es von derselben Gebrauch machen muss, aber ohne dass es dabei etwas lernt. Ich habe mehrmals die Frage aufgeworfen, warum man den Kindern nicht dieselben Geschicklichkeitsspiele gestattet, welche die Erwachsenen haben: das Ballspiel, das Laufspiel, das Billard, das Bogenschießen, den Windball, die musikalischen Instrumente. Man hat mir erwidert, dass einige dieser Spiele ihre Kräfte überstiegen, während für die anderen ihre Glieder und Organe noch nicht die nötige Ausbildung besäßen. Ich vermag diese Gründe nicht als richtig anzuerkennen. Ein Kind hat nicht die Statur eines Erwachsenen und trägt nichtsdestoweniger fortwährend Kleider, die denselben Schnitt wie die älterer Personen zeigen. Ich will nicht, dass es mit unseren gewöhnlichen Billardstöcken auf einem drei Fuß hohen Billard spiele, ich will nicht, dass es unsere Ballhäuser besuche und seine kleine Hand mit dem Ballnetz des Ballmeisters beschwere; sondern ich wünsche nur, dass es in einem Saal spiele, dessen Fenster man wohl verwahrt hat, und sich anfänglich nur weicher Bälle bediene. Seine ersten Raketten oder Ballnetze sollen von Holz, später von Pergament und zuletzt erst von Darmsaiten sein, welche nach Maßgabe der fortschreitenden Zunahme seiner Kräfte gespannt sind. Ihr zieht den Federball vor, weil er weniger ermüdet und das Spiel mit ihm ungefährlich ist. Ihr habt aber aus zwei Gründen unrecht. Der Federball ist ein Spiel für Frauen; ihr werdet indes nicht eine einzige finden, die nicht vor einem auf sie zufliegenden Ball die Flucht ergriffe. Ihre weiße Haut darf keine blauen Flecke erhalten, und ihr Gesicht erwartet etwas anderes als Quetschungen. Können wir aber wohl, die wir geschaffen sind, stark zu sein, uns dem Wahn hingeben, dass wir es leicht und mühelos erreichen werden? Und wie sollen wir uns wohl die Fähigkeit erwerben, uns ernstlich zu verteidigen, wenn wir niemals

angegriffen werden? Die Spiele, bei welchen man sich, ohne Gefahr zu laufen, ungeschickt benehmen kann, spielt man stets mit einer gewissen Schlaffheit und Trägheit. Ein Federball, welcher herabfällt, tut niemandem weh; aber nichts verleiht den Armen eine größere Gelenkigkeit als die Notwendigkeit, den Kopf zu schützen, nichts schärft den Blick in so hohem Grad als die Notwendigkeit, die Augen zu behüten. Von einem Ende des Saales zum anderen springen, den Flug eines noch die Luft durchschneidenden Balles richtig berechnen und ihn mit starker und sicherer Hand zurückschleudern; solche Spiele sind zwar geeignet, Männer heranzubilden, passen aber später nicht mehr für dieselben.

Die Fibern eines Kindes, wendet man dagegen ein, sind noch zu weich. In der Tat haben sie weniger Schnellkraft, sind aber dafür desto geschmeidiger; ihr Arm ist schwach, aber es ist und bleibt doch immer ein Arm; man muss mit ihm verhältnismäßig alles das ausrichten können, was man mit jeder anderen ähnlichen Maschine auszurichten vermag. Den Händen der Kinder fehlt freilich noch jegliche Geschicklichkeit, aber gerade aus dem Grund wünsche ich, dass man sie geschickt mache. Ein Mann, der nur ebenso wenig Übung gehabt hätte wie sie, würde ihnen sicherlich in diesem Punkt nicht überlegen sein. Den richtigen Gebrauch unserer Organe lernen wir erst durch ihre Anwendung kennen. Nur eine lange Erfahrung lehrt uns, aus uns selbst Vorteil zu ziehen, und diese Erfahrung ist das wahre Studium, an das man uns nicht früh genug gewöhnen kann.

Alles was geschieht, ist ausführbar. Nun ist aber nichts gewöhnlicher als der Anblick geschickter und wohlgestalteter Kinder, die an Gewandtheit der Glieder mit jedem Erwachsenen wetteifern können. Fast auf allen Jahrmärkten sieht man solche junge Künstler auftreten, auf den Händen gehen, springen und auf dem Seil tanzen. Wie viele Jahre lang haben nicht Kindertruppen durch ihre Balletttänze Zuschauer in das italienische Schauspiel gezogen! Wer hat in Deutschland und Italien nicht von der Pantomimentruppe des berühmten Nicolini gehört? Hat wohl

irgend jemand bei diesen Kindern weniger vollendete Bewegungen, weniger anmutige Stellungen, ein weniger scharfes Ohr, einen weniger leichten Tanz als bei völlig ausgebildeten Tänzern bemerkt? Mögen auch anfänglich ihre Finger dick, kurz und wenig beweglich, ihre Hände fleischig und zum Anfassen wenig geschickt sein, hindert dies denn etwa, dass manche Kinder in einem Alter, wo andere noch nicht einmal den Bleistift oder die Feder zu halten imstande sind, schreiben und zeichnen können? Ganz Paris erinnert sich noch der kleinen Engländerin, welche in einem Alter von zehn Jahren wahre Wunderwerke auf dem Klavier verrichtete.<sup>68</sup> Im Haus eines höheren Beamten bin ich einst Augen- und Ohrenzeuge gewesen, wie ein kleines achtjähriges Bürschchen, das man beim Dessert wie eine Bildsäule mitten unter die Tafelaufsätze auf den Tisch stellte, auf einer Violine, die fast ebenso groß als er selbst war, so ausgezeichnet spielte, dass er selbst Künstler durch die vorgetragenen Stücke in Erstaunen setzte.

Alle diese und noch hunderttausend andere Beispiele beweisen, wie mir scheint, dass die Untüchtigkeit, die man bei Kindern für die Leibesübungen der Erwachsenen voraussetzt, nur eingebildet ist, und dass, wenn man sie in einigen durchaus nicht weiterkommen sieht, der Grund lediglich darin liegt, dass man sie nie recht darin geübt hat.

Man wird den Einwand machen, dass ich hier hinsichtlich des Körpers in den Fehler der zu frühzeitigen Ausbildung ver falle, den ich hinsichtlich der geistigen Entwicklung der Kinder oben selbst gerügt habe. Es waltet hierbei jedoch ein großer Unterschied ob, denn der eine dieser Fortschritte ist nur scheinbar, der andere ist wirklich. Ich habe nachgewiesen, dass die Kinder den Verstand, den sie zu haben scheinen, nicht besitzen, während sie alles, was sie zu tun scheinen, auch wirklich tun. Überdies muss man dabei immer im Auge behalten, dass dies alles nichts weiter ist oder sein soll als Spiel, als eine leichte und freiwillige Leitung der Bewegungen,

---

<sup>68</sup> Ein kleiner siebenjähriger Knabe hat später in derselben Kunst noch Erstaunlicheres geleistet.

welche die Natur von ihnen verlangt, als eine Kunst, ihnen ihre Vergnügungen durch Abwechslung angenehmer zu machen, ohne dass ihnen je der geringste Zwang den Anschein einer Arbeit verleihe; denn mögen sie sich nun diesem oder jenem Zeitvertreib hingeben, wo wäre der, aus dem ich nicht am Ende einen Gegenstand der Belehrung für sie machen könnte? Und sollte ich es nicht vermögen, nun, so ist ihr Fortschritt, wofern sie sich nur ohne Nachteil belustigen und die Zeit vertreiben, augenblicklich in keiner Sache von Wichtigkeit. Sollen sie aber durchaus dies oder jenes lernen, so ist es, möge man es anfangen, wie man will, völlig unmöglich, ohne Zwang, Ärger und Langweile zum Ziel zu gelangen.

Was ich über die beiden Sinne, deren Anwendung am häufigsten und am wichtigsten ist, gesagt habe, kann zugleich als Beispiel für die Übung der anderen Sinne dienen. Der Gesichtssinn wie der Tastsinn können ebenso wohl auf ruhende wie auf in Bewegung befindliche Körper angewandt werden; da indes nur eine Erschütterung der Luft einen Eindruck auf den Sinn des Gehörs hervorbringen kann, so vermag auch nur ein Körper, der sich in Bewegung befindet, ein Geräusch oder einen Ton hervorzurufen, und wenn alles in Ruhe wäre, so würden wir auch nie etwas hören. Des Nachts, wo wir uns nur soviel bewegen als es uns beliebt, und wo uns nur solche Körper Besorgnis einflößen können, die sich bewegen, ist uns deshalb ein wachsames Ohr sehr vorteilhaft, um aus dem Eindruck, der auf uns ausgeübt wird, beurteilen zu können, ob der ihn verursachende Körper groß oder klein, entfernt oder nahe, ob seine Bewegung stark oder schwach ist. Die in Schwingung geratene Luft findet einen Widerstand, wird zurückgeworfen und bildet dadurch ein Echo, welches den Eindruck wiederholt, und uns den schallenden oder klingenden Körper an einem anderen Ort vernehmen lässt als dort, wo er sich wirklich befindet. Wenn man auf einer Ebene oder in einem Tal das Ohr auf den Boden legt, so hört man die Stimme der Menschen und den Tritt der Pferde schon aus weit größerer Entfernung, als wenn man aufrecht stehen bleibt.

Wie wir das Gesicht mit dem Gefühl verglichen haben, so ist es gut, es in gleicher Weise mit dem Gehör zu vergleichen und zu untersuchen, welcher von den beiden Eindrücken, vorausgesetzt dass sie beide gleichzeitig von dem nämlichen Körper ausgehen, am frühesten bei seinem Organ anlange. Gewahrt man den Blitz einer Kanone, so kann man dem Schuss noch entgehen, hört man jedoch den Knall, so bleibt dazu keine Zeit mehr übrig, die Kugel ist schon da. Die Entfernung eines Gewitters lässt sich nach der Zeit, die zwischen Blitz und Donner verstreicht, bestimmen. Richtet es so ein, dass das Kind mit allen diesen Erfahrungen vertraut werde; dass es diejenigen, die ihm zugänglich sind, selbst mache und die übrigen durch Folgerungen finde. Es wäre mir jedoch hundertmal lieber, wenn es sie gar nicht kennen würde, als dass ihr sie ihm erst sagen müssten.

Wir haben ein Organ, welches dem Gehör genau entspricht, nämlich das Sprachorgan; dagegen besitzen wir kein dem Gesichtssinn entsprechendes und sind deshalb nicht imstande die Farben wie die Töne wiederzugeben. Dadurch ist uns ein weiteres Mittel an die Hand gegeben, den ersteren Sinn auszubilden, indem wir das aktive und passive Organ sich gegenseitig üben lassen.

Wir können beim Menschen dreierlei Stimmen unterscheiden, nämlich die sprechende oder artikulierte, die singende oder melodische und die pathetische oder akzentuierte, welche den Leidenschaften als Sprache dient und den Gesang und die Rede beseelt. Das Kind besitzt diese dreierlei Stimmen ebenso gut wie der Erwachsene, obgleich ihm das Vermögen fehlt, sie in gleicher Weise zu vereinen; es hat, wie wir, das Lachen, das Schreien, die Klage, den Ausruf und das Seufzen, allein es versteht nicht, die Modulationen der beiden anderen Stimmen damit zu verbinden. Diejenige Musik wird die vollkommenste sein, welche diese drei Stimmen am besten vereinigt. Zu solcher Musik sind die Kinder unfähig; ihrem Gesang fehlt es immer an Seele. In gleicher Weise fehlt es ihrer Sprache bei der sprechenden Stimme an dem Akzent. Sie schreien, aber akzentuieren nicht, und da in ihrer Rede die Betonung zurücktritt, so entbehrt ihre Stimme des Nachdrucks.

Unser Zögling wird noch schlichter, noch einfacher reden, weil die Leidenschaften in ihm noch nicht erwacht sind und also auch ihre Stimme nicht mit der seinigen vermischen können. Verlangt deshalb nicht von ihm, dass er Rollen aus Trauerspielen oder Lustspielen vortragen soll, noch unterrichtet ihn im sogenannten Deklamieren. Er wird viel zu vernünftig sein, um Dinge, die er nicht verstehen kann, zu betonen, und um danach zu streben, Gefühle, die sich noch nie in ihm geregt haben, zum Ausdruck zu bringen.

Haltet ihn an, einfach und deutlich zu reden, richtig zu artikulieren, genau und ohne Ziererei auszusprechen, lehrt ihn den grammatikalischen Akzent und die Prosodie kennen und befolgen, beständig laut genug sprechen, um verstanden zu werden, aber nie lauter als durchaus nötig ist, ein Fehler, der bei den in öffentlichen Anstalten erzogenen Kindern sehr häufig vorkommt: kurz, duldet nach jeder Richtung hin nichts Überflüssiges.

Lasst euch ferner angelegen sein, beim Gesang seine Stimme rein, gleichmäßig, geschmeidig und wohlklingend, sein Ohr für Takt und Harmonie empfänglich zu machen, aber auch nicht mehr. Die die Naturlaute nachahmende und theatralische Musik ist für sein Alter noch nicht geeignet; ich wünschte nicht einmal, dass er Worte sänge; wollte er solche durchaus singen, so würde ich mich bemühen, besondere Lieder für ihn zu dichten, die für sein Alter interessant und ebenso einfach wie seine Ideen wären.

Hatte ich wenig Eile, ihm die Buchstabenschrift lesen zu lehren, so kann man sich wohl denken, dass ich mich ebenso wenig beeilen werde, ihn in die Kunst, Noten zu lesen, einzuweihen. Wir wollen seinem Gehirn jede allzu mühsame Aufmerksamkeit ersparen und uns nicht beeilen, seinen Geist an konventionelle Zeichen zu fesseln. Ich will einräumen, dass dies mit Schwierigkeit verbunden zu sein scheint; denn wenn die Kenntnis der Noten zum Singen zunächst auch nicht notwendiger erscheint als die der Buchstaben zum Reden, so ist hierbei doch der Unterschied vorhanden, dass wir beim Reden nur unsere eigenen, beim Singen dagegen nur

fremde Ideen zum Ausdruck bringen, und um letztere richtig wiederzugeben, muss man sie doch lesen können.

Indes kann man sie erstens auch hören, anstatt sie zu lesen, und ein Gesang haftet im Ohr noch weit treuer als im Auge. Zum richtigen Verständnis der Musik reicht es ferner nicht aus, dieselbe nur wiederzugeben, man muss auch komponieren können; und lernt man beides nicht zu gleicher Zeit, so wird man sie nie gut verstehen. Übt euren kleinen Musiker zunächst in der Komposition ganz regelmäßiger und taktmäßiger Tonsätze, darauf lasst sie ihn durch einen höchst einfachen Übergang untereinander verbinden und endlich ihre verschiedenen Verhältnisse zueinander durch korrekte Einteilung bezeichnen, was durch die richtige Wahl des Rhythmus und der Pausen geschieht. Vor allem aber verschont ihn mit gekünstelten, leidenschaftlichen und zu gefühlvollen Gesängen. Stets sei die Melodie einfach und singbar, stets werde sie aus den Haupttönen der betreffenden Tonart gebildet und stets klinge der Grundton derartig hindurch, dass er ihn hindurchzuhören und ohne Mühe zu begleiten vermag; denn um Stimme und Ohr zu bilden, darf er nie ohne Klavierbegleitung singen.

Um die Töne besser zu markieren, artikuliert man sie bei der Aussprache; daher stammt die Sitte, die Noten beim Singen durch gewisse Silben zu bezeichnen. Um die einzelnen Töne zu unterscheiden, muss man ihnen und ihren Intervallen bestimmte Namen geben; daher die Namen der Intervalle und auch die Buchstaben des Alphabets, mit denen man die Tasten des Klaviers und die Noten der Tonleiter zu bezeichnen pflegt. *C* und *a* bezeichnen feste, unveränderliche, stets durch dieselben Tasten hervorgebrachte Töne. Mit *ut* und *la* ist es schon anders. *Ut* ist regelmäßig der Grundton einer Durtonart oder der Mittelton einer Molltonart. *La* jedoch ist beständig der Grundton einer Molltonart oder die Sexte einer Durtonart. So bezeichnen demnach die Buchstaben die unveränderlichen Grenzen der Verhältnisse unseres musikalischen Systems, während die Silben die homologen Grenzpunkte der ähnlichen Verhältnisse in den verschiedenen Tonarten markieren. Die Buchstaben bezeichnen die Tasten des

Klaviers, und die Silben die Intervalle der Tonleiter. Die französischen Musiker haben sich sonderbarerweise an diese strenge Unterscheidung nicht im geringsten gekehrt; sie haben die Bedeutung der Silben mit der Bedeutung der Buchstaben vermischt und verschmolzen, und indem sie dadurch die Zeichen der Tasten unnützerweise verdoppelten, haben sie keine übriggelassen, welche nur zur Bezeichnung der Töne der Tonleiter dienen könnten. So ist es gekommen, dass für sie *ut* und *c* stets eins und dasselbe ist; und doch sind es nicht identische Begriffe und dürfen es nicht sein, denn wozu sollte dann *c* dienen? Auch bereitet ihre Art zu solfeggieren erhebliche Schwierigkeiten, ohne irgendwelchen Nutzen zu schaffen oder dem Geist irgendeine klare Idee zu geben, da nach dieser Methode zum Beispiel die beiden Silben *ut* und *mi* ebenso wohl eine große als auch eine kleine, eine übermäßige oder verminderte Terz bedeuten. Welch seltsamer Unstern trägt wohl die Schuld, dass das Land, in welchem man in der ganzen Welt die schönsten Bücher über Musik verfasst, gerade dasjenige ist, in welchem man sie am schwersten lernt?

Lasst uns bei unserem Zögling eine einfachere und klarere Methode zur Anwendung bringen. Für ihn sollen nur zwei Tonarten existieren, deren Verhältnisse stets die nämlichen sind und stets durch dieselben Silben bezeichnet werden. Ob er nun singe oder irgendein Instrument spiele, so soll er seine Tonleiter von jedem der zwölf Töne aus, die ihm als Grundton dienen können, zu bilden verstehen, und ob man nun aus *d* oder *c* oder *g* usw. moduliere, so soll, je nach der Tonart, das Finale stets *ut* oder *la* sein. Auf diese Weise wird er auch immer verstehen. Die für einen richtigen Gesang und ein richtiges Spiel wesentlichen Verhältnisse der Tonart werden seinem Geiste stets gegenwärtig, sein Vortrag wird richtiger und sein Fortschritt schneller sein. Es gibt nichts Sonderbareres, als was die Franzosen Solmisieren nach der Natur nennen; das heißt weiter nichts als die eigentlichen Begriffe von der Sache trennen, um völlig fremdartige an ihre Stelle zu setzen, die nur zu verwirren imstande sind. Nichts ist natürlicher, als infolge einer Transposition zu solmisieren, sobald die Tonart transponiert

wird. Aber nun genug über Musik! Unterrichtet euren Zögling in derselben wie ihr wollt; vorausgesetzt, dass sie ihm nie etwas anderes als ein Vergnügen sei.

Wir sind jetzt bereits über die Beschaffenheit der fremden Körper durch ihre Beziehungen zu dem unsrigen hinreichend unterrichtet; wir kennen ihre Schwere, ihre Gestalt, ihre Farbe, ihre Dichtigkeit, ihre Größe, ihre Entfernung, ihre Temperatur, ihre Ruhe oder Bewegung. Wir sind über diejenigen belehrt, deren Annäherung oder Entfernung uns vorteilhaft ist, sowie über die Art und Weise, die wir beobachten müssen, um ihren Widerstand zu besiegen oder ihnen selbst einen Widerstand entgegenzusetzen, der uns vor ihren schädlichen Einwirkungen bewahrt. Aber das ist freilich noch nicht genug. Unser eigener Körper erschöpft sich unaufhörlich wieder erneuert werden. Obgleich wir die Fähigkeit besitzen, fremde Substanzen in unsere eigene Substanz zu verwandeln, so ist die Wahl derselben doch keineswegs gleichgültig. Nicht alles eignet sich für den Menschen als Nahrungsmittel, und unter den Stoffen, die dazu tauglich sind, gibt es wieder mehr oder weniger zuträgliche. Inwiefern sie das sind, hängt von der Körperbeschaffenheit seines Geschlechts, von dem Klima, das er bewohnt, von seinem besonderen Temperament und der Lebensweise ab, die sein Stand ihm vorschreibt.

Wir würden vor Hunger und an Gift sterben, wenn wir behufs Wahl der uns dienlich Nahrungsmittel solange warten müssten, bis uns die Erfahrung sie kennen und wählen gelehrt hätte; aber der Allgütige, welcher das Vergnügen der empfindungsfähigen Wesen zu einem Mittel ihrer Erhaltung gemacht hat, gibt uns dadurch, dass etwas unserem Gaumen zusagt, zugleich zu erkennen, dass es auch unserem Magen zuträglich ist. Im Stand der Natur gibt es für den Menschen keinen zuverlässigeren Arzt als seinen eigenen Appetit; und ich zweifle keinen Augenblick daran, dass, solange derselbe in seinem ursprünglichen Zustand verharren würde, die wohlschmeckendsten Speisen ihm auch die gesündesten wären.

Ja noch mehr. Der Schöpfer der Dinge sorgt nicht allein für die Bedürfnisse, die er uns eingepflanzt hat, sondern auch noch für diejenigen, die wir uns selbst bereiten. Damit unsere Begierde mit dem Bedürfnis stets Hand in Hand gehe, hat er Fürsorge getroffen, dass zugleich mit unserer Lebensweise auch unser Geschmack wechselt und sich verändert. Je mehr wir uns von dem Naturzustand entfernen, desto mehr verlieren wir unseren natürlichen Geschmack, oder wird vielmehr die Gewohnheit in uns zur zweiten Natur, welche die ursprüngliche so vollständig verdrängt, dass diese niemand von uns mehr kennt.

Hieraus ergibt sich, dass der natürlichste Geschmack auch der einfachste sein muss, denn dieser verwandelt sich am leichtesten, während er Überreizung und Aufregung durch die Einwirkungen unserer Phantasie eine unveränderliche Form annimmt. Ein Mensch, der nicht immer an der Scholle klebt, wird sich ohne Mühe in die Lebensweise jedes Landes schicken; wer sich aber nur in einem bestimmten Land heimisch fühlt, wird sich nie mit den Sitten eines fremden Landes befreunden können.

Dies scheint mir in jedem Sinne seine Wahrheit zu haben, vorzüglich aber auf den Geschmack im eigentlichen Sinn des Wortes seine Anwendung zu finden. Milch ist unsere erste Nahrung; nur sehr allmählich gewöhnen wir uns an Speisen von schärferem Geschmack. Anfänglich flößen sie uns geradezu Widerwillen ein. Obst, Gemüse, Kräuter und endlich auch noch etwas gebratenes Fleisch ohne Gewürz und Salz bildeten die Gastmahle der ersten Menschen.<sup>69</sup> Trinkt ein Wilder zum erstenmal Wein, so verzieht er sicherlich das Gesicht, und sein Magen vermag ihn nicht zu vertragen; und selbst unter uns wird sich jeder, dem der Genuss gegorener Getränke bis zu seinem zwanzigsten Jahre fremd geblieben ist, nie mehr an diese gewöhnen können. Keinem von uns würde es in den Sinn kommen, Wein zu trinken, wenn man ihn uns nicht schon in jungen Jahren gegeben hätte. Je einfacher

---

<sup>69</sup> Man vergleiche das Arkadien des Pausanias, sowie die weiter unten angeführte Stelle des Plutarch.

unser Geschmack ist, desto allgemeiner ist er; zusammengesetzte Speisen erregen am häufigsten und am allgemeinsten Widerwillen. Sieht man wohl je, dass sich jemand von Wasser oder Brot angeekelt fühlt? Darin liegt ein unverkennbarer Wink der Natur, darin ist uns auch eine Richtschnur vorgezeichnet. Lasst uns deshalb dem Kinde seinen ursprünglichen Geschmack solange als möglich erhalten; seine Nahrung sei einfach und natürlich, sein Gaumen gewöhne sich nur an wenig gewürzte Speisen und bilde sich keinen besonderen Geschmack.

Ich will hier nicht erst untersuchen, ob diese Lebensart gesunder ist oder nicht; das gehört nicht zu der Aufgabe, die ich mir gestellt habe. Um ihr den Vorzug zu geben, ist für mich die Überzeugung hinreichend, dass sie die naturgemäße ist und sich jeder anderen am leichtesten anzubequemen vermag. Diejenigen, welche behaupten, man müsse die Kinder an solche Nahrung gewöhnen, welche sie später als Erwachsene genießen werden, gehen meinem Dafürhalten nach von einer falschen Voraussetzung aus. Weshalb soll ihre Nahrung die gleiche sein, während sich in ihrer Lebensweise so große Verschiedenheiten zeigen? Ein von Arbeit, Sorgen und Anstrengungen erschöpfter Mann bedarf nahrhafter Speisen, die seinem Gehirn neuen Lebensgeist zuführen; ein Kind indes, welches sich nur fröhlich umhertummelt und dessen Körper noch einem steten Wachstum unterworfen ist, verlangt eine reichliche Nahrung, aus dem es unaufhörlich Nahrungssaft ziehen kann. Außerdem hat der völlig ausgebildete Mann bereits seine Stellung, seinen Beruf, seinen festen Wohnsitz; wer aber will mit Sicherheit voraussehen, was das Schicksal dem Kind aufgespart hat? Nach keiner Richtung hin dürfen wir letzterem eine so ausgeprägte Form geben, dass es mit zu großer Mühe verbunden ist, sie nach Bedürfnis zu ändern. Lasst uns nicht die Schuld tragen, dass es in fremden Ländern Hungers sterbe, wenn es nicht in seinem Gefolge überallhin einen französischen Koch mit sich schleppt, oder dass es eines Tages versichere, man verstehe nur in Frankreich zu essen. Beiläufig gesagt, wirklich ein schmeichelhaftes Lob! Ich meinerseits möchte gerade umgekehrt sagen, dass die

Franzosen allein nicht zu essen verstehen, da es erst einer ganz besonderen Kunst bedarf, ihnen die Speisen schmackhaft zu machen.

Unter unseren verschiedenen Sinneswahrnehmungen berühren uns die, welche sich auf sich auf den Geschmack beziehen, im allgemeinen am unmittelbarsten. Auch muss uns ungleich mehr daran gelegen sein, uns über diejenigen Substanzen, die in unseren eigenen Körper übergehen sollen, ein richtiges Urteil zu bilden, als über solche, die sich nur in unserer Umgebung befinden. Tausenderlei Dinge sind dem Gefühl, dem Gehör und dem Gesicht gleichgültig, während es für den Geschmack fast nichts Gleichgültiges gibt. Ferner ist die Tätigkeit dieses Sinnes eine rein physische und materielle. Er ist der einzige, welcher die Einbildungskraft niemals erregt, wenigstens derjenige, an dessen Wahrnehmungen sie am wenigsten beteiligt ist. Wie oft findet man dagegen, dass die Nachahmung und die Einbildungskraft den Eindrücken aller übrigen etwas Geistiges beimischen! Auch sind weichliche und wollüstige Herzen, leidenschaftliche und wirklich reizbare Charaktere, die sich durch die übrigen Sinne leicht erregen lassen, gewöhnlich wenig geneigt, diesem zu huldigen. Aber gerade aus dieser Erfahrung, die den Geschmack unter die übrigen Sinne zu stellen scheint und die Neigung, ihm zu frönen, so verächtlich macht, möchte ich den Schluss ziehen, dass es sich als das zweckmäßigste Mittel empfiehlt, die Kinder durch die Bedürfnisse ihres Mundes zu leiten und zu regieren. Will man einmal eine äußere Triebfeder in Anwendung bringen, so will ich mich immer noch lieber auf die Leckerhaftigkeit als auf die Eitelkeit stützen, da erstere ein natürlicher Trieb ist, der es nur mit dem Sinne selber zu tun hat, letztere jedoch ein Erzeugnis der Einbildungskraft, welches den Launen der Menschen und jeglichem Missbrauche unterworfen ist. Leckerhaftigkeit ist die Leidenschaft der Kindheit, die verschwindet, sobald sich andere zeigen; sie vermag keiner Konkurrenz gegenüber standzuhalten. Ja, glaubt es mir, das Kind wird nur zu früh aufhören, an das, was es genießt, zu denken, und wenn sein Herz erst allzu sehr beschäftigt ist, wird ihn sein Gaumen

schwerlich noch beschäftigen. Sobald es erwachsen ist, werden tausend stürmische Gefühle die Leckerhaftigkeit mit einem Male verscheuchen und erst die Eitelkeit recht anstacheln, denn letztere Leidenschaft zieht allein von allen anderen Gewinn und verschlingt sie endlich alle. Ich habe bisweilen solche Leute, denen gute Bissen über alles gingen, die schon beim Erwachen an nichts als an die Tafelgenüsse im Lauf des Tages dachten und eine Mahlzeit mit größerer Genauigkeit beschrieben als Polybius ein Gefecht, genau beobachtet und dabei stets gefunden, dass alle diese angeblichen Männer nichts weiter als vierzigjährige Kinder ohne Kraft und Festigkeit waren, *fruges consumere nati*.<sup>70</sup> Das Laster der Schleckerhaftigkeit kann nur bei solchen vorkommen, denen aller geistiger Gehalt abgeht. Die Seele des Feinschmeckers ist mit seinem Gaumen identisch, die Schöpfung hat ihn nur zum Essen bestimmt. In seiner beschränkten Unfähigkeit ist er nur bei Tisch an seinem Platz; sein Urteil geht über die Schüsseln nicht hinaus. Gönnen wir ihm diese Rolle im Leben; er führt sie besser durch als eine andere, besser für uns und für ihn.

Es verrät große Unerfahrenheit, wenn man sich der Besorgnis hingibt, dass die Leckerhaftigkeit bei einem befähigten Kind, einwurzeln könne. In der Kindheit denkt man freilich nur an die Speise, die man isst, im Jünglingsalter nehmen indes die Gedanken eine andere Richtung; da sind alle Speisen gleich gut, da ist man von ganz anderen Dingen in Anspruch genommen. Fern liegt mir indes der Gedanke, dass man eine so niedrige Triebfeder in unverständiger Weise in Anwendung bringen oder zu der Ehre, eine gute Handlung zu vollbringen, durch einen guten Bissen anspornen sollte. Da aber einmal die ganze Kindheit nur Scherz und Spiel ist und sein soll, so sehe ich auch nicht ein, weshalb man nicht auf rein körperliche Übungen einen materiellen und für den Genuss bestimmten Preis setzen dürfte. Wenn ein Knabe auf Majorka im Gipfel eines Baumes einen Korb hängen sieht und ihn mit seiner Schleuder herabwirft, ist es dann nicht mehr als billig, dass er davon

---

<sup>70</sup> Hor., lib. I. en 2

einen Vorteil habe, und ihm ein gutes Frühstück die Kraft wieder ersetze, die er zur Erlangung des Korbes hat anwenden müssen?<sup>71</sup> Wenn sich ein spanischer Knabe auf die Gefahr hin, hundert Peitschenhiebe zu erhalten, gewandt in eine Küche schleicht, einen lebendigen jungen Fuchs stiehlt, ihn unter seinem Gewande davonträgt, trotzdem er zerkratzt, zerbissen und mit Blut überströmt wird, wenn er sich sogar, um sich nicht der Schande der Entdeckung auszusetzen, die Eingeweide zerreißen lässt, ohne auch nur das Gesicht zu verziehen, ohne einen einzigen Schrei auszustoßen, ist es dann nicht billig, dass er das schwer Erbeutete zu seinem Nutzen verwende und es verzehre, nachdem er von ihm beinahe selbst verzehrt worden ist? Niemals darf eine gute Mahlzeit als eine Belohnung gelten; weshalb sollte sie aber nicht mitunter die Frucht der Mühe sein, der man sich zu ihrer Erlangung hat unterziehen müssen? Emil sieht in dem Kuchen, den ich auf den Stein gelegt habe, nicht eine Belohnung für seinen Schnelllauf; sondern er ist sich nur dessen bewusst, dass das einzige Mittel, den Kuchen zu erhalten, darin besteht, schneller als ein anderer das Ziel zu erreichen.

Dies widerspricht keineswegs den Grundsätzen, die ich vorhin über die Einfachheit der Speisen ausgesprochen habe; denn bei Befriedigung des Appetits der Kinder handelt es sich nicht um Erregung ihrer Sinnlichkeit, sondern um Stillung eines Naturtriebes, und dies lässt sich durch die gewöhnlichsten Mittel von der Welt erzielen, wenn man nicht absichtlich auf die Verwöhnung ihres Gaumens ausgeht. Ihr durch stetes Wachstum erregter Appetit ist für sie eine sicher Würze, die ihnen viele anderen ersetzt. Obst, Milchspeisen, irgendeine Backware, die das gewöhnliche Brot an Wohlgeschmack übertrifft, in Verbindung mit der Kunst, dies alles sparsam zu verteilen, reichen vollkommen aus, Heere von Kindern bis ans Ende der Welt zu führen, ohne dass man ihnen Geschmack an gaumkitzelnden Speisen einflößt, oder Gefahr läuft, ihren Gaumen abzustumpfen.

---

<sup>71</sup> Dieser Gebrauch hat sich bei den Majorkanern schon seit vielen Jahrhunderten verloren; er stammt aus jenen Zeiten, wo sie als Schleuderer im Rufe standen.

Zu den Beweisen, dass der Geschmack an Fleisch dem Menschen nicht natürlich ist, gehört die Gleichgültigkeit der Kinder gegen alle Fleischspeisen, sowie die Vorliebe, welche sie für vegetabilische Kost, wie Milchspeisen, Gebackenes, Obst usw., an den Tag legen. Es muss nun vor allen Dingen darauf Gewicht gelegt werden, diesen ursprünglichen Geschmack nicht in andere Bahnen zu lenken und die Kinder nicht zu Fleischessern zu machen, denn wenn auch ihre Gesundheit nicht darunter leiden sollte, so wäre es doch mit Rücksicht auf ihre Charakterbildung bedenklich. Denn wie man auch immer diese Erfahrung erklären mag, so steht doch soviel fest, dass die starken Fleischesser im allgemeinen grausamer und wilder als andere Menschen sind. Die englische Barbarei ist bekannt.<sup>72</sup> Die persischen Feueranbeter, die Gebern, sind dagegen die sanftesten Menschen.<sup>73</sup> Alle Wilden sind grausam; aber nicht ihre Sitten tragen die Schuld, sondern ihre Grausamkeit ist lediglich die Folge ihrer Nahrungsmittel. Sie ziehen in den Krieg, als ginge es auf die Jagd, und treten gegen die Menschen auf, als hätten sie Bären vor sich. In England dürfen sogar die Schlächter, und selbst die Wundärzte, nicht als Zeugen zugelassen werden.<sup>74</sup> Große Bösewichter härten sich durch den Genuss von Blut zum Morden ab. Homer schildert die Zyklopen, die Fleischesser waren, als entsetzliche Menschen, die Lotophagen dagegen als ein so lebenswürdiges Volk, dass man, sobald man mit ihnen in Verkehr getreten war, sogar sein eigenes Vaterland vergaß und nur den Wunsch hatte, unter ihnen leben zu können.

---

<sup>72</sup> Ich weiß sehr wohl, dass die Engländer ihre Humanität und den gutmütigen Charakter ihrer Nation, die sie *good natured people* nennen, in hohem Grade rühmen. Aber mögen sie es auch, soviel sie wollen, ausschreien, so findet diese Behauptung doch nirgends einen Widerhall.

<sup>73</sup> Die Bantanen, welche sich noch strenger als die Gebern jeglicher Fleischspeise enthalten, sind fast ebenso sanft als diese; da indes ihre Moral weniger rein und ihr Kultus weniger vernünftig ist, so können sie sich mit jenen an Rechtschaffenheit nicht messen.

<sup>74</sup> Einer der beiden englischen Übersetzer dieses Buches hat mir hier einen Irrtum nachgewiesen, und beiden haben ihn verbessert. Schlächter und Wunderärzte werden als Zeugen angenommen; aber erstere werden nicht als Geschworene oder Pairs bei Kriminalfällen zugelassen; letztere dagegen haben auch diese Berechtigung.

„Du fragst mich,“ sagt Plutarch, „weshalb sich Pythagoras des Genusses der Fleischspeisen enthielt. Aber ich frage dich statt dessen, welchen Mut der erste Mensch besessen haben muss, der Fleisch von einem gemordeten Tier an seinen Mund brachte, der mit seinen Zähnen die Knochen eines soeben erst gestorbenen Tieres zermalmte, der sich tote Körper, Leichen, zum Genuss vorsetzen ließ und Glieder von Geschöpfen in seinen Magen hinabschlang, die noch einen Augenblick zuvor geblökt, gebrüllt, gesehen hatten und umhergesprungen waren. Wie vermochte seine Hand nur einem empfindenden Wesen ein Eisen in das Herz zu stoßen? Wie waren seine Augen imstande, den Anblick eines Mordes auszuhalten? Wie konnte er ein armes wehrloses Tier schlachten, abhäuten und zerstückeln sehen? Wie vermochte er den Anblick noch zuckenden Fleisches zu ertragen? Wie war es nur möglich, dass ihm nicht schon dessen bloßer Geruch Übelkeit erregte? Wie ging es zu, dass er sich nicht angeekelt, zurückgestoßen und von Schauder ergriffen fühlte, wenn er den Schmutz dieser Wunden berührte und sie von dem schwarzen geronnenen Blute, mit dem sie bedeckt waren, reinigte?

Am Boden wand sich noch die abgestreifte Haut,  
Beim Feuer brüllt am Spieß das blut'ge Fleisch  
noch laut;  
Nicht ohne Schaudern kann der Mensch der  
Esslust frönen,  
Denn deutlich hört er noch aus seinem Schoß es  
stöhnen.“

„Ja, das musste er denken und empfinden, als er zum erstenmal seine Natur überwand, dieses entsetzliche Mahl herzurichten, als ihn zum erstenmal nach einem lebenden Wesen gelüstete, als er sich von einem Tier, das noch harmlos weidete, zu nähren verlangte, und der Gedanke in ihm aufstieg, wie er das Schaf, das ihm die Hand leckte, erwürgen, zerschneiden und

kochen könnte. Über diejenigen müssen wir uns gerechterweise wundern, die mit solchen grausamen Mahlzeiten den Anfang gemacht haben, aber wahrlich nicht über diejenigen, welche sich deren enthalten; und doch vermöchten erstere ihre Barbarei wenigstens einigermaßen durch Gründe zu entschuldigen, auf welche wir uns nicht mehr stützen können, und gerade deshalb sind wir noch hundertmal größere Barbaren als sie.“

„Ihr sterblichen Lieblinge der Götter, würdet jene ersten Menschen uns zurufen, vergleicht einmal die Zeiten; erwägt, wie glücklich ihr seid und wie elend wir waren! Die noch jungfräuliche Erde und die mit Dünsten erfüllte Luft entzogen sich noch dem Einfluss der Jahreszeiten; der unregelmäßige Lauf der Flüsse durchbrach die Ufer nach allen Richtungen hin; Teiche, Seen, tiefe Moräste nahmen drei Viertel der Erdoberfläche ein; das letzte Viertel war mit Gehölz und unfruchtbaren Wäldern bedeckt. Noch brachte die Erde keine wohlschmeckenden Früchte hervor, noch hatten wir keine Ackergerätschaften und verstanden auch die Kunst nicht, uns ihrer zu bedienen, und keine Erntezeit kam für uns, die wir nicht gesät hatten, heran. Deshalb wurden wir stets vom Hunger gefoltert. Moos und Baumrinde bildeten im Winter unsere gewöhnliche Speise. Frische Quecken- und Heidekrautwurzeln waren ein Festschmaus für uns, und hatten wir sogar Bucheckern, Nüsse oder Eicheln gefunden, so tanzten wir freudetrunken unter dem Klang unserer rohen Gesänge um eine Eiche oder Buche herum und nannten die Erde unsere Ernährerin und unsere Mutter. Das war unser einziges Fest, das waren unsere einzigen Spiele. Unser ganzes sonstiges Leben war Schmerz, Mühe und Elend.“

„Als uns endlich das entblößte und kahle Land gar nichts mehr darbot, wurden wir gezwungen, zu unserer Erhaltung die Natur zu verletzen und die Genossen unseres Elends lieber zu verzehren, als mit ihnen zugrunde zu gehen. Aber ihr, grausame Menschen, wer zwingt euch, Blut zu vergießen? Seht, welcher Überfluss an Gütern euch umgibt! Welche Fülle von Früchten erzeugt die Erde für euch! Welche Reichtümer bieten euch eure Felder und Weinberge dar! Wie viel Tiere ernähren euch mit ihrer Milch und kleiden euch

mit ihrer Wolle! Was verlangt ihr noch mehr von ihnen? Welche Wut treibt euch, trotzdem ihr mit Gütern überschüttet und von einer Überfülle von Lebensmitteln umringt seid, so viele Mordtaten zu begehen? Warum klagt ihr eure Mutter lügnerischerweise an, dass sie euch nicht zu ernähren vermöge? Warum versündigt ihr euch an Ceres, der Erfinderin der heiligen Gesetze, und an dem freundlichen Bacchus, dem Tröster der Menschen? Als ob ihre verschwenderischen Gaben zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes nicht hinreichend wären! Woher nehmt ihr nur ein Herz, außer mit ihren süßen Früchten eure Tische auch noch mit den Gebeinen der Tiere zu beladen, und mir der Milch zugleich das Blut der Tiere zu trinken, die sie euch geben? Panther und Löwen, die ihr Raubtiere nennt, folgen gezwungen ihrem Instinkt und töten andere Tiere, um zu leben. Allein ihr, die ihr in Wahrheit hundertmal wilder seid als jene, bekämpft ohne Not den Instinkt, um euch euren grausamen Lüsten zu überlassen. Die Tiere, welche ihr esset, gehören nicht zu denjenigen, die sich von anderen nähren; ihr verzehret nicht die fleischfressenden Tiere, sondern ahmet ihnen nach. Ihr seid nur nach unschuldigen und sanften Tieren lüstern, die niemandem ein Leid zufügen, die sich voller Anhänglichkeit an euch schließen, die euch dienen und die ihr dann zum Lohn für ihre Dienste verschlingt.“

„O, unnatürlicher Mörder! Wenn du wirklich an der Überzeugung hartnäckig festhältst, dass dich die Natur dazu geschaffen habe, deinesgleichen, Wesen von Fleisch und Bein, voller Empfindung und Leben wie du, zu verzehren: nun, dann erstricke auch das Grauen, dass sie dir vor solchen grässlichen Wahlzeiten einflößt, töte die Tiere selber und zwar mit deinen eigenen Händen, ohne Eisen und Messer; zerreiße sie mit deinen Nägeln, wie du es bei den Löwen und Bären siehst; greife den Stier mit deinen Zähnen an und zerfleische ihn; schlage deine Krallen in seine Haut; friss dieses Lamm noch lebendig, verschlinge sein Fleisch, wenn es noch warm ist und trinke seine Seele mit seinem Blut. Du zitterst, du wagst nicht, das lebende Fleisch unter deinem Zahn zucken zu fühlen! Erbärmliches Wesen! Erst tötest du das Tier

und dann isst du es, um es gleichsam zweimal sterben zu lassen! Noch nicht genug! Das tote Fleisch erregt noch deinen Widerwillen, deine Eingeweide können es nicht vertragen. Du musst es erst durch das Feuer verwandeln, musst es kochen, braten und mit allerlei Kräutern würzen, die seinen Geschmack verdecken. Du bedarfst erst der Fleischwarenhändler, der Köche, kurz solcher Leute, die dem Getöteten das Schreckenhafte benehmen und die toten Körper so umhüllen, dass der durch diese Zubereitung getäuschte Geschmacksinn das nicht zurückweise, was ihm ungewöhnlich und abstoßend ist und sich mit Vergnügen an Leichnamen lade, deren bloßen Anblick das Auge kaum zu ertragen vermöchte.“

Obgleich diese Stelle nicht völlig zu meinem Gegenstand gehört, so habe ich doch der Versuchung nicht widerstehen können, sie abzuschreiben, und ich bin überzeugt, dass nur wenige Leser es mir nicht Dank wissen werden.

Welche Lebensordnung ihr übrigens für eure Kinder auch einführen möget – wobei ich freilich voraussetze, dass ihr sie nur an gewöhnliche und einfache Kost gewöhnt –, lasst sie essen, sich umhertummeln und spielen, soviel es ihnen gefällt; dann könnt ihr versichert sein, dass sie niemals zu viel essen und niemals an Verdauungsbeschwerden leiden werden. Lasst ihr sie aber die halbe Zeit hungern und finden sie dann Mittel, sich eurer Wachsamkeit zu entziehen, so werden sie sich aus allen Kräften schadlos zu halten suchen; sie werden essen, bis sie sich den Magen überladen haben, ja bis zum Platzen. Unser Appetit verleitet uns nur deshalb zur Unmäßigkeit, weil wir ihm andere Regeln als die der Natur aufzwingen wollen. Indem wir fortwährend regeln, vorschreiben, hinzufügen oder wegnehmen, tun wir nichts ohne schon abzuwägen, wie viel unser Magen zu vertragen vermag; aber wir wägen es nah unserer Einbildung und nicht nach den Anforderungen unseres Magens ab.

Ich komme immer wieder auf meine Beispiele zurück. Bei den Landleuten stehen der Brotschrank und der Obstgarten

immerwährend offen, und doch wissen dort die Kinder ebenso wenig wie die Erwachsenen, was ein verdorbener Magen ist.

Sollte es jedoch wirklich einmal vorkommen, dass ein Kind zuviel äße, was ich übrigens bei Befolgung meiner Methode geradezu für unmöglich halte, so ist es durch Belustigungen, die seinem Geschmack zusagen, so leicht zu zerstreuen, dass man es bis zur Erschöpfung hungern lassen könnte, ohne dass man es ans Essen dächte. Wie ist es nur möglich, dass so sichere und zugleich so leichte Mittel allen Lehrern entgehen können! Herodot erzählt im 94. Kapitel des ersten Buches, dass die Lydier zur Zeit einer anhaltenden Hungersnot auf den Einfall geraten seien, Spiele und anderen Zeitvertreib zu erfinden, bei welchen sie ihren Hunger vergessen und ganze Tage zugebracht hätten, ohne an das Essen zu denken.<sup>75</sup> Eure gelehrten Erzieher haben diese Stelle vielleicht schon hundertmal gelesen, ohne zu begreifen, wie gut sie auf die Kinder angewandt werden kann. Vielleicht wird der eine oder der andere derselben den Einwand machen, dass kein Kind gern sein Mittagbrot verlässt, um seine Lektion zu lernen. Ja, mein bester Lehrer, du hast vollkommen recht: an diese Belustigung hatte ich freilich nicht gedacht!

Der Geruchssinn ist für den Geschmack, was das Gesicht für das Gefühl ist. Er kommt ihm zuvor, macht ihn darauf aufmerksam, wie diese oder jene Substanz auf ihn wirken werde, und bewegt ihn, sie je nach dem Eindruck, den er schon im Voraus empfängt, zu suchen oder zu meiden. Von den Wilden ist mir gesagt worden, dass ihr Geruchssinn in ganz anderer Weise als der unsrige affiziert werde, und das Urteil derselben über angenehme und

---

<sup>75</sup> Die alten Geschichtsschreiber enthalten außerordentlich viele Ansichten, von denen man selbst dann Gebrauch machen könnte, wenn die Tatsachen, auf denen sie fußen, falsch sein sollten. Aber leider verstehen wir nicht aus der Geschichte den rechten Vorteil zu ziehen; wir beschäftigen uns zu sehr mit der sogenannten gelehrten Kritik. Wenn man einer Tatsache eine nützliche Lehre entnehmen kann, braucht man auf den Nachweis ihrer Wahrheit doch wahrlich kein zu großes Gewicht zu legen. Verständige Menschen müssen die Geschichte als die Gewebe von Fabeln betrachten, deren Moral für das menschliche Herz vorzüglich geeignet ist.

unangenehme Gerüche von dem unsrigen wesentlich abweiche. Ich meinesteils bin sehr geneigt, es zu glauben. Die Gerüche an und für sich bringen nur schwache Eindrücke hervor; sie reizen mehr die Einbildungskraft als den Sinn, und affizieren nicht sowohl durch das, was sie wirklich gewähren, als vielmehr durch die Erwartung, die sie rege machen. Ist diese Voraussetzung gegründet, so werden auch die Menschen, deren Geschmack infolge ihrer verschiedenen Lebensweise von dem anderen Menschen abweicht, ebenfalls über die Gerüche, welche den Geschmack ankündigen, ganz entgegengesetzte Urteile fällen müssen. Ein Tatar muss ein stinkendes Pferdeviertel mit ebenso großem Genuss riechen wie einer unserer Jäger ein halbverfaultes Rebhuhn.

Rein äußerliche Sinneseindrücke, wie sie zum Beispiel von dem Wohlgeruch eines Blumenbeetes ausgehen, müssen sich solchen Menschen, die viel zu viel laufen, um an dem Spazieren gehen noch Freude zu haben, oder solchen, die nicht genug arbeiten, um die Süßigkeit der Ruhe empfinden zu können, kaum bemerkbar machen. Leute, die fortwährend hungrig wären, könnten an Wohlgerüchen, welche keine Speise ankündigten, schwerlich ein großes Vergnügen finden.

Der Geruch ist der Sinn der Phantasie; da er den Nerven eine größere Kraft verleiht, so muss er auch das Gehirn lebhaft erregen. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, dass er zwar für einen Augenblick belebt, aber auf die Länge erschöpft. Seine Wirkungen in der Liebe sind allgemein bekannt. Der süße Duft eines Toilettenzimmers ist keine so schwache Schlinge, wie man annimmt, und ich weiß nicht, ob man den weißen Mann, der so wenig empfänglich ist, dass ihm der Geruch der Blumen, die seine Geliebte am Busen trägt, niemals in Wallung brachte, beglückwünschen oder beklagen muss.

Der Geruch darf deshalb im ersten Lebensalter, wo die bisher erst von wenigen Leidenschaften belebte Phantasie kaum für eine Erregung empfänglich ist und wo man noch nicht genügende Erfahrung besitzt, um vermittels des einen Sinnes das voraussehen

zu können, was uns ein anderer verspricht, nicht sehr tätig sein. Diese Folgerung hat auch durch die Erfahrung ihre vollständige Bestätigung gefunden; es ist eine anerkannte Tatsache, dass dieser Sinn bei der Mehrzahl der Kinder noch schwach, ja fast völlig stumpf ist. Nicht etwa als ob bei ihnen die Empfindung nicht ebenso sein, ja vielleicht noch feiner als bei den Erwachsenen wäre; sondern weil sie aus dem Grunde, dass sie noch keine anderen Ideen damit verbinden, weder freudig noch schmerzlich affiziert werden und sich mithin auch nicht wie wir angenehm erregt oder verletzt fühlen können. Ich bin überzeugt, dass man bei strenger Festhaltung dieses Systems nicht erst nötig hat, zu der vergleichenden Anatomie der beiden Geschlechter seine Zuflucht zu nehmen, um mit Leichtigkeit den Grund aufzufinden, weshalb die Frauen von den Gerüchen im allgemeinen lebhafter affiziert werden als die Männer.

Man behauptet, die Wilden Kanadas bilden von ihrer frühesten Jugend auf ihren Geruch bis zu dem Grade von Feinheit aus, dass sie, obgleich sie Hunde besitzen, es unter ihrer Würde halten, sich derselben auf der Jagd zu bedienen, weil sie eine ebenso große Spürkraft haben. Es ist mir in der Tat einleuchtend, dass man, hielte man die Kinder dazu an, ihre Mahlzeit ebenso aufzuspüren wie der Hund das Wild, es vielleicht dahin bringen könnte, ihren Geruch in gleicher Weise zu vervollkommen; aber im Grunde genommen sehe ich auch nicht ein, welchen in die Augen fallenden Vorteil dieser Sinn verschaffen könnte, wenn es nicht etwa der wäre, dass er ihnen seine Beziehungen zum Geschmackssinn nachwiese. Die Natur hat schon dafür gesorgt, dass wir uns gezwungen sehen, uns mit diesen Beziehungen vertraut zu machen. Sie hat die Tätigkeit beider Sinne fast unzertrennlich miteinander verbunden, indem sie ihre Organe zu Nachbarn machte und im Mund eine unmittelbare Verbindung beider in der Art herstellte, dass wir nichts schmecken, ohne es gleichzeitig zu riechen. Ich wünschte nur, dass man diese natürlichen Beziehungen nicht aufhobe, um ein Kind zu hintergehen, indem man es beispielweise durch ein angenehmes Arom über den schlechten einer Arznei zu täuschen suchte, denn

der Zwiespalt zwischen den Eindrücken der beiden Sinne ist viel zu groß, als dass es sich alsdann noch hinter das Licht führen ließe. Da der tätige Sinn die Wirkung des anderen aufhebt, so nimmt es die Arznei keineswegs mit geringerem Widerwillen. Dieser Widerwillen erstreckt sich auch auf alle Eindrücke, welche gleichzeitig auf dasselbe ausgeübt werden. So oft nun der schwächste von ihnen wiederkehrt, ruft ihm seine Phantasie auch die anderen zurück; selbst der angenehmste Duft verwandelt sich nun für ihn in einen widerlichen Geruch, und auf diese Weise vergrößern gerade unsere unüberlegten Vorsichtsmaßregeln die Summen der widerlichen Eindrücke auf Kosten der angenehmen.

Es bleibt mir nun noch übrig, in den folgenden Büchern von der Pflege einer Art sechsten Sinnes zu reden, der gewöhnlich der Gemein Sinn (*sens commun, sensus communis*) genannt wird, weniger wohl deshalb, weil er allen Menschen gemeinsam ist, als vielmehr aus dem Grunde, weil er aus dem richtig geordneten Gebrauch der übrigen Sinne entsteht und uns über die Natur der Dinge durch die Gesamtauffassung aller ihrer einzelnen Erscheinungen belehrt. Diesem sechsten Sinne fehlt infolgedessen ein besonderes Organ, er zeigt nur im Gehirn, und die rein innerlichen Wahrnehmung desselben werden Vorstellungen oder Ideen genannt. Nach der Zahl dieser Ideen lässt sich der Umfang unserer Kenntnisse feststellen. Ihre Deutlichkeit und Klarheit lässt die Schärfe des Verstandes erkennen; die Kunst, sie untereinander zu vergleichen, nennt man die menschliche Vernunft. Folglich besteht das, was ich sensitive oder kindliche Vernunft nenne, in der Bildung einfacher Ideen durch Zusammenfassung mehrerer Eindrücke, während das, was ich intellektuelle oder menschliche Vernunft nenne, in der Bildung zusammengesetzter Ideen durch Zusammenfassung mehrerer einfacher besteht.

Setzen wir also voraus, dass meine Methode die der Natur sei und ich mich in ihrer Anwendung nicht geirrt habe, so haben wir unseren Zögling und durch das Land der sinnlichen Wahrnehmung bis an die Grenzen der kindlichen Vernunft geführt: der erste Schritt darüber hinaus muss ein Mannesschritt sein. Bevor wir uns jedoch

mit diesem neuen Wege beschäftigen, lässt uns noch einen Augenblick auf den zurückschauen, den wir bis hierher zurückgelegt haben. Jedes Alter, jeder Zustand des Lebens hat eine Vollkommenheit, die nur ihm entspricht, eine Art Reife, die nur ihm eigentümlich ist. Wir haben oft von einem „fertigen“ Manne reden hören; aber lässt uns nun auch einmal ein „fertiges“ Kind betrachten. Dieses wird uns neuer und vielleicht nicht weniger angenehm sein.

Das Dasein aller endlichen Wesen ist so arm und so beschränkt, dass wir, sobald wir nur das, was ist, ins Auge fassen, niemals innerlich bewegt werden. Unsere Phantasie zeigt uns die Gegenstände in einer schöneren Gestalt, als sie in Wirklichkeit haben, und wenn sie dem, was auf uns einwirkt, nicht einen Reiz verleiht, so beschränkt sich das geringe Vergnügen, welches und daraus bereitet wird, auf das Organ und lässt das Herz dabei fortwährend kalt. Wenn die Erde mit den Schätzen des Herbstes geschmückt ist, breitet sie einen Reichtum vor uns aus, den unser Auge bewundern muss, aber diese Bewunderung vermag uns nicht innerlich zu bewegen, sie hat ihre Quelle mehr in der Reflexion als in dem Gefühl. Im Frühling dagegen, wo das kahle Feld fast noch jedes Schmuckes entbehrt, wo die Wälder noch keinen Schatten darbieten und das Grün erst hervorzuspriessen beginnt, wird das Herz beim Anblick der Natur ergriffen. Wenn man sieht, wie die Natur wieder erwacht, fühlt man sich selbst wieder neu belebt. Ein Bild der Freude umgibt uns. Die Begleiterinnen jeglicher Lust, die süßen Tränen, die stets bereit sind, sich mit jedem Wonnegefühl zu vereinen, hängen schon an unseren Wimpern. Mag der Anblick der Weinlese indes noch so belebt, noch so fröhlich und angenehm sein, so wird man sich ihm doch stets mit trockenem Auge hingeben können.

Woher rührt dieser Unterschied? Daher, dass zu dem Anblick des Frühlings die Phantasie noch den der darauf folgenden Jahreszeiten hinzufügen. Mit den zarten Knospen, welche sich dem Auge darbieten, verbindet sie sofort die Blüten, die Früchte, die Schatten, mitunter auch wohl die Geheimnisse, die letztere

bedecken. In einem einzigen Moment vereinigt sie Zeiten, die erst aufeinanderfolgen sollen, und sieht die Gegenstände weniger, wie sie wirklich sein werden, als sie dieselben wünscht, weil es lediglich von ihr abhängt, sie zu wählen. Im Herbst kann man dagegen über das, was vorhanden ist, nicht weiter hinausblicken. Will uns die Phantasie etwa das Bild des Frühlings vorgaukeln, so tritt uns der Winter hemmend entgegen, und die erstarrte Einbildungskraft erstirbt im Schnee und Reif.

Deshalb hat es auch für uns einen ungleichen größeren Reiz, eine schöne Jugend als die Vollkommenheit des reifen Alters zu betrachten. Wann bereitet uns eigentlich der Anblick eines Menschen ein wirkliches Vergnügen? Dann, wenn die Erinnerung an seine Handlungen sein ganzes Leben an unseren Augen vorüberführt und ihn vor uns gleichsam verjüngt. Sehen wir uns dagegen genötigt, ihn in dem Zustand zu betrachten, in welchem er gerade ist, oder ihn uns etwa gar so vorzustellen, wie er im Alter sein wird, so vernichtet die Vorstellung seiner sich ihrem Ende zuneigenden Natur unsere ganze Freude. Der Anblick eines Menschen, der schnellen Schrittes seinem Grabe zueilt, vermag keine freudige Erregung in uns hervorzurufen, denn das Bild des Todes gibt allem einen hässlichen Anstrich.

Stelle ich mir nun aber ein zehn- oder zwölfjähriges gesundes, kräftiges und für sein Alter wohlgestaltetes Kind vor, so ruft es keinen Gedanken in mir wach, der nicht angenehm wäre, gleichviel, ob er auf die Gegenwart oder auf die Zukunft gerichtet ist. Ich sehe es sprudelnd lebhaft, munter, sorglos, ohne lange und peinliche Voraussicht, nur für die Gegenwart lebend und im Genuss einer Lebensfülle, die auch auf seine ganze Umgebung scheint übergehen zu wollen. Ich stelle es mir dann in einem etwas höheren Lebensalter vor und sehe schon voraus, wie es seine Sinne, seinen Geist und seine Kräfte üben wird, die sich in ihm von Tag zu Tag mehr entfalten und von denen es jeden Augenblick neue Beweise liefert. Ich betrachte es als Kind und es erwirbt sich mein ganzes Wohlgefallen; ich stelle es mir als Mann vor, und mein Wohlgefallen steigert sich noch. Sein heißes Blut scheint mein

eigenes wieder zu erwärmen; es kommt mir vor, als ob von seinem Leben neues Leben auf mich überströmte, und sein lebhaftes Wesen macht mich wieder jung.

Die Stunde ist abgelaufen, die Glocke schlägt; welche Veränderung! Augenblicklich trübt sich ein Blick, seine Fröhlichkeit verschwindet. Lebe wohl, Freude, lebt wohl, ihr munteren Spiele! Ein ernster und verdrießlicher ausschauender Mann ergreift es bei der Hand, sagt zu ihm streng: „Kommen Sie, junger Herr!“ und führt es fort. In dem Zimmer, in welches sie hineintreten, erblickte ich Bücher. Bücher! Welch trauriger Zimmerschmuck für sein Alter! Das arme Kind lässt sich fortschleppen, wirft noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf seine Umgebung, schweigt und geht mit Tränen im Auge, die es nicht zu vergießen wagt, und mit einem Herzen voller Seufzer, die es sich furchtsam zurückzuhalten bemüht.

O du, der du nichts Ähnliches zu fürchten hast, du, für den keine Zeit des Lebens eine Zeit der Marter und der Langweile ist, du, der du den Tag ohne Unruhe und die Nacht ohne Ungeduld nahen siehst, und die Stunden nur nach deinen Zerstreungen zählst, komm, du mein glücklicher, liebenswürdiger Zögling, und tröste uns durch deine Gegenwart über den Fortgang jenes Unglücklichen; komm... er kommt in der Tat, und bei seinem Nahen empfinde ich eine Regung der Freunde, die er augenscheinlich teilt. Es ist ja sein Freund, sein Kamerad, es ist ja der Genosse seiner Spiele, an den er herantritt. Mein Anblick verkündet ihm mit Sicherheit, dass er nicht mehr lange ohne Zeitvertreib sein wird. Niemals hängen wir voneinander ab, aber wir fühlen uns beständig in voller Übereinstimmung und sind am liebsten unter uns allein.

Seine Gestalt, seine Tracht, seine Haltung verkündigen Sicherheit und Zufriedenheit. Sein Gesicht strotzt von Gesundheit; sein fester Schritt verleiht ihm ein Ansehen von Kraft. Seine Gesichtsfarbe, die bei aller Zartheit doch nichts Kränkliches an sich hat, verrät keine weibliche Schläffheit. Luft und Sonne haben ihr bereits das ehrenvolle Gepräge seines Geschlechts aufgedrückt;

seine noch gerundeten Muskeln fangen allmählich an, festere Gesichtszüge zu zeigen. Seine Augen, die zwar noch nicht vom Feuer des Gefühls belebt sind, haben wenigstens noch ihre ganze ursprüngliche Heiterkeit; noch hat sie kein langanhaltender Gram verdüstert, noch haben keine endlosen Tränen seine Wangen gefurcht. In seinen schnellen, aber sicheren Bewegungen drückt sich die Lebhaftigkeit seines Alters, seine unerschütterliche Entschlossenheit und seine durch vielfache Übungen erworbene Erfahrung aus. Trotz seines offenen und freien Wesens ist er weder anmaßend noch eitel. Sein Kopf, den man nicht gezwungen hat, sich fortwährend über Bücher zu bücken, sinkt ihm nicht bis auf die Brust hinab; man braucht ihn nicht beständig zu erinnern; „Hebe den Kopf in die Höhe!“ da er ihn weder aus Scham noch aus Furcht je hat senken müssen.

Räumen wir ihm einen Platz in der Gesellschaft ein! Prüfen Sie ihn, meine Herren, fragen Sie ihn ohne Scheu. Sie können unbesorgt sein, er wird sie weder mit Zudringlichkeit noch mit Schatzhaftigkeit noch unbescheidenen Fragen belästigen. Fürchten Sie nicht, dass er sich Ihrer bemächtigen und verlangen werde, Sie sollten sich ausschließlich mit ihm allein beschäftigen, und dass sie ihn nicht wieder loswerden könnten.

Erwarten Sie aber von ihm auch keine schönen Redensarten, oder dass er Ihnen zum besten gebe, was ich ihm in den Mund gelegt habe; erwarten Sie nur naive und einfache Wahrheit, ohne Ausschmückung, ohne Künstelei, ohne Eitelkeit. Er wird Ihnen das Böse, das er begangen oder gedacht hat, mit demselben Freimut eingestehen, mit welchem er Ihnen seine guten Handlungen und Gedanken erzählt, ohne sich auch nur im geringsten um den Eindruck zu kümmern, den seine Mitteilungen auf sie machen könnten. Er wird in die Worte denselben einfachen Sinn hineinlegen, der ihnen anfangs beigelegt ist.

Man hegt gewöhnlich von den Kindern eine günstige Meinung und muss es bei den zahllosen Albernheiten, die fast immer die Hoffnungen wieder zerstören, welche man an einige zufällig ihnen

entschlüpfte glückliche Gedanken geknüpft hatte, beständig bedauern. Wenn nun mein Zögling selten zu solchen Hoffnung berechtigt, so wird er dafür auch niemals dieses Bedauern hervorrufen, denn niemals sagt er ein unnützes Wort und erschöpft sich nicht in einem Geschwätz, von dem er doch weiß, dass niemand darauf hört. Seine Ideen sind beschränkt, aber klar. Weiß er nichts auswendig, so weiß er dafür viel aus Erfahrung; liest er unsere Bücher weniger gut als ein anderes Kind, so versteht er desto besser in dem Buch der Natur zu lesen. Sein Geist liegt nicht auf seiner Zunge, sondern wohnt in seinem Kopf. Er besitzt weniger Gedächtnis als Urteilskraft; er spricht nur eine einzige Sprache, versteht aber auch, was er sagt, und wenn er es auch nicht so gut sagt wie andere, so ist er dafür in tun gewandter als sie.

Er weiß nicht, was Routine, Herkommen, Gewohnheit ist. Was er gestern getan, hat keinen Einfluss auf sein heutiges Tun.<sup>76</sup> Er folgt nie einer Formel, gestattet weder der Autorität noch dem Beispiel einen Einfluss und handelt und spricht nur nach eigenem Gefallen. Erwartet deshalb von ihm weder eingelernte Reden noch einstudierte Manieren, aber beständig den treuen Ausdruck seiner Ideen und ein Betragen, welches in seinen Neigungen wurzelt.

Ihr werdet finden, dass er nur eine geringe Zahl moralischer Begriffe besitzt, die sich auf seinen gegenwärtigen Zustand beziehen, dagegen keine über das gegenseitige Verhältnis der Menschen untereinander; wozu sollten ihm dieselben auch dienen, da ja ein Kind noch kein tätiges Glied der Gesellschaft ist? Redet mit ihm von Freiheit, Eigentum, sogar von Verträgen – bis dahin geht

---

<sup>76</sup> Der Reiz der Gewohnheit entspringt der dem Menschen angeborenen Trägheit, und diese Trägheit steigert sich, sobald man sich ihr überlässt. Was man schon einmal getan hat, geht leichter vonstatten. Auf gebahntem Wege kommt man schneller vorwärts. Auch kann man bemerken, dass die Herrschaft der Gewohnheit über alte und träge Leute ungemein groß ist, während sie über die Jugend und lebhaft Menschen nur eine geringe Macht ausübt. Nur für schwache Seelen eignet sich diese Herrschaft, die sie noch dazu von Tag zu Tag mehr schwächt. Die einzige Gewohnheit, welche den Kindern nützlich ist, besteht darin, dass sie sich ohne Mühe der Vernunft zu unterwerfen lernen. Jede andere Gewohnheit ist ein offenbarer Fehler.

noch sein Verständnis. Er weiß, weshalb das seinige ihm gehört, und weshalb das, was nicht das Seinige ist, ihm nicht gehört. Darüber hinaus weiß er aber nichts mehr. Redet zu ihm von Pflicht, von Gehorsam, so weiß er nicht, was ihr damit sagen wollt; befiehlt ihm etwas, so wird er euch nicht verstehen. Sagt ihr jedoch zu ihm: „Wenn du mir diesen Gefallen erwiesest, würde ich dir bei passender Gelegenheit Gleiches mit Gleichem vergelten,“ so wird er sich sofort beeilen, eurer Ausforderung nachzukommen, denn er kennt keinen höheren Wunsch, als sein Machtgebiet auszudehnen und sich Rechte an euch zu erwerben, die in seinen Augen unverletzlich sind. Vielleicht ist es ihm auch gar nicht unlieb, eine gewisse Stellung einzunehmen, mitgezählt zu werden und etwas zu gelten. Bestimmt ihn indes dieser letztere Beweggrund in der Tat, so hat er freilich die Grenzen der Natur bereits überschritten, und ihr habt ihm vorher die Tore der Eitelkeit nicht gut genug versperrt.

Bedarf er seinerseits irgendeines Beistandes, so wird er ihn vom ersten besten, der ihm in den Wurf kommt, erbitten: vom König ebenso gut wie von seinem Diener. Noch sind in seinem Augen alle Menschen gleich. An der Form einer Bitte bemerkt ihr sogleich, dass er sich dessen bewusst ist, niemand habe ihm gegenüber eine Verpflichtung; er weiß, dass die Erfüllung seines Verlangens eine Gefälligkeit ist. Er weiß aber auch, dass die Menschlichkeit zur Bewilligung seiner Bitte drängt. Seine Ausdrücke sind einfach und lakonisch. Seine Stimme, sein Blick, seine Gebärden verraten, dass er sowohl an Erhörung als an Verweigerung gewöhnt ist. Es spricht sich in seinem Benehmen weder die kriechende und knechtische Unterwürfigkeit eines Sklaven aus, noch redet er in dem gebieterischen Ton eines Herrn, sondern es prägt sich in ihm ein bescheidenes Zutrauen zu seinesgleichen, die edle und rührende Güte eines freien, aber empfindenden und schwachen Wesens aus, welches den Beistand eines ebenso freien, aber starken und wohlwollenden Wesens erbittet. Wenn ihr seine Bitte erfüllt, so wird er euch nicht danken, aber er wird fühlen, dass er in eurer Schuld steht. Schlagt ihr sie ihm ab, so wird er sich nicht beklagen, nicht darauf bestehen, weil er

doch weiß, dass dies vergeblich wäre. Er wird nicht zu sich sagen: „Man hat mir meine Bitte verweigert,“ sondern er wird sich sagen: „Es konnte nicht sein,“ und wie ich schon gesagt habe, man lehnt sich gegen eine Notwendigkeit, die man einmal als richtig erkannt hat, nicht auf.

Lasst ihn in der Freiheit allein; seht zu, wie er handelt ohne ihm etwas zu sagen; beobachtet, was er tut und wie er sich dabei benehmen wird. Da er nicht erst den Beweis zu liefern braucht, dass er auch wirklich frei ist, so tut er auch nichts aus bloßem Leichtsinn und nur zu dem Zweck, einmal einen Akt seines freien Willens auszuüben, weiß er es doch sehr wohl, dass er stets sein eigener Herr ist. Er ist munter, gewandt behänd; in seinen Bewegungen drückt sich die ganze Lebhaftigkeit seines Alters aus, aber ihr werdet keine einzige bemerken, welche zwecklos wäre. Was er auch immer tun mag, nie wird er etwas unternehmen, was seine Kräfte überstiege, da er sie erprobt hat und genau kennt. Seine Mittel werden sich stets seinen Zwecken anpassen, und selten wird er handeln, ohne des Erfolgs gewiss zu sein. Sein Auge ist aufmerksam und scharf; er wird nicht ratlos zu den anderen umherlaufen und sie über alles, was er erblickt, befragen, sondern er wird es selbst untersuchen und sich, ehe er danach fragt, Mühe geben, das, was er wissen will, selbst zu finden. Gerät er in unvorhergesehene Verlegenheiten, so wird er sich weniger als ein anderer beunruhigen; ist Gefahr damit verbunden, so wird er ebenfalls weniger erschrecken. Da seine Einbildungskraft noch in Untätigkeit verharret, und man nichts getan hat, dieselbe zu erregen, so sieht er nur, was wirklich vorhanden ist, schätzt die Gefahr richtig und behält immer kaltes Blut. Die Notwendigkeit hat ihm zu oft ihre Gewalt gezeigt, als dass er noch gegen sie ankämpfen sollte. Er trägt ihr Joch von seiner Geburt an, ist deshalb vollkommen daran gewöhnt und stets auf alles gefasst.

Ob er sich beschäftigt oder belustigt, gilt ihm gleich. Seine Spiele sind seine Beschäftigungen; er kennt zwischen ihnen keinen Unterschied. An alles, was er unternimmt, geht er mit einem Interesse, welches uns ein Lächeln abnötigt, und mit einer Freiheit,

die uns wohlthuend berührt, da sich uns darin zugleich die Richtung seines Geistes wieder Umfang seiner Kenntnisse kundgibt. Ist nicht der Anblick dieses Alters ein liebliches Schauspiel? Ist es nicht reizend, ein hübsches Kind zu sehen mit lebhaftem und munterem Auge, zufriedener heiterer Miene, offenem lachenden Gesicht, das unter seinen Spielen die ernstesten Sachen verrichtet oder unbedeutende Spielereien mit dem größten Eifer betreibt?

Habt ihr Lust, ihn nun auch nach einem Vergleich mit anderen zu beurteilen? Bringet ihn in einen Kreis anderer Kinder und lasst ihn gewähren. Ihr werdet bald sehen, welches das wahrhaft gebildetste ist und sich der Vollkommenheit dieses Alters am meisten nähert. Unter den Stadtkindern ist keines gewandter als er; aber er übertrifft sie alle an Stärke. Mit den Bauernkinder nimmt er es an Stärke auf, während er ihnen an Gewandtheit überlegen ist. Über alles, was nicht über die kindliche Fassungskraft hinausgeht, schließt, urteilt und sieht er besser voraus als sie alle. Gilt es, etwas zu unternehmen, zu laufen, zu springen, schwere Gegenstände aus dem Weg zu schaffen, Wasser aufzuheben, Entfernungen zu schätzen, Spiele zu erfinden, Preise davonzutragen, dann gewinnt es fast den Anschein, als ob sich die Natur seinen Befehlen füge, so leicht weiß er alles seinem Willen zu unterwerfen. Er ist zur Leitung und Führung seiner Spielgefährten wie geschaffen; das dazu nötige Recht und die Autorität werden bei ihm durch Talent und Erfahrung ersetzt. Gebt ihm jedes beliebige Kleid, jeden beliebigen Namen, darauf kommt wenig an, er wird sich doch überall zum Führer, zum Haupte der anderen aufwerfen; sie werden stets seine Überlegenheit herausfühlen. Ohne befehlen zu wollen, wird er der Herr sein; und sie werden, ohne sich darüber klar zu werden, gehorchen.

Er ist zur Reife der Kindheit gelangt; er hat das Leben eines Kindes gelebt und seine Vollkommenheit nicht auf Kosten seines Glückes erkaufte; sie haben sich vielmehr beide miteinander und durcheinander entwickelt. Während seine Verstandeskkräfte allmählich bis zu dem Grade, der seinem Alter angemessen ist, ausgebildet sind, war er so glücklich und frei, wie seine Lage es

gestattete. Sollte die Blüte unserer auf ihn gesetzten Hoffnung durch die Sichel des Todes dahingerafft werden, so werden wir nicht gleichzeitig sein Leben und seinen Tod zu beweinen haben und unsere Schmerzen nicht noch durch die Erinnerung an diejenigen erhöhen müssen, die wir ihm bereitet haben; wir werden uns sagen können: „Wenigstens hat er seine Jugend genossen; durch unsere Schuld ist ihm nichts von allem entzogen worden, was ihm die Natur verliehen hatte.“

Diese erste Erziehung führt freilich den großen Übelstand mit sich, dass nur scharfblickenden Menschen der Vorteil derselben einleuchtend ist, während gewöhnliche Augen in einem mit so großer Sorgfalt erzogenen Kinde nur einen Schlingel erblicken. Ein Lehrer hat sein eigenes Interesse stets mehr im Auge als das seines Schülers. Er lässt es sich angelegen sein, den Nachweis zu führen, dass er seine Zeit nicht verliere, und dass er das Geld, welches man ihm zahlt, wohl verdiene. Die Kenntnisse, die er ihm beibringt, lassen sich leicht auskramen und, so oft man will, in Parade vorführen; es verschlägt dabei wenig, ob das, was er ihm lehrt, auch nützlich ist, wenn es sich nur leicht bemerkbar macht. Ohne Wahl und Unterschied häuft er hunderterlei Dummheiten in seinem Gedächtnis auf. Handelt es sich dann um eine Prüfung des Kindes, so lässt man es seine Ware auskramen; es prunkt mit seinem Wissen, man ist zufrieden, und dann packt es seinen Ballen wieder zusammen und geht. So reich ist mein Zögling freilich nicht, er kann keine Waren zur Schau auslegen, er hat nichts aufzuweisen als sich selbst. Allein ein Kind lässt sich ebenso wenig als ein Erwachsener in einem Augenblick durchschauen. Wo wäre wohl die Beobachter, welche die Züge, die es gerade charakterisieren, auf den ersten Blick aufzufassen vermöchten? Es gibt solche, aber nur wenige; und von hunderttausend Vätern gehört vielleicht noch nicht ein einziger in diese Klasse.

Ein endloses Ab- und Ausfragen ist jedermann, besonders aber jedoch den Kindern, langweilig und widerwärtig. Schon nach Verlauf weniger Minuten ermattet ihre Aufmerksamkeit, sie hören schließlich gar nicht mehr auf das, wonach ein hartnäckiger

Examinator fragt und antwortet nur noch auf gut Glück. Diese Art, sie zu prüfen, ist unnütz und pedantisch; oft enthüllt uns ein einziges, ihnen unwillkürlich entschlüpftes Wort ihren Verstand und Geist besser, als es lange Unterredung tun könnten; indes muss man darauf achtgeben, dass ihnen dieses Wort nicht bloß in den Mund gelegt oder etwas Zufälliges ist. Man muss selbst eine seine Urteilskraft besitzen, um die eines Kindes richtig schätzen zu können.

Ich habe den verstorbenen Lord Hyde erzählen hören, dass einer seiner Freunde, der nach einer Abwesenheit von drei Jahren aus Italien zurückgekehrt war, die Fortschritte seines Sohnes, eines neun- bis zehnjährigen Knaben, prüfen wollte. Eines Abends geht er mit diesem und seinem Lehrer auf einem ebenen Felde, auf dem sich Schüler damit belustigen, Papierdrachen steigen zu lassen, spazieren. Plötzlich sagt der Vater ganz beiläufig zum Sohne: „Wo mag wohl der Drache stehen, dessen Schatten wir hier sehen?“ Ohne zu stocken, ohne nur den Kopf zu erheben, antwortet das Kind: „Über der Landstraße.“ Und in der Tat, setzte Lord Hyde hinzu, befand sich die Landstraße zwischen der Sonne und uns. Auf dieses Wort umarmte der Vater seinen Sohn und ging, indem er damit die Prüfung schloss, ohne ein Wort zu sagen, fort. Am folgenden Morgen schickte er dem Erzieher eine Anweisung auf eine lebenslängliche Pension außer seinem festen Gehalt.

Was für ein Mann, dieser Vater! Und zu welchen Hoffnungen berechtigte solch ein Sohn!<sup>77</sup> Die soeben angeführte Frage ist gewiss dem Alter ganz angemessen, und die Antwort ist sehr einfach, aber man erwäge, welche Klarheit der kindlichen Beurteilungskraft sie voraussetzt! In ähnlicher Weise bändigte der Zögling des Aristoteles jenes berühmte Pferd, welches kein Bereiter hatte zügeln können.

---

<sup>77</sup> Der Graf von Gisors, der einzige Sohn des Marschalls von Belle-Isle.

### Drittes Buch

Obgleich die ganze Lebensperiode bis zum Eintritt in das Jünglingsalter eine Zeit der Schwäche ist, so gibt es doch während der Dauer dieses Lebensalter einen Zeitpunkt, wo deshalb, weil die Zunahme der Kräfte die der Bedürfnisse überstiegen hat, das heranwachsende Wesen trotz der absoluten Schwäche doch verhältnismäßig stark ist. Da seine Bedürfnisse noch nicht alle entwickelt sind, so reichen die wirklich vorhandenen Kräfte des Kindes vollkommen aus, um diejenige zu befriedigen, die es fühlt. Als Mann würde es sehr schwach sein, als Kind ist es sehr stark.

Woraus entspringt die Schwäche des Mannes? Aus der Ungleichheit, welche zwischen seiner Kraft und seinen Wünschen vorhanden ist. Unsere Leidenschaften sind es, die uns schwach machen, weil ihre Befriedigung mehr Kräfte erfordern würde, als uns die Natur verliehen hat. In der Verminderung unserer Wünsche also eine Erhöhung unserer Kräfte liegen; wer mehr vermag als er verlangt, hat deren übrig und ist folglich ein sehr starkes Wesen. Dies zeigt sich besonders in der dritten Periode der Kindheit, welche ich jetzt zu behandeln habe. Ich bediene mich noch immer des Ausdrucks Kindheit, weil es keine eigene Bezeichnung dafür gibt, denn obwohl sich dieses Alter schon dem Jünglingsalter nähert, ist es doch noch nicht das der Mannbarkeit.

Im zwölften oder dreizehnten Jahr entwickelt sich die Kräfte des Kindes ungleich schneller als seine Bedürfnisse. Das heftigste, das schrecklichste Bedürfnis hat sich ihm noch nicht fühlbar gemacht. Selbst das Organ desselben hat noch nicht seine völlige Ausbildung erreicht und scheint, um aus seinem unvollkommenen Zustand hervorzutreten, nur darauf zu warten, dass der Wille es dazu zwingt. Wenig empfindlich gegen die Ungunst des Wetters und der Jahreszeiten, trotz ihnen das Kind mit Leichtigkeit; seine zunehmende innere Wärme dient ihm als Kleid, sein Appetit als Würze. Jeder Nahrungsstoff ist seinem Alter dienlich. Ist es schläfrig, so legt es sich auf die Erde und schläft. Allenthalben sieht es sich von dem, was ihm nötig ist, umgeben. Noch quält es kein

eingebildetes Bedürfnis; noch richtet es sich nicht nach fremder Meinung. Seine Wünsche reichen nicht weiter als seine Arme. Es ist nicht nur imstande, sich selbst zu genügen, sondern besitzt sogar noch mehr Kräfte als es bedarf. Dies ist aber auch die einzige Zeit seines Lebens, wo es der Fall sein wird.

Ich kann mir schon denken, welchen Einwurf man machen wird. Man wird zwar nicht behaupten, dass das Kind mehr Bedürfnisse habe, als ich ihm beilege, aber man wird leugnen, dass es die Kraft besitze, die ich ihm beimesse. Man wird unbeachtet lassen, dass ich eben von meinem Zögling rede und nicht von jenen umherwandelnden Puppen, die keinen größeren Marsch als von einem Zimmer in das andere kennen, die in Blumentöpfen Ackerbau treiben und papierne Lasten mit sich umherschleppen. Man wird mir einwenden, dass sich männliche Kraft auch nur im Mannesalter zeigen könne, dass nur die Lebensgeister, welche in den geeigneten Gefäßen bereitet sind und sich durch den ganzen Körper verbreiten, den Muskeln jene Festigkeit und Tätigkeit, jene Kraft und Elastizität mitzuteilen vermögen, welche die Quelle einer wahren Kraft sind. Das ist indes nur die Sprache der Stubenphilosophie; ich meinerseits berufe mich auf die Erfahrung. Ich sehe auf euren Landgütern große Jungen das Land bestellen, hacken, pflügen, Weinfässer aufladen, den Wagen lenken, ganz wie ihre Väter. Verriete sie der Ton ihrer Stimme nicht, so könne man sie für Männer halten. Sogar in unseren Städten sind junge Arbeiter, wie Grob-, Zeug- und Hufschmiede, fast ebenso stark als ihre Meister, und würden kaum weniger geschickt sein, wenn man sie beizeiten geübt hätte. Wenn es einen Unterschied gibt, und ich räume ein, dass es einen solchen gibt, so ist derselbe, ich wiederhole es, doch weit geringer, als der zwischen den wilden Begierden eines Mannes und den beschränkten Wünschen eines Kindes. Übrigens ist hier nicht etwa bloß von den physischen Kräften die Rede, sondern ganz besonders von der Kraft und Fähigkeit des Geistes, die erstere ersetzt und leitet.

Dieser Zeitraum, in welchem das Individuum mehr Kraft entwickelt als seine Begierde erfordern, ist, wie ich schon gesagt

habe, zwar nicht die Zeit seiner größten absoluten Kraft, aber doch die seiner größten relativen Kraft. Es bildet die kostbare Zeit des Lebens, eine Zeit, die nur einmal erscheint; eine sehr kurze Zeit, und, wie man aus dem Folgenden sehen wird, um so kürzer, je mehr auf eine gute Anwendung derselben ankommt.

Was soll mein Emil nun mit diesem Überschuss an Fähigkeiten und Kräften anfangen, der jetzt seine Bedürfnisse übersteigt und ihm im späteren Alter fehlen wird? Er soll sich angelegen sein lassen, ihn zur Erwerbung alles dessen anzuwenden, was ihm dereinst im Augenblick des Bedürfnisses nützlich sein kann. Er soll gleichsam den Überfluss seines gegenwärtigen Zustandes für die Zukunft aufheben. Das kräftige Kind soll Vorräte für den schwachen Mann anlegen. Aber es soll sie nicht etwa Kasten anvertrauen, welche man ihm stehlen kann, noch sie in Scheuern aufspeichern, die ihm nicht gehören. Nein, um sich seinen Erwerb im wahren Sinn zu seinem Eigen zu machen, muss es ihm in seinen Armen, in seinem Kopf, kurz in sich selbst ansammeln. Das ist demnach die Zeit der Arbeit, des Unterrichtes, des Sterbens; und lasset dabei nicht außer acht, dass die Wahl derselben nicht von mir willkürlich getroffen ist, sondern dass die Natur selber sie uns als solche bezeichnet.

Die menschliche Fassungskraft hat ihre Grenzen; ein Mensch kann nicht allein alles wissen, er kann sich nicht einmal das wenige, was die übrigen Menschen wissen, vollständig aneignen. Da der Gegensatz jeder falschen Behauptung eine Wahrheit ist, so ist die Zahl der Wahrheiten ebenso unerschöpflich wie die der Irrtümer. Es kommt folglich darauf an, ebenso wohl in bezug auf die Gegenstände, welche den Unterrichtsstoff bilden sollen, wie in bezug auf die Zeit, die zum Lernen derselben am geeignetsten ist, eine Wahl zu treffen. Unter den unserer Fassungskraft angemessenen Kenntnissen sind einige falsch, andere unnütz, und wieder andere dienen nur dazu, den Stolz dessen, der sie sich erworben hat, zu nähren. Die kleine Zahl derjenigen, welche in Wahrheit zu unserem Wohlsein beiträgt, verdient allein, dass ein weiser Mann nach ihnen strebt, und folglich muss auch nur zu ihrer

Erwerbung ein Kind, welches man zu einem solchen machen will, angehalten werden. Es gilt nicht, alles, was ist, zu kennen, sondern nur das, was nützlich ist.

Von dieser kleinen Anzahl muss man ferner noch die Wahrheiten in Abzug bringen, deren Verständnis schon einen völlig ausgebildeten Verstand erheischt, sowie diejenigen, welche die Kenntnis der Beziehungen der Menschen untereinander voraussetzen, die ein Kind noch nicht erlangen kann, und endlich auch die, welche, so wahr sie auch an und für sich sind, ein unerfahrenes Gemüt veranlassen können, sich über andere Gegenstände ein falsches Urteil zu bilden.

Im Verhältnis zu den Dingen, die überhaupt existieren, sind wir dadurch auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt; aber trotzdem bildet dieser Kreis noch immer ein unermessliches Feld für die Fähigkeit des kindlichen Geistes. O du Finsternis des menschlichen Verstandes, welche verwegene Hand wagte deinen Schleier zu berühren? Welche Abgründe sehe ich sich durch unser eitles Wissen rings um diesen unglücklichen Knaben öffnen! O du, der du ihn auf diesen gefährlichen Pfaden leiten und den heiligen Vorhang der Natur vor seinen Augen hinwegziehen willst, erzittern! Versichere dich zuerst ernstlich, seines Kopfes und des deinigen; bleibe in steter Besorgnis, dass er dem einen oder dem anderen, oder vielleicht auch allen beiden schwindeln werde. Fürchte den gleisnerischen Reiz der Lüge und die berausenden Dünste des Stolzes. Sei immer, aber auch immer eingedenk, dass Unwissenheit noch niemals Schaden angerichtet hat, dass einzig und allein der Irrtum verderblich ist, und dass man nicht durch das in Irrtümer verfällt, was man nicht weiß, sondern durch das, was man zu wissen glaubt.

Die Fortschritte eures Zöglings in der Geometrie könnten euch als zuverlässiger Prüfstein und Maßstab für die Entwicklung seines Geistes dienen. Sobald er jedoch das Nützliche vom Unnützen zu unterscheiden vermag, so kommt es nun darauf an, ihn unter Aufgebot aller möglichen Behutsamkeit und Kunst in die

spekulativen Studien einzuführen. Verlangt ihr zum Beispiel von ihm, dass er eine mittlere Proportionale zwischen zwei Linien suche, so stellt es so an, dass ihr ihn zuerst auf den Gedanken bringt, ein Quadrat zu konstruieren, welches einem gegebenen Rechteck gleich ist. Wäre ihm die Aufgabe gesellt, zwei mittlere Proportionale zu finden, so müsste man ihm zuerst die Aufgabe von der Verdoppelung des Kubus recht interessant machen usw. Beachtet, wie wir uns stufenweise den moralischen Begriffen nähern, welche uns Gutes und Böses unterscheiden lehren. Bis zu diesem Augenblick haben wir nur das Gesetz der Notwendigkeit gekannt; jetzt wenden wir auch schon dem Nützlichen unsere Aufmerksamkeit zu, und bald werden wir auch das Schickliche und Gute in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Ein und derselbe Naturtrieb belebt die verschiedenen Fähigkeit des Menschen. Der Tätigkeit des Körpers, welcher sich zu entwickeln bemüht ist, reiht sich jetzt die Tätigkeit des Geistes an, der sich zu unterrichten sucht. Anfangs sind die Kinder nur in fortwährender Bewegung, sodann werden sie neugierig, und diese Neugierde ist, sobald sie gut geleitet wird, die Triebfeder in dem Alter, bei dem wir jetzt angelangt sind. Lasst uns nur stets die der Natur entspringenden Neigung von denen, die in Vorurteilen ihre Quelle haben, unterscheiden. Es gibt eine Wissbegierde, die sich nur auf den Wunsch gründet, für gelehrt zu gelten; es gibt indes auch eine andere, die aus einer dem Menschen angeborenen Neugierde entsteht und sich über alles, was ihn nah oder fern interessieren kann, erstreckt. Die angeborene Sehnsucht nach Wohlsein und die Unmöglichkeit, dieselbe völlig zu befriedigen, treiben den Menschen an, unaufhörlich neue Mittel zur Stillung derselben aufzusuchen. Dies ist das erste Prinzip der Missbegierde, ein dem menschlichen Herzen natürliches Prinzip, dessen Entwicklung indes mit der Entfaltung unserer Leidenschaften und unserer Einsichten stets gleichen Schritt hält. Stellt euch einen Philosophen vor, der mit seinen Instrumenten und Büchern auf eine wüste Insel verbannt ist und mit Sicherheit weiß, dass er daselbst den Rest seiner Tage einsam zubringen muss. Er wird sich

schwerlich noch um das Weltsystem, um die Gesetze der Anziehungskraft, oder um die Differenzialrechnung kümmern. Vielleicht wird er in seinem ganzen Leben kein einziges Buch wieder aufschlagen; aber nie wird er es unterlassen, seine Insel auch bis auf den letzten Winkel zu durchsuchen, wie groß sie auch immer sein möge. Lasst uns deshalb von unserem ersten Unterricht solche Kenntnisse fernhalten, an denen der Mensch von Natur kein Interesse findet, und uns auf diejenigen beschränken, deren Aneignung uns der Naturtrieb wünschenswert macht.

Für das menschliche Geschlecht kann die Erde als eine solche Insel gelten. Der uns am meisten in die Augen fallende Gegenstand ist die Sonne. Sobald wir aufhören, uns ausschließlich mit uns selbst zu beschäftigen, werden sich unsere ersten Beobachtungen auf beide richten müssen. In der Tat hat es auch die Philosophie fast aller wilden Völker lediglich mit imaginären Einteilungen der Erde und mit der Gottheit der Sonne zu tun.

Welch ein Sprung! wird man vielleicht sagen. Soeben waren wir nur mit dem beschäftigt, was uns berührt, mit dem, was uns unmittelbar umgibt; und auf einmal durchfliegen wir den ganzen Erdkreis und durchmessen das Weltall bis zu seinen äußersten Enden! Dieser Sprung ist die Wirkung der Zunahme unserer Kräfte und der Neigung unseres Geistes. Im Zustand der Schwäche und Ohnmacht konzentriert uns die Sorge der Selbsterhaltung auf uns selbst; im Zustand der Macht und der Stärke drängt uns das Verlangen, uns auszudehnen, aus uns heraus und lässt uns so weit wie möglich davoneilen. Da uns jedoch die intellektuelle Welt noch unbekannt ist, so schweift unser Denken nicht weiter als unsere Augen reichen, und unser Verstand dehnt sich nur mit dem Raum aus, den er durchmisst.

Lasst uns unsere sinnlichen Wahrnehmungen in Begriffe verwandeln, aber nicht plötzlich von sinnlichen Objekten auf übersinnliche überspringen. Vermittels der ersteren müssen wir zu den letzteren gelangen. Bei den ersten Funktionen des Geistes müssen die Sinne seine Führer sein. Kein anderes Buch als die Welt;

kein anderer Unterricht als Tatsachen. Ein Kind, welches liest, denkt nicht, seine ganze Tätigkeit beschränkt sich auf das Lesen; es unterrichtet sich nicht, sondern lernt nur Worte.

Lernt die Aufmerksamkeit eures Zöglings auf die Erscheinungen in der Natur, dann werdet ihr ihn bald wissbegierig machen; um jedoch seine Wissbegierde zu nähren, dürft ihr euch nicht beeilen, sie zu befriedigen. Legt ihm seiner Fassungskraft angemessene Fragen vor und lasst ihn selbst die Antwort finden. Sein Wissen darf er nicht eurem Unterricht zu verdanken haben, sondern es muss das Ergebnis seiner eigenen Beobachtung und Überlegung sein; er darf die Wissenschaft nicht lernen, sondern muss sie von neuem auffinden. Wenn ihr je in seinem Geiste die Autorität an die Stelle der Vernunft setzt, so wird er nie mehr selbst überlegen; er wird sodann lediglich der Spielball fremder Ansichten sein.

Ihr beabsichtigt das Kind in der Geographie zu unterrichten und holt ihm zu dem Zwecke einen Globus, Karten des gestirnten Himmels und Atlanten herbei. Was für künstliche Apparate! Wozu denn alle diese bildlichen Darstellungen? Weshalb lasst ihr es nicht euer erstes sein, ihm den Gegenstand selbst zu zeigen, damit es wenigstens begreife, wovon ihr mit ihm redet?

An einem schönen Abend macht man einen Spaziergang nach einem günstig gelegenen Ort, wo es uns der freie Horizont möglich macht, den Untergang der Sonne genau zu beobachten, und merkt sich die Gegenstände, an welchen man den Ort ihres Untergangs wieder aufzufinden vermag. Am folgenden Morgen kehrt man, um sich in der erquickenden Morgenluft zu erfrischen, noch vor Aufgang der Sonne an den nämlichen Ort zurück. Feurige Pfeile, welche sie vor sich herschleudert, verkünden ihr Nahen. Röter und röter flammt der Himmel, der ganze Osten erscheint wie ein einziges Flammenmeer. Bei dieser Glut erwartet man das Tagesgestirn lange bevor es sich zeigt. Jeden Augenblick glaubt man es auftauchen zu sehen; endlich bietet es sich den Blicken dar. Ein strahlender Punkt bricht blitzartig hervor und erfüllt alsbald den

ganzen Raum; der Schleier der Finsternis erbleicht und senkt sich. Der Mensch erkennt seine Heimat hienieden wieder und findet sie verschönert. Das Grün hat während der Nacht neue Frische erhalten; der anbrechende Tag, der es erhellt, die ersten Strahlen, welche es vergolden, zeigen es mit einem Netze funkelnden Taues bedeckt, das Licht und Farben zurückstrahlt. Die Vögel versammeln sich in Chören und begrüßen gemeinschaftlich den Vater des Lebens mit ihren Jubelliedern. In diesem Augenblick schweigt auch nicht ein einziger; ihr noch leises Gezwitscher ist süßer als im Lauf des Tages; die Sehnsucht eines friedlichen Erwachens klingt durch dasselbe hindurch. Diese mannigfaltigen Genüsse bringen auf die Sinne einen Eindruck von Frische hervor, der bis in die Seele zu dringen scheint. Die kurze halbe Stunde, die das wunderbare Schauspiel währt, übt einen Zauber aus, dem niemand zu widerstehen vermag: ein so großes, so schönes, so liebliches Schauspiel kann niemanden kalt lassen.

Das Entzücken, das der Lehrer empfindet, wünscht er nun auch in dem Kinde wachzurufen; er glaubt, dass es ebenfalls ergriffen werden wird, wenn es auf die Empfindungen aufmerksam macht, von welchen er selbst bewegt wird. Reine Torheit! Im Herzen des erfahrenen Mannes liegt das Leben dieses Naturschauspiels; um es recht zu sehen, muss man es empfinden können. Das Kind gewahrt wohl die Gegenstände, allein die Beziehungen, in welchen sie zueinander stehen, vermag es nicht aufzufinden, vermag die süße Harmonie ihres Zusammenwirkens nicht aufzufassen. Um den Gesamteindruck zu empfinden, der das Ergebnis aller dieser einzelnen Eindrücke ist, bedarf es einer Erfahrung, die das Kind sich noch nicht erworben, bedarf es Gefühle, die es noch nicht empfunden hat. Hat es noch keine dürre Ebene lange durchwandert, hat noch kein glühender Sand seine Füße verletzt, hat es noch nicht die erstickende Hitze der von den Felsenwänden zurückgeworfenen Sonnenstrahlen danieder gedrückt: wie soll es dann die erquickende Frische eines schönen Morgens genießen können? Wie soll dann der Wohlgeruch der Blumen, der Zauber des frischen Grüns, der feuchte Duft des Taues,

der weiche und elastische Gang auf einem Rasenteppich seine Sinne entzücken? Wie vermag der Gesang der Vögel ein Gefühl der Wollust in ihm zu erregen, wenn ihm die Töne der Liebe und der Lust noch unbekannt sind? Wie soll es den Anbruch eines so schönen Tages mit entzücken willkommen heißen, wenn ihm seine Phantasie noch nicht die Freuden auszumalen vermag, mit denen man ihn ausfüllen kann? Und wie soll es sich endlich von der Schönheit eines Schauspiels der Natur ergriffen fühlen, wenn es die Hand nicht kennt, welche Sorge getragen hat, dieselbe so herrlich zu schmücken?

Haltet dem Kinde keine Reden, die ihm unverständlich sind. Fort mit allen Beschreibungen, mit aller äußeren Beredsamkeit, mit bloßen Redefiguren und poetischem Schmuck! Jetzt handelt es sich noch nicht um Bildung des Gefühls und Geschmacks. Bleibt nach wie vor klar, einfach und kalt. Nur allzu früh wird die Zeit kommen, wo ihr eine andere Sprache führen müsst.

Erzogen im Geist meiner Grundsätze, gewöhnt, alle seine Hilfsmittel in sich selbst zu finden und zu anderen nicht eher seine Zuflucht zu nehmen, bis er sein eigenes Unvermögen erkannt hat, wird Emil jeden neuen Gegenstand, den er erblickt, lange prüfen, ohne etwas zu sagen. Er ist an eigenes Denken gewöhnt, und nicht geneigt, anderen mit Fragen lästig zu fallen. Begnügt euch also damit, ihm die Gegenstände im rechten Augenblick vorzuweisen: erst wenn ihr seine Wissbegierde ausreichend beschäftigt seht, sucht ihn durch irgendeine hingeworfene lakonische Frage auf den rechten Weg zu bringen, sie zu befriedigen.

Nachdem ihr nun bei jeder Gelegenheit mit ihm den Aufgang der Sonne genau betrachtet, nachdem ihr ihn auf der Ostseite die Berge und die anderen benachbarten Gegenstände habt anschauen und darüber ungestört plaudern lassen, so beobachtet, wie jemand, der in tiefes Nachdenken versunken ist, einige Augenblicke Stillschweigen, und sagt dann zu ihm: „Ich überlege eben, dass gestern Abend die Sonne doch dort drüben untergegangen ist, während sie heute morgen hier aufgeht. Wie ist das möglich?“

Weiter fügt jedoch nichts hinzu. Legt er euch Fragen vor, so antwortet gar nicht darauf. Redet von anderen Dingen. Überlasst ihn sich selbst und seid versichert, dass er darüber nachdenken wird.

Damit ein Kind sich an Aufmerksamkeit gewöhne, und damit es von einer äußerlich wahrnehmbaren Wahrheit tief ergriffen werde, muss ihm letztere einige Tage lang Unruhe bereiten, bevor man es sie finden lässt. Wenn es sie dann auf die angegebene Weise trotzdem nicht genügend begreift, so gibt es ein Mittel, sie ihm noch in die Augen fallender zu machen, und dieses Mittel besteht darin, die Frage umzukehren. Weiß es nicht, wie die Sonne von ihrem Untergangspunkt zu ihrem Aufgangspunkt gelangt, so weiß es wenigstens, wie sie den Weg von letzterem zu ersterem zurücklegt; schon seine Augen belehren darüber. Sucht ihm also die erste Frage durch die Zweite zu verdeutlichen. Ist euer Zögling nicht völlig schwachsinnig, so kann ihm die Analogie, die ja auf der Hand liegt, unmöglich entgehen. Dies ist seine erste Lektion in der Weltkunde.

Da wir immer nur langsam von einem sinnlichen Begriff zum anderen fortschreiten und uns stets lange mit jedem einzelnen vertraut machen, bevor wir zu einem anderen übergehen, und da wir endlich unseren Zögling nie zur Aufmerksamkeit zwingen, so vergeht von dieser ersten Lektion bis zur Kenntnis des Laufes der Sonne und der Gestalt der Erde eine gar lange Zeit. Da aber alle scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper von derselben Ursache herführen, und da die erste Beobachtung zu allen übrigen führt, so ist weniger Anstrengung, obgleich möglicherweise mehr Zeit erforderlich, um von der täglichen Umdrehung zur Berechnung der Finsternisse zu gelangen, als um die Entstehung von Tag und Nacht zu begreifen.

Da sich die Sonne um die Erde bewegt, so beschreibt sie einen Kreis, und jeder Kreis muss, wie wir bereits wissen, einen Mittelpunkt haben. Dieser Mittelpunkt ist freilich nicht sichtbar, weil er sich im Innern der Erde befindet, aber man kann auf der

Oberfläche zwei einander entgegengesetzte Punkte bezeichnen, die ihm entsprechen. Ein Stab, der durch diese drei Punkte ginge und nach beiden Richtungen hin bis auf den Himmel verlängert wäre, würde die Achse der Welt und der täglichen Bewegung der Sonne veranschaulichen. Ein sich auf seiner Spitze drehender runder Drehwürfel stellt den Himmel dar, wie er sich um seine Achse dreht; die beiden Spitzen des Drehwürfels bilden die Pole. Dem Kind wird es jedenfalls eine große Freude machen, einen dieser Weltpole kennen zu lernen. Ich zeige ihm denselben im Schwanz des kleinen Bären. Von jetzt an fehlt es uns auch nicht an einem Zeitvertreib für die Nacht. Nach und nach machen wir uns mit den Sternen vertraut, und hieraus bildet sich das erste Verlangen, die Planeten kennen zu lernen und die Sternbilder zu beobachten.

Wir haben den Sonnenaufgang am Johannistag betrachtet, wir wollen ihn auch zu Weihnachten oder an irgendeinem anderen schönen Wintertag sehen, denn, wie bekannt, sind wir nicht träge und machen uns ein Spiel daraus, der Kälte zu trotzen. Ich Sorge dafür, dass diese zweite Beobachtung an demselben Ort stattfindet, an welchem wir die erste angestellt haben, und bei nur einigem Geschick in deren Vorbereitung kann es nicht ausbleiben, dass der eine oder der andere ausruft: „Ei, wie seltsam! Die Sonne geht nicht mehr an der nämlichen Stelle auf! Hier sind noch unsere alten Kennzeichen, und jetzt ist sie dort aufgegangen“ usw. Der Ort des Sonnenaufgangs im Sommer ist also von dem im Winter verschieden usw. – Jetzt, mein junger Lehrer, bist du auf dem richtigen Weg. Diese Beispiele werden ausreichend sein, um dich auf die beste Methode aufmerksam zu machen, die Himmelskunde in richtiger Weise zu lehren, nämlich so, dass du die Kenntnis der Welt aus der Welt selbst und die Kenntnis der Sonne aus der Sonne selbst schöpfest.

Halte überhaupt den Grundsatz fest, nie das Zeichen an Stelle der Sache zu setzen, falls es nicht unmöglich ist, sie selbst vorzuweisen, denn das Zeichen beschäftigt die volle

Aufmerksamkeit des Kindes und lässt es die durch dasselbe dargestellte Sache gänzlich vergessen.

Das Planetarium oder die Armillarsphäre scheint mir ein schlecht konstruiertes und in ungenauen Verhältnissen ausgeführtes Lehrmittel zu sein. Dieser Wirrwarr von Kreisen und die sonderbaren Figuren, welche man darauf anbringt, verleihen ihm das Ansehen eines Zauberkastens, der den Geist der Kinder abschrecken muss. Die Erde ist zu klein, die Kreise sind zu groß und zu zahlreich; einige derselben, wie die Jahreszeitenkreise, sind vollkommen unnütz. Jeder Kreis ist breiter als die Erde; die Dicke der Pappe gibt ihnen ein Ansehen des Körperlichen, was leicht die falsche Vorstellung hervorrufen kann, als ob sie wirklich vorhandene ringförmige Massen vorstellen; und sagt ihr dem Kinde, dass man sich diese Kreise nur denke, so fehlt ihm das Verhältnis für das, was es sieht, und es begreift gar nichts mehr.

Wir verstehen nie, uns an die Stelle der Kinder zu versetzen; statt auf ihre Ideen einzugehen, leihen wir ihnen die unsrigen, und indem wir beständig unseren eigenen Schlüssen nachgehen, häufen wir mit all den Reihen von Wahrheiten nur verschrobene Ansichten und Irrtümer in ihrem Kopfe auf.

Man streitet sich über die Vorzüge der analytischen oder synthetischen Methode beim Studium der Wissenschaften. Nicht immer hat man aber nötig, unter ihnen eine Wahl zu treffen. Bisweilen lassen sich bei einer und derselben Untersuchung beide Methoden miteinander verbinden, und man kann ein Kind unter Benutzung der lehrenden Methode anleiten, während es selbst nur zu analysieren meint. Wenn man auf diese Weise beide gleichzeitig zur Anwendung brächte, würden sie sich gegenseitig als Beweis dienen. Ginge das Kind zu gleicher Zeit von zwei entgegengesetzten Punkten aus, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass es denselben Weg zurücklegte, so würde es beim endlichen Zusammentreffen völlig überrascht werden, und diese Überraschung könnte nur sehr angenehm sein. In der Geographie würde ich zum Beispiel von ihren beiden Endpunkten ausgehen und

mit dem Studium der Bewegungen der Erdkugel die Lehre von dem Verhältnis ihrer einzelnen Teile verbinden, wobei ich mit der Heimat den Anfang machte. Während das Kind die Himmelskunde studiert und sich auf diese Weise gleichsam bis in den Himmel versetzt, müsst ihr es auch wieder zur Erde und ihrer Einteilung zurückführen und es zunächst mit seinem Wohnort bekannt machen.

Die beiden ersten geographischen Anhaltspunkte, die es genau kennen lernen muss, werden die Stadt, in welcher es wohnt, und das Landhaus seines Vaters sein; hieran reihen sich die zwischen beide liegenden Orte, darauf folgen die Flüsse in der Nachbarschaft, endlich der Stand der Sonne und die Art und Weise, sich zu orientieren. Hierin liegt der Vereinigungspunkt. Es muss sich nun selbst eine ganz einfache Karte entwerfen, welche zunächst nichts als jene erwähnten zwei Ausgangspunkte enthält, und denen es nach und nach die übrigen nach der Reihenfolge hinzufügt, wie es ihre Lage und Entfernung erfährt oder selbst abschätzt. Ihr könnt daraus schon sehen, welch einen Vorteil wir ihm bereits früher verschafften, als wir uns sein Augenmaß auszubilden bemühten.

Trotz alledem wird man das Kind ohne Zweifel ein wenig leiten müssen, aber ja nur sehr wenig und vor allen Dingen so, dass es ihm nicht fühlbar wird. Irrt es sich, so lasst es ruhig geschehen, verbessert seine Fehler durchaus nicht; wartet es still ab, bis es imstande ist, sie selbst einzusehen und wieder gutzumachen, oder richtet es bei günstiger Gelegenheit höchstens so ein, dass es durch dieselben empfindlich berührt werde. Wenn es sich niemals einer Täuschung hingäbe, würde es sicherlich nicht gut auffassen lernen. Übrigens kommt es durchaus nicht darauf an, dass es mit voller Genauigkeit die Topographie des Landes, sonder darauf, dass es die Mittel kenne, sich über diese zu unterrichten. Es verschlägt wenig, ob es die Karten im Kopf habe, wenn es nur gründlich versteht, was sie darstellen, und wenn es nur einen deutlichen Begriff von der Kunst hat, sie zu entwerfen. Daran könnt ihr schon den Unterschied zwischen dem Wissen eurer Zöglinge und der Unwissenheit des meinigen bemerken. Jene kennen die Karten, und er entwirft sie.

Dadurch gewinnen wir wieder neue Ausschmückungen für sein Zimmer.

Bleibet stets eingedenk, dass der Geist meines Unterrichts nicht darin besteht, dem Kind vielerlei Dinge beizubringen, sondern darin, sich niemals andere als deutliche und klare Begriffe in seinem Kopf festsetzen zu lassen. Wenn Emil auch gar nichts wüsste, würde es doch wenig verschlagen, vorausgesetzt, dass er sich nicht irrthümlichen Anschauungen hingäbe; und ich suche seinen Geist nur deshalb mit immer neuen Wahrheiten bekannt zu machen, um ihn vor Irrthümern zu bewahren, die sich sonst an ihrer Stelle einnisten würden. Die Entwicklung der Vernunft und Urteilkraft geht nur langsam vor sich, während sich die Vorurteile massenhaft herbeidrängen; und gerade vor diesen muss man ihn bewahren. Wenn ihr indes die Wissenschaft an und für sich ins Auge fasst, so fahrt ihr in ein Meer ohne Grund, ohne Ufer und voller Klippen hinaus, aus dem ihr euch nie wieder zurückfinden werdet. Wenn ich einen Menschen sehe, der, voll heißer Liebe zu den Wissenschaften, sich durch den Reiz derselben verführen lässt und, unvermögend sich zu beherrschen, von einer zu der anderen eilt: so kommt es mir vor, als sehe ich ein Kind welches am Meeresufer Muscheln sammelt und sich mit ihnen gleich anfangs beladet, darauf jedoch, durch den Anblick immer neuer in Versuchung gebracht, einige wieder wegwirft und andere aufhebt, bis es schließlich, von ihrer Menge überbürdet und außerstande, noch eine Wahl zu treffen, alle wegwirft und leer zurückkehrt.

Während des ersten Lebensalters verstrich die Zeit langsam; aus Besorgnis, sie übel anzuwenden, gingen wir nur darauf aus, sie zu vertreiben. Jetzt tritt das Gegenteil ein, denn wir haben nicht Zeit genug, um alles auszuführen, was ersprießlich sein würde. Erwägt, dass die Leidenschaften im Anzug sind, und dass euer Zögling, sobald sie an die Tür klopfen, ihnen seine Aufmerksamkeit ausschließlich schenken wird. Das friedliche Alter des erwachenden Verstandes dauert so kurz, vergeht so schnell, muss zu soviel anderen notwendigen Dingen ausgenützt werden, dass es geradezu eine Torheit wäre, zu verlangen, sie solle auch noch

hinreichend sein, das Kind gelehrt zu machen. Es kommt weniger darauf an, es in den Wissenschaften zu unterrichten, als darauf, ihm Geschmack an ihnen einzuflößen und ihm die Methoden beizubringen, sie zu erlernen, sobald sich dieser Geschmack erst mehr entwickelt haben wird. Dies ist sicherlich ein Hauptgrundsatz jeglicher guten Erziehung.

Jetzt ist auch die rechte Zeit gekommen, in der man das Kind nach und nach daran gewöhnen muss, einen und demselben Gegenstand eine ununterbrochene Aufmerksamkeit zu schenken; aber diese Aufmerksamkeit darf nie etwa erzwungen werden, sondern muss stets aus eigener Lust und Liebe hervorgehen. Sorgfältig muss man darüber wachen, dass sie dem Kind nicht zur Last falle oder ihm gar Langeweile verursache. Haltet deshalb beständig die Augen offen, und steht, was immer die Folge davon sein möge, von allem ab, noch ehe es eine Beute der Langeweile wird, denn es ist durchaus nicht so wichtig, dass es etwas lerne, als vielmehr dass es nichts mit Widerwillen verrichte.

Legt euch das Kind Fragen vor, so antwortet nur gerade soviel als nötig ist, seine Wissbegierde rege zu erhalten, nicht aber sie völlig zu befriedigen. Vorzüglich beobachtet aber augenblicklich die größte Zurückhaltung, wenn ihr wahrnehmt, dass es nicht fragt, um sich zu unterrichten, sondern nur um zu faseln und euch mit albernen Fragen zu belästigen, denn dann steht soviel fest, dass es ihm nicht mehr um die Sache, sondern lediglich darum zu tun ist, euch durch seine Fragen zu tyrannisieren. Man muss dabei weniger die Worte, die es spricht, als vielmehr den Beweggrund zu beachten, der es zum Sprechen treibt. Diese Warnung, welche bisher weniger nötig war, wird von der äußersten Wichtigkeit, sobald das Kind selbst zu urteilen beginnt.

Es gibt eine Kette von allgemeinen Wahrheiten, vermittelt welche alle Wissenschaften von gemeinsamen Prinzipien ausgehen und sich erst nach und nach aus denselben entwickeln. An diese Kette halten sich die Philosophen; um sie handelt es sich jedoch hier nicht. Es gibt indes noch eine andere, wesentlich von dieser

ersteren verschiedene, durch welche jeder einzelne Gegenstand notwendig einen anderen nach sich zieht und auf den, der ihm folgt, hinweist. Letztere Ordnung nun, welche durch eine ununterbrochene Neugier die Aufmerksamkeit, die alle diese Gegenstände erfordern, wach erhält, ist es, der die meisten Menschen folgen, und die vorzugsweise den Kindern vorteilhaft ist. Damit wir uns beim Entwurf unserer Karten zu orientieren vermochten, mussten wir Mittagslinien ziehen. Zwei Durchschnittspunkte, zwischen den am Morgen und Abend gleich großen Schatten liefern für einen dreizehnjährigen Astronomen eine ausgezeichnete Mittagslinie. Aber diese Mittagslinien verwischen sich immer wieder; es erfordert Zeit, sie stets von neuem zu ziehen. Sie nötigen uns dazu, beständig an dem nämlichen Ort zu arbeiten. Soviel Mühe, soviel Zwang müssten dem Kind endlich langweilig werden. Wir haben es vorausgesehen und treffen deswegen schon im Voraus Vorkehrungen.

Da habe ich mich wiederum auf weitschweifige und kleinliche Einzelheiten eingelassen. Ich höre, lieber Leser, schon dein Murren, allein ich trotze ihm. Ich kann es nicht über mich gewinnen, deiner Ungeduld den nützlichsten Teil dieses Buches zum Opfer zu bringen. Fasse deinen Entschluss, wie du dich meiner Weitschweifigkeit gegenüber zu verhalten gedenkst, denn was mich anlangt, so habe ich den meinigen hinsichtlich deiner Klagen schon gefasst.

Bereits seit langer Zeit hatten wir, mein Zögling und ich, die Wahrnehmung gemacht, dass Bernstein, Glas, Siegellack und verschiedene andere Körper, sobald sie gerieben werden, Strohhalme anziehen, während anderen diese Eigenschaft fehlt. Zufällig finden wir einen, dem eine noch merkwürdigere Kraft innewohnt, nämlich die, in einiger Entfernung, und noch dazu ohne erst gerieben zu werden, Eisenfeilspäne und andere Eisenstückchen anzuziehen. Wie lange gewährt uns diese Eigenschaft Zeitvertreib, ohne dass wir irgend etwas Weiteres darin erblicken! Endlich entdecken wir aber auch, dass sie sich dem Eisen selbst mitteilt, wenn es in einer bestimmten Richtung mit einem

Magnet gestrichen wird. Eines Tages besuchen wir den Jahrmarkt<sup>78</sup>. Ein Taschenspieler zieht mit einem Stückchen Brot eine Ente von Wachs an, welche auf einem Wasserbecken schwimmt. Trotz unserer großen Überraschung glauben wir doch nicht, dass wir es mit einem Hexenmeister zu tun haben, denn wir wissen gar nicht, was ein Hexenmeister ist. Da uns schon oft Wirkungen, deren Ursachen wir nicht kennen, Bewunderung abgenötigt haben, so übereilen wir uns nicht, ein Urteil zu fällen, sondern bleiben ruhig in unserer Unwissenheit, bis sich uns eine Gelegenheit darbietet, von derselben frei zu werden.

Nach Hause zurückgekehrt, verfallen wir, da sich das Gespräch immer wieder von neuem um die Ente auf dem Jahrmarkt dreht, endlich auf den Gedanken, das Kunststück nachzumachen. Wir nehmen eine taugliche Nadel, die stark magnetisch ist, und umhüllen sie mit weichem Wachs, dem wir, so gut wir es vermögen, die Gestalt einer Ente zu geben suchen, so das die Nadel durch die ganze Länge des Körpers geht und die Spitze den Schnabel bildet. Nun setzen wir die Ente auf das Wasser, halten einen Schlüsselring in einiger Entfernung von dem Schnabel, und sehen mit leicht begreiflicher Freude, dass unsere Ente dem Schlüssel gerade ebenso folgt, wie die auf dem Jahrmarkt dem Stück Brot folgte. Nach welcher Richtung hin die Ente auf dem Wasser haltmacht, wenn man sie in Ruhe lässt, das zu beobachten wird sich ein anderes Mal Gelegenheit darbieten. Da wir augenblicklich mit unserem Gegenstand vollauf beschäftigt sind, verlangen wir nichts weiter.

---

<sup>78</sup> Ich habe mich des Lachens nicht enthalten können, als ich des Herrn Formey feine Kritik über diese kleine Erzählung las. „Dieser Taschenspieler,“ sagt er, „der die Nacheiferung eines Kindes übelnimmt und seinem Lehrer deshalb in allem Ernst Vorwürfe macht, ist ein Geschöpf aus der Welt des Emil.“ Der geistreiche Herr Formey hat sich nicht vorstellen können, dass diese kleine Szene abgekartet und der Taschenspieler über die Rolle, die er zu spielen hatte, unterrichtet war; denn das hatte ich allerdings nicht ausdrücklich hinzugesetzt. Aber wie oft habe ich dagegen nicht schon erklärt, dass ich nicht für Leute schreibe denen man alles sagen muss!

Noch an dem nämlichen Abend kehren wir mit einem Stück gut präparierten Brotes in der Tasche auf den Jahrmarkt zurück, und sobald der Taschenspieler sein Kunststück gemacht hat, sagt mein kleiner Gelehrter, der kaum noch an sich zu halten vermag, zu ihm, dass dies Kunststück nicht schwierig sei und er es ebenso gut machen könne. Er wird beim Wort genommen. Sofort zieht er das Brot, in welchem das Stück Eisen verborgen ist, aus der Tasche. Während er sich dem Tische nähert, klopft ihm das Herz. Fast zitternd hält er der Ente das Brot hin; sie kommt und folgt ihm. Das Kind jauchzt vor Wonne auf und hüpfte vor Freude. Bei dem Händeklatschen und den Beifallsäußerungen der versammelten Menge schwindelt ihm der Kopf; es ist außer sich. So betroffen der Gaukler auch scheint, so nähert sich ihm derselbe doch um es zu umarmen und zu beglückwünschen. Er bittet es, ihn auch am folgenden Tage mit seiner Gegenwart zu beehren, indem er hinzufügt, er werde dafür Sorge tragen, eine noch größere Menschenmenge um sich zu versammeln, um seiner Geschicklichkeit Beifall zu spenden. Mein kleiner Naturforscher, dessen Stolz erwacht ist, macht Miene, sein Geheimnis auszuplaudern; aber augenblicklich verschließe ich ihm den Mund und führe ihn, von Lobsprüchen überhäuft, hinweg.

Das Kind zählt mit lächerlichen Ungeduld die Minuten bis zum nächsten Tage. Alle, die ihm begegnen, ladet es ein. Es wünschte, die ganze Menschheit könnte Zeuge seines Ruhmes sein. Es kann kaum die Stunde erwarten und möchte die Uhr vorstellen. Wir fliegen förmlich nach dem Orte des Zusammentreffens; der Saal ist bereits gefüllt. Beim Eintreten zieht Freude in sein junges Herz ein. Andere Taschenspielerkunststücke sollen vorhergehen; der Künstler übertrifft sich selbst und macht wahrhaft überraschende Dinge. Das Kind sieht von allem dem nichts. Es ist in fortwährender Unruhe, schwitzt und vermag kaum zu atmen. Es vertreibt sich die Zeit damit, sein Stückchen Brot in der Tasche mit vor Ungeduld zitternder Hand unaufhörlich zu betasten. Endlich kommt sein Kunststück an die Reihe, und mit einer gewissen Feierlichkeit, kündigt es der Künstler dem Publikum an. Etwas verlegen tritt Emil

hervor und zieht sein Brot heraus... Doch Welch ein Wechsel der Dinge! Die gestern so zahme Ente ist heute völlig wild geworden. Anstatt den Schnabel dem Brote zuzukehren, dreht sie ihm den Schwanz zu und entflieht. Sie weicht dem Brot und der Hand, die es darbietet, mit derselben Sorgfalt aus, mit der sie ihnen zuvor gefolgt war. Nach tausend vergeblichen und regelmäßig belachten Versuchen fängt das Kind sich zu beschweren an, klagt, man suche es zu täuschen, man habe der ersten Ente eine andere untergeschoben, und richtet an den Taschenspieler die Aufforderung, diese an sich zu locken.

Ohne ein Wort zu erwidern, nimmt der Taschenspieler ein Stück Brot und hält es der Ente hin. Augenblicklich folgt die Ente dem Brot und schwimmt hinter der Hand her, die es zurückzieht. Jetzt nimmt das Kind dasselbe Stück Brot, aber weit entfernt zu einem besserem Resultat als zuvor zu gelangen, muss es vielmehr mit ansehen, wie die Ente seiner gleichsam spottet und rings um den Rand des Beckens flieht. Ganz verlegen entfernt es sich endlich und wagt sich dem Gelächter nicht länger auszusetzen.

Jetzt nimmt der Taschenspieler das Stück Brot, welches das Kind mitgebracht hatte, und gelangt durch dasselbe zu dem nämlichen Resultat wie durch das seinige. Vor aller Augen zieht er sogar das Eisen hervor; ein neues Gelächter auf unsere Kosten! Darauf zieht er sogar die Ente mit dem bloßen Brot ebenso gut wie zuvor an. Dieselben Dienste leistet ihm ein in aller Gegenwart von dritter Hand abgeschnittenes Stück Brot, ja selbst sein Handschuh und seine Fingerspitze. Endlich tritt er mitten in das Zimmer und kündigt in jenem feierlichen Ton, wie er dergleichen Leuten eigen zu sein pflegt, an, dass die Ente seiner Stimme ebenso gut wie seinen Bewegungen gehorchen werde. Er redet sie an, und die Ente ist folgsam; er befiehlt ihr nach rechts zu schwimmen, und sie schwimmt nach rechts, zurückzukommen, und sie kommt zurück, sich umzudrehen, und sie dreht sich um. Befehl und Ausführung der Bewegung sind eins. Der erhöhte Beifall erhöht nur unsere Beschämung. Unbemerkt schleichen wir uns fort und schließen uns

in unser Zimmer ein, ohne aller Welt, wie wir uns doch vorgenommen hatten, unseren Erfolg auszuposaunen.

Am nächsten Morgen klopft es an unsere Tür. Ich öffne, und der Taschenspieler steht vor mir. In bescheidenen Worten beschwert er sich über unser Benehmen. Was hätte er uns getan, das uns hätte Veranlassung geben können, seine Kunststücke herabzusetzen und ihn dadurch möglicherweise um seinen Broterwerb zu bringen? Welche große Merkwürdigkeit läge denn in der Kunst, eine Ente von Wachs anzuziehen, um diese Ehre auf Kosten des Unterhalts eines ehrlichen Mannes erkaufen zu wollen? „Fürwahr, meine Herren, hätte ich irgend etwas anderes gelernt, um mir dadurch meinen Lebensunterhalt zu verdienen, so würde ich meinen Ruhm schwerlich in dieser Kunst suchen. Sie konnten sich doch leicht vorstellen, dass ein Mann, der sein ganzes Leben damit zugebracht hat, sich in diesem elenden Gewerbe zu üben, etwas mehr davon verstehen muss als Sie, die Sie sich verhältnismäßig nur wenige Zeit damit beschäftigen. Wenn ich Ihnen meine Meisterstücke nicht sofort von Anfang an gezeigt habe, so liegt der Grund einfach darin, weil man sich nicht beeilen muss, unbesonnenerweise gleich alles, was man weiß, aufzutischen. Stets trage ich Sorge, meine besten Kunststücke für eine besondere Gelegenheit aufzusparen, und außer diesen hebe ich noch immer einige andere auf, um der vorwitzigen Jugend damit entgentreten zu können. Übrigens, meine Herren, will ich Sie mit dem Geheimnis, welches Sie in so große Verlegenheit setzte, herzlich gern bekannt machen, muss Sie indes bitten, es nicht zu meinem Nachteil zu missbrauchen und ein anderes Mal zurückhaltender zu sein.“

Darauf zeigt er uns seine Maschine, und wir gewahren zu unserer äußersten Überraschung, dass sie nur aus einem starken und gut armierten Magnet besteht, welchen ein unter dem Tische verborgenes Kind unbemerkt hin und her bewegte.

Der Mann steckt seine Maschine wieder ein, und nachdem wir ihm unseren Dank und unsere Entschuldigungen ausgesprochen

haben, wollen wir ihm ein Geschenk einhändigen. Er lehnt es ab. „Nein, meine Herren, Sie haben sich mir gegenüber nicht so tadelfrei gezeigt, dass ich Geschenke von Ihnen annehmen könnte. Sie sollen sich mir wider Ihren Willen verpflichtet fühlen; das sei meine einzige Rache. Mögen Sie daraus lernen, dass es in allen Ständen Edelmüt gibt. Ich lasse mir wohl meine Kunststücke bezahlen, nicht aber die Lektionen, die ich erteile.“

Beim Weggehen wendet er sich noch direkt an mich und erteilt mir ganz laut einen Verweis. „Gern,“ sagt er, „will ich dieses Kind entschuldigen; es hat nur aus Unwissenheit gefehlt. Sie jedoch, mein Herr, der Sie seinen Fehler einsehen mussten, weshalb haben Sie ihn denselben begehen lassen? Da Sie zusammen leben, so liegt Ihnen, als dem Älteren, die Pflicht ob, ihm mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Ihre Erfahrung muss ihm als Autorität gelten, so dass er sich durch dieselbe leiten lässt. Sollte es sich dereinst, wenn es erwachsen ist, über seine Jugendfehler Vorwürfe machen, so wird es unzweifelhaft die Schuld derer, auf welche Sie es nicht aufmerksam gemacht haben, Ihnen zuschieben.“<sup>79</sup>

Er geht und lässt uns beide in größter Bestürzung zurück. Ich tadle mich meiner weichlichen Nachgiebigkeit willen, ich gelobe dem Knaben, sie ein anderes Mal seinem Besten zum Opfer bringen zu wollen und es vor Fehlern zu warnen, bevor es dieselben begehe. Denn nun nähert sich die Zeit, wo in unseren gegenseitigen Verhältnissen eine Änderung eintreten und der Ernst des Lehrers an die Stelle der kameradschaftlichen Nachgiebigkeit treten muss. Diese Veränderung darf nur stufenweise vor sich gehen. Alles muss man voraussehen, und zwar schon aus weiter Ferne voraussehen.

---

<sup>79</sup> Habe ich wohl einen Leser voraussetzen dürfen, der so beschränkt wäre, bei dieser Unterredung nicht zwischen den Zeilen herauszulesen, dass der Erzieher selbst ihm diesen Verweis Wort für Wort und in ganz bestimmter Absicht vorgeschrieben hatte? Hat man Ursache, mich für so beschränkt zu halten, dass ich imstande wäre, einem Taschenspieler diese Sprache als die ihm natürliche in den Mund zu legen? Ich glaubte den Beweis geliefert zu haben, dass mir wenigstens das doch ziemlich dürftige Talent nicht abgeht, die Leute in dem Geist ihres Standes reden zu lassen. Man vergleiche noch das Ende des folgenden Abschnittes. Hieß dies nicht für jeden anderen als Herrn Formey alles sagen?

Am nächsten Tag begeben wir uns abermals auf den Jahrmakkt, um uns das Kunststück, dessen Geheimnis wir erfahren haben, noch einmal anzusehen. Mit tiefer Ehrfurcht nähern wir uns dem Sokrates der Taschenspieler; kaum wagen wir die Augen zu ihm aufzuschlagen. Er überhäuft uns jedoch mit Artigkeiten und weißt uns unseren Platz in so ausgezeichnete Weise an, dass wir uns nur noch mehr gedemütigt fühlen. Darauf macht er seine Kunststücke wie gewöhnlich, nur verweilt er mit offenbarem Vergnügen bei der Ente, wobei er uns öfter mit ziemlich stolzer Miene anblickt. Wir wissen alles, verraten uns aber auch nicht durch das leiseste Zeichen. Wenn mein Zögling auch nur den Mund zu öffnen wagte, so wäre er wert, vernichtet zu werden.

Alle Einzelheiten dieses Beispiels sind von ungleich höherer Wichtigkeit, als es den Anschein haben möchte. Wie viel Lehren sind in dieser einzigen enthalten! Welche demütigenden Folgen zieht die erste Regung der Eitelkeit nach sich! Junger Lehrer, Sorge dafür, dass dir diese erste Regung nicht entgeht! Verstehst du es so einzurichten, dass für deinen Zögling daraus gleichfalls Demütigungen und Unannehmlichkeiten hervor gehen müssen,<sup>80</sup> dann kannst du versichert sein, dass so bald keine zweite folgen wird. „Aber was für künstliche Vorkehrungen!“ wird man einwenden. Ich räume es ein, und dies alles nur – um uns eine Boussole zu verschaffen, die uns die Mittagslinie vertreten kann.

Nachdem wir uns davon überzeugt haben, dass der Magnet auch durch andere Körper hindurchwirkt, haben wir nichts Eiligeres zu tun, als eine Maschine zu konstruieren, die der, welche wir gesehen haben, ähnlich ist: einen ausgeschnittenen Tisch, ein in die Höhlung passendes ganz flaches Becken, welches einige Linien hoch mit Wasser gefüllt ist, eine mit etwas größerer Sorgfalt

---

<sup>80</sup> Diese Demütigungen und Unannehmlichkeiten sind also von mir und nicht von dem Taschenspieler ausgegangen. Da Herr Formey sich noch bei meinen Lebzeiten meines Buches bemächtigen und es drucken lassen wollte, wobei er ohne weiteres meinen Namen wegnahm und den seinigen an dessen Stelle setzte, so hätte er sich doch wenigstens die Mühe nehmen sollen, ich will nicht gerade sagen es selbst zu verfassen, aber doch es zu lesen.

gearbeitete Ente usw. Nachdem wir ihren Bewegungen rings um das Becken oft unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, machen wir endlich auch die auffallende Beobachtung, dass die Ente, sobald sie sich in Ruhe befindet, fast immer nach der nämlichen Richtung schaut. Diese Beobachtung beschäftigt unser Nachdenken, wir untersuchen die erwähnte Richtung und kommen zu dem Ergebnis, dass sie von Süden nach Norden geht. Mehr bedarf es nicht; unser Kompass ist gefunden oder doch so gut wie gefunden. Damit haben wir uns den Weg zur Physik gebahnt.

Es gibt auf der Erde verschiedene Himmelsstriche und in denselben wieder verschiedene Temperaturen. Je mehr wir uns dem Pol nähern, desto auffallender wird uns der Wechsel der Jahreszeiten. Alle Körper ziehen sich in der Kälte zusammen und dehnen sich in der Wärme aus. Diese Wirkung lässt sich auf Flüssigkeiten am besten messen und fällt bei Spirituosen am meisten in die Augen. Dieser Erscheinung hat der Thermometer seine Entstehung zu verdanken. Der Wind trifft das Gesicht: die Luft ist folglich ein Körper, ein Fluidum; man fühlt sie, obgleich man kein Mittel besitzt, sie dem Auge sichtbar zu machen. Stellt man ein umgedrehtes Glas ins Wasser, so wird es das Wasser nicht völlig ausfüllen, wenigstens solange man der Luft keinen Ausgang gestattet. Folglich ist die Luft widerstandsfähig. Drückt man das Glas noch tiefer hinein, so wird das Wasser zwar steigen, ohne jedoch den Raum völlig ausfüllen zu können. Die Luft kann demnach bis zu einem gewissen Punkt zusammengepresst werden. Ein mit komprimierter Luft gefüllter Ball springt höher als ein mit irgend einem anderen Stoff gefüllter; die Luft ist deshalb ein elastischer Körper. Erhebt man, wenn man ausgestreckt im Bade liegt, den Arm horizontal aus dem Wasser, so wird man den Eindruck erhalten, als ob ein ungeheures Gewicht auf demselben laste. Die Luft ist folglich auch ein schwerer Körper. Setzt man die Luft mit anderen Flüssigkeiten ins Gleichgewicht, so ist man imstande, ihr Gewicht zu messen. Dieser Erfahrung verdanken wir die Erfindung des Barometers, des Hebers, der Windbüchse, Luftpumpe. Alle Gesetze der Statik und der Hydrostatik können aus

ganz alltäglichen Erfahrungen hergeleitet werden. Ich verlange durchaus nicht, dass man deswegen ein Kabinett für Experimentalphysik besuche; all dieser Apparat von Instrumenten und Maschinen behagt mir nicht. Der gelehrte Anstrich tötet die Wissenschaft. Entweder schrecken alle diese Maschinen ein Kind nur zurück, oder ihre Gestalt teilt seine Aufmerksamkeit, welche sich allein auf die Experimente richten sollte.

Mein Wunsch ist, dass wir alle unsere Maschinen selbst verfertigen; mit der Konstruktion eines Instruments will ich jedoch nicht vorgehen, bis uns eine hinreichende Erfahrung zur Seite steht. Haben wir nun wie zufällig eine Erfahrung gemacht, so wünsche ich, dass wir auch das Instrument, welches uns dieselbe bestätigen soll, nach und nach erfinden. Lieber als die vollkommensten und genauesten Instrumente sind mir unsere hier und da vielleicht etwas mangelhaften, sobald nur unsere Ideen von dem, was sie sein sollen, und von den Wirkungen, die sie hervorbringen sollen, klarer und genauer sind. Behufs meines ersten Unterrichts in der Statik lege ich, anstatt erst nach einer Waage umherzuschicken, einen Stab quer über die Stuhllehne, messe, wenn sich der Stab im Gleichgewicht befindet, die Länge der beiden Arme desselben und hänge auf beide Seiten bald gleiche, bald ungleiche Gewichte, und finde dadurch, dass ich nach Bedürfnis hin und her ziehe und schiebe, endlich, dass das Gleichgewicht durch das wechselseitige Verhältnis zwischen der Größe des Gewichts und der Länge der Hebelarme hergestellt wird. Dadurch hat mein kleiner Physiker die Fähigkeit erhalten, Wagen zu berichtigen noch ehe er solche gesehen hat.

Es erleidet keinen Widerspruch, dass die Begriffe von den Dingen, welche man sich auf diese Weise selbst erwirbt, viel deutlicher und zuverlässiger sind als diejenigen, welche man sich durch die Unterweisung anderer aneignet. Man gewöhnt dadurch seine Vernunft nicht nur nicht, sich knechtisch einer fremden Autorität zu unterwerfen, sondern man macht sich auch fähiger, Beziehungen aufzufinden, Ideen zu assoziieren, Instrumente zu ersinnen, als wenn man alles, so wie es dargeboten wird, hinnimmt

und den Geist in Trägheit versinken lässt, wie ja auch der Körper eines Mannes, der sich von seinen Leuten, von Kopf bis zu Füßen anziehen und von seinen Pferden fahren lässt, schließlich die Kraft und den Gebrauch seiner Glieder verliert. Boileau pflegte sich damit zu rühmen, dass er Racine die Kunst, schwer zu reimen, beigebracht hätte. Bei so vielen meisterhaften Methoden, die die Erleichterung des Studiums der Wissenschaften bezwecken, wäre es wahrlich außerordentlich notwendig, dass uns jemand auch eine zur Erschwerung desselben an die Hand gäbe.

Der klarste und sichtbarste Vorteil dieser langsamen und mühseligen Untersuchungen beruht darin, dass man bei all den spekulativen Studien den Körper in seiner Tätigkeit und die Glieder in ihrer Geschmeidigkeit erhält und die Hände unablässig zur Arbeit und zu einem dem Menschen nützlichen Gebrauch ausbildet. Die vielen Instrumente, welche zu dem Zweck erfunden sind, uns bei unseren Experimenten zu leiten und unseren Sinnen da, wo es ihnen an der nötigen Genauigkeit gebricht, ergänzend zur Seite zu treten, haben den Übelstand hervorgerufen, dass wir die Übung der Sinne nun erst recht vernachlässigen. Der Winkelmesser befreit uns von der Mühe, die Größe der Winkel abzuschätzen. Das Auge, welches ganz gut imstande wäre, die Entfernungen mit Genauigkeit zu bestimmen, verlässt sich auf die Kette, die sie statt seiner misst; die Schnellwaage, durch welche ich das Gewicht kennen lerne, erspart es mir, dasselbe mit der Hand abzuschätzen. Je sinnreicher unsere Werkzeuge sind, desto unausgebildeter und ungeschickter werden unsere Organe. Weil wir darauf ausgehen, uns äußerlich mit Hilfsmitteln zu umgeben, finden wir dieselben nicht mehr in uns selbst.

Sobald wir jedoch zur Herstellung dieser Maschinen die Geschicklichkeit aufbieten, die bisher für jene eintrat, sobald wir zu ihrer Anfertigung den Scharfsinn anwenden, der uns ihre Entbehrung bisher nicht fühlbar machte, so gewinnen wir, ohne daneben irgendeinen Verlust zu haben, wir verbinden die Kunst mit der Natur und werden scharfsinniger, ohne an unserer Geschicklichkeit eine Einbuße zu erleiden. Wenn ich einen Jungen,

anstatt ihn fortwährend über den Büchern sitzen zu lassen, in einer Werkstatt beschäftige, so arbeiten seine Hände zum Vorteil seines Geistes: er wird ein Philosoph, trotzdem er sich nur für einen Handwerker hält. Endlich bringt diese Übung auch noch andere Vorteile, deren ich weiter unten erwähnen werde; und man wird sehen, wie man sich von philosophischen Spielereien zu den wahren menschlichen Tätigkeiten zu erheben vermag.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass sich die rein spekulativen Kenntnisse für Knaben selbst dann nicht eignen, wenn sie sich schon dem Jünglingsalter nähern. Indessen muss man, ohne sie gerade sehr weit in die systematische Physik eindringen zu lassen, darauf hinzuwirken suchen, dass sich alle ihre Erfahrungen durch eine Art von Deduktion aneinander reihen, damit sie sie mit Hilfe dieser Verkettung in ihrem Geiste zu ordnen und, so oft es das Bedürfnis erheischt, in ihre Erinnerung zurückrufen vermögen, denn es ist sehr schwer, dass nicht im Zusammenhang stehende Tatsachen und selbst Schlussfolgerungen lange im Gedächtnis haften bleiben, sobald es an einem Aufknüpfungspunkt fehlt, von dem aus man sie stets wieder in der Erinnerung wachrufen kann.

Bei dem Aufsuchen der Naturgesetze beginne man beständig mit den gewöhnlichsten und sinnlich wahrnehmbarsten Erscheinungen und gewöhne seinen Zögling, diese Erscheinungen nicht für Gründe, sondern für Tatsachen zu halten. Ich nehme einen Stein und stelle mich, als ob ich ihn in die Luft legen wolle. Nun öffne ich die Hand, und der Stein fällt. Ich bemerke, dass Emil alles, was ich tue, aufmerksam verfolgt, und frage ihn: „Weshalb ist dieser Stein gefallen?“

Welches Kind würde diese Frage unbeantwortet lassen? Keins, selbst Emil nicht, wenn ich es nicht habe meine Hauptsorge sein lassen, ihn so vorzubereiten, dass er sich keines Unvermögens, eine Antwort geben zu können, bewusst ist. Sämtliche werden sagen, dass der Stein fällt, weil er schwer ist. Was ist denn nun aber schwer? Das was fällt. Der Stein fällt also, weil er fällt? Hier sitzt mein kleiner Philosoph ernstlich fest. Das ist seine erste Lektion in

der systematischen Physik, und möge er nun aus ihr für letztere direkten Nutzen ziehen oder nicht, jedenfalls wird sie für die Ausbildung seines richtigen Urteils vorteilhaft sein.

Je mehr die geistige Entwicklung des Kindes zunimmt, desto mehr zwingen andere wichtige Erwägungen, zu seinen bisherigen Beschäftigungen noch neue hinzutreten zu lassen. Sobald das Kind dahin gelangt, sich wenigstens im Umfang zu kennen, dass es begreift, was sein Wohlbefinden ausmacht, sobald es auch ausgedehntere Beziehungen in dem Grade zu fassen vermag, dass es das beurteilen kann, was ihm ersprießlich ist und was nicht, so ist es auch imstande, den Unterschied zwischen Arbeit und Vergnügen herauszufühlen und letzteres nur als eine Erholung von der Arbeit zu betrachten. Alsdann können Gegenstände, welche einen wirklichen Nutzen gewähren, in den Kreis seiner wirklichen Studien hineingezogen werden, und nun tritt die Verpflichtung an es heran, ihnen einen beharrlicheren Fleiß zu widmen, als es bisher auf die bloßen Vergnügungen verwandte. Das Gesetz der Notwendigkeit, welches sich immer wieder geltend macht, lehrt den Menschen schon früh, das zu tun was ihm nicht gefällt, um dadurch ein Übel vorzubeugen, das ihm noch mehr missfallen würde. Darin besteht der Vorteil der Voraussicht, und aus dieser gut oder schlecht geregelten Voraussicht entspricht alle menschliche Weisheit sowie alles menschliche Elend.

Jeder Mensch will glücklich werden; um aber dies Ziel zu erreichen, müsste er zunächst wissen, was das Glück denn eigentlich bildet. Das Glück des Naturmenschen ist ebenso einfach wie sein Leben; es besteht aus Gesundheit, Freiheit, Besitz des Notwendigen, mit einem Wort: in dem Freisein von Leiden. Das Glück des moralischen Menschen trägt einen anderen Charakter; aber von diesem ist hier nicht die Rede. Ich kann nicht oft genug wiederholen, dass nur rein physische Gegenstände den Kindern Interesse einzuflößen vermögen, namentlich solchen, deren Eitelkeit noch nicht erweckt ist und welche nicht bereits durch das Gift der Meinung verderbt sind.

Wenn die Kinder ihre Bedürfnisse, noch ehe sie diese empfinden, voraussehen, so ist ihr Verstand schon weit fortgeschritten; sie beginnen den Wert der Zeit zu erkennen. Jetzt ist es von hoher Wichtigkeit, sie daran zu gewöhnen, diese auf nützliche Dinge zu verwenden. Freilich muss der Nutzen derselben ihrem Alter bemerkbar und ihrem Verstand einleuchtend sein. Alles was auf die moralische Ordnung und auf das gesellschaftliche Herkommen bezug hat, darf ihnen nicht so halb vorgeführt werden, weil sie noch nicht imstande sind, es zu verstehen. Es ist eine leidige Torheit, von ihnen zu verlangen, dass sie sich Dinge aneignen sollen, von denen man ihnen ganz im allgemeinen sagt, dass sie zu ihrem Besten seien, ohne dass sie wissen, worin denn dies Beste bestehe, und von denen man ihnen die Versicherung erteilt, sie würden als Erwachsene Vorteil davon haben, ohne dass sie für diesem angeblichen Vorteil, welchen sie noch gar nicht zu begreifen vermögen, gegenwärtig irgendein Interesse fühlen.

Das Kind darf nie etwas auf das bloße Wort tun; nichts ist ihm so gut als das, wovon es selbst fühlt, dass es gut ist. Indem ihr euch beständig bestrebt, das Kind über die Grenzen seiner Einsichten hinauszudrängen, glaubt ihr mit großer Voraussicht zu verfahren, während es euch gerade an derselben gebricht. Um es mit einigen unnützen Werkzeugen auszurüsten, die es vielleicht niemals anzuwenden Gelegenheit haben wird, beraubt ihr es des Universalhilfsmittels des Menschen, nämlich der gesunden Vernunft, gewöhnt es, sich stets leiten zu lassen und stets nur eine Maschine in den Händen anderer zu sein. Ihr verlangt, es soll gelehrig sein, solange es noch klein ist; damit verlangt ihr aber nur, es soll leichtgläubig und ein Einfaltspinsel sein, wenn es groß ist. Ihr wiederholt ihm unaufhörlich: „Alles was ich von dir begehre, ist zu deinem eigenen Besten, allein du bist noch nicht imstande, es einzusehen. Was kann es mir verschlagen, ob du meiner Aufforderung nachkommst oder nicht? Du arbeitest lediglich für dich allein.“ Mit all diesen schönen Predigten, die ihr ihm jetzt haltet, um es weise zu machen, erreicht ihr nichts weiter, als dass ihr es den Geistersehern, Alchimisten, Marktschreibern, Betrügern

und Narren aller Art leichter macht, es dereinst in ihren Schlingen zu fangen und auf ihre Torheiten eingehen zu lassen.

Allerdings ist es für einen Mann von Belang, viele Kenntnisse zu besitzen, deren Nutzen ein Kind nicht zu begreifen vermag; aber muss denn durchaus und kann überhaupt ein Kind alles lernen, was einem Mann zu wissen vorteilhaft ist? Versucht es, dem Kind alles das beizubringen, was für sein Alter nützlich ist, und ihr werdet euch überzeugen, dass seine ganze Zeit damit mehr als ausgefüllt ist. Weshalb wollt ihr es zum offenbaren Nachteil der Studien, die sich gerade gegenwärtig für es eignen, zu denjenigen eines Alters zwingen, von dem es so wenig sicher ist, ob es dasselbe erreichen wird. Aber, werdet ihr sagen, wird es denn noch Zeit sein, dass, was man wissen muss, zu lernen, wenn der Augenblick gekommen ist, wo alles auf die Anwendung der Kenntnisse ankommt? Das weiß ich freilich nicht; aber soviel weiß ich wenigstens, dass es unmöglich ist, es früher zu lernen; denn unsere wahren und eigentlichen Lehrmeister sind die Erfahrung und das Gefühl, und der Mensch sieht deshalb auch nur in bezug auf die Verhältnisse, in denen er sich schon befunden hat, richtig ein, was ihm dienlich und was ersprießlich ist. Ein Knabe weiß, dass er die Bestimmung hat, ein Mann zu werden; alle Begriffe die er vom Stand des Mannes haben kann, geben Gelegenheit zum Unterricht; aber über diejenigen Begriffe dieses Standes, die über seine Fassungskraft hinausgehen, muss er in völliger Unwissenheit bleiben. Mein ganzes Buch ist nichts als ein fortlaufender Beweis dieses Erziehungsgrundsatzes.

Sobald wir dahin gelangt sind, unserem Zögling einen Begriff des Wortes „nützlich“ zu geben, gewinnen wir ein nicht zu unterschätzendes Mittel mehr, ihn zu leiten, denn dies Wort macht einen starken Eindruck auf ihn, selbstverständlich nur in der Voraussetzung, dass er damit einen seinem Alter entsprechenden Sinn verbindet und dessen Beziehung auf sein gegenwärtiges Wohlbefinden deutlich einsieht. Auf eure Kinder macht dies Wort dagegen keinen Eindruck, weil ihr es euch nicht habt am Herzen liegen lassen, ihnen davon einen ihrer Fassungskraft angemessenen Begriff beizubringen, und weil sie sich schon aus dem Grunde, dass

sich stets andere damit beschweren, für alles, was ihnen nützlich ist, zu sorgen, niemals genötigt sehen, selbst daran zu denken, und folglich gar nicht wissen, was Nutzen ist.

„Wozu nützt das?“ Das ist fortan das heilige Wort, das zwischen ihm und mir bei allen Handlungen unseres Lebens allein entscheidende Wort; das ist die Frage welche meinerseits unfehlbar auf alle seine Fragen folgt, und welche mir zur Abwehr jener Menge alberner und langweilender Fragen dienen soll, mit denen Kinder unaufhörlich und ganz zwecklos ihre Umgebung ermüden, mehr um über dieselbe eine Art Herrschaft auszuüben, als um einen wirklichen Nutzen davon zu haben. Derjenige, welchem man als wichtigste Lehre den Grundsatz eingepflicht hat, nichts anderes als Nützlich zu wissen zu wollen, fragt wie Sokrates; er stellt keine Frage, ohne sich vorher über den Grund seiner Frage klar zu werden, weil er sehr wohl weiß, dass man ihn, bevor die Antwort erfolgt, danach fragen wird.

Seht, was für ein mächtiges Werkzeug ich euch damit in die Hände gebe, um einen Einfluss auf euren Zögling auszuüben! Da er von nichts die Gründe kennt, so hängt er fast ganz an eurem Belieben ab, ihn zum Schweigen zu bringen. Welchen Vorteil verleihen euch dagegen eure Kenntnisse und eure Erfahrungen, da sie euch in den Stand setzen, ihm den Nutzen alles dessen, was ihr ihm vorschlagt, nachzuweisen. Das ist aber auch nötig; denn gebt euch darüber keiner Täuschung hin: dadurch, dass ihr diese Frage an ihn stellt, lehrt ihr ihn auch gleichzeitig, sie seinerseits an euch zu stellen. Mit Sicherheit könnt ihr deshalb darauf rechnen, dass er künftighin, eurem Beispiel folgend, nicht verfehlen wird, bei allem, was ihr ihm vorschlagt, stets zu fragen: „Wozu nützt das?“

Hierin liegt vielleicht der Fallstrick, welchen der Erzieher am schwersten zu vermeiden vermag. Sucht ihr euch in Beantwortung der Frage des Kindes nur aus der Sache zu ziehen und gebt ihr ihm dabei auch nur einen einzigen Grund an, den es nicht zu begreifen imstande ist, so wird es, da es ihm nicht entgeht, dass ihr bei eurem Urteil nur euren und nicht seinen Maßstab anlegt, sich auch dem

glauben hingeben, dass das, was ihr ihm sagt, zwar für euer Alter, aber nicht für das seinige gut sei; es wird euch kein Vertrauen mehr schenken, und dadurch ist alles verloren. Aber wo ist der Lehrer, der die Antwort schuldig bleiben und seinem Zögling kein Unrecht eingestehen möchte? Alle machen es sich zum Gesetz, auch nicht einmal ihre offenbaren Fehler einzugestehen. Ich hingegen würde es mir zum Gesetz machen, mich selbst da, wo ich mich unstreitig im Recht finde, eines Irrtums schuldig zu bekennen, sobald ich meinem Zögling meine Gründe nicht klarmachen könnte. Auf diese Weise würde ihm mein Verhalten, da es vor seinem Geiste beständig fehlerlos dasteht, nie verdächtig sein, und ich würde mir gerade dadurch, dass ich mir Fehler beilege, ein größeres Vertrauen bewahren, als es jenen gelingt, welche die ihrigen verdecken.

Zunächst bedenkt wohl, dass es nur selten eure Aufgabe sein darf, ihm vorzuschlagen, was er lernen soll. Es ist seine Sache, das Verlangen auszusprechen, den Stoff zu suchen und zu finden; eure Pflicht besteht nur darin, denselben seinem Verständnis näher zu bringen, jenes Verlangen geschickt in ihm zu erwecken und ihm die Mittel an die Hand zu geben, dasselbe zu befriedigen. Daraus ergibt sich, dass eure Fragen nicht allzu häufig, aber gut gewählt sein müssen, und dass ihr, da er weit öfter als ihr in die Lage kommen wird, Fragen zu stellen, euch auch weit seltener Blößen geben und weit öfter Gelegenheit bekommen werdet, ihm zu sagen: „Wozu ist das, wonach du mich fragst, zu wissen nütze?“

Da ferner wenig darauf ankommt, dass er dies oder jenes lernt, wenn er nur das Gelernte richtig begreift und anzuwenden versteht, so gebt ihm, falls ihr ihm über das, was ihr ihm mitteilt, keine befriedigende Erklärung geben könnt, lieber gar keine. Sagt unbedenklich: „Ich kann dir hierauf keine genügende Antwort erteilen; ich hatte unrecht; lass uns nicht weiter davon reden.“ War eure Belehrung wirklich übel angebracht, so schadet es gar nichts, sie völlig fallen zu lassen; war sie dagegen nicht am unrechten Ort, so werdet ihr bei einiger Umsicht halb wieder Gelegenheit finden, ihm den Nutzen derselben bemerkbar zu machen.

Lange Erläuterungen in förmlichen Reden haben durchaus nicht meinen Beifall; die jungen Leute achten wenig darauf und behalten sie selten. Auf die Sache, die Sache kommt es an! Ich kann nicht oft genug wiederholen, dass wir den Worten einen viel zu großen Spielraum gewähren. Mit unserer schwatzhaften Erziehung bilden wir nur Schwätzer.

Nehmen wir einmal an, dass mich mein Zögling, während ich mit ihm den Lauf der Sonne und die Kunst, sich zu orientieren, studiere, plötzlich mit der Frage, wozu denn das alles eigentlich diene, unterbreche. Was für eine schöne Rede ließe sich da halten! Wie hübsch könnte ich da die Gelegenheit ergreifen, ihn bei Beantwortung seiner Frage über allerlei Dinge zu belehren, zumal wir bei unserer Unterredung Zeugen hätten.<sup>81</sup> Ich könnte mit ihm von dem Nutzen des Reisens reden, von den Vorteilen des Handels, von den unter jedem Himmelsstrich vorkommenden Produkten, von den Sitten der verschiedenen Völker, vom Gebrauch des Kalenders, von der für die richtige Betreibung des Ackerbaues nötigen Berechnung der Wiederkehr der Jahreszeiten, von der Kunst der Schifffahrt, von der Kunst, sich auf dem Meer, ohne dass man weiß, wo man sich befindet, zurechtzufinden und seine Fahrt genau zu verfolgen. Politik, Naturgeschichte, Astronomie, sogar Moral und Völkerrecht ließen sich dergestalt in meine Rede verweben, dass ich meinem Zögling eine hohe Idee von allen diesen Wissenschaften und ein lebhaftes Verlangen, sie zu lernen, einflößen könnte. Hätte ich mich aber in dieser Weise geäußert, so wurde mein Vortrag doch nichts weiter als die prahlerische Auskramung eines wahren Pedanten sein, von der mein Zögling auch keinen einzigen Begriff wirklich verstanden hätte. Er hätte große Lust, mich abermals zu fragen, welchen Vorteil die Kunst, sich zu orientieren, brächte, würde es aber aus Furcht, mich dadurch zu kränken, nicht wagen. Er würde es für vorteilhafter

---

<sup>81</sup> Ich habe häufig bemerkt, dass man bei dem gelehrten Unterricht, den man den Kindern erteilt, weniger daran denkt, sich diesen verständlich zu machen, als vielmehr darauf ausgeht, sich den Beifall der anwesenden Erwachsenen zu erwerben. Ich bin von der Richtigkeit dieser Behauptung vollkommen überzeugt, denn ich habe die Beobachtung an mir selbst gemacht.

finden, sich zu stellen, als ob er das, was er gezwungenerweise hat anhören müssen, verstünde. So geht es bei dieser schönen Erziehungsweise zu.

Aber unser Emil, der eine mehr bäuerliche Erziehung erhalten hat, und den wir mit vieler Mühe dahin zu bringen suchen, schwer zu begreifen, wird das alles gar nicht anhören. Bei dem ersten Wort, das er nicht versteht, wird er davonlaufen, sich ausgelassen im Zimmer umhertummeln und mich meine hochtrabende Rede allein halten lassen. Wir müssen uns nach einer drastischeren Lösung umsehen. Mein Wissenschaftlicher Apparat hat in seinen Augen keinen Wert.

Als mich mein Zögling durch die ungelegene Frage: „Wozu dient das?“ unterbrach, untersuchten wir gerade die Lage des Waldes nördlich von Montmorency. „Du hast recht,“ versetzte ich; „wir wollen in Muße darüber nachdenken, und finden wir, dass diese Arbeit keinen Vorteil bringt, so wollen wir sie nicht wieder aufnehmen, denn es fehlt uns keineswegs an nützlichem Zeitvertreib.“ Wir beschäftigen uns darauf mit etwas anderem, und während des übrigen Teils des Tages ist von Geographie nicht weiter die Rede.

Am folgenden Morgen schlage ich ihm, noch ehe wir unser Frühstück eingenommen haben, einen Spaziergang vor. Mit Freuden geht er darauf ein; zum Laufen sind Kinder stets bereit, und Emil ist namentlich gut zu Fuß. Wir begeben uns nach dem Wald, durchwandern Auen und Wiesen, verirren uns jedoch dabei und wissen schließlich nicht mehr, wo wir uns befinden. Als wir uns nun zur Rückkehr entschließen, können wir unseren Weg nicht wiederfinden. Die Zeit verstreicht, es wird heiß, wir empfinden Hunger. Wir beeilen uns und irren vergeblich bald in dieser, bald in jener Richtung fort. Überall stoßen wir auf nichts als Wald, Steinbrüche, hier und da auch wohl auf eine ausgerodete Stelle, aber nirgends entdecken wir etwas, wonach wir uns zu orientieren vermöchten. Schweißtriefend, abgemattet und ausgehungert verirren wir uns trotz unseres Hin- und Herlaufens nur noch mehr.

Endlich setzen wir uns, um ein wenig auszuruhen und zu überlegen. Emil, von dem ich einmal annehmen will, dass er wie ein anderes Kind erzogen sei, ist nicht zu Überlegung aufgelegt, sondern weint. Er weiß nicht, dass wir uns dicht vor dem Tor von Montmorency befinden, welches uns nur ein einfaches Gebüsch verbirgt. Aber in seinen Augen bildet dieses Gebüsch einen förmlichen Wald; ein Kind seiner Größe ist schon in einem bloßen Gebüsch wie begraben.

Nach einem kurzen Stillschweigen, sage ich mit unruhiger Miene zu ihm: Mein lieber Emil, wie in aller Welt sollen wir es nur anstellen, um hier herauszukommen?

*Emil* (schweißtriefend und heiße Tränen vergießend). Ich weiß es nicht. Ich bin müde; mich plagt Hunger und Durst; ich kann nicht mehr weiter.

*Johann Jakob*. Glaubst du etwa, dass mir besser zumute ist? Und meinst du nicht dass ich auch weinen würde, wenn ich von meinen Tränen satt werden könnte? Weinen kann uns nichts helfen; es kommt darauf an, dass wir uns zurechtfinden. Sieh nach deiner Uhr. Wie spät ist es?

*Emil*. Es ist Mittag, und ich bin noch nüchtern.

*Johann Jakob*. In der Tat, es ist schon Mittag, und ich bin noch nüchtern.

*Emil*. Ach, was für Hunger Sie haben müssen!

*Johann Jakob*. Leider wird mich mein Mittagbrot hier nicht aufsuchen. Mittag! Das ist gerade die Stunde, in welcher wir gestern von Montmorency aus die Lage des Waldes beobachteten. Wenn wir nun imstande wären, in ähnlicher Weise vom Wald aus die Lage von Montmorency zu beobachten, so...

*Emil*. Ja; aber gestern sahen wir den Wald, während wir von hier aus die Stadt nicht erblicken vermögen.

*Johann Jakob.* Das ist freilich ein Übelstand... Wenn wir nun aber die Stadt, um ihre Lage zu finden, gar nicht zu sehen brauchten!

*Emil.* O, mein Freund, wie sollt das zugehen?

*Johann Jakob.* Sagten wir nicht der Wald läge...

*Emil.* Nördlich von Montmorency.

*Johann Jakob.* Demnach muss auch Montmorency...

*Emil.* Südlich vom Wald liegen.

*Johann Jakob.* Wir haben ja, dünke ich, ein Mittel, mittags den Norden zu finden.

*Emil.* Gewiss, durch die Richtung des Schattens.

*Johann Jakob.* Wie sollen wir nun aber den Süden auffinden?

*Emil.* Ja, wie lässt sich das anstellen?

*Johann Jakob.* Der Süden ist doch dem Norden entgegengesetzt.

*Emil.* Das ist wahr. Es kommt bloß darauf an, dass wir die Richtung, welche dem Schatten entgegengesetzt ist, aufsuchen. Ja, da ist der Süden, da ist der Süden! Sicherlich liegt Montmorency nach dieser Richtung hin. Wir wollen es auf dieser Seite suchen.

*Johann Jakob.* Du kannst recht haben; wir wollen diesen Fußpfad durch das Gehölz einschlagen.

*Emil* (in die Hände klatschend und ein Freudenschrei ausstoßend). Ach, ich sehe Montmorency! Es liegt ganz frei und offen gerade vor uns. Lassen Sie uns zu unserem Frühstück und Mittagessen eilen! Die Astronomie ist doch zu etwas gut!

Sollte er letzteres Bekenntnis auch nicht in dürren Worten ablegen, so könnt ihr euch doch davon überzeugt halten, dass er es

bei sich denken wird. Darauf kommt übrigens wenig an, wenn ich es nur nicht in Worte kleide. Ihr könnt versichert sein, dass er die Lektion dieses Tages sein Leben lang nicht vergessen wird, während meine Rede, sobald ich ihm über dies alles nur in seinem Zimmer einen Vortrag gehalten hätte, schon am nächsten Tage wieder vergessen wäre. Man muss sich soviel als möglich durch die Tat zu reden bestreben und nur das sagen, was zu tun unmöglich ist.

Der Leser wird mich nicht in Verdacht haben, dass ich eine so geringschätzende Meinung von ihm hege, um ihn über jeden Wissenszweig ein besonderes Beispiel zu geben; um was es sich auch immer handeln möge, so kann ich dem Lehrer nicht dringend genug an das Herz legen, seine Beweise stets mit der Fassungskraft seines Zöglings in Einklang zu bringen; denn, noch einmal sei es gesagt, der Übelstand beruht nicht darin, dass derselbe etwas nicht versteht, sondern darin, dass er sich zu verstehen einbildet.

Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie ich einst einem Knaben, dem ich Liebe zur Chemie einflößen wollte, erst einige metallische Niederschläge zeigte und darauf die Bereitung der Tinte erklärte. Ich sagte ihm, dass ihre Schwärze von sehr fein zerteiltem Eisen, welches durch Vitriol aufgelöst und durch eine alkalische Flüssigkeit nieder geschlagen wäre, hervorgerufen würde. Mitten in meiner gelehrten Erklärung, unterbrach mich hinterlistigerweise der kleine Bursche auf einmal mit der erwähnten Frage, die ich ihn zu stellen selbst angehalten hatte, und setzte mich dadurch in nicht geringer Verlegenheit.

Nach kurzer Überlegung verfiel ich auf folgenden Ausweg. Ich ließ eine Flasche Wein aus dem Keller des Hausherrn und eine andere zu acht Sous von einem Weinhändler holen. In ein kleines Fläschchen goss ich eine Lösung von Kali und sagte darauf, nachdem ich noch zwei Gläser mit diesen beiden verschiedenen

Weinsorten vor mich hingestellt hatte<sup>82</sup>, zu ihm: „Man verfälscht verschiedene Lebensmittel, um sie besser erscheinen zu lassen als sie sind. Diese Verfälschungen täuschen das Auge und den Geschmack; aber sie sind schädlich und machen die verfälschte Sache ungeachtet ihres schönen Aussehens schlechter als sie vorher war.

Namentlich verfälscht man die Getränke und hauptsächlich die Weine, weil bei ihnen der Betrug schwerer zu erkennen ist und dem Betrüger einen größeren Gewinn einbringt.

Die Verfälschung der herben oder sauren Weine, geschieht durch Glätte; die Glätte ist aber ein Bleipräparat. Blei, welches mit Säuren verbunden ist, bildet ein sehr süßes Salz, das dem Geschmack die Säure des Weines weniger bemerkbar macht, aber gleichzeitig für diejenigen, welche ihn trinken, ein Gift ist. Es ist also von großer Wichtigkeit, dass man, ehe man verdächtigen Wein trinkt, sich davon überzeuge, ob er mit Glätte versetzt sei oder nicht. Und nun gib Obacht, wie ich es mache, um dies zu entdecken!

Der Saft der Weintraube enthält nicht nur einen brennbaren Weingeist, wie du aus dem Branntwein abnehmen kannst, den man daraus bereitet, sondern er enthält auch eine Säure, wie du aus dem Weinessig und Weinstein, welche man gleichfalls daraus gewinnt, erkennen kannst.

Diese Säure hat mit metallischen Substanzen Verwandtschaft, löst sie auf und bildet in Verbindung mit ihnen ein zusammengesetztes Salz. So ist zum Beispiel der Rost nichts anderes als Eisen, das durch die in der Luft oder im Wasser enthaltene Säure aufgelöst ist, und ebenso ist der Grünspan durch Essig aufgelöstes Kupfer.

Aber diese nämliche Säure hat mit den alkalischen Substanzen noch mehr Verwandtschaft als mit den metallischen Substanzen, so dass vermittels der ersteren die Säure in den zusammengesetzten

---

<sup>82</sup> Bei jeder Erläuterung, welche man dem Schüler geben will, dient eine vorausgehende etwas umständliche Vorbereitung in hohem Grade dazu, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Salzen, deren ich soeben Erwähnung getan habe, gezwungen wird, sich von dem Metall, mit dem sie verbunden ist, zu lösen, um sich mit dem Alkali zu verbinden.

Jetzt setzt sich die metallische Substanz, nachdem sie von der Säure, die sie gebunden hatte, befreit ist, und macht die Flüssigkeit trübe.

Wenn also eine von diesen Weinsorten hier mit Glätte versetzt ist, so hält seine Säure die Glätte gebunden. Sobald ich nun aber von unserer alkalischen Flüssigkeit etwas hineingieße, so wird diese die Säure zwingen, ihre Beute wieder frei zu lassen; das Blei, welches nicht länger in ungebundenen Zustand verharrt, wird wieder als solches erscheinen, die Flüssigkeit trüben und endlich auf dem Boden des Glases einen Niederschlag bilden.

Ist jedoch in Wein weder Blei<sup>83</sup> noch irgendein anderes Metall enthalten, so<sup>84</sup> wird sich das Alkali ruhig mit der Säure verbinden; alles wird im aufgelöstem Zustand bleiben, und es wird sich kein Niederschlag bilden.“

Hierauf goss ich etwas von meiner alkalischen Flüssigkeit nacheinander in die beiden Gläser; der dem Keller des Hausherrn entnommene Wein blieb hell und klar, der andere wurde dagegen auf der Stelle trübe, und nach Verlauf einer Stunde konnte man den Niederschlag des Bleies auf dem Boden des Glases deutlich gewahren.

---

<sup>83</sup> Obgleich nicht alle Weine, welche man flaschenweise bei den Weinhändlern in Paris kauft, mit Glätte versetzt sind, so sind sie dessen ungeachtet selten ganz von Blei frei, weil die Gefäße dieser Kaufleute mit diesem Metall belegt sind, und weil der in einem solchen Maß gegossene Wein dadurch, dass er über das Blei hinwegläuft oder sogar längere Zeit über demselben stehen bleibt, stets einen Teil davon auflöst. Auffallend ist es, dass ein so offenbarer und so gefährlicher Missbrauch von der Polizei geduldet wird. Aber freilich ist es ja wahr, dass die wohlhabenden Leute, die solche Weinsorten nicht leicht trinken, nur in geringem Grade der Gefahr ausgesetzt sind, vergiftet zu werden.

<sup>84</sup> Die vegetabilische Säure übt eine schwache Wirkung aus, Wenn es mineralische und dazu noch wenig verdünnte Säure wäre, so würde die Vereinigung nicht ohne Aufbrausen vor sich gehen.

„Hier kannst du es nun selber sehen,“ fuhr ich fort, „dieser Wein ist natürlich und rein und man darf unbesorgt von ihm trinken, jener aber ist verfälscht und enthält Gift. Dies lässt sich eben vermittels der Kenntnisse nachweisen, nach deren Nutzen du mich fragst. Wer die Bereitung der Tinte versteht, vermag auch die verfälschten Weine zu erkennen.“

Ich war mit meinem Beispiel sehr zufrieden, und nichtsdestoweniger fiel es mir auf, dass es nicht den geringsten Eindruck auf den Jungen hervorgebracht hatte. Ich brauchte einige Zeit, um zu der Einsicht zu gelangen, dass ich doch nur eine Torheit begangen hatte; denn ganz abgesehen davon, dass es einem Kind im Alter von zwölf Jahren völlig unmöglich sein musste, meiner weitläufigen Erklärung zu folgen, so konnte ihm auch der Nutzen dieser Erfahrung nicht zum Verständnis kommen, weil es beide Weinsorten gekostet, beide für gut befunden hatte und deshalb auch nicht imstande war, mit dem Worte Verfälschung, welches ich ihm so gut erklärt zu haben meinte, irgendeinen Begriff zu verbinden. Die anderen Wörter „ungesund“ und „Gift“ hatten für dasselbe ebenfalls keinen Sinn. Es befand sich dabei in dem Fall des erwähnten Kindes, welches die Geschichte von dem Arzt Philippus vortrug, und so wird es allen Kinder ergehen.

Das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung, deren Verkettung wir nicht wahrnehmen, die Güter und die Übel, von denen wir keine Vorstellung haben, die Bedürfnisse, welche wir noch nie empfunden haben, existieren für uns nicht. Es ist unmöglich, uns dazu zu vermögen, etwas zu tun, was auf sie Bezug hat. Im Alter von fünfzehn Jahren betrachtet man das Glück eines Weisen, wie mit dreißig Jahren die Herrlichkeit des Paradieses. Man hat von dem einen ebenso wenig ein rechtes Verständnis wie von dem anderen, so wird man es sich auch wenig angelegen sein lassen, sie zu erwerben; ja sogar wenn man mit ihnen eine richtige Vorstellung verbände, würde man sich ihre Erlangung doch wenig Anstrengung kosten lassen, wenn man kein Verlangen nach ihnen hätte, wenn einem nicht das Gefühl sagte, dass sie ihm dienlich wären. Es ist leicht, in einem Kinde den Glauben zu erwecken, dass

das worüber man es unterrichten will, nützlich sei; aber eine solche bloß äußerliche Überredung ist wertlos, man muss es zu überzeugen verstehen. Vergebens nötigt uns die ruhige Vernunft Beifall oder Tadel ab, zum Handeln treibt uns erst die Leidenschaft; und wie kann man für Dinge, für welche noch kein Interesse in uns erwacht ist, in Leidenschaft geraten?

Lenkt daher die Aufmerksamkeit des Kindes nie auf etwas, was es nicht eingehen vermag. Solange ihm die Menschheit noch beinahe völlig fremd ist, könnt ihr es nicht auf dem Standpunkt des Mannes erheben, und deshalb müsst ihr ihm zuliebe den Mann auf dem Standpunkt der Kindheit stellen. Obwohl ihr das, was ihm in einem späteren Alter nützlich sein kann, nicht aus den Augen lassen dürft, so redet dennoch mit ihm nur von dem, dessen Nutzen es schon jetzt einsieht. Übrigens nie Vergleichen mit anderen Kindern, keine Rivalen, keine Nebenbuhler, nicht einmal im Laufen, sobald es mit Vernunft zu handeln beginnt! Hundertmal lieber ist es mir, dass es das, was es doch nur aus Eifersucht oder Eitelkeit lernen würde, gar nicht lernt. Ich werde nur alljährlich die Fortschritte andeuten, die es gemacht hat, und sie mit denen des folgenden Jahres vergleichen. Ich werde zu ihm sagen: „Du bist jetzt wieder um so und soviel Linien gewachsen; über diesem Graben konntest du springen, eine so große Last vermochtest du zu tragen, einen Stein so weit zu werfen, eine so große Strecke in einem Atem zu laufen usw. Lass jetzt aber einmal sehen, was du nun zu leisten imstande bist.“ Auf diese Weise sporne ich es an, ohne seine Eifersucht gegen jemand zu erregen. Es wird sich selbst übertreffen wollen, und das soll es. Ich vermag keinen Nachteil darin zu erblicken, dass es sein eigener Nebenbuhler sei.

Ich hasse die Bücher; sie lehren uns nur über Dinge reden, die man nicht versteht. Es wird erzählt, dass Hermes die Elemente der Wissenschaft auf Säulen eingegraben habe, um seine Entdeckungen vor einer neuen Sintflut zu schützen. Wenn er sie jedoch den Köpfen der Menschen richtig eingepägt hätte, so würden sie sich durch mündliche Überlieferung erhalten haben. Gut

vorbereitete Gehirne bilden die Monumente, auf welchen sich die menschlichen Kenntnisse am sichersten eingraben lassen.

Sollte denn kein Mittel vorhanden sein, die große Anzahl der in so vielen Büchern zerstreuten Lehren zusammenzustellen und so zu vereinen, dass sie einem gemeinsamen Zweck dienen, der leicht kenntlich und interessant zu verfolgen wäre und selbst dieses Alter anzuspornen vermöchte? Könnte man eine Lage ausfindig machen, in welcher alle natürlichen Bedürfnisse des Menschen in einer auch dem Geist eines Kindes wahrnehmbaren Weise klar hervorträten, und in welcher sich gleichzeitig die Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse nach und nach mit derselben Leichtigkeit entwickelten, so müsste man an einer lebendigen und ungekünstelten Schilderung dieses Zustandes, seine Einbildungskraft gleich zuerst zu üben suchen.

Feuriger Philosoph, ich sehe schon, wie die deine sich entzündet. Doch gib dir keine vergebliche Mühe! Diese Lage ist schon gefunden, sie ist geschildert und, ohne dir unrecht zu tun, weit besser, als du selbst sie würdest zu schildern vermögen, wenigstens, mit mehr Wahrheit und Einfachheit. Müssen wir denn durchaus einmal Bücher haben, nun, so gibt es eins, welches uns meinem Erachten nach die vorzüglichste Abhandlung über naturgemäße Erziehung an die Hand gibt. Dieses Buch soll mein Emil zuerst lesen; allein soll es lange Zeit hindurch seine ganze Bibliothek und stets einen hervorragenden Platz in derselben behalten. Es wird der Text sein, welchem alle unsere Unterhaltungen über naturwissenschaftliche Stoffe nur als Kommentar dienen sollen. Es wird bei unseren Fortschritten den Prüfstein unserer Urteilskraft abgeben und, solange unser Geschmack nicht verstorben ist, wird uns seine Lektüre beständig Unterhaltung gewähren. Und wie heißt nun dieses Wunder von Buch? Ist es Aristoteles? Ist es Plinius? Ist es Buffon? Nein, es ist Robinson Crusoe.

Robinson Crusoe, auf seiner Insel, allein, des Beistandes seiner Mitmenschen beraubt, von allen künstlichen Werkzeugen und

Hilfsmitteln entblößt, und trotzdem für seinen Unterhalt und seine Erhaltung sorgend, ja, sich sogar eine Art Wohlbefinden verschaffend: das ist sicherlich ein Gegenstand, der jedem Alter Interesse einflößen muss und den man den Kindern durch tausenderlei Mittel anziehend machen kann. Hier finden wir die wüste Insel, auf die ich anfangs nur gleichnisweise hinwies, verwirklicht. Dieser Zustand ist, wie ich gern einräume, freilich nicht der des gesellschaftlichen Menschen und wird wahrscheinlich nicht der Zustand Emils werden, aber er soll ihm als Maßstab zur Beurteilung aller übrigen dienen. Das sicherste Mittel, sich über Vorurteile zu Erheben und sein Urteil von den wahren Verhältnissen der Dinge leiten zu lassen, besteht darin, dass man sich an die Stelle eines völlig auf sich allein angewiesenen Menschen versetzt und über alles so urteilt, wie dieser Mensch mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen selbst darüber urteilen muss.

Dieser Roman, von allen nebensächlichen Zutaten befreit, mit Robinsons Schiffbruch in der Nähe seiner Insel beginnend und mit der Ankunft des Schiffes, welches zu seiner Rettung erscheint, schließend, wird Emil während des ganzen Zeitabschnittes, von welchem hier die Rede ist, zugleich Unterhaltung wie Belehrung verschaffen. Ich will, dass ihm der Kopf darüber schwinde, dass er sich unaufhörlich mit seinem Schloss, seinen Ziegen und Pflanzungen beschäftige; dass er nicht aus Büchern, sondern an den Dingen selbst, alles, was man in einem ähnlichen Fall wissen muss, bis ins einzelne lerne; dass er sich selbst für einen zweiten Robinson halte, dass er sich in Felle gekleidet, mit einer großen Mütze auf dem Kopf, einem furchtbaren Säbel an der Seite, kurz in dem ganzen grotesken Aufzug der Figur erblicke, nur den Sonnenschirm ausgenommen, dessen er nicht bedürfen wird. Ich will, dass er sich über die Maßregeln, die etwa er griffen werden könnten, wenn sich dieser oder jener Mangel bei ihm einstellte, beunruhige, dass er das Verfahren seines Helden prüfe und untersuche, ob derselbe nichts unterlassen habe und ob er nichts hätte besser machen können; dass er seine Fehler genau bemerke und sich dieselben zunutze mache, damit er in einer ähnlichen Lage

nicht auch in dieselben verfallt; denn unzweifelhaft wird er sich mit dem Gedanken tragen, einst eine ähnliche Niederlassung zu gründen. Das ist das einzige richtige Luftschloss in diesem glücklichen Alter, in welchem man kein anderes Glück kennt Erlangung des durchaus Notwendigen und die Freiheit.

Was für eine Hilfsquelle eröffnet diese törichte Leidenschaft doch einem geschickten Manne, der es verstanden hat, sie nur hervorzurufen, um Nutzen aus ihr zu ziehen! Das Kind, voller Begierde, sich ein Magazin für seine Insel anzulegen, wird beim Lernen größeren Eifer entfalten als der Lehrer beim Unterrichten. Es wird alles, was nützlich ist, wissen wollen, aber auch nur dies wissen wollen. Ihr werdet jetzt nicht mehr nötig haben, es anzuleiten, sondern werdet es vielmehr beständig zurückhalten müssen. Lasst uns übrigens Eile anwenden, es auf dieser Insel einzurichten, solange sich sein Glück noch darauf beschränkt, denn schon naht der Tag, wo es, wenn es überhaupt dort noch leben will, doch nicht allein wird auf ihr leben wollen, und wo Freitag, welcher ihm jetzt noch kein großes Interesse einflößt, ihm nicht mehr lange genügen wird.

Die Ausübung der natürlichen Künste, welche nur einen einzigen Menschen bedingt, führt uns dazu, uns auch mit den Künsten der Industrie bekannt zu machen, welche das Zusammenwirken mehrerer Hände erfordern. Erstere können durch Einsiedler, durch Wilde betrieben werden; letztere können dagegen nur der Gesellschaft ihre Entstehung verdanken und machen diese notwendig. Solange man nur das physische Bedürfnis kennt, ist sich jeder Mensch selbst genug, allein die Einführung des Überflüssigen erheischt unbedingt Teilung und Verteilung der Arbeit. Denn während ein Mensch, welcher für sich allein arbeitet, auch nur den Unterhalt für einen einzigen Menschen verdient, werden hundert Menschen, sobald sie ihre Arbeit gemeinschaftlich betreiben, einen Gewinn erzielen, der zum Unterhalt von zweihundert Personen ausreichend ist. Sobald sich also ein Teil der Menschen dem Müßiggang hingibt, muss die Vereinigung der arbeitenden Arme die Untätigkeit der Feiernden ersetzen.

Mit größter Sorgfalt müsst ihr euch bemühen, von dem Geist eures Zöglings alle Begriffe von sozialen Verhältnissen fernzuhalten, für die seine Fassungskraft noch nicht entwickelt genug ist. Nötigt euch indes die Verkettung der Kenntnisse, ihm die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen voneinander nachzuweisen, so lenkt, anstatt ihm dieselbe von der moralischen Seite zu zeigen, seine ganze Aufmerksamkeit sofort auf die Industrie und die mechanischen Künste, durch welche sich die Menschen gegenseitig Nutzen schaffen. Während ihr ihn von Werkstatt zu Werkstatt führt, dürft ihr dabei niemals dulden, dass er irgendwelche Arbeit sehe, ohne selbst die Hand ans Werk zu legen, noch dass er aus derselben scheidet, ohne den Grund von allem, was hier gemacht wird, oder doch wenigstens von allem, was er beobachtet hat, vollkommen zu kennen. Deshalb müsst ihr auch selbst arbeiten und ihm auch überall mit gutem Beispiel vorangehen. Um ihn zum Meister zu machen, spielt überall den Lehrling, und seid überzeugt, dass er aus einer Stunde Arbeit mehr Lehren schöpfen wird als aus tagelangen Erläuterungen.

Der Wert welchen man den verschiedenen Künsten gewöhnlich beilegt, steht im umgekehrtem Verhältnis zu ihrem wirklichen Nutzen. Dieser Wert hängt sogar geradezu von der Unnützlichkeit derselben ab, und so muss es sein. Die nützliche Künste sind diejenigen, welche den geringsten Gewinn abwerfen, weil sich die Zahl der Arbeiter nach dem Bedürfnis der Menschen richtet, und weil die Arbeiten, die jedermann bedarf, notwendigerweise einen Preis behaupten müssen, den auch der Arme zu bezahlen vermag. Jene wichtigen Leute dagegen, die nicht Handwerker, sondern Künstler heißen, setzen, weil sie eben einzig und allein für die Müßiggänger und Reichen arbeiten, einen völlig willkürlichen Preis auf ihre Spielereien. Da der Wert dieser nichtigen Arbeiten nur in der Einbildung besteht, so bildet selbst ihr Preis einen Teil dieses Wertes, und man schätzt sie nach Maßgabe der darauf verwandten Kosten. Den Wert, den der Reiche darauf legt, wird nicht durch ihren Nutzen bestimmt, sondern durch den Umstand, dass der Arme sie nicht bezahlen kann. *Nolo habere bona,*

*nisi quibus populus invidet.* (Ich will nur Güter besitzen, um welche mich das Volk beneidet.)

Was wird aus euren Zöglingen werden, wenn ihr zugebt, dass sich dieses törichte Vorurteil in ihnen einnistet, wenn ihr dasselbe sogar begünstigt? wenn sie zum Beispiel sehen, dass ihr in den Laden eines Goldschmieds mit größerer Achtung eintretet als in die Werkstatt eines Schlossers? Welches Urteil werden sie sich über das wahre Verdienst der Künste und den wirklichen Wert der Dinge bilden, wenn sie überall wahrnehmen, dass der Preis, den die Einbildung festsetzt, mit dem im Widerspruch steht der dem wirklichen Nutzen entspricht, und wenn sie dadurch zu der Einsicht gelangen, dass eine Sache desto mehr kostet, je weniger sie wert ist? In dem nämlichen Augenblick, wo ihr solche Ideen sich in ihrem Kopfe festsetzen lasst, könnt ihr nur gleich ihre weitere Erziehung aufgeben; wider euren Willen werden sie doch nur wie alle übrigen erzogen werden; ihr habt vierzehn Jahre Arbeit verloren.

Emil, der nur darauf sinnt, seine Insel gut auszustatten, wird die Dinge mit anderen Augen ansehen. Robinson würde dem Laden eines Zeugschmieds einen weit höheren Wert beigemessen haben als allen Schnurrpfeifereien des Saïde. Ersterer wäre ihm als ein sehr achtbarer Mann, letzterer als ein erbärmlicher Scharlatan erschienen.

„Mein Sohn ist bestimmt, einst in der Welt zu leben; er wird sich nicht unter Weisen, sondern unter Toren zu bewegen haben; er muss folglich ihre Torheiten kennen, da sie sich nur durch diese leiten lassen. Die wirkliche Kenntnis der Dinge kann unstreitig vorteilhaft sein, aber die Kenntnis der Menschen und ihrer Urteile hat einen noch ungleich höheren Wert. In der menschlichen Gesellschaft ist der Mensch einmal das wichtigste Werkzeug des Menschen, und der wird der Weiseste sein, welcher sich dieses Werkzeuges am besten zu bedienen versteht. Wozu kann es dienen, die Kinder mit der Idee einer nur imaginären Ordnung der Dinge bekannt zu machen, die der herkömmlichen, in welche sie wirklich eintreten und nach der sie sich richten müssen, völlig

entgegengesetzt ist? Zunächst lehrt sie weise sein, und später könnt ihr sie dann auch lehren, sich ein richtiges Urteil zu bilden, in welchen Punkten die anderen Toren sind.“

Das sind die Scheingründe, durch welche sich die Afterweisheit der Väter bestimmen lässt, ihre Kinder zu Sklaven der Vorurteile, die sie ihnen selber erst einimpfen, und sogar zu Spielbällen der unvernünftigen Menge zu machen, die sie als willenloses Werkzeug ihrer Leidenschaft zu brauchen gedenken. Wie vieles muss man vorher kennen lernen, bis man zur rechten Menschenkenntnis gelangt! Der Mensch ist das letzte Studium des Weisen, und ihr verlangt, es müsse bei Kindern das erste sein! Ehe ihr sie über unsere Empfindungen belehrt, müsst ihr sie befähigen, dieselben recht zu würdigen. Heißt das etwa eine Torheit kennen, wenn man sie für Vernunft hält? Um weise zu sein, muss man es von dem zu unterscheiden vermögen, was es nicht ist. Wie soll denn euer Kind die Menschen kennen, wenn es weder ihre Meinungen zu beurteilen noch ihre Irrtümer zu erkennen versteht? Es ist ein Unglück, die Gedanken der Menschen zu kennen, wenn man nicht weiß, ob diese Gedanken richtig oder falsch sind. Lehrt es deshalb zuerst, was die Dinge an sich sind; später könnt ihr es dann auch damit bekannt machen, was sie in ihren Augen sind. Nur auf diese Weise wird ihm ein Vergleich zwischen vorgefasster Meinung und Wahrheit möglich sein, und wird es sich über den großen Haufen erheben können; denn sobald man die Vorurteile annimmt, kennt man sie eben nicht, und leitet das Volk nicht, wenn man ihm gleicht. Beginnt ihr indes damit, es über die öffentliche Meinung zu unterrichten, ehe ihr es angehalten habt, sie zu würdigen, so könnt ihr euch versichert halten, dass es diese was ihr auch immer dagegen tun mögt, annehmen wird, und dass ihr sie nie wieder werdet ausrotten können. Ich ziehe daraus den Schluss, dass man, um einen jungen Mann verständig zu machen, sein Urteil bilden muss, anstatt ihm das unsrige aufzudrängen.

Ihr seht, dass ich mit meinem Zögling bis jetzt noch nicht über die Menschen geredet habe; er hätte zu viel gesunde Vernunft besessen, um mich verstehen zu können. Seine Beziehungen zu

seiner Gattung sind ihm noch nicht wahrnehmbar genug, um imstande zu sein, andere nach sich selbst zu beurteilen. Außer sich kennt er noch kein menschliches Wesen; ja er ist sogar noch weit davon entfernt, sich selbst zu kennen. Wenn er aber auch wenige nur wenige Urteile über seine Person fällt, so sind dieselben dafür wenigstens immer richtig. Es ist ihm unbekannt, welche Stellung andere einnehmen, aber seine eigene kennt und behauptet er. Nicht durch die sozialen Gesetze, die er nicht kennen kann, haben wir ihn eingeschränkt, sondern durch die Fesseln der Notwendigkeit. Er ist bis jetzt fast nur noch ein physisches Wesen; wir wollen fortfahren, ihn als ein solches zu behandeln.

Emil soll alle Naturkörper und alle Arbeiten der Menschen nach ihren wahrnehmbaren Beziehungen auf seinen Nutzen, seine Sicherheit, seine Erhaltung und sein Wohlbefinden schätzen. Deshalb muss das Eisen in seinen Augen einen weit höheren Wert haben als das Gold, und das Glas einen höheren als der Diamant. Ebenso steht bei ihm ein Schuhmacher und ein Maurer in weit höherer Achtung als ein Lempereur, ein le Blanc und alle Juweliere Europas; vor allem ist ein Kuchenbäcker in seinen Augen eine höchst wichtige Persönlichkeit, und er würde keinen Anstand nehmen, die ganze Akademie der Wissenschaften für den geringsten Zuckerbäcker der Rue des Lombards dahinzugeben. Goldarbeiter, Graveure, Vergolder, Sticker sind nach seinem Dafürhalten nur Faulenzer, die mit völlig unnützen Spielereien die Zeit verlieren; selbst der Uhrmacherskunst legt er keinen sonderlichen Wert bei. Der glückliche Junge genießt die Zeit, ohne ihr Sklave zu sein; er wendet sie nützlich an, obwohl er ihren Wert nicht kennt. Das Schweigen der Leidenschaften, in folgedessen ihm die Zeit stets gleichmäßig verfließt, ersetzt ihm ein Kunstwerk, durch welches er sie nach Bedürfnis messen und einteilen kann.<sup>85</sup> Als ich von Emils Uhr redete, und ebenso als ich erzählte, er hätte geweint, stellte ich ihn mir um Nutzen zu stiften und mich

---

<sup>85</sup> Die Zeit verliert für uns ihr Maß, wenn unsere Leidenschaften ihren Lauf willkürlich regeln wollen. Die Uhr des Weisen ist sein Gleichmut und sein Seelenfrieden. Jede Stunde ist für ihn die rechte, und er kennt diese stets.

verständlich zu machen, als ein gewöhnliches Kind vor; denn mein wirklicher Emil, der ein von allen übrigen so verschiedenes Kind ist, würde mir in seiner Beziehung als Beispiel dienen können.

Es gibt eine nicht weniger natürliche und außerdem noch vernünftige Ordnung und Reihenfolge, bei welcher man die Künste nach ihren notwendigen Beziehungen zueinander betrachtet, indem man den unabhängigsten den ersten, und denjenigen, welche von einer größeren Anzahl anderer abhängen, den untersten Rang einräumt. Diese Ordnung, welche uns zu wichtigen Betrachtungen über die in der allgemeinen menschlichen Gesellschaft herrschende Veranlassung gibt, ist der vorigen ähnlich und muss sich dieselbe Verdrehung in der Schätzung der Menschen gefallen lassen, so dass also die Verarbeitung der Rohstoffe in den Händen solcher Gewerke liegt, denen dafür keine Ehre zuteil wird und die dadurch nur geringen Gewinn erzielen, während jede Handarbeit desto mehr Ehre und Gewinn einerntet, je mehr Hände daran beteiligt sind. Ich will hier nicht untersuchen, ob es wirklich wahr ist, dass der Gewerbefleiß bei den feineren Künsten, welche an diese Stoffe die letzte Feile legen, mehr Geschicklichkeit voraussetzt und eine höhere Belohnung verdiene als bei der ersten Bearbeitung, die sie zum Gebrauch der Menschen tauglich macht; aber soviel behaupte ich, dass die Kunst, deren Erzeugnisse am verbreitetsten und am unentbehrlichsten sind, unstreitig in jeder Beziehung die höchste Achtung verdient, und dass diejenige, welche am wenigsten auf die Unterstützung anderer Künste angewiesen ist, sie in noch höherem Grade verdient als die untergeordneten, weil sie freier und nahezu unabhängig ist. Dies sind die wahren Regeln zur Würdigung der Künste und des Gewerbefleißes, alles übrige beruht auf Willkür und ist von Vorurteilen abhängig.

Die erste und ehrwürdigste aller Künste ist der Ackerbau: der Schmiedekunst würde ich den zweiten Rang, dem Zimmerhandwerk den dritten einräumen und so fort. Ein Kind, welches durch die allgemeinen Vorurteile noch nicht verführt ist, wird genau ebenso urteilen. Zu welchen wichtigen Betrachtungen

in bezug auf diesen Punkt wird unser Emil nicht in seinem Robinson Veranlassung finden! Zu welchen Gedanken wird er angeregt werden, wenn er sieht, dass sich die Künste nur dadurch vervollkommen, dass sie sich teilen und ihre Werkzeuge nach allen Richtungen hin bis ins Unendliche vervielfältigen? Er wird sich sagen: „In den Gründungen aller dieser Leute spricht sich eine große Torheit aus; fast scheint es, sie fürchteten sich, von ihren Armen und Fingern Gebrauch zu machen, soviel Werkzeuge klügeln sie aus, um jener entbehren zu können. Um eine einzige Kunst zu betreiben, sehen sie sich auf die Unterstützung tausend anderer angewiesen. Jeder einzelne Handwerker hat eine ganze Stadt nötig. Was meinen Kameraden und mich dagegen anlangt, so bieten wir alle unsere Geisteskräfte nur zur Erhöhung unserer Geschicklichkeit auf. Wir verfertigen uns Werkzeuge, welche wir überall bei uns tragen können. Alle diese Leute, welche hier in Paris stolz auf ihre Talente sind, würden auf unserer Insel nichts vermögen und gezwungen sein, bei uns erst in die Schule zu gehen.“

Lieber Leser, halte dich hier nicht dabei auf, dir die körperlichen Übungen und die Geschicklichkeit der Hände unseres Zöglings zu betrachten, sondern bringe in Anschlag, welche Richtung wir seiner kindlichen Wissbegierde geben, berücksichtige seinen Verstand, seinen erfinderischen Geist, seine Voraussicht; überlege, was für einen Kopf wir aus ihm machen wollen. Bei allem, was er sieht, bei allem, was er tut, wird er stets alles bis ins kleinste wissen und den Grund von allem erfahren wollen. Er wird von Werkzeug zu Werkzeug bis auf das erste zurückgehen wollen.

Nichts wird er auf bloße Voraussetzung hin annehmen. Er würde unweigerlich die Erwerbung von Kenntnissen ablehnen, die Vorkenntnisse voraussetzen, welche ihm fehlten. Wenn er eine Stahlfeder verfertigen sieht, so wird er wissen wollen, wie der Stahl aus dem Bergwerk gewonnen wird; sieht er, wie eine Kiste aus den einzelnen Stücken zusammengesetzt wird, so wird er wieder wissen wollen, wie der Baum gefällt worden ist; arbeitet er selbst, so wird er nicht unterlassen, sich bei jedem Werkzeug, dessen er

sich bedient, zu fragen: „Wie müsste ich es anfangen, um mir, falls ich dieses Werkzeug nicht hätte, ein ähnliches zu machen, oder um ohne es auszukommen?“

Ein für den Lehrer schwer zu vermeidender Irrtum besteht übrigens darin, dass er bei solchen Beschäftigungen, für die er sich selbst in hohem Grad interessiert, nur zu häufig auch bei dem Kind die gleiche Vorliebe voraussetzt. Seid ja auf eurer Hut, dass es sich nicht etwa, während euch die Freude an der Arbeit mit fortreißt, inzwischen langweile, ohne dass es wagt, euch dies bemerkbar zu machen. Das Kind muss ganz bei der Sache, ihr aber müsst ganz bei ihm sein, müsst es beobachten, müsst es, ohne dass es auffällig wird, unablässig belauschen, alle seine Empfindungen im voraus ahnen und es von denen, die es nicht haben soll, ablenken, kurz, ihr müsst es derart beschäftigen, dass es nicht allein fühlt, es sei bei der Arbeit von Nutzen, sondern dass es auch an derselben Gefallen habe, weil es genau einsieht, wozu das, was es tut, dienlich ist.

Die Genossenschaft der Künste besteht in dem Austausch der gewerblichen Erzeugnisse, die Genossenschaft des Handels im Austausch der Waren und die der Banken im Austausch von Wertzeichen und Geld. Alle diese Ideen stehen miteinander im Einklang, und die Elementarbegriffe sind schon gewonnen. Den Grund zu alledem haben wir mit Hilfe des Gärtners Robert schon in Emils frühester Jugend gelegt. Jetzt bleibt uns nur noch übrig, diese nämlichen Begriffe zu verallgemeinern und auf mehr Beispiele auszudehnen, um ihm den Handel an sich begreiflich zu machen. Wird er nun noch mit Einzelheiten aus der Naturgeschichte, die sich auf die einem jeden Lande eigentümlichen Produkte beziehen, und mit Einzelheiten aus dem Gebiet der Künste und Wissenschaften, welche die Schifffahrt betreffen, bekannt gemacht, schildert man ihm auch endlich noch die größeren oder geringeren Schwierigkeiten des Transportes, die durch die Lage der Länder, Meere, Flüsse usw. bedingt werden, so ist ihm damit ein völlig anschauliches Bild gegeben.

Keine Genossenschaft kann ohne Austausch, kein Austausch ohne gemeinsames Maß und kein gemeinsames Maß ohne Gleichheit bestehen. Das erste Gesetz in jeder gesellschaftlichen Vereinigung muss deshalb irgendeine, auf dem allgemeinen Übereinkommen beruhende oder konventionelle Gleichheit sein, gleichviel, ob in bezug auf die Menschen oder in bezug auf die Dinge.

Die konventionelle Gleichheit unter den Menschen, die sich von der natürlichen Gleichheit wesentlich unterscheidet, macht das positive Recht notwendig, d.h. Regierung und Gesetze. Die politischen Kenntnisse eines Knaben müssen klar und begrenzt sein. Deshalb darf er hinsichtlich der Regierung im allgemeinen nur über das belehrt werden, was sich auf das Eigentumsrecht, wovon er ja bereits einen gewissen Begriff hat, bezieht.

Die konventionelle Gleichheit unter den Dingen ist die Veranlassung zur Erfindung des Geldes gewesen, denn das Geld ist nur ein Begriff zur Vergleichung des Wertes verschiedenartiger Dinge, und in diesem Sinn ist das Geld das wahre Band der Gesellschaft. Indes kann alles als Geld dienen. Ehemals galt das Vieh als solches, und noch heutigestags spielen Muschelschalen bei mehreren Völkern die Rolle des Geldes. In Sparta schlug man aus Eisen Geld, in Schweden aus Kupfer; wir verwenden dazu Gold und Silber.

Wegen der Leichtigkeit ihres Transports sind die Metalle allgemein als Tauschmittel gewählt worden, und um sich beim Tausch das jedesmalige Messen oder Abwägen zu ersparen, hat man sie zu Münzen ausgeprägt; denn in dem Gepräge der Münzen ist gleichsam nur eine Bescheinigung ausgesprochen, dass das in vorliegender Form ausgeprägte Stück das vereinbarte Gewicht wirklich besitzt. Das Münzrecht steht nur dem Fürsten zu, da er allein zu verlangen das Recht hat, dass sein Zeugnis unter einem ganzen Volke keinem Zweifel unterliegt.

Auch der Beschränkteste wird den Nutzen dieser Erfindung einsehen, wenn er ihm in der angegebenen Weise erklärt wird. Es

ist außerordentlich schwierig, Dinge von ganz verschiedener Natur, zum Beispiel Tuch und Getreide, unmittelbar miteinander zu vergleichen; sobald man jedoch ein gemeinsames Maß, wie das Geld, gefunden hat, so fällt es dem Fabrikanten wie dem Landmann leicht, den Wert der Gegenstände, die sie eintauschen wollen, nach diesem gemeinsamen Maße zu berechnen. Kostet eine gewisse Ellenzahl Tuch eine gewisse Summe Geldes, und gilt wiederum eine bestimmte Quantität Getreide ebensoviel, so lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass der Kaufmann, welcher dies Getreide für sein Tuch in Empfang nimmt, einen dem wirklichen Wert entsprechenden Tausch macht. Vermittels des Geldes werden auf diese Weise die verschiedenartigsten Güter messbare Größen und können miteinander verglichen werden.

Über diesen Punkt geht jedoch nicht hinaus, und lasst euch namentlich nicht auf eine Auseinandersetzung der moralischen Wirkungen dieser Einrichtung ein. Bei jeder Sache ist es von Belang, erst ihren Gebrauch zu erklären, ehe man auf ihren Missbrauch aufmerksam macht. Wenn ihr im Sinn habt, den Kindern zu erläutern, wie die Wertzeichen die Ursache gewesen sind, dass den Sachen selber eine geringere Beachtung geschenkt wird, wie das Geld die Schuld an allen wunderlichen Einbildungen trägt, wie die an Geld reichen Länder an allem übrigen arm sein müssen, so würdet ihr diese Kinder nicht allein als Philosophen, sondern auch als Weise behandeln, und euch zutrauen, ihnen Dinge fasslich zu machen, die sogar wenige Philosophen verstanden haben.

Auf welche Fülle interessanter Gegenstände lässt sich doch die Wissbegierde eines Zöglings lenken, ohne dass man Gefahr läuft, die wirklichen und materiellen Verhältnisse, die ihm verständlich sind, verlassen oder gestatten zu müssen, dass sich in seinem Geist auch nur eine einzige verworrene Vorstellung bilde! Die Kunst des Lehrers muss sich darin zeigen, dass er sich bei seinen Betrachtungen niemals in unwesentlichen Kleinigkeiten erschöpft, sondern dass er seinen Schüler beständig in den Mittelpunkt großer Verhältnisse versetzt, von denen er einst Kenntnis haben muss, um sich über gute und schlechte Einrichtungen der bürgerlichen

Gesellschaft ein richtiges Urteil bilden zu können. Dem Lehrer darf auch die Kunst nicht fehlen, die Gespräche, mit denen er das Kind unterhält, der Geistesrichtung anzupassen, die er ihm gegeben hat. Manche Frage, die die Aufmerksamkeit eines anderen nicht einmal oberflächlich berührt haben würde, wird meinen Emil ein halbes Jahr quälen.

Wir haben von einer reichen Familie eine Einladung zu Tische erhalten. Derselben Folge leistend, finden wir Vorbereitungen zu einem Festmahl, viel Gäste, eine zahlreiche Dienerschaft, eine Menge Schüsseln, elegantes und feines Tafelgerät. Alle diese Anstalten, um uns durch ein glänzendes Fest Freude und Genuss zu bereiten, haben etwas Berauschendes, das jemandem, welcher an dergleichen nicht gewöhnt ist, wohl zu Kopfe steigen kann. Ich sehe voraus, welche Wirkung dies alles auf meinen jungen Zögling ausüben wird. Während sich nun die Mahlzeit in die Länge zieht, während ein Gang nach dem anderen folgt, während rings an der Tafel tausenderlei lärmende Gespräche geführt werden, nähere ich mich seinem Ohr und sage leise zu ihm: „Was denkst du wohl? Durch wie viele Hände mag dies alles, was du auf der Tafel siehst, gegangen sein, ehe es dieselbe schmücken konnte?“ Welch eine Menge von Ideen rufe ich durch diese wenigen Worte in ihm wach! Augenblicklich sind alle nebelhaften Dünste seiner begeisterten Aufregung verscheucht. Er grübelt, denkt nach, berechnet und wird unruhig. Während die Philosophen, die sich durch den Wein und vielleicht auch durch ihre Nachbarinnen aufgeräumt fühlen, allerlei Narrheiten schwatzen und sich wie Kinder benehmen, bleibt er, in philosophische Betrachtungen versenkt, ganz still an seinem Platze sitzen. Er legt mir Fragen vor, deren Beantwortung ich jedoch ablehne, indem ich ihn auf spätere Zeit verweise. Er wird ungeduldig, vergisst Essen und Trinken und sehnt sich nach Aufhebung der Tafel, um sich mit mir in aller Ruhe aussprechen zu können. Was für ein Gegenstand für seine Wissbegierde! Was für ein Stoff für seine Belehrung! Was wird er bei seinem gesunden Urteil, das noch nichts zu verderben imstande war, über den Luxus denken, wenn er sich davon überzeugen wird, dass alle

Weltgegenden dazu haben beisteuern müssen, dass zwanzig Millionen Hände vielleicht lange daran gearbeitet haben, dass es vielleicht Tausenden von Menschen das Leben gekostet hat, und dies alles nur, damit ihm des Mittags darauf mit großer Pracht das aufgetafelt werden konnte, was er am Abend dem geheimen Gemach wieder übergeben wird.

Bemüht euch mit aller Sorgfalt, die geheimen Folgerungen in Erfahrung zu bringen, welche er in seinem Herzen aus allen diesen Beobachtungen zieht. Habt ihr mit weniger Treue über ihn gewacht, als ich voraussetze, so kann er sich leicht versucht fühlen, seinen Gedanken eine ganz andere Richtung zu geben, und sich für eine sehr wichtige Persönlichkeit in der Welt zu halten, wenn er sieht, wie viel Mühe auf die Bereitung seiner Mahlzeit verwandt wurde. Seht ihr solche Schlussfolgerungen voraus, so könnt ihr leicht verhindern, dass er sie zieht, oder ihren Eindruck wenigstens sofort wieder verwischen. Da er sich die Dinge bis jetzt nur durch den materiellen Genuss anzueignen weiß, so vermag er über ihre Angemessenheit oder Unangemessenheit für ihn auch nur nach ihren sinnlich wahrnehmbaren Eindrücken zu urteilen. Der Vergleich eines einfachen ländlichen Mahles, welchem als Vorbereitung Leibesübungen vorangegangen sind und das im Hunger, in der Freiheit und in der Freude seine Würze gefunden hat, mit seinem so prächtigen und steifen Festmahl wird hinreichen, um ihm das Gefühl einzuflößen, dass es, da ihm der ganze Verlauf des prächtigen Festes keinen wirklichen Vorteil gebracht hat und sein Magen von dem Tisch des Landmanns mit ebenso großer Befriedigung wie von der Tafel des reichen Mannes scheidet, an dieser nicht mehr als an jenem gibt, was er in Wahrheit sein nennen könnte.

Suchen wir uns einmal klarzumachen, was ein Erzieher in einem ähnlichen Fall seinem Zögling sagen könnte. „Rufe dir die beiden Mahlzeiten noch einmal recht deutlich ins Gedächtnis zurück und entscheide bei dir selbst, welcher du mit größerem Vergnügen beigewohnt hast. Bei welcher hast du mehr Frohsinn bemerkt? Bei welcher hast du mit größerem Appetit gegessen,

heiterer getrunken und herzlicher gelacht? Welche hat am längsten gedauert, ohne dass je Langweile eintrat und ohne dass sie durch immer andere Gänge erst gleichsam wieder erneuert werden musste? Und nun lass auch folgenden Unterschied nicht außer acht: Dieses Schwarzbrot, das dir stets so gut mundet, kommt von dem Korn, welches jener Landmann selbst geerntet hat; sein trüber und herber, aber den Durst löschender und gesunder Wein ist ein Gewächs seines eigenen Weinberges; das leinene Tischzeug hat sein eigener Hanf geliefert, den seine Frau, seine Töchter, seine Mägde im Winter selbst gesponnen haben. Keine anderen Hände als die seiner Familie haben zu den Vorbereitungen für diese Mahlzeit beigetragen. Die nächste Mühle und der benachbarte Marktflecken bilden für ihn die Grenzen des Weltalls. Kannst du wohl in Wahrheit behaupten, dass du von allem dem, was darüber hinaus die entfernten Länder und die zahlreichen Menschenhände auf die andere Tafel geliefert haben, einen wirklichen Genuss gehabt hast? Wenn also durch dies alles deine Mahlzeit nicht wesentlich besser geworden ist, was für einen Gewinn hast du dann diesem Überfluss zu verdanken? Was hat dir denn so ganz besonders dabei gefallen? Und wärst du nun,“ könnte der Erzieher auch noch hinzufügen, „der Herr des Hauses selbst gewesen, so würde dir alles noch weit fremder geblieben sein, denn die Bemühung, mit deinen Genüssen vor den Augen der Gäste rechten Prunk zu treiben, würde dir schließlich den eigenen Genuss geraubt haben. Du hättest die Mühe, und jene das Vergnügen gehabt.“

Diese Rede mag zwar sehr schön sein, aber meinem Emil gegenüber ist sie wertlos, da sie seine Fassungskraft übersteigt, und er sich auch seine Betrachtungen nicht vorschreiben lässt. Führt deshalb ihm gegenüber eine einfachere Sprache. Nachdem er nach diesen beiden Richtungen hin in die Tafelgenüsse eingeweiht ist, werde ich ihn eines Morgens fragen: „Wo wollen wir heute unser Mittagbrot einnehmen? Vor diesem wahren Silberberg, der drei Vierteile der ganzen Tafel bedeckt, und diesen Beeten von Papierblumen, die man beim Nachtschiff auf spiegelhellem Glase aufträgt, unter diesen Frauen mit den gewaltigen Reifröcken, die

dich nur als Spielpuppe behandeln und dir vorreden, du habest von Dingen geredet, welche du gar nicht einmal kennst, oder lieber im Dorf, zwei Meilen von hier, bei jenen guten Leuten, die uns immer mit so großer Freude aufnehmen und uns so gute Sahne vorsetzen?“ Emils Wahl ist nicht zweifelhaft, denn er ist weder schwatzhaft noch eitel. Aller Zwang ist ihm verhasst, und alle Künsteleien unserer Kochkunst sind ihm zuwider. Aber stets ist er zu einem Ausflug auf das Land bereit, und von gutem Obst, gutem Gemüse, guter Sahne und guten Leuten hält er ungemein viel.<sup>86</sup> Wie von selbst wird sich ihm unterwegs der Gedanke aufdrängen: „Ich sehe ein, dass die vielen Leute welche sich solche Mahlzeiten große Mühe und zahlreiche Ungelegenheiten kosten lassen, sich ganz umsonst abplagen, oder dass sie es dabei nicht auf unser Vergnügen absehen.“

Meine Beispiele, die vielleicht für einen Fall gut sein mögen, werden für tausend andere geradezu schlecht sein. Hat man jedoch den Geist derselben erfasst, so wird man sie je nach Bedürfnis sehr wohl umzuändern verstehen. Ihre Wahl ist durch die Kenntnis der Individualität eines jeden einzelnen Kindes bedingt, und diese Kenntnis hängt von der Gelegenheit ab, die demselben dargeboten wird, sich zu zeigen. Man darf sich nicht dem Wahn hingeben, dass wir imstande wären, in einem Zeitraum von drei bis vier Jahren, die diese Periode in Anspruch nimmt, auch dem begabtesten Kinde nur einen Begriff von allen Künsten und allen Naturwissenschaften zu geben, der ihm die Fähigkeit verleihen könnte, diese einst selbst zu

---

<sup>86</sup> Die Vorliebe für das Landleben, die ich bei meinem Zögling voraussetze, ist eine natürliche Frucht seiner Erziehung. Da er übrigens von diesem albernen und gezierten Wesen, welches den Frauen in so hohem Grade gefällt, auch keine Spur an sich hat, so wird er von ihnen auch weniger verhätschelt. Selbstverständlich wird er sich deshalb auch unter ihnen weniger gefallen und in ihrer Gesellschaft, deren Reiz er noch nicht zu würdigen imstande ist, weniger verdorben werden. Ich habe mich ernstlich gehütet, ihn dazu anzuhalten, ihnen die Hände zu küssen und fade Schmeicheleien zu sagen, ja ich habe ihn nicht einmal gelehrt, ihnen die rücksichtsvollen Aufmerksamkeiten zu beweisen, die ihnen von den Männern allgemein zugestanden werden. Ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, nichts von ihm zu verlangen, dessen Grund über seinen Gesichtskreis hinausgeht; und für ein Kind gibt es keinen vernünftigen Grund, das eine Geschlecht anders als das andere zu behandeln.

erlernen; indem wir jedoch auf diese Weise alle Gegenstände, die es notwendig wissen muss, an ihm vorüberführen, setzen wir es in den Stand, seinen Geschmack und sein Talent zu entwickeln, die ersten Schritte nach dem Gegenstand, auf den sich seine Neigung richtet, zu tun, und uns den Weg zu zeigen, den wir ihm eröffnen müssen, um der Natur behilflich zu sein.

Ein anderer Vorteil dieses Zusammenhangs eingeschränkter, aber richtiger Begriffe liegt darin, dass wir dem Kind ihre Verbindungen und Beziehungen zueinander nachzuweisen vermögen, dass wir ihnen allen den ihnen zukommenden Platz in seiner Wertschätzung einräumen und dadurch vorbeugen, dass sich in ihm etwa ähnliche Vorurteile festsetzen, wie sie die meisten Menschen für diejenigen Talente hegen, die sie besonders pflegen, und von denen sie gegen diejenigen erfüllt sind, die sie vernachlässigen. Wer die Ordnung des Ganzen völlig übersieht, kennt auch die Stelle, die jeder einzelne Teil einzunehmen hat; wer dagegen einen Teil völlig übersieht und aus dem Grunde kennt, kann zwar ein sehr gelehrter Mann sein, ersterer ist dafür aber ein Mann von gesundem Urteil, und ihr eingedenk sein, dass wir nicht sowohl auf die Erwerbung der Wissenschaft als auf die eines gesunden Urteils ausgehen.

Wie dem auch immer sein mag, meine Methode ist von meinen Beispielen unabhängig; sie stützt sich auf das Maß der Fähigkeiten des Menschen in seinen verschiedenen Lebensperioden und auf die Wahl der Beschäftigungen, die diesen Fähigkeiten angemessen sind. Ich glaube, es würde sich auch leicht eine andere Methode auffinden lassen, mit der man scheinbar noch günstigere Erfolge erzielen könnte; allein wenn sie sich weniger nach der Individualität, dem Alter und dem Geschlecht richtete, so bezweifle ich, dass sie gleiche Resultate aufzuweisen vermöchte.

Beim Beginn dieser zweiten Periode haben wir uns um uns aus uns selbst heraus zu versetzen, den bedeutenden Überschuss unserer Kräfte über unsere Bedürfnisse zunutze gemacht. Wir haben uns bis zum Himmel emporgeschwungen, haben die Erde

ausgemessen, haben uns mit den Gesetzen der Natur bekannt gemacht, mit einem Wort, wir haben unsere ganze Insel durchstreift. Jetzt halten wir wieder bei uns selber Einkehr, wir nähern uns unmerklich unserer eigenen Wohnung. Ein Glück für uns, wenn wir sie bei unserem Eintritt nicht schon im Besitze des Feindes finden, der uns bedroht und sich rüstet, sich ihrer zu bemächtigen!

Was bleibt uns nach der sorgfältigen Beobachtung unserer ganzen Umgebung nun noch zu tun übrig? Dass wir alles, was wir uns davon aneignen können, richtig anwenden lernen, und zum Besten unseres Wohlseins Vorteil aus unserer Wissbegierde ziehen. Bisher haben wir uns mit Werkzeugen jeglicher Art versehen, ohne eigentlich zu wissen, welche wir davon nötig haben werden. Obgleich die unsrigen vielleicht für uns selbst unnütz sind, können doch andere sie vorteilhaft verwenden, während umgekehrt wir vielleicht die ihrigen gebrauchen können. Wir würden deshalb bei einem Tausch alle unsere Rechnung finden. Um indes auf einen solchen einzugehen, müssen wir unsere gegenseitigen Bedürfnisse kennen, muss jeder wissen, wie viel für ihn Brauchbares andere besitzen, und was er ihnen seinerseits dafür zu bieten imstande ist. Stellen wir uns zehn Menschen vor, von denen jeder zehn verschiedene Bedürfnisse hat. Um sich nun das Nötige zu verschaffen, muss sich jeder von ihnen auf zehn verschiedene Arbeiten verstehen. In Anbetracht der Verschiedenheit ihrer Anlagen wird aber bei dem einen diese, bei dem anderen jene Arbeit unvollkommen ausfallen. Trotz ihrer verschiedenen Befähigung werden sie sämtlich die nämlichen Arbeiten vornehmen und infolgedessen schlecht bedient sein. Nun lasst uns aus diesen zehn Menschen eine Gesellschaft bilden. Jeder treibe, nicht nur für sich selbst, sondern auch für die neun übrigen, diejenige Beschäftigung, für die er die meiste Befähigung zeigt. Auf diese Weise wird jeder von den Talenten der anderen denselben Vorteil haben, als ob er sie alle selbst besäße. Jeder wird außerdem das seinige durch die unausgesetzte Übung vervollkommen, und so wird es dahin kommen, dass die zehn Personen, nachdem sie selbst

vollständig mit allem versehen sind, noch einen Überschuss für andere übrigbehalten werden. Auf diesem Prinzip beruhen augenscheinlich alle unsere Institutionen. Es gehört nicht zu der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, hier die weiteren Folgen zu untersuchen; dies habe ich bereits in einer anderen Schrift getan.<sup>87</sup>

Nach diesem Prinzip würde ein Mensch, der sich in den Sinn kommen ließe, sich als ein isoliertes Wesen zu betrachten, sich an gar nichts anschließen, und um sich selbst zu genügen, nur ein elendes Wesen sein können. Ja, es wäre ihm sogar unmöglich, sein Dasein zu erhalten; denn da er die ganze Erde schon verteilt fände und außer seinem Körper nichts sein Eigen nennen könnte, wo sollte er wohl seinen nötigen Unterhalt hernehmen? Sobald wir aus dem Naturzustand heraustreten, zwingen wir dadurch auch unseresgleichen, ihn ebenfalls aufzugeben. Gegen den Willen der anderen kann niemand in demselben verharren; und schon das Verlangen, darin zu bleiben, trotzdem es keine Möglichkeit gibt, so sein Leben zu erhalten, käme einem tatsächlichen Verlassen desselben gleich. Denn das erste Gesetz der Natur ist die Sorge der Selbsterhaltung.

So bilden sich nach und nach im Geiste des Kindes die Vorstellungen von den sozialen Verhältnissen, sogar ehe es noch wirklich ein tätiges Mitglied der Gesellschaft sein kann. Emil begreift recht wohl, dass er, wenn er Werkzeuge zu seinem eigenen Gebrauch erhalten will, auch solche haben muss, die andere gebrauchen können, durch deren Eintausch er dann imstande ist, die ihm notwendigen Dinge, welche sich im Besitz jener befinden, zu erlangen. Mit Leichtigkeit kann ich ihn dahin bringen, dass er die Notwendigkeit eines solchen Austausches einsieht und sich in den Stand setzt, Vorteil daraus zu ziehen.

„Gnädiger Herr, ich muss leben,“ sagte ein unglückseliger satirischer Schriftsteller zu einem Minister, der ihm das Ehrlose dieser Beschäftigung vorhielt. „Ich sehe die Notwendigkeit davon nicht ein,“ lautete die kalte Antwort des Staatsmannes. So

---

<sup>87</sup> In der Abhandlung über die Ungleichheit.

ausgezeichnet diese Antwort auch im Mund eines Ministers klingt, so barbarisch und unrichtig würde sie doch in dem Mund eines jeden anderen gewesen sein. Jeder Mensch muss leben. Gegen diesen Satz, der für jeden mehr oder weniger Beweiskraft haben wird, je nachdem er mehr oder weniger menschlich gesinnt ist, scheint mir derjenige, der ihn auf sich selbst anwendet, nichts entgegen zu können. Gegen so viele Dinge die Natur uns auch Widerwillen eingebläst hat, so zeigt dieser sich doch gegen nichts stärker als gegen den Tod. Daraus folgt, dass sie uns, sobald wir kein anderes Mittel mehr besitzen, unser Leben zu fristen, alles gestattet. Die Grundsätze die dem Tugendhaften gebieten, sein Leben gering zu schätzen und es der Pflicht zu opfern, sind von dieser ursprünglichen Einfachheit weit entfernt. Glücklich die Völker, bei denen man ohne Anstrengung gut und ohne Tugend gerecht sein kann! Sollte es aber in der Welt irgendeinen Staat geben, der so erbärmlich wäre, dass niemand, ohne böse zu handeln, darin leben könnte, und dessen Bürger notgedrungen Spitzbuben wären, so sollte in demselben nicht der Missetäter, sondern derjenige gehängt werden, der die Schuld trüge, dass er es werden müsste.

Sobald Emil wissen wird, was das Leben ist, wird es meine erste Sorge sein, ihn in der Kunst zu unterrichten, es zu erhalten. Bis jetzt habe ich zwischen den Ständen, Rangstufen und Glücksgütern noch keinen Unterschied gemacht, und denke auch in der Folge ebenso zu verfahren, weil der Mensch ja in jedem Stande doch immer nur Mensch ist und bleibt, weil der Reiche keinen größeren Magen und keine bessere Verdauung als der Arme hat, weil der Herr keinen längeren und stärkeren Arm als der Knecht besitzt, weil ein Großer an Stellung und Würden darum noch um keine Haupteslänge über dem Mann aus dem Volke hervorragt, und weil endlich, da sich die natürlichen Bedürfnisse überall gleich zeigen, auch die Mittel zu ihrer Befriedigung überall gleich sein müssen. Die Erziehung des Menschen stehe mit dem in Einklang, was der Mensch ist, und nicht mit dem was er nicht ist. Begreift ihr denn nicht, dass ihr ihn dadurch, dass ihr nur darauf ausgeht, ihr

einseitig für einen einzigen Stand zu bilden, für jeden anderen unbrauchbar macht, und dass ihr, sobald ihm das launische Glück den Rücken kehrt, nur daran gearbeitet habt, ihn erst recht unglücklich zu machen? Gibt es etwas Lächerlicheres als einen vornehmen Herrn, der verarmt ist und sich auch in seinem Elend von den Vorurteilen seiner Geburt nicht lossagen kann? Gibt es etwas Verächtlicheres als einen zum Bettler herabgesunkenen Reichen, der sich in Erinnerung der Verachtung, unter der die Armut zu seufzen hat, als den Elendesten der Menschen fühlt? Dem ersteren bleibt kein anderer Ausweg übrig, als ein offenkundiger Dieb zu werden, der letztere wird sich mit der Rolle eines kriechenden Dieners trösten, und dies alles unter der Devise des schönen Wortes: „Ich muss leben.“

Ihr verlasst euch auf die augenblicklich bestehende gesellschaftliche Ordnung, ohne zu berücksichtigen, dass diese Ordnung unvermeidlichen Revolutionen ausgesetzt ist, und dass ihr euch in der Unmöglichkeit befindet, diejenige, welche über eure Kinder hereinbrechen kann, vorherzusehen oder zu verhindern. Der Große wird klein, der Reiche wird arm, der Monarch wird Untertan. Sind diese Schicksalsschläge etwa so selten, dass ihr zuversichtlich darauf rechnen könnt, von ihnen verschont zu werden? Wir nähern uns sichtlich einer Krisis und dem Jahrhundert der Revolutionen.<sup>88</sup> Wer kann euch dafür bürgen, was dann aus euch werden wird? Was Menschen geschaffen haben, können Menschen auch wieder zerstören. Unauslöschlich sind nur die Charaktere welche die Natur ihren Schöpfungen aufprägt, und sie schafft weder Fürsten noch Reiche noch vornehme Herren. Was wird dann dieser Satrap, den ihr nur zur Pracht und Herrlichkeit erzogen habt, in seiner Niedrigkeit beginnen? Was wird das Los dieses Generalpächters, der nur vom Golde zu leben versteht, in seiner Armut sein? Was

---

<sup>88</sup> Ich halte es für eine Unmöglichkeit, dass die großen Monarchien Europas noch lange bestehen können. Alle haben schon ihre Glanzepoche gehabt, und jeder Staat, welcher glänzt, geht seinem Untergang entgegen. Ich kann mich für meine Ansicht freilich auch noch auf speziellere Gründe als bloß auf diese allgemeine Wahrheit berufen, aber es ist hier nicht der Ort, davon zu reden, und jeder kennt sie auch nur allzugut.

wird, von allem entblößt, das Ende jenes schwelgerischen Schwachkopfes sein, der mit sich selbst nichts anzufangen weiß und beständig sein ganzes Wesen in etwas ihm völlig Fremdartiges versenkt? Glücklich alsdann derjenige, welcher den Mut besitzt, willig aus dem Stand, der ihm den Rücken wendet, herauszutreten und dem Schicksal zum Trotz ein echter Mensch zu bleiben! Möge man jenen König, der, wenn er besiegt werden sollte, sich in trotzigem Mut unter den Trümmern seines Thrones begraben lassen will, immerhin rühmen und erheben, ich kann ihm nur meine Verachtung zollen; ich erkenne, dass seine Existenz nur an seine Krone geknüpft ist, und dass er nichts ist, wenn er nicht König ist. Wer sie aber verliert und auf sie zu verzichten weiß, der ist alsdann über die Krone erhaben. Von dem Rang des Königs, den ein Feigling, ein Elender, ein Narr ebenso wohl wie ein anderer einnehmen kann, steigt er zum Rang des Menschen empor, dem nur wenige Ehre zu machen wissen. Alsdann triumphiert er über das Schicksal, er trotzt demselben, er verdankt alles nur sich allein; und wenn ihm nichts geblieben wäre, was er aufweisen könnte, als sein eigenes Selbst, so ist er deshalb doch keine Null; er zählt mit, er ist ein Etwas. Fürwahr, hundertmal lieber ist mir jener König von Syrakus, der Schulmeister wurde, und der bekannte König von Mazedonien, der in Rom sein Leben als Schreiber kümmerlich fristete, als ein unglücklicher Tarquin, der nicht weiß, was er anfangen soll, wenn ihm die Herrschaft genommen ist, oder als jener Erbe dreier Königreiche,<sup>89</sup> der als ein Spielball eines jeden, welcher sich herausnimmt, seines Elendes zu spotten, von Hof zu Hof irrt, überall Hilfe sucht und überall mit beleidigender Kälte aufgenommen wird, weil er nichts als einen Beruf gelernt hat, dessen Ausübung nicht mehr in seiner Gewalt liegt.

---

<sup>89</sup> Der Prinz Karl Eduard, der sogenannte Prätendent, Enkel Jakobs II., Königs von England, entthront im Jahre 1688.

Anmerkung  
des Herrn  
Petitain.

Der Mensch und der Bürger, wer er auch immer sei, vermag der Gesellschaft kein anderes Gut als Mitgift und Einlage zu überbringen als sich selbst; alle seine übrigen Güter sind ohnehin schon ihr Eigentum. Besitzt ein Mensch Reichtum, so braucht er sich zwar keinen Genuss davon zu verschaffen, tut er es aber, so genießt ihn die Gesellschaft gleichzeitig mit. Im ersteren Fall entzieht er anderen das, dessen er sich selber beraubt, und im zweiten gibt er ihnen nichts. Solange er also nur mit seinen äußeren Gütern bezahlt, hat er der Gesellschaft noch immer die volle Schuld zu entrichten. „Aber,“ wendet vielleicht jemand ein, „mein Vater hat ja damals, als er das Vermögen erwarb, der Gesellschaft Dienste geleistet... „ Es mag sein, indes hat er nur seine Schuld abgetragen, nicht die deinige. Du schuldest gerade deswegen, weil du bei deiner Geburt begünstigt worden bist, den anderen mehr, als wenn du in dürftigen Verhältnissen geboren wärest. Es liegt eine Unbilligkeit darin, dass das, was ein Mensch für die Gesellschaft getan hat, einen anderen von seiner Schuld, die er ihr zu entrichten hat, entbinden soll. Denn da jeder verpflichtet, sich ganz und gar und in jeder Beziehung in den Dienst der Gesellschaft zu stellen, so kann er auch nur seine eigene Schuld abtragen, und kein Vater vermag auf seinen Sohn das Recht zu vererben, seinen Nebenmenschen nutzlos zu sein. Das tut er jedoch in der Tat, wenn er, nach deiner Behauptung, ihm seine Reichtümer, die den Beweis und den Lohn seiner Arbeit bilden, hinterlässt. Wer im Müßiggang verzehrt, was er nicht selbst erworben hat, verübt geradezu einen Diebstahl, und ein Rentner, den der Staat für sein untätiges Leben in der Form von Zinsen bezahlt, ist in meinen Augen kaum von einem Straßenräuber verschieden, der auf Kosten der Reisenden lebt. Dem außerhalb der Gesellschaft stehenden, isolierten Menschen steht, da er gegen niemanden Verpflichtungen zu erfüllen hat, deshalb auch das Recht zu, ganz nach seinem Gefallen zu leben; allein innerhalb der Gesellschaft, wo er notwendigerweise auf Kosten der anderen lebt, muss er ihnen durch seine Arbeit einen Ersatz für seinen Unterhalt gewähren. Hierin darf keine Ausnahme stattfinden. Arbeiten ist demzufolge eine unerlässliche Pflicht des sich in der Gesellschaft

bewegenden Menschen. Ob reich oder arm, ob mächtig oder schwach, jeder müßige Bürger ist ein Spitzbube.

Von allen Beschäftigungen nun, welche dem Menschen seinen Unterhalt verschaffen können, ist die Handarbeit diejenige, welche sich dem Naturzustand am meisten nähert; unter allen Ständen kann deshalb auch der Stand des Handwerkers als derjenige bezeichnet werden, der vom Glückswechsel und von den Menschen am unabhängigsten ist. Der Handwerker hängt lediglich von seiner Arbeit ab. Er ist frei, in demselben Grade frei, in welchem der Landmann Sklave ist, denn letzterer ist an die Scholle gebunden und der Ertrag seines Feldes ist zum Teil fremder Willkür anheimgegeben. Der Feind, der Fürst, ein mächtiger Nachbar, ein Prozess ist imstande, ihm diese Feld zu entreißen; vermittels desselben kann man ihm auf tausenderlei Weise Verdruss verursachen; aber überall, wo man darauf aufgeht, den Handwerker zu belästigen, ist sein Ränzel bald geschnürt; seine Arme kann man ihm nicht nehmen, die nimmt er mit und geht seiner Wege. Dennoch ist und bleibt der Ackerbau die erste Beschäftigung des Menschen; sie ist die ehrenvollste, die nützlichste und folglich auch die edelste von allen, die er betreiben kann. Ich brauche Emil nicht erst aufzufordern: „Lerne den Ackerbau“; er kennt ihn schon. Alle ländlichen Arbeiten sind ihm von Grund aus bekannt. Mit ihnen hat er sich zuerst beschäftigt, zu ihnen kehrt er unaufhörlich wieder zurück. Ich brauche deshalb nur zu ihm zu sagen: „Bebaue das Erbe deiner Väter. Aber was sollst du wohl anfangen, wenn du nun einst dieses Erbe verlierst, oder wenn dir gar keins gefällt? Dann lerne ein Handwerk!“

„Mein Sohn soll ein Handwerk lernen? Mein Sohn ein Handwerker! Mein Herr, wo denken Sie hin?“ – Meine Gedanken gehen weiter als die Ihrigen, gnädige Frau, die Sie seiner Erziehung die Beschränkung auflegen wollen, dass er nie etwas anderes werden kann als ein Lord, ein Marquis, ein Fürst und eines Tages vielleicht trotzdem weniger als nichts. Ich dagegen will ihn zu einem unverlierbaren Rang erheben, zu einem Range, der ihn zu allen Zeiten ehrt. Meine Erziehung soll ihn zum Menschen machen,

und was Sie auch sagen mögen, mit diesem Titel wird er weniger seinesgleichen haben, als mit allen denjenigen, die er von Ihnen ererbt.

Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Es handelt sich weniger darum, ein Handwerk zur praktischen Ausübung desselben zu erlernen, als vielmehr darum, die Vorurteile zu besiegen, die das Handwerk mit Geringschätzung behandeln. Sollte jemand einwenden, du werdest nie gezwungen werden, des Lebensunterhalts willen zur Arbeit zu greifen, nun, dann um so schlimmer, um so schlimmer für dich. Doch darauf kommt es auch nicht an. Arbeite also nicht aus Not, arbeite um des Ruhmes willen! Lass dich zum Stande des Handwerkes herab, um über deinen eigenen erhaben zu sein! Um dir das Glück und die Verhältnisse zu unterwerfen, musst du dich zuerst von ihnen unabhängig machen; um durch die Vorurteile dereinst eine Herrschaft auszuüben, musst du jene zuerst selbst beherrschen.

Seid eingedenk, dass ich keineswegs ein Talent von euch verlange; ich verlange ein Handwerk, ein wirkliches Handwerk, eine rein mechanische Kunstfertigkeit, bei welcher die Hände mehr arbeiten als der Kopf, und die zwar nicht zu Vermögen führt, bei welcher man aber Vermögen füglich entbehren kann. In Häusern, die in keiner Weise der Gefahr ausgesetzt waren, dass je Brotmangel in ihnen eintreten könnte, habe ich Väter kennen gelernt, welche in ihrer Vorsicht so weit gingen, dass sie Sorge trugen, ihre Kinder nicht nur in den gewöhnlichen Fächern unterrichten zu lassen, sondern sie auch mit solchen Kenntnissen auszustatten, die ihnen die Befähigung gaben, sich ihren Lebensunterhalt, es mochte kommen wie es wolle, selbst zu verdienen. Diese vorsorglichen Väter bilden sich ein, viel zu tun; allein eigentlich ist damit doch noch nichts getan, weil die Hilfsquellen, die sie ihren Kindern zugänglich machen wollen, ebenfalls unter dem Einfluss des nämlichen Glückswechsels stehen, über welchen sie diese erheben wollen. Daher kann es kommen, dass derjenige, welcher mit all diesen schönen Talenten ausgestattet ist, ebenso gut im Elend umkommen kann, als wenn er

sie gar nicht besäße, sobald er sich nicht in der günstigen Lage befindet, von ihnen auch Gebrauch machen zu können.

Wenn es auf Ränke und Schliche ankommt, so ist dabei kein Unterschied, ob man sich ihrer bedient, um sich in seinem Überfluss zu erhalten, oder ob man sich im Schoße des Elends auf dieselben stützt, um das wieder zu gewinnen, was jemanden in stand setzen kann, seine frühere Stellung wieder zu erringen. Wenn du dich einer Kunst widmest, deren Erfolg von dem Rufe des Künstlers abhängt, wenn du nach einer Lebensstellung strebst, die man nur durch Gunst zu erhalten vermag, was kann dir das alles nützen, sobald du voller Ekel über das Treiben der Welt die Mittel verschmähst, ohne welche man nun einmal nicht imstande ist, seinen Zweck zu erreichen? Du hast Politik und die monarchischen Institutionen studiert; damit kann man es freilich weit bringen; aber was sollen dir diese Kenntnisse helfen, wenn du dir nicht den Zutritt zu den Ministern, den Hofdamen, den Vorstehern der Staatsbehörden zu eröffnen verstehst, wenn du nicht in das Geheimnis, ihnen zu gefallen, eingeweiht bist, wenn sie nicht sämtlich in dir den Schelm finden, der für sie passt? Du bist Baumeister oder Maler. Gut. Aber dein Talent muss doch erst bekannt werden. Meinst du etwa, du könntest dies ohne weiteres schon dadurch erreichen, dass du nur ein Werk öffentlich ausstellst? O nein, auf diesem Wege geht das nicht. Man muss ein Mitglied der Akademie sein, es darf einem selbst in dieser Stellung nicht an Gönnern fehlen, um nur in irgendeinem Winkel an der Wand auch nur ein dunkles Plätzchen zu erhalten. Stehe von deinem Lineal oder Pinsel auf! Nimm dir einen Wagen und fahre von Tür zu Tür: das ist die Straße, die zum Ruhme führt. Dabei darfst du aber auch nicht vergessen, dass vor den Portalen aller dieser glänzenden Häuser Schweizer oder Portiers stehen, die nur auf die Zeichensprache eingeübt sind und ihre Ohren in den Händen haben. Willst du deine Kenntnisse an den Mann bringen und Lehrer der Geographie, der Mathematik, der Sprachen, der Musik oder des Zeichnens werden, so musst du selbst hierzu erst Schüler finden und dich folglich auf Empfehlungen verlassen können. Sei überzeugt, dass weit mehr

darauf ankommt, ein Scharlatan zu sein, als ein geschickter Lehrer. Ich sage dir vorher, dass du, wenn du keine andere Kunst als die deinige verstehst, immer für einen Ignoranten gelten wirst.

Du wirst also begreifen, wie wenig verlässlich alle diese so glänzend erscheinenden Hilfsquellen sind, und wie viele andere erst wieder hinzutreten müssen, um aus ihnen Nutzen ziehen zu können. Vor allem aber bedenke, was in dieser entehrenden Erniedrigung aus dir werden soll? Das Scheitern deiner Pläne wird dich entwürdigen, ohne dich zu belehren. Wie willst du, der du jetzt mehr als je der Spielball der öffentlichen Meinung bist, dich über die Vorurteile erheben, von denen die Entscheidung deines Schicksals abhängt? Wie willst du Gemeinheit und Laster verachten, die dir zu deinem Unterhalt unbedingt nötig sind? Hingest du früher vom Reichtum ab, so hängst du jetzt von den Reichen ab. Du hast deine Sklaverei nur schlimmer gemacht und zu ihrer schon so drückenden Last noch die Schwere deines Elends hinzugewälzt. Mit einem Wort: du bist arm, ohne frei zu sein; dies ist der elendeste Zustand, in den ein Mensch geraten kann.

Wenn du jedoch, statt zur Fristung deines Lebens zu solchen hohen Kenntnissen deine Zuflucht zu nehmen, die nur die Aufgabe haben, die Seele, aber nicht den Leib zu nähren, in der Not lieber auf die Geschicklichkeit deiner Hände und auf den Ertrag deiner Arbeit vertraust, so verschwinden alle Schwierigkeiten und du hast nicht nötig, dich durch Anwendung unerlaubter Kunstgriffe zu beflecken. Diese Hilfsquelle steht dir jeden Augenblick zu Diensten. Deine Rechtschaffenheit und der dir vorangehende gute Ruf sind dir dann auf deinem Lebenswege kein Hindernis mehr. Du brauchst dich dann vor den Großen nicht mehr feig und lügnerisch, vor den Schelmen fügsam und kriechend und vor jedermann als ein verächtlicher Augendiener zu zeigen, brauchst nicht mehr zu borgen und zu stehlen, was für den Besitzlosen ziemlich gleichbedeutende Begriffe sind. Fremde Urteile kümmern dich nicht; du brauchst niemandem den Hof zu machen, keinem Einfaltspinsel Schmeicheleien zu sagen, keinen Schweizer zu erweichen, keine Buhlerin zu bestechen und, was noch schlimmer

ist, heuchlerisch ihre Tugenden zu rühmen. Ob Schurken das Staatsschiff lenken, wird dich wenig kümmern: alles das wird dich nicht hindern, in deiner Zurückgezogenheit als ein rechtschaffener Mann zu leben und dein sicheres Brot zu haben. Du trittst in die erste beste Werkstätte des Handwerks ein, welches du gelernt hast. „Meister, mir fehlt Arbeit!“ – „Setzt Euch an die Arbeit, Geselle!“ Ehe noch die Mittagstunde herangerückt ist, hast du dein Mittagessen verdient; und bist du fleißig und mäßig, so wirst du, ehe acht Tage verstrichen sind, soviel zurückgelegt haben, dass du weitere acht Tage davon leben kannst, und dabei ist dein Leben in Freiheit, Gesundheit, Wahrheit, Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit verflossen. Das kann man nicht nennen, seine Zeit verlieren, sondern auskaufen.

Ich bestehe darauf, dass Emil ein Handwerk lerne. Aber doch wenigstens ein anständiges Handwerk, werdet ihr sagen. Was denkt ihr euch bei diesem Wort? Ist nicht jedes dem Gemeinwesen nützliche Handwerk ein anständiges? Ich will nicht, dass er ein Sticker, ein Vergolder, ein Lackierer werde wie Lockes Gentleman; auch soll er sich weder der Musik noch der Schauspielkunst noch der Schriftstellerei<sup>90</sup> widmen. Mit Ausnahme dieser und ähnlicher Berufsarten soll ihm die Wahl vollkommen freistehen; ich werde ihm in keiner Weise hinderlich entgegenreten. Es ist mir lieber, dass er ein Schuster wird als ein Dichter, dass er die Straßen pflastert, als dass er Porzellanblumen macht. Aber, werdet ihr fragen, sind denn die Polizisten, die Spione, die Henker nicht auch nützliche Leute? Wenn sie es nicht sind, so liegt die Schuld nur an den Regierungen. Doch ich will noch weitergehen, will mein Unrecht gestehen. Es genügt noch nicht, bloß einen nützlichen Beruf zu wählen; derselbe darf auch von denen, die ihn betreiben, niemals gehässige und mit der Menschlichkeit unvereinbare Eigenschaften der Seele beanspruchen. Ich halte deshalb meinen

---

<sup>90</sup> Aber, wird man mir entgegen, du bist doch selbst ein Schriftsteller! Zu meinem eigenen Unglück bin ich es, ich gestehe es. Indes sind doch meine Fehler, für die ich genug habe büßen müssen, für andere noch kein Grund, in ähnliche zu verfallen. Ich schreibe ja nicht, um sie zu entschuldigen, sondern im Gegenteil, um meine Leser abzuhalten, sich an ihnen ein Vorbild zu nehmen.

ersten Ausdruck fest und sage: Lasst uns ein anständiges Handwerk wählen; lasst uns aber dabei nie vergessen, dass es nichts Anständiges gibt, was nicht zu gleicher Zeit nützlich ist.

Ein berühmter Schriftsteller dieses Jahrhunderts,<sup>91</sup> dessen Werke voll großer Entwürfe und kleiner Ansichten sind, hatte, wie alle Priester seines Glaubens, das Gelübde abgelegt, keine eigene Frau zu haben. Da er jedoch in bezug auf den Ehebruch eine weit größere Gewissenhaftigkeit bewies als die übrigen, so suchte er sich, wie man sich erzählt, dadurch zu helfen, dass er sich immer hübsche Mägde hielt, mit welchen er nach bestem Vermögen das Unrecht wieder gutmachte, das er dem menschlichen Geschlecht durch sein unbesonnenes Gelübde zugefügt hatte. Er hielt es für die Pflicht eines jeden Bürgers, dem Vaterlande Bürger zu geben; und mit dem Tribut, den er ihm in dieser Weise entrichtete, bevölkerte er die Klasse der Handwerker. Sobald diese Kinder das entsprechende Alter erreicht hatten, ließ er sie sämtlich nach eigener Wahl ein Handwerk lernen. Lediglich die müßigen, nichtigen oder der Mode unterworfenen Gewerbe, wie zum Beispiel das des Perückenmachers, das niemals notwendig ist und das, solange die Natur nicht müde wird, uns Haare zu schenken, mit einem Male ganz unnütz werden kann, schloss er dabei aus.

In dieser Handlungsweise spricht sich der Geist aus, der uns bei der Wahl eines Handwerks für Emil leiten muss; oder vielmehr, es steht nicht uns zu, diese Wahl zu treffen, sondern ihm allein, denn da sich infolge der Grundsätze, die wir ihm eingeflößt haben, in ihm eine natürliche Betrachtung für alles Unnütze erhält, so wird er seine Zeit niemals mit völlig wert- und nutzlosen Arbeiten verschwenden wollen, und er kennt keinen anderen Wert der Dinge als ihren wirklichen Nutzen. Er kann seine Wahl nur auf ein Handwerk richten, das Robinson auf seiner Insel Nutzen bringen könnte.

Wenn man die Erzeugnisse der Natur und der Kunst vor den Augen des Kindes vorüberziehen lässt, wenn man seine Neugier

---

<sup>91</sup> Der Abbé de St. Pierre.

erregt und beobachtet, wohin dieselbe es führt, so hat man den Vorteil, dabei seine Geschmacksrichtung, seine Neigung, seinen Hang studieren zu können und den ersten Funken seines Genies hervorleuchten zu sehen, wenn sich dasselbe in einer bestimmten Richtung geltend macht. Ein gewöhnlicher Fehler, vor dem man sich jedoch sorgfältig hüten muss, besteht darin, dass man eine durch bloßen Zufall hervorgerufene Leistung dem übersprudelnden Talente zuschreibt, und den Nachahmungstrieb, welchen der Mensch mit dem Affen teilt und welcher beide maschinenmäßig antreibt, alles, was sie tun sehen, ebenfalls zu tun, ohne sich deutlich bewusst zu sein, wozu es nützt, für eine ausgesprochenen Neigung zu dieser oder jener Kunst hält. Die Welt wimmelt von Handwerkern und namentlich Künstlern, welchen zu der Kunst, die sie betreiben, alle natürliche Anlage fehlt, zu der man sie jedoch schon von frühester Jugend auf angehalten hat, sei es nun, dass man sich dazu durch besondere Gründe bestimmen ließ, oder auch durch einen ihnen angeborenen augenscheinlichen Eifer getäuscht wurde, welcher sie indes ebenso gut zu jeder anderen Kunst, wenn sie dieselbe zu gleicher Zeit hätten ausüben sehen, getrieben haben würde. Mancher hört einen Tambour und sieht sich im Geiste schon als General; ein anderer sieht bauen und will deshalb Baumeister werden. Jeder fühlt sich zu dem Berufe hingezogen, den er ausüben sieht, sobald er ihn für einen anständigen hält.

Ich habe einen Diener gekannt, der seinen Herrn einmal malen und zeichnen sah und sich nun in den Kopf setzte, ein Maler und Zeichner zu werden. Von dem Augenblick an, wo dieser Entschluss in ihm zur Reife gekommen war, nahm er den Bleistift, welchen er nur weglegte, um sofort nach dem Pinsel zu langen, den er wohl sein Leben lang nicht wieder weglegen wird. Ohne Unterricht und ohne Kenntnis der ersten Regeln begann er alles zu zeichnen, was ihm unter die Hände geriet. Drei volle Jahre saß er wie angekettet über seinen Sudeleien; nur sein Dienst konnte ihn auf Augenblicke davon losreißen, und die geringen Fortschritte, die er bei seinen mittelmäßigen Anlagen machte, vermochten ihn nicht zu entmutigen. Ich habe gesehen, wie er in einem glühend heißen

Sommer sechs Monate lang in einem kleinen nach Süden zu gelegenen Vorzimmer, wo man beim bloßen Durchgehen ersticken zu müssen glaubte, den ganzen Tag auf seinem Stuhl saß oder vielmehr angeschmiedet war. Seine Beschäftigung bestand darin einen vor ihm stehenden Globus wieder und wieder abzuzeichnen und mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit stets neue Versuche zu machen, bis ihm die kugelförmige Figur zu seiner Zufriedenheit gelungen war. Durch Unterstützung seines Herrn und unter Leitung eines Künstlers ist er endlich so weit gekommen, die Livree ausziehen und von seinem Pinsel leben zu können. Bis zu einer gewissen Grenze ist Beharrlichkeit imstande, das Talent zu ersetzen, diese Grenze hat er erreicht und wird sie nie überschreiten. Die Ausdauer und der Eifer dieses ehrlichen Menschen sind jedenfalls aner kennenswert; seinem Fleiße, seiner Treue und seinen Sitten wird nie die Achtung versagt werden, aber er wird es nie weiter als zum Schildermaler bringen. Wer würde durch seinen Eifer nicht getäuscht worden sein und ihn nicht für ein wahres Talent gehalten haben? Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man an einer Arbeit nur Gefallen findet, oder ob man auch Fähigkeit zu derselben besitzt. Es sind feinere Beobachtungen, als man im allgemeinen annimmt, dazu nötig, um sich von dem wahren Genie und der wahren Neigung eines Kindes zu überzeugen, welches weit häufiger seine Wünsche als seine Anlagen zu zeigen pflegt. Leider beurteilt man es immer nur nach den ersteren, weil man letztere nicht zu studieren versteht. Ich wünschte, dass ein Mann, dem es nicht an der nötigen Beobachtungsgabe fehlte, uns eine Abhandlung über die Kunst, die Kinder zu beobachten schriebe. Diese Kunst ist wahrlich wissenswert; aber die Väter und die Lehrer sind noch nicht einmal mit ihren Anfangsgründen bekannt.

Aber vielleicht legen wir der Wahl eines Handwerks eine allzu große Wichtigkeit bei. Da es sich hier ja nur um eine Handarbeit handelt, fällt meinem Emil diese Wahl nicht schwer. Dazu kommt, dass er infolge der Übungen, mit denen wir ihn bis jetzt beschäftigt haben, seine Lehrzeit schon zur Hälfte zurückgelegt hat. Was für

Ansprüche erhebt ihr an ihn? Er ist zu allem geschickt. Er versteht mit Spaten und Hacke umzugehen, weiß mit der Drehbank, dem Hammer, dem Hobel, der Feile Bescheid, ist mit den Werkzeugen aller Handwerke vertraut. Jetzt ist nur noch nötig, dass er eins derselben so leicht und sicher gebrauchen lerne, dass er es mit tüchtigen Arbeitern, die sich desselben bedienen, an Gewandtheit aufnehmen kann; und gerade in diesem Punkt hat er vor ihnen allen durch seinen gewandten Körper und seine geschmeidigen Glieder, die ihn befähigen, ohne Mühe jede Stellung anzunehmen und ohne Anstrengung jegliche Bewegung längere Zeit aushalten zu können, einen großen Vorteil voraus. Damit noch nicht genug, sind auch seine Organe scharf und gehörig ausgebildet; die ganze Mechanik der Künste ist ihm schon bekannt. Zur Meisterschaft gebricht es ihm nur an der Fertigkeit, und diese ist lediglich eine Sache der Zeit. Auf welches der Handwerke, unter welchen uns noch die Wahl freisteht, wird er nun soviel Zeit verwenden, dass er sich darin die nötige Geschicklichkeit erwirbt? Das ist die einzige Frage, um die es sich noch handelt.

Gebt dem Mann ein Handwerk, welches seinem Geschlecht geziemt, und dem Jüngling ein solches, welches seinem Alter ansteht. Jede sitzende, an das Zimmer fesselnde Berufstätigkeit, die den Körper verweichlicht und entkräftet, spricht ihm nicht an und ist ihm nicht dienlich. Nie wird ein Knabe aus eigenem Antrieb das Gewerbe eines Schneiders ergreifen. Man muss alle Kunst aufbieten, um das Geschlecht, welches die Natur nicht zu dieser Frauenarbeit<sup>92</sup> bestimmt hat, zur Wahl derselben bewegen. Nadel und Degen sollten nicht von denselben Händen geführt werden dürfen. Wäre ich Monarch, so würde ich das Nähen und sämtliche Nadelarbeiten nur den Weibern und den Lahmen gestatten, die auf eine ähnliche Beschäftigung wie jene angewiesen sind. Hätte die Annahme auch eine Berechtigung, dass Verschnittene ein notwendiges Übel wären, so verdenke ich es doch den Orientalen im höchsten Grade, dass sie sich solche erst auf künstlichem Wege

---

<sup>92</sup> Bei den alten gab es keine Schneider; die Kleider der Männer wurden von den Frauen im Hause selbst angefertigt.

verschaffen. Weshalb begnügen sie sich nicht mit denen, welche die Natur hervorgebracht hat, mit dieser großen Schar elender Männer, denen sie gleichsam ein verstümmeltes Herz mitgegeben hat? Sie würden sie nicht einmal alle gebrauchen können. Jeder schwächliche, verweichlichte, zaghafte Mann ist von der Natur zu einer sitzenden Lebensweise verurteilt. Er ist dazu geschaffen, um mit Weibern und in weiblicher Weise zu leben. Wenn ein jeder den Beruf treibt, für den er sich besonders eignet, so habe ich gewiss nichts dagegen einzuwenden; und wenn es denn einmal durchaus wirkliche Verschnittene geben soll, so verwende man für diesen Stand solche Männer, welche ihr Geschlecht entehren, indem sie sich Beschäftigungen hingeben, die sich für Männer nicht schicken. Die Wahl, die sie hinsichtlich ihres Berufes treffen, verrät einen Irrtum der Natur; verbessert diesen Irrtum auf die eine oder die andere Weise, und ihr werdet dadurch nur Gutes stiften.

Ich verbiete meinem Zögling die ungesunden, aber keineswegs die beschwerlichen, ja nicht einmal die gefährlichen Gewerbe. Letztere üben Kraft und Mut gleichzeitig. Sie taugen lediglich für Männer; die Frauen wollen mit ihnen nichts zu schaffen haben. Weshalb schämen sich die Männer nicht, sich in Berufszweige einzudrängen, die nur für die Frauen bestimmt sind?

*Luctantur pauca, comedunt coliphia paucae.*

*Vos lanam trahitis, calathisque peracta refertis*

*Vellera...*<sup>93</sup>

In Italien sieht man keine Frauen in den Läden; und man kann sich in der Tat nichts Traurigeres vorstellen als den Anblick, welchen die Straßen dieses Landes denjenigen darbieten, welche an das Straßenleben Frankreichs und Englands gewöhnt sind. Als ich sah, wie die Modehändler den Damen Bänder, Kopfputz, Haarnetze und Seidenschnüre verkauften, erschien mir in den

---

<sup>93</sup> Juv. Sat. II. v. 53.

grogen Fäusten, die dazu geschaffen sind, den Blasebalg zu ziehen und auf den Amboss zu hämmern, dieser zierliche Putz sehr lächerlich. Ich sagte mir: Zur Vergeltung sollten sich die Frauen in diesem Land auf den Verkauf von Schwertern und anderen Waffen legen. Jeder sollte doch nur die Waffen seines Geschlechtes anfertigen und verkaufen. Um sie zu kennen, muss man sie brauchen.

Junger Mann, drücke deinen Arbeiten den Stempel der Manneshand auf! Lerne mit starkem Arme Beil und Säge regieren, einen Balken behauen, einen Giebel besteigen, ein Haus richten, Trag- und Zugbalken befestigen, und dann rufe deiner Schwester zu, sie möge kommen, um dir bei deiner Arbeit zu helfen, wie sie ja auch von dir verlangt hat, du solltest ihr bei ihren Stickerarbeiten Hilfe leisten.

Ich fühle recht wohl, dass ich meinen freundlichen Zeitgenossen in meinen Forderungen zu weit gehe. Aber ich lasse mich bisweilen durch die Konsequenzen fortreißen. Schämt sich irgendein Mann, er mag sein, wer er wolle, im Schurzfell mit dem Hobel in der Hand öffentlich zu arbeiten, so erblicke ich in ihm nichts als einen Sklaven der Meinung, der auch erröten würde, eine gute Handlung zu tun, sobald es Mode würde, ehrliche Leute zu verlachen. Trotzdem wollen wir dem Vorurteil der Väter in allen Stücken die dem Urteil der Kinder nicht nachteilig sein können, nachgeben. Es ist durchaus nicht notwendig, dass man, um seine Achtung gegen alle nützlichen Gewerbe zu beweisen, sie nun auch alle praktisch ausübt; es genügt, dass man keines derselben unter seiner Würde halte. Weshalb sollten wir uns, wenn die Wahl in unserer Hand steht und nichts anderes bestimmend auf uns einwirkt, bei unserer Wahl unter den Beschäftigungen gleichen Ranges nicht von der Annehmlichkeit derselben sowie von unserer Lust und Neigung leiten lassen? Die Metallarbeiten sind nützlich, sogar die nützlichsten von allen; gleichwohl beabsichtige ich nicht, falls mich nicht ein besonderer Grund dazu veranlassen sollte, einen Hufschmied, Schlosser oder Grobschmied aus eurem Sohn zu machen; ich möchte ihn nicht in der Gestalt eines Zyklopen in seiner

Schmiede sehen. Ebenso wenig gedenke ich einen Maurer und noch weniger einen Schuhmacher aus ihm zu machen. Allerdings ist die Betreibung aller dieser Professionen eine Notwendigkeit; wem aber die Wahl freisteht, der muss auf die Sauberkeit Rücksicht nehmen, denn diese kann man gewiss kein Vorurteil nennen; über diesen Punkt entscheiden die Sinne. Endlich würde ich meine Wahl auch nicht auf eines dieser gedankenlosen Gewerbe lenken, in welchen die Arbeiter, wie zum Beispiel Weber, Strumpfwirker und Steinbauer, ohne allen Kunstsinn und fast wie Automaten, immer nur die nämlichen Arbeiten vornehmen und an ihnen ihre Hände üben. Wozu nützt es, für diese Geschäfte mit Vernunft begabte Wesen zu verwenden? Bei ihnen ist der Arbeiter nur eine Maschine, der eine andere in Bewegung setzt.

Alles wohlwogen, würde es meinen Wünschen am meisten entsprechen, wenn mein Zögling Gefallen am Tischlerhandwerk fände. Es ist reinlich und nützlich, lässt sich im Hause betreiben, hält den Körper in hinreichender Bewegung und erfordert von dem Arbeiter Geschicklichkeit und Kunstsinn; denn obgleich die Form der anzufertigenden Gegenstände von dem künftigen Gebrauche derselben abhängt, so sind doch Eleganz und Geschmack nicht ausgeschlossen.

Sollte sich zufällig der Geist eines Zöglings in entschiedener Weise den spekulativen Wissenschaften zuwenden, so würde ich es nicht tadelnswert finden, wenn ihr ihn für einen seinen Neigungen entsprechenden Beruf bestimmtet; lasst ihn zum Beispiel die Verfertigung von mathematischen Instrumenten, Brillen, Teleskopen usw. lernen.

Wenn Emil sein Handwerk lernt, so werde ich es mit ihm zusammen lernen, denn ich bin überzeugt, dass er nur das, was wir gemeinschaftlich betreiben, gründlich lernen wird. Wir werden deshalb beide in die Lehre treten und keineswegs Anspruch darauf machen, als Herren behandelt zu werden, sondern wir wollen im Gegenteil als Lehrlinge gelten, die es nicht der Kurzweil halber sind. Und weshalb sollten wir es nicht wirklich in vollem Ernste sein? Der

Zar Peter war Schiffszimmermann und diente in seinem eigenen Heer als Tambour. Meint ihr, dieser Fürst könne sich mit euch an Geburt und Verdienst nicht messen? Es ist selbstverständlich, dass ich dies nicht etwa gegen Emil äußere; an euch wende ich mich, wer ihr auch sein möget.

Leider können wir nicht unsere ganze Zeit an der Hobelbank zubringen. Wir sind ja nicht allein Tischlerlehrlinge, sondern auch Lehrling für das ganze menschliche Leben; und gerade die Lehrlingschaft für diesen letzten Beruf ist schwieriger und zeitraubender als die erstere. Wie werden wir es also anfangen? Wollen wir uns etwa täglich eine Stunde lang einen Meister der Hobelkunst annehmen, in derselben Weise, wie man sich einen Tanzlehrer hält? Nein; dann würden wir nicht Lehrlinge, sondern Schüler sein; und unser Ehrgeiz besteht nicht sowohl darin, das Tischlerhandwerk zu erlernen, als vielmehr darin, uns zum Stande des Tischlers zu erheben. Meiner Ansicht nach müssten wir jede Woche wenigstens ein- oder zweimal den ganzen Tag bei dem Meister zubringen, ebenso früh wie er aufstehen, uns noch vor ihm zur Arbeit einfinden, an seinem Tisch essen und nach seiner Anleitung arbeiten. Hätten wir dann die Ehre gehabt, mit seiner Familie zu Abend zu essen, so könnten wir, wenn wir wollten, nach Hause zurückkehren, um auf unserem harten Lager der Ruhe zu pflegen. Auf diese Weise lernt man mehrere Gewerbe auf einmal und bildet sich in den Handarbeiten aus, ohne dass die andere Lehrlingschaft darunter zu leiden hat.

Lasst uns recht handeln und dabei einfach bleiben; seien wir auf der Hut, durch Bekämpfung der Eitelkeit derselben nicht neue Nahrung zuzuführen. Man erzählt sich, dass der Großherr nach einer alten Sitte des ottomanischen Herrscherhauses verpflichtet ist, mit eigenen Händen mechanische Arbeiten zu machen, und es ist männiglich bekannt, dass die Werke einer kaiserlichen Hand Meisterwerke sind. Er verteilt diese Meisterwerke deshalb unter Entfaltung einer festlichen Pracht, an die Großen der Hohen Pforte, und sie werden natürlich nach dem Rang ihres Verfertigers bezahlt. Das Schlimme, was ich hierin erblicke, beruht nicht darin, dass der

ganze Akt doch nur auf eine Gelderpressung ausläuft, denn diese hat im Gegenteil ihre gute Seite. Indem der Fürst seine Großen zwingt, das, was sie dem Volke geraubt haben, mit ihm zu teilen, sieht er sich weniger in die Lage versetzt, das Volk unmittelbar plündern zu müssen. Diese Erleichterung muss notwendig mit dem Despotismus verbunden sein, weil ohne sie diese entsetzliche Regierungsform gar nicht bestehen könnte. Das wirklich Schlimme einer solchen Sitte liegt in der hohen Vorstellung von seinem eigenen Verdienst, die sich dadurch in diesem armseligen Menschen festsetzt. Wie der König Midas sieht er alles, was er berührt, sich in Gold verwandeln, aber er gewahrt die langen Ohren nicht, die ihm dabei wachsen. Um dafür zu sorgen, dass sie unserem Emil hübsch kurz bleiben, lasst uns seine Hände vor diesem Talent, welches so reiche Schätze abwirft, bewahren. Der Preis seiner Arbeiten soll nicht in Rücksicht auf die Person des Verfertigers, sondern auf die Güte des Werks bestimmt werden. Wir wollen niemals dulden, dass man an das seinige einen anderen Maßstab lege, als an die Arbeiten bewährter Meister. Um ihrer selbst willen soll seine Arbeit geschätzt werden, und nicht deswegen, weil sie von ihm herrührt. Hat er etwas gut gemacht, so sagt ehrlich: „Das ist eine gute Arbeit,“ setzt aber nie hinzu: „Wer hat sie gemacht?“ Sagt er etwa selbst mit stolzer und selbstzufriedener Miene: „Ich habe sie angefertigt,“ so fügt kalt hinzu: „Ob du oder ein anderer, das ist gleichgültig, es bleibt immer eine gute Arbeit.“

Gute Mutter, schütze dich namentlich gegen die Lügen, die man für dich in Bereitschaft hält. Ist dein Sohn kenntnisreich, so misstraue allem, was er weiß. Hat er das Unglück, in Paris erzogen zu werden, und außerdem noch Reichtümer zu besitzen, so ist er verloren. So viele geschickte Künstler es daselbst auch geben mag, so wird er doch alle ihre Talente besitzen; fern von ihnen werden sie indes plötzlich versiegen. Diese Hauptstadt wimmelt von Dilettanten und besonders von Dilettantinnen, die ihre Werke anfertigen, wie Guillaume seine Farben erfand. Unter den Männern sind mir nur drei rühmliche Ausnahmen bekannt, obwohl es deren

auch noch mehr geben kann, unter den Frauen jedoch kenne ich keine einzige, hege auch Zweifel, dass es eine gibt. Im allgemeinen erwirbt man sich einen Namen in den Künsten in derselben Weise, wie in der gelehrten Welt. Man wird Künstler und Kunstrichter, wie man Doktor der Rechte und Bürgermeister wird.

Würde man es also einmal als einen unanfechtbaren Satz gelten lassen, dass es schön sei, ein Handwerk zu verstehen, so würden eure Kinder gar bald ein solches betreiben, ohne es je gelernt zu haben. Sie würden es zum Meister bringen, wie man es in Zürich zum Ratsherrn bringt. Mit all diesen äußeren Rücksichten soll mein Emil verschont bleiben – kein Schein, immer nur Tatsachen! Man rede nicht von dem was er weiß, sondern lasse ihn im stillen lernen. Er mache fortwährend sein Meisterwerk und erhalte doch nicht die Meisterwürde; nicht durch den Titel, sondern durch die Arbeit zeige er, dass er ein Arbeiter ist.

Bin ich imstande gewesen, mich bis hierher verständlich zu machen, so muss man eingesehen haben, wie ich meinem Zögling neben der Gewöhnung an körperliche Übung und Handarbeit unmerklich zugleich Geschmack an Überlegung und Nachdenken einflöße, um in ihm der Trägheit, in die er infolge seiner Gleichgültigkeit gegen die Urteile der Menschen und der noch ungestörten Ruhe seiner Leidenschaften verfallen könnte, ein Gegengewicht zu geben. Er muss arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph, damit er nicht das müßige Leben eines Wilden führe. Das große Geheimnis der Erziehung beruht darauf, dass man es so einzurichten versteht, dass sich die körperlichen und geistigen Übungen stets gegenseitig zur Erholung dienen.

Hüten wir uns jedoch, solche Belehrung, welche einen reiferen Verstand voraussetzt, zu früh zu erteilen. Emil wird noch nicht lange Handwerker sein, so wird ihm auch schon die Ungleichheit der Stände auffallen, die er anfangs kaum bemerkt hatte. Nach den Grundsätzen, die ich ihm nach Maßgabe seiner Fassungskraft eingepflanzt habe, wird er auch mich einer Prüfung unterwerfen wollen. Da er alles ausschließlich von mir erhält und in seiner Lage

eine Ähnlichkeit mit der der Armen erblickt, so wird er wissen wollen, weshalb sich die meinige so wesentlich davon unterscheidet. Ganz unversehens wird er vielleicht recht verfängliche Fragen an mich richten. „Sie sind reich, Sie haben es mir selbst gesagt, und ich nehme es auch wahr. Ein Reicher muss, weil er Mensch ist, ebenfalls für die Gesellschaft arbeiten. Aber was tun Sie denn für sie?“ Was würde wohl einer unserer jetzigen so beliebten Erzieher darauf antworten? Ich weiß es nicht. Vielleicht würde er die Torheit so weit treiben, das Kind auf die Sorgfalt hinzuweisen, die er ihm widmet. Was mich jedoch anlangt, so reißt mich die Werkstätte aus der Verlegenheit. „Ei, lieber Emil, das ist eine vortreffliche Frage, ich verspreche dir, dass du eine Antwort von mir erhalten sollst, sobald du selbst eine dir genügende gefunden hast. Inzwischen werde ich es mir angelegen sein lassen, dir und den Armen alles, was ich zu viel habe, zu geben und wöchentlich einen Tisch oder eine Bank zu machen, um für das Ganze nicht völlig nutzlos zu sein.“

Damit sind wir nun wieder auf uns selbst zurückgekommen. Unser Kind ist, noch unmittelbar vor dem Augenblick, wo es aus der Kindheit heraustreten soll, zu seiner eigenen Person zurückgekehrt. Mehr als je fühlt es die Notwendigkeit, mit welcher es an die Dinge gefesselt ist. Nachdem wir zuerst seinen Körper und seine Sinne geübt haben, sind wir zur Übung seines Verstandes und seiner Urteilskraft übergegangen. Schließlich haben wir den Gebrauch seiner Glieder mit dem seiner Geisteskräfte verbunden. Wir haben ein handelndes und denkendes Wesen aus ihm gebildet. Zur Vollendung des Menschen bleibt uns nur noch übrig, auch ein liebendes und fühlendes Wesen aus ihm zu machen, das heißt seine Vernunft durch das Gefühl zu vervollkommen. Bevor wir jedoch in diese neue Lebensperiode eintreten, wollen wir noch einen Rückblick auf diejenige werfen, aus der wir jetzt scheiden, und uns darüber möglichst klar zu werden suchen, wie weit wir gelangt sind.

Anfangs hatte unser Zögling nur sinnliche Wahrnehmungen, jetzt hat er Begriffe; zuerst nahm er nur wahr, jetzt urteilt er. Denn

aus der Vergleichung mehrerer aufeinanderfolgender oder gleichzeitiger Wahrnehmungen und aus dem Urteil, welches man sich darüber bildet, geht eine Art gemischter oder zusammengesetzter Wahrnehmung hervor, welche ich Idee oder Begriff nenne.

Die Art und Weise der Bildung der Begriffe verleiht nun dem menschlichen Geiste seinen besonderen Charakter. Derjenige Geist, welcher seine Ideen lediglich nach wirklichen Verhältnissen bildet, ist ein gründlicher Geist, während derjenige, welcher sich schon mit scheinbaren Verhältnissen befriedigt, ein oberflächlicher Geist ist; wer die Verhältnisse so auffasst wie sie sind, ist ein klarer, und wer sie unrichtig auffasst, ein unklarer Kopf; wer eingebildete Verhältnisse, die weder in der Wirklichkeit existieren noch eine Wahrscheinlichkeit für sich haben, erdichtet, ist ein Narr, und wer gar keine Vergleichen anstellt, ein Schwachkopf. Das größere oder geringere Geschick in der Vergleichung der Ideen und im Auffinden der Verhältnisse bildet Menschen von höherem oder niedrigerem Geiste.

Die einfachen Begriffe sind weiter nichts als verglichene Sinneswahrnehmungen. Bei den einfachen Sinneswahrnehmungen kommen ebenso gut Urteile vor, als bei den zusammengesetzten, welche ich einfache Begriffe nenne. Bei den Sinneswahrnehmungen tritt das Urteil rein passiv auf; es beschränkt sich auf die Bestätigung, dass man das, was man wahrnimmt, wirklich wahrnimmt. Bei dem Begriffe oder der Idee verhält sich das Urteil dagegen aktiv; es stellt zusammen, es vergleicht, es bestimmt Verhältnisse, welche der Sinn nicht bestimmt. Darin besteht der ganze Unterschied, aber er ist freilich groß. Die Natur täuscht uns nie, die Täuschung geht stets von uns selber aus.<sup>94</sup>

---

<sup>94</sup> Ich halte es für eine Unmöglichkeit, dass uns unsere Sinne täuschen, denn es ist unter allen Umständen wahr, dass wir das wahrnehmen, was wir wahrnehmen; und in dieser Beziehung hatten die Epikuräer recht. Nur die Urteile, die es uns beliebt mit den Sinneswahrnehmungen in bezug auf ihre ersten Ursachen, oder in bezug auf ihre gegenseitigen Beziehungen, oder in

Ich bin Zeuge, wie man einem achtjährigen Kinde Gefrorenes vorsetzt; es führt den Löffel nach dem Mund, ohne zu wissen, was man ihm gereicht hat, und von der Kälte empfindlich berührt, schreit es: „Ach, ich habe mich verbrannt!“ Es wird ein sehr lebhafter Eindruck auf dieselbe ausgeübt; und da es keinen lebhafteren als den durch die Hitze des Feuers verursachten kennt, so meint es, diese zu empfinden. Dessen ungeachtet täuscht es sich; der plötzliche Kälteschauer erregt ihm Schrecken; aber es verbrennt sich nicht. Außerdem haben auch beide Empfindungen keine Ähnlichkeit miteinander, denn wer beide schon wahrgenommen hat, wird sie gewiss nicht miteinander verwechseln. Nicht also die Empfindung hat die Täuschung hervorgerufen, sondern das Urteil, welches das Kind über dieselbe fällt.

Eine ähnliche Erfahrung macht derjenige, welcher zum erstenmal einen Spiegel oder einen optischen Apparat sieht, welcher mitten im Winter oder Sommer in einen tiefen Keller hinabsteigt, welcher seine Hand, wenn sie sehr heiß oder sehr kalt ist, in laues Wasser taucht, oder eine kleine Kugel zwischen zwei gekreuzten Fingern rollt. Begnügt er sich, das, was er wirklich wahrnimmt, wirklich empfindet, zu sagen, so ist, da sich sein Urteil rein passiv verhält, eine Täuschung eine Unmöglichkeit. Lässt er sich bei seinem Urteil dagegen durch den Schein leiten, so ist dasselbe aktiv; er vergleicht und stellt durch Schlüsse Verhältnisse fest, die er nicht wahrnimmt. Dann täuscht er sich oder kann sich

---

bezug auf die Natur der Gegenstände, deren Wahrnehmung sie uns ermöglichen, in Verbindung zu setzen, tragen die Schuld des Irrtums. Und gerade hierin verfielen die Epikuräer in einen großen Irrtum, indem sie die Behauptung aufstellten, dass die Urteile, die wir über unsere Sinneswahrnehmungen fällten, niemals falsch wären. Wir nehmen lediglich die sinnlichen Eindrücke, nicht aber unsere Urteile wahr; diese bilden wir selbst. – Dieser Abschnitt, welcher zum erstenmal in der von Didot im Jahre 1801 veranstalteten Ausgabe abgedruckt wurde, befindet sich in der Tat in dem Manuskript des Verfassers, in der Form einer Randnote zum Text, wobei jedoch zu beachten ist, dass in demselben die beiden vorhergehenden Absätze fehlen.

Anmerk. des  
Herrn Petitain.

wenigstens täuschen. Es gehört Erfahrung dazu, um den Irrtum zu verbessern oder ihm vorzubeugen.

Zeigt ihr des Nachts eurem Zögling Wolken, die zwischen ihm und dem Monde vorüberziehen, so wird er sich dem Wahn hingeben, dass sich der Mond nach der den Wolken entgegengesetzten Seite bewege, während ihm diese stillzustehen scheinen. Diese Annahme bildet sich in ihm durch einen voreiligen Schluss, weil er aus Erfahrung weiß, dass die kleineren Körper gewöhnlich eine spätere Bewegung als die großen haben, und weil ihm die Wolken größer als der Mond vorkommen, dessen Entfernung er nicht richtig zu schätzen vermag. Betrachtet er dagegen von einem auf den Wellen dahintreibenden Boot aus das etwas entfernte Ufer, so verfällt er in den entgegengesetzten Irrtum und glaubt eine Bewegung des Landes wahrzunehmen, weil er seine eigene Bewegung nicht merkt und folglich das Boot, das Meer oder den Fluss und die ganze Gegend, so weit er sie zu überschauen imstande ist, für ein unbewegliches Ganzes hält, von dem ihm das Ufer, das er an sich vorüberziehen sieht, nur ein Teil zu sein scheint.

Erblickt ein Kind zum erstenmal einen bis zur Hälfte ins Wasser getauchten Stock, so zeigt er sich seinem Auge zerbrochen. Die sinnliche Wahrnehmung ist vollkommen richtig und, selbst wenn wir uns den Grund dieser Erscheinung nicht erklären könnten, würde sie nicht aufhören, es zu sein. Fragt ihr es deshalb, was es sieht, so antwortet es: „Einen zerbrochenen Stock,“ und es sagt die volle Wahrheit, denn es hat in der Tat den Eindruck eines zerbrochenen Stock erhalten. Geht es jedoch, durch sein Urteil irregeleitet, weiter und fügt es seiner Behauptung, es nehme einen zerbrochenen Stock wahr, auch noch die Behauptung hinzu, dass derselbe es in Wirklichkeit sei, dann sagt es etwas durchaus Falsches. Und weshalb? Weil das Urteil dann aktiv auftritt und das Kind nicht mehr nach der sinnlichen Wahrnehmung, sondern infolge eines Schlusses urteilt und etwas behauptet, wovon es keinen sinnlichen Eindruck empfangen hat, nämlich dass das durch

einen Sinn hervorgerufene Urteil auch noch die Bestätigung eines anderen Sinnes erhalten werde.

Da alle unsere Irrtümer lediglich aus unseren Urteilen hervorgehen, so ist soviel klar, dass, brauchten wir niemals zu urteilen, wir auch nicht zu lernen nötig hätten. Wir würden uns dann niemals in dem Fall befinden, uns zu täuschen und in unserer Unwissenheit jedenfalls glücklicher sein, als wir bei unserem Wissen je sein können. Wer wollte leugnen, dass die Gelehrten wirklich tausenderlei Wahrheiten kennen, welche die Laien in der Wissenschaft niemals kennen lernen werden? Sind die Gelehrten aber deshalb schon der Wahrheit näher? Gerade im Gegenteil; je weiter sie fortschreiten, desto mehr entfernen sie sich nur von ihr, weil die Eitelkeit, Urteile zu fällen, die Zunahme ihrer Einsichten weit überflügelt, und mit jeder Wahrheit, die sie finden, hundert falsche Urteile Hand in Hand gehen. Mit unumstößlicher Gewissheit kann nachgewiesen werden, dass die gelehrten Gesellschaften Europas nur Brutstätten der Lüge sind, und sicherlich gibt es in der Akademie der Wissenschaft mehr Irrtümer als bei dem ganzen Stamm der Huronen.

Da die Menschen desto mehr Irrtümern ausgesetzt sind, eine je höhere Wissensstufe sie einnehmen, so besteht das einzige Mittel, den Irrtum zu vermeiden, in der Unwissenheit. Urteilt nie, so werdet ihr euch auch nie irren. Diese Lehre gibt uns sowohl die Natur wie die Vernunft. Mit Ausnahme einer äußerst geringen Anzahl unmittelbarer und sich uns sehr fühlbar machender Beziehungen, in denen wir zur Außenwelt stehen, erfüllt uns von Natur eine tiefe Gleichgültigkeit gegen alles übrige. Ein Wilder würde keinen Fuß in Bewegung setzen, um den Gang der vollkommensten Maschine und alle Wunder der Elektrizität anzusehen. „Was kümmert mich das?“ Diesen Ausruf hört man so häufig aus dem Munde der Ungelehrten, und doch würde er sich im Munde der Gelehrten am allerbesten ausnehmen.

Unglücklicherweise passt dies Wort nicht mehr auf unsere Verhältnisse. Seitdem wir von allem abhängen, ist uns auch alles

wichtig; mit unseren Bedürfnissen muss sich auch notwendig unsere Wissbegierde erweitern. Aus diesem Grund schreibe ich dem Philosophen eine sehr große und dem Wilden gar keine Wissbegierde zu. Letzterer bedarf niemandes, ersterer der ganzen Welt, und namentlich der Bewunderer.

Man wird mir entgegenhalten, dass ich mich damit von der Natur lossage; aber dies bestreite ich. Die Natur wählt und verwendet ihre Hilfsmittel nicht in planloser Weise, sondern nach dem eintretenden Bedürfnis. Nun ändern sich aber die Bedürfnisse der Menschen nach ihrer Lebensstellung. Ein großer Unterschied macht sich zwischen einem naturgemäß im Naturzustand und einem naturgemäß in gesellschaftlichen Verhältnissen lebenden Menschen bemerkbar. Emil ist kein Wilder, der seinen Aufenthaltsort in den Wüsten suchen muss; er ist vielmehr ein Wilder, der bestimmt ist, in den Städten zu wohnen. In ihnen muss er seines Lebens Notdurst und Nahrung zu finden wissen, von ihren Einwohnern muss er Nutzen ziehen, und er ist gezwungen, wenn auch nicht wie sie, doch wenigstens mit ihnen zu leben.

Da er nun inmitten so vieler neuen Verhältnisse, zu denen er in eine Art Abhängigkeit geraten wird, er mag wollen oder nicht, Urteile fällen muss, so ist es unsere Pflicht, ihn richtig urteilen zu lehren.

Als die beste Methode, richtig urteilen zu lernen, kann die empfohlen werden, welche es sich zu ihrer Hauptaufgabe macht, unsere Erfahrungen zu vereinfachen, ja darauf ausgeht, dieselben ganz entbehrlich zu machen, ohne uns einem Irrtum auszusetzen. Daraus folgt, dass wir, nachdem wir längere Zeit hindurch die Eindrücke des einen Sinnes durch einen anderen Sinn berechtigt haben, nun auch noch lernen müssen, die Eindrücke eines jeden Sinnes durch sich selbst zu berichtigen, ohne erst nötig zu haben, einen anderen Sinn zu Hilfe zu nehmen. Dann wird jeder sinnliche Eindruck für uns zu einem Begriff werden, und dieser Begriff wird stets mit der Wahrheit in Einklang stehen. Zu dieser Art gehören die

Erfahrungen, welche ich dieser dritten Periode des menschlichen Lebens zu verschaffen gesucht habe.

Diese Methode verlangt eine Geduld und Umsicht, deren nur wenige Lehrer fähig sind, ohne welche indes der Schüler niemals urteilen lernen wird. Wenn ihr euch zum Beispiel, sobald sich derselbe durch den Anschein, als ob der Stock zerbrochen sei, täuschen lässt, sogleich beeilt, denselben aus dem Wasser zu ziehen, um ihn von seinem Irrtum zu überführen, so werdet ihr ihm den freilich benehmen, aber was werdet ihr ihn dadurch lehren? Nichts, als was er bald von selbst gelernt haben würde. Das ist wahrlich nicht die richtige Verfahrungsweise! Es handelt sich weniger darum, ihn mit einer Wahrheit bekannt zu machen, als vielmehr ihm zu zeigen, welches Verfahren er einschlagen müsse, um stets die Wahrheit zu finden. Um ihn gründlich zu belehren, muss man ihn nicht so bald aus seinem Irrtum reißen. Nehmt euch an Emil und mir ein Beispiel.

Erstlich wird jedes auf die herkömmliche Weise erzogene Kind nicht verfehlen, auf die zweite der vorausgesetzten beiden Fragen sofort bejahend zu antworten. „Sicherlich,“ wird es sagen, „ist das ein zerbrochener Stock.“ Ich hege starken Zweifel, dass mir Emil die nämliche Antwort erteilen wird. Da er die Notwendigkeit nicht einsieht, gelehrt zu sein oder zu scheinen, so übereilt er sich mit seinem Urteil nie; er urteilt nur nach erlangter Gewissheit und ist weit entfernt, sie in dem vorliegenden Fall zu haben, da ihm nur zu wohl bekannt ist, wie leicht wir Gefahr laufen, uns bei unseren Urteilen zu täuschen, sobald wir uns bloß auf den Augenschein verlassen, und wäre es auch nur in bezug auf die Perspektive.

Da er ferner aus Erfahrung weiß, dass auch meine unbedeutendsten Fragen regelmäßig einen ganz bestimmten Zweck haben, wenn er ihm auch nicht sogleich deutlich ist, so liegt es gar nicht in seiner Gewohnheit, unbesonnen darauf zu antworten. Im Gegenteil setzt er Misstrauen in sich, überlegt reiflich und prüft, bevor er antwortet, meine Fragen mit größter Sorgfalt. Niemals gibt er mir eine Antwort, die ihn nicht selbst

befriedigt, und er ist schwer zufriedenzustellen. Wir ereifern uns am Ende auch beide nicht so sehr darum, durchaus die Wahrheit wissen zu wollen, sondern es kommt uns weit mehr darauf an, uns vom Irrtum fernzuhalten. Wir würden uns weit unangenehmer berührt fühlen, wenn wir uns mit einem nicht genügenden Grund zufrieden geben wollten, als wenn wir gar keinen fänden. „Ich weiß nicht“ ist ein Ausdruck, welchen wir beide so oft im Munde führen und so oft wiederholen, dass weder dem einen noch dem anderen seine Anwendung sauer wird. Ob ihm indes eine unüberlegte Antwort entschlüpfen möge, oder ob er sie durch unser bequemes „Ich weiß nicht“ zu vermeiden suche, immer wird meine Erwiderung gleich lauten: „Lass uns zusehen, lass uns untersuchen.“

Jener bis zur Hälfte ins Wasser getauchte Stock hat eine senkrechte Richtung. Wie viel haben wir doch, um zu erfahren, ob er wirklich zerbrochen ist, wie es scheint, erst noch zu tun, bevor wir ihn aus dem Wasser ziehen oder auch nur mit der Hand berühren!

1. Zunächst betrachten wir uns den Stock von allen Seiten und machen die Wahrnehmung, dass der Bruch jeder unserer Stellungen folgt. Der Grund dieser Veränderung liegt also ausschließlich in unserem Auge, und doch sind die Blicke nicht imstande, Körper in Bewegung zu setzen.

2. Darauf blicken wir in senkrechter Richtung auf das Ende des Stockes herab, welches aus dem Wasser hervorragt. Nun sieht er nicht mehr gebrochen aus; das unserem Auge zunächstliegende Ende deckt das untere genau.<sup>95</sup> Hat denn unser Auge etwa den Stock wieder gerade gerichtet?

---

<sup>95</sup> Ich habe mich seitdem durch eine genauere Untersuchung vom Gegenteil überzeugt. Die Strahlenbrechung wirkt kreisförmig, und der Stock erscheint an dem im Wasser befindlichen Ende dicker als an dem anderen; allein dies vermag nichts an der Beweiskraft meiner Folgerung zu ändern, und der Schluss ist deshalb nicht weniger richtig.

3. Wir bringen die Oberfläche des Wassers in Bewegung. Sofort nehmen wir wahr, dass der Stock in mehrere Stücke zerbricht, sich im Zickzack hin und her bewegt und den Wellenbewegungen des Wassers folgt. Reicht demnach schon die Bewegung, in die wir das Wasser setzten, hin, den Stock zu zerbrechen, zu erweichen und in einen flüssigen Zustand zu verwandeln?

4. Endlich lassen wir das Wasser abfließen und sehen, wie sich der Stock in dem Maße, in welchem das Wasser sinkt, nach und nach gerade richtet. Ist dies nicht mehr als nötig ist, um die Tatsache aufzuklären und sich daraus die Lehre von der Brechung des Lichtes zu entwickeln? Es beruht also nicht auf Wahrheit, dass das Gesicht uns täusche, da wir uns nur auf das Auge zu verlassen brauchen, um die Irrtümer zu berichtigen, deren Schuld wir ihm zuschreiben.

Angenommen, das Kind wäre zu beschränkt, um das Resultat dieser Beobachtungen begreifen zu können – gut, dann müssten wir zur Unterstützung des Gesichts auch noch das Gefühl aufbieten. Lasst den Stock, anstatt ihn aus dem Wasser zu ziehen, in seiner gegenwärtigen Stellung, und das Kind fahre nun mit der Hand von einem Ende bis zum anderen an ihm hinab. Nirgends wird es einen Winkel bemerken; der Stock ist also nicht zerbrochen.

Ihr werdet mir einwenden, dass es sich hierbei schon nicht allein um Urteile handle, sondern um förmliche Schlussfolgerungen. Ja, ich gebe es zu; aber seht ihr nicht ein, dass, sobald der Geist einmal bis zu den Ideen gelangt ist, jedes Urteil eine Schlussfolgerung ist? Das Sichbewusstwerden jeder Sinneswahrnehmung ist ein Satz, ein Urteil. Folglich schließt man auch, sobald man eine Sinneswahrnehmung mit einer anderen vergleicht. Die Kunst zu urteilen und die Kunst zu schließen sind genau dasselbe.

Nach meinem Willen soll Emil die Dioptrik an diesem Stabe lernen, oder er soll nie mit ihr bekannt gemacht werden. Er wird weder Insekten seziert noch die Sonnenflecken gezählt haben; er wird weder wissen, was ein Mikroskop noch was ein Teleskop ist.

Eure hochgelahrten Zöglinge werden ihn wegen seiner Unwissenheit auslachen. Sie werden keineswegs unrecht haben, denn ich verlange, dass er diese Instrumente, ehe er sich ihrer bedient, selbst erfinde, und ihr könnt euch wohl vorstellen, dass dies Zeit erfordert.

Hierin ist der Geist meiner ganzen Methode während dieser Periode zusammengefasst. Wenn das Kind eine kleine Kugel zwischen zwei kreuzweise übereinandergelegten Fingern rollen lässt und dabei deren zwei zu fühlen glaubt, so werde ich ihm nicht eher gestatten, dass es sich mit seinen Augen überführt, bis es sich mit Schlüssen überzeugt hat, dass es wirklich nur eine Kugel ist.

Diese Erklärungen werden, wie ich denke, genügen, um die Fortschritte, die mein Zögling bisher in seiner geistigen Entwicklung gemacht hat, sowie den Weg, auf welchem er sie erreicht hat, deutlich zu bezeichnen. Aber ihr seid vielleicht über die Menge der Gegenstände, die ich an ihm vorübergeführt habe, erschrocken; ihr hegt vielleicht Besorgnis, dass ich seinen Geist unter dieser Menge von Kenntnissen erdrücke. Es verhält sich gerade umgekehrt. Ich lehre ihn weit mehr die Kunst, sich ohne sie zu behelfen, als sich dieselben anzueignen. Ich zeige ihm den Weg der Wissenschaft, der zwar bequem zur Wahrheit führt, der aber lang, unendlich lang ist und auf dem sich nur langsam fortkommen lässt. Ich lasse ihn die ersten Schritte tun, damit er den Eingang kennen lerne, aber ich erlaube ihm nicht, allzu weit vorzudringen.

Gezwungen, seine Kenntnisse sich selbst zu erwerben, stützt er sich auf seine eigene Vernunft und nicht auf die eines anderen, denn um dem Vorurteil kein Zugeständnis zu machen, darf er auch der Autorität keinen Einfluss gestatten. Für den größten Teil unserer Irrtümer tragen nicht wir die Schuld, sondern andere. Diese unausgesetzte Übung muss eine Stärke des Geistes hervorbringen, die derjenigen ähnlich ist, welche der Körper durch Arbeit und Anstrengung erlangt. Dazu tritt noch der Vorteil, dass man nur nach Maßgabe seiner Kräfte fortschreitet. Wie der Körper hält auch der Geist nur soviel aus, als er auszuhalten vermag. Eignet sich der

Verstand die Dinge an, bevor sie Eigentum des Gedächtnisses werden, so gehört ihm auch alles, was er daraus herleitet. Überladet man sich dagegen das Gedächtnis mit unverstandenem Wissen, so setzt man sich der Gefahr aus, nie daraus eine Frucht zu gewinnen, die unser bleibendes Eigentum werden könnte.

Emil besitzt wenig Kenntnisse, aber diejenigen, welche er besitzt, sind wirklich sein Eigen; er weiß nichts halb. Unter dem wenigen, was er weiß und zwar gründlich weiß, ist das wichtigste, dass es vieles gibt, was ihm unbekannt ist, was er aber später vielleicht wissen kann; dass es noch weit mehr gibt, was andere Leute wissen, und was er in seinem ganzen Leben nicht kennen lernen wird, und dass es endlich noch eine unendliche Menge von anderen Dingen gibt, die nie ein Mensch wissen wird. Er hat einen universellen Geist, nicht was seine Einsichten, wohl aber was seine Fähigkeit anlangt, sich solche zu erwerben, ferner einen offenen, klugen, für alles bereiten und, wie Montaigne sagt, wenn auch nicht unterrichteten, so doch unterrichtsfähigen Geist. Für mich ist es völlig ausreichend, dass er bei allem, was er tut, das „Wozu nützt es“, und bei allem, was er glaubt, das „Warum“ zu finden weiß. Denn noch einmal, ich gehe nicht darauf aus, ihm die Wissenschaft selbst, sondern nur die Kunst beizubringen, sich diese nach Bedürfnis zu erwerben, sie nach ihrem wahren Wert zu schätzen und ihm eine solche Liebe zur Wahrheit einzuflößen, dass er sie höher achtet als alles übrige. Bei dieser Methode macht man freilich nur langsame Fortschritte, tut dafür aber auch nie einen unnützen Schritt und ist nie genötigt, wieder zurückschreiten zu müssen.

Emil besitzt nur Naturkenntnisse und zwar rein physische, Geschichte kennt er nicht einmal dem Namen nach, und ebenso wenig weiß er, was Metaphysik oder Moral ist. Obwohl er die wesentlichen Beziehungen des Menschen zu den Dingen kennt, sind ihm doch die moralischen Beziehungen des Menschen zum Menschen völlig unbekannt. Auf die Verallgemeinerung und Abstraktion der Begriffe versteht er sich nur wenig. Er macht die Beobachtung, dass gewisse Körper gemeinsame Eigenschaften

haben, ohne über diese Eigenschaften an sich Schlüsse zu ziehen. Er kennt vermittels der geometrischen Figuren den abstrakten Raum und vermittels der algebraischen Zeichen die abstrakte Größe. Diese Figuren und diese Zeichen sind die Träger seiner Abstraktionen; auf ihnen fußen seine Sinne. Er bestrebt sich, die Dinge nicht ihrem Wesen nach kennen zu lernen, sondern nur in bezug auf die Verhältnisse, die sein Interesse erregen. Was ihm fremd ist, schätzt er nur nach der Beziehung desselben auf ihn selbst; aber diese Schätzung ist genau und sicher; phantastische oder vorurteilsvolle Anschauungen finden darin keine Stelle. Auf das, was ihm nützlich ist, legt er den höchsten Wert, und da er von dieser Art zu schätzen nie abgeht, so lässt er sich auch durch die öffentliche Meinung nie bestimmen.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, stark und mutig. Seine Einbildungskraft, die bis jetzt noch in keiner Weise erhitzt ist, vergrößert ihm nie die Gefahren. Er ist gegen die meisten Übel unempfindlich und weiß mit Standhaftigkeit zu leiden, weil er nicht gelernt hat, wider das Schicksal anzukämpfen. Was den Tod anlangt, so weiß er noch nicht recht, was derselbe ist; indes gewöhnt, sich ohne Widerstand dem Gesetz der Notwendigkeit zu unterwerfen, wird er, falls ihm der Tod nahte, ohne Seufzen und Sträuben sterben, und das ist alles, was die Natur in diesem von allen verabscheuten Augenblick zulässt. Frei zu leben und sich so wenig wie möglich von menschlichen Dingen fesseln zu lassen, ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

Mit einem Wort, Emil besitzt von der Tugend alles, was auf ihn selbst bezug hat. Um sich auch die gesellschaftlichen Tugenden zu erwerben, fehlt ihm lediglich die Kenntnis der Verhältnisse, welche dieselben notwendig machen. Folglich fehlen ihm einzig und allein solche Einsichten, zu deren Aufnahme sein Geist die nötige Fähigkeit besitzt.

Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf andere und ist ganz damit einverstanden, wenn sich andere nicht um ihn kümmern. Er verlangt von niemandem etwas und glaubt auch nicht gegen irgend

jemanden Verpflichtungen zu haben. Er steht allein in der menschlichen Gesellschaft da, und rechnet nur auf sich allein. Und er ist auch mehr als jeder andere berechtigt, auf sich selbst zu zählen, denn er ist alles was man in seinem Alter sein kann. Er hat keine Irrtümer, oder wenigstens nur solche, die wir Menschen nun einmal von uns nicht fernhalten können. Er hat keine Fehler, oder doch nur solche, vor welchen kein Mensch sich hüten kann. Er besitzt einen gesunden Körper, gewandte Glieder, einen gesunden und vorurteilslosen Geist, ein freies und leidenschaftliches Herz. Die Eigenliebe, die erste und natürlichste aller Leidenschaften, hat sich noch kaum in ihm geregt. Ohne jemandes Ruhe zu stören, hat er so zufrieden, glücklich und frei gelebt, wie es die Natur nur immer zuließ. Glaubt ihr, dass ein Kind, welches sein fünfzehntes Jahr in dieser Weise erreicht hat, die vorhergehenden Jahre verloren habe?

*Ende des ersten Bandes.*

## **Zweiter Band**

### **Viertes Buch**

Wie schnell verstreicht doch unser Erdenleben! Das erste Viertel ist verflossen, noch ehe man es anzuwenden versteht, und das letzte Viertel vergeht, nachdem man bereits aufgehört hat, es zu genießen. Anfangs verstehen wir noch nicht zu leben, bald sind wir es nicht mehr imstande, und in dem Zwischenraum, welcher diese beiden nutzlosen Endpunkte voneinander trennt, werden drei Viertel der Zeit, die uns noch bleibt, mit Schlaf, Arbeit, Schmerz, Zwang und Mühen aller Art hingebacht. Das Leben ist kurz, weniger infolge der kurzen Zeitdauer, als vielmehr weil uns von derselben fast keine zu ihrem Genuss übrigbleibt. Mag der Augenblick des Todes von dem der Geburt auch noch so fern sein,

so ist und bleibt das Leben doch immer viel zu kurz, wenn dieser Zwischenraum schlecht ausgefüllt wird.

Gewissermaßen werden wir zweimal geboren, das eine Mal zum Dasein, das andere Mal zum Leben; das eine Mal für die Gattung, das andere Mal für das Geschlecht. Obwohl diejenigen, welche das Weib für einen unvollkommenen Menschen halten, ohne Zweifel unrecht haben, so können sie sich doch auf die äußere Analogie berufen. Bis zum Alter der Mannbarkeit unterscheiden sich die Kinder beiderlei Geschlechts in keiner auffallenden Weise voneinander. Dieselbe Gesichtsbildung, dieselbe Gestalt, dieselbe Hautfarbe, dieselbe Stimme – kurz alles ist gleich. Die Mädchen sind Kinder, die Knaben sind Kinder; der nämliche Namen reicht zur Bezeichnung so ähnlicher Wesen aus. Männliche Personen, deren völlige geschlechtliche Entwicklung verhindert wurde, behalten diese übereinstimmenden Merkmale ihr ganzes Leben lang. Sie bleiben stets große Kinder, und Frauen scheinen, da sie die nämlichen Merkmale nie verlieren, in vieler Hinsicht nie etwas anderes zu sein.

Doch im allgemeinen ist der Mann nicht dazu geschaffen, um für immer auf der Stufe der Kindheit stehenzubleiben. In einer von der Natur vorgeschriebenen Zeit tritt er aus derselben heraus. So kurz nun dieser entscheidende Moment auch sein möge, so übt er doch auf lange Zeit einen hervorragenden Einfluss aus.

Wie das Brausen des Meeres dem Sturm schon lange vorangeht, so meldet sich auch dieser unter Stürmen vor sich gehende Umschwung schon zeitig durch die immer stärker werdende Stimme der erwachenden Leidenschaften an. Eine dumpfe Gärung kündigt die Annäherung der Gefahr an. Ein fortwährender Wechsel der Gemütsstimmung, häufige Aufwallungen, eine unaufhörliche geistige Aufgeregtheit versetzen das Kind in einen fast unlenkbaren Zustand. Es wird taub gegen die Stimme, auf die es sonst willig gelauscht hatte; es gleicht einem fieberhaft erregten Löwen. Es will seinen Führer nicht mehr kennen, will sich keiner Leitung mehr unterwerfen.

Zu den moralischen Anzeichen einer sich verschlimmernden Gemütsstimmung treten noch sichtliche Veränderungen in seiner körperlichen Beschaffenheit hinzu. Seine Physiognomie nimmt festere Züge an und es prägt sich auf ihr allmählich ein bestimmter Charakter aus. Dunkler und dichter wird der spärliche und weiche Flaum, der auf dem unteren Teile seiner Wange hervorsprosst; seine Stimme wechselt oder es verliert dieselbe vielmehr. Es ist weder Kind noch Mann, und ist weder imstande, den Ton des einen noch den des anderen anzunehmen. Seine Augen, diese Organe der Seele, die bisher nichtssagend waren, erhalten Sprache und Ausdruck. Ein plötzlich aufflammendes Feuer belebt sie; ihre jetzt lebhafteren Blicke reden zwar noch die Sprache einer heiligen Unschuld, verraten aber nicht mehr ihre anfängliche Einfalt. Der Knabe trägt schon das Gefühl in sich, dass sie zuviel sagen können, und beginnt sie niederzuschlagen und zu erröten. Er wird gefühlvoll, bevor er sich noch bewusst wird, was er eigentlich fühlt. Er wird unruhig, ohne dass er Grund dazu hat. Alle diese Erscheinungen können sich langsam einstellen und euch noch hinreichende Zeit gewähren. Wenn aber seine Lebhaftigkeit Ungeduld verrät, wenn sein Aufbrausen einen leidenschaftlichen Charakter annimmt, wenn er in einem Augenblick zornig auffährt und sich seiner im nächsten Augenblicke eine weiche Stimmung bemächtigt, wenn er ohne Ursache Tränen vergießt; wenn ihm in der Nähe derer, die ihm jetzt gefährlich zu werden beginnen, sein Puls schneller schlägt und sein Auge sich entflammt, wenn er zusammenschaudert, sobald sich die Hand einer Frau auf die seinige legt; wenn er in der Nähe eines weiblichen Wesens unruhig oder schüchtern wird: dann Ulysses, weiser Ulysses, sei auf deiner Hut! Die Schläuche, welche du mit so großer Sorgfalt verschlossen hieltest, sind bereits geöffnet; die Winde sind schon entfesselt; verlasse nun keinen Augenblick mehr das Steuerruder, oder alles ist verloren.

Jetzt findet diese zweite Geburt statt, von welcher ich geredet habe; jetzt wird der Mensch erst wirklich zum Leben geboren, und nichts Menschliches ist ihm mehr fremd. War unsere Sorgfalt bisher

nur ein Kinderspiel gewesen, so wird sie jetzt von äußerster Wichtigkeit. Diese Epoche, in welcher für gewöhnlich die Erziehung ein Ende zu nehmen pflegt, ist gerade diejenige, in welcher die unsrige erst recht ihren Anfang nehmen soll. Um diesen neuen Plan jedoch anschaulich entwickeln zu können, müssen wir uns auf einen höheren Standpunkt versetzen und einen Augenblick bei dem verweilen, was damit in Beziehung steht.

Unsere Leidenschaften dienen als die Hauptwerkzeuge unserer Erhaltung; der Versuch, sie auszurotten, ist folglich ein ebenso vergebliches als lächerliches Untersagen. Das hieße die Natur meistern und an das Werk Gottes die bessernde Hand legen. Wenn Gott in der Tat von dem Menschen die Ertötung der Leidenschaften, die er ihm erst selbst eingepflanzt hat, verlangte, so würde er wollen und auch nicht wollen; er würde mit sich selbst in Widerspruch treten. Niemals hat er aber diesen unvernünftigen Befehl erteilt, nichts dem Ähnliches ist dem Menschen in das Herz geschrieben. Was der Mensch nach dem Willen Gottes tun soll, lässt er ihm nicht durch einen anderen Menschen sagen, er sagt es ihm selbst, er schreibt es ihm tief in das Herz hinein.

Wer das Erwachen der Leidenschaften verhüten wollte, würde mir fast ebenso töricht vorkommen wie derjenige, der sie ertöten wollte; und wer die Ansicht hegen sollte, dass dies bisher meine Absicht gewesen sei, würde mich sicherlich ganz falsch verstanden haben.

Würde er indes nun wohl eine richtige Folgerung sein, wenn man aus dem Umstande, dass Leidenschaften eine Mitgift der Natur sind, schließen wollte, dass alle Leidenschaften, welche wir in uns fühlen und an anderen bemerken, deshalb auch natürlich seien? Die einzige Wahrheit liegt darin, dass ihre Quelle natürlich ist, aber tausend fremde Zuflüsse haben sie angeschwellt. Sie bilden einen mächtigen Strom, der unaufhörlich wächst, und in dem man kaum noch einige Tropfen seines ursprünglichen Wassers wiederfinden würde. Unsere natürlichen Leidenschaften sind sehr beschränkt; sie dienen als Werkzeuge unserer Freiheit und haben die Aufgabe, für

unsere Erhaltung zu sorgen. Allein alle diejenigen, welche uns beherrschen und verzehren, haben ihre Quelle außer uns. Die Natur gibt sie uns nicht, sondern wir eignen sie uns zum Nachteil derselben an.

Die Quelle unserer Leidenschaften, der Anfang und die Grundursache aller übrigen, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird und ihn nie verlässt, solange er lebt, ist die Selbstliebe, diese primitive, angeborene, jeder anderen vorausgehende Leidenschaft, von welcher alle übrigen in gewissem Sinn nur Modifikationen sind. In diesem Sinn sind freilich alle, wenn man will, natürlich. Aber der größte Teil dieser Modifikationen hat fremde Ursachen, ohne welche sie sich niemals zeigen würden, und ebendiese Modifikationen sind so weit davon entfernt, uns zum Nutzen zu gereichen, dass sie uns vielmehr geradezu Schaden zufügen; sie verändern ihren ursprünglichen Zweck und treten mit ihrem eigenen Ursprung in Widerstreit. Dann verlässt der Mensch die Bahn der Natur und gerät mit sich selbst in Widerspruch.

Die Selbstliebe ist immer gut, immer der Ordnung gemäß. Da jedem ganz besonders die Pflicht der Selbsterhaltung auferlegt ist, so ist und muss es auch eines jeden erste und wichtigste Sorge sein, unaufhörlich über dieselbe zu wachen. Wie würde er es aber wohl über sich gewinnen, in dieser Weise darüber zu wachen, wenn er nicht das größte Interesse daran hätte?

Zu unserer Erhaltung bedürfen wir deshalb der Selbstliebe, ja, wir müssen uns mehr als alles andere lieben, und in unmittelbarer Folge dieses Gefühls lieben wir auch alles, was zu unserer Erhaltung nötig ist. Jedes Kind hängt an seiner Amme, Romulus musste an der Wölfin hängen, die ihn gesäugt hatte. Beim Beginn tritt diese Anhänglichkeit rein mechanisch auf. Was auf das Wohlsein eines Individuums günstig einwirkt, zieht dasselbe an; was ihm schädlich ist, stößt es ab. Darin spricht sich nur ein blinder Instinkt aus. Erst die augenscheinliche Absicht, uns zu schaden oder zu nützen, verwandelt diesen Instinkt in Empfindung, die Anhänglichkeit in Liebe, die Abneigung in Hass. Wir fühlen uns nicht zu

unempfindlichen Wesen hingezogen, die nur dem Impulse folgen, welchen wir ihnen geben; diejenigen aber, von denen wir nach ihrer inneren Neigung, nach ihrer Willensrichtung Gutes oder Böses erwarten, diejenigen, die wir aus freiem Entschluss für oder wider uns handeln sehen, flößen uns dieselben Gefühle ein, die sie gegen uns zeigen. Wer uns nützlich ist, den suchen wir auf, wer uns aber nützen will, den lieben wir. Wir fliehen den, welcher uns schädlich ist, hassen aber den, welcher uns schaden will.

Selbstliebe ist das erste Gefühl eines Kindes; das zweite, welches diesem entspringt, ist die Liebe zu denen, welche seine Umgebung bilden, denn in dem Zustande der Schwäche, in welchem sich dasselbe befindet, lernt es einen jeden nur durch den Beistand und die Sorgfalt, die ihm zuteil wird, kennen. Anfänglich ist die Anhänglichkeit, die es an seine Amme und seine Wärterin hat, nichts anderes als Gewohnheit. Es trägt nach ihnen Verlangen, weil es ihrer bedarf und sich bei ihnen wohlbefindet. Man kann hier eher von einer Bekanntschaft mit ihnen als von einer wirklich erwachten Zuneigung zu ihnen reden. Es wird noch lange Zeit darüber hingehen, bis es zu der Einsicht gelangt, dass sie ihm nicht nur nützlich sind, sondern auch sein wollen, und erst dann beginnt es sie zu lieben.

Ein Kind ist also von Natur zur Anhänglichkeit geneigt, weil es bemerkt, dass jeder, der sich ihm naht, darauf bedacht ist, ihm Beistand zu leisten, und weil sich infolge dieser Beobachtung die Gewohnheit in ihm bildet, auch seinerseits, gegen seinesgleichen eine freundliche Gesinnung zu zeigen. Aber in dem Maße, wie sich seine Beziehungen, seine Bedürfnisse, seine aktive und passive Abhängigkeit erweitern, erwacht in ihm auch das Gefühl von den Verhältnissen, in welchen es zu anderen steht, und ruft zugleich das Bewusstsein seiner Pflichten und der ihm zustehenden Rechte hervor. Infolgedessen wird das Kind befehlshaberisch, eifersüchtig, betrügerisch, rachgierig. Verlangt man von ihm Gehorsam, obwohl es den Nutzen dessen, was man ihm befiehlt, nicht einzusehen vermag, so schreibt es die ihm erteilten Befehle der Laune, der Absicht es zu quälen zu, und wird sich nur widerwillig fügen. Zeigt

man sich jedoch ihm gegenüber stets nachgiebig, so wird es, sobald ihm etwas widersteht, darin eine offene Auflehnung, eine Absicht, ihm Widerstand zu leisten, erblicken; es wird den Stuhl oder Tisch schlagen, weil sie ihm nicht gehorcht haben. Der Selbstliebe, deren Objekt ausschließlich wir selbst bilden, geschieht durch Befriedigung unserer wahren Bedürfnisse volles Genüge; die Eigenliebe dagegen, welche Vergleiche macht, ist nie zufriedengestellt und kann es nie sein, weil dies Gefühl, welches uns in unseren eigenen Augen den Vorrang vor allen anderen sichert, den Anspruch erhebt, dass auch diese uns den Vorrang vor sich einräumen, was unmöglich ist. Die sanften und guten Leidenschaften haben ihre Quelle in der Selbstliebe, die dem Hass und Zorn dienenden dagegen in der Eigenliebe. Folglich macht der Besitz weniger Bedürfnisse und die Enthaltung aller Vergleiche der eigenen Verhältnisse mit denen anderer den Menschen wesentlich gut, während der Besitz vieler Bedürfnisse und die unaufhörliche Rücksichtnahme auf fremde Meinungen ihn wesentlich schlecht macht. Nach diesem Grundsatz ist leicht ersichtlich, wie man alle Leidenschaften der Kinder wie der Erwachsenen zum Guten oder zum Bösen zu lenken vermag. Es ist leider wahr, dass sie, da sie nicht immer für sich allein leben können, auch schwerlich immer gut leben werden; ja diese Schwierigkeit muss sich sogar mit der Zunahme ihrer Verbindungen noch steigern, und gerade aus diesem Grunde machen die Gefahren der Gesellschaft Kunst und Sorgfalt nur um so unerlässlicher, um der Verderbnis des menschlichen Herzens, die in seinem neuen Bedürfnissen ihre Wurzel hat, vorzubeugen.

Das Studium, welches dem Menschen am meisten entspricht, ist das seiner Beziehungen. Solange er sich nur seinem physischen Wesen nach kennt, muss er danach trachten, sich in bezug auf seine Beziehungen zu den Dingen kennen zu lernen. Diese Aufgabe fällt ihm in seiner Kindheit zu. Sobald er sich dagegen seines moralischen Wesens bewusst zu werden beginnt, muss es sein Bestreben sein, sich in bezug auf seine Beziehungen zu den Menschen kennen zu lernen, und dies ist, von dem Zeitpunkt an

gerechnet, bis zu welchem wir nun gelangt sind, die Aufgabe seines ganzen Lebens.

Sobald in dem Manne das Bedürfnis nach einer Gefährtin erwacht, ist er kein alleinstehendes Wesen mehr, gehört ihm sein Herz nicht mehr allein. Alle Beziehungen zu seiner Gattung, alle Gefühle seiner Seele entstehen gleichzeitig mit diesem. Seine erste Leidenschaft bringt bald alle übrigen in Gärung.

Die bloß instinktive Neigung ist unbestimmt. Ein Geschlecht fühlt sich zu dem anderen hingezogen; darin spricht sich der Trieb der Natur aus. Eine bestimmte Wahl, eine besondere Bevorzugung, eine persönliche Zuneigung sind das Werk der Einsichten, der Vorurteile, der Gewohnheit. Wir brauchen Zeit und Kenntnisse, um für die Liebe empfänglich zu werden. Ein festes Urteil geht der Liebe, eine angestellte Vergleichung einer eingeräumten Bevorzugung voraus. Solche Urteile bilden sich unbewusst, aber sie sind deshalb nicht weniger wirklich. Die wahre Liebe wird, man sage, was man wolle, von den Menschen stets in Ehren gehalten werden, denn wiewohl uns ihr ungestümes Auftreten auf Irrwegen zuführen vermag, wiewohl sie nicht imstande ist, von dem Herzen, das sie fühlt, alle hassenswerten Eigenschaften fernzuhalten, ja sogar dergleichen hervorrufen kann, so setzt sie dem ungeachtet immer höchst schätzenswerte Eigenschaften voraus, ohne welche man überhaupt unfähig wäre, Liebe zu fühlen. Die Wahl, welche mit der Vernunft scheinbar im Widerspruche steht, ist gleichwohl das Resultat derselben. Gerade deswegen, weil die Liebe schärfere Augen hat als wir und Beziehungen auffindet, die wir nicht zu entdecken imstande sind, hat man ihr das Attribut der Blindheit gegeben. Demjenigen, welcher keinen Begriff von Wert oder Schönheit hätte, würden alle Frauen gleich gut erscheinen, und die erste, mit welcher er in Berührung träte, würde ihm auch stets die lebenswürdigste sein. Weit entfernt, dass die Liebe ihre Quelle in der Natur findet, ist sie vielmehr die Richtschnur und der Zügel der natürlichen Neigungen. In ihr liegt die Ursache, dass mit Ausnahme des geliebten Gegenstandes ein Geschlecht für das andere seine Bedeutung verliert.

Der Vorzug, welchen wir einräumen, wird nun aber auch von uns in Anspruch genommen. Die Liebe muss gegenseitig sein. Um Liebe zu gewinnen, muss man sich liebenswürdig machen; um den Vorzug zu erlangen, muss man sich liebenswürdiger als ein anderer, liebenswürdiger als jeder andere machen, wenigstens in den Augen des geliebten Gegenstandes. Darin liegt die Ursache, dass wir uns nach unseresgleichen umzusehen und mit denselben zu vergleichen beginnen, darin liegt die Ursache des Wetteifers, der Nebenbuhlerschaft und der Eifersucht. Ein Herz voll überfließender Liebe wünscht sich mitzuteilen. Das Bedürfnis nach einer Geliebten ruft bald das nach einem Freunde hervor. Wer da fühlt, wie süß es ist, sich geliebt zu sehen, möchte von aller Welt geliebt sein; wenn aber alle einen Vorzug beanspruchen, kann es nicht ausbleiben, dass sich bei vielen Unzufriedenheit zeigt. Mit der Liebe und Freundschaft stellen sich gleichzeitig Zwistigkeiten, Feindschaft und Hass ein. Ich sehe, wie sich aus dem Schoße so vieler verschiedener Leidenschaften das Vorurteil einen unerschütterlichen Thron errichtet, und wie die Sterblichen, die sich seiner Herrschaft unterwerfen, in ihrem Stumpfsinn ihre eigene Existenz nur auf fremdes Urteil gründen.

Führt diese Ideen weiter aus und ihr werdet sehen, was unserer Eigenliebe die Form verliehen hat, welche wir für ihre natürliche halten, und wie die Selbstliebe dadurch, dass sie aufhört ein absolutes Gefühl zu sein, bei großen Seelen in Stolz, die kleinen in Eitelkeit ausarten, bei allen sich aber stets auf Kosten des nächsten nährt. Da Leidenschaften dieser Art ihren Keim nicht in dem Herzen der Kinder haben, so können sie in demselben auch nicht von selbst entstehen. Wir allein verpflanzen sie dahin, und nur durch unsere Schuld schlagen sie darin Wurzel. Aber mit dem Herzen eines jungen Mannes verhält es sich nicht mehr in gleicher Weise; in diesem werden sie aller unserer Gegenbemühungen ungeachtet sich entwickeln. Es ist folglich Zeit, eine Änderung in der Methode eintreten zu lassen.

Wir wollen mit einigen wichtigen Betrachtungen über den kritischen Zustand, um den es sich hier handelt, beginnen. Der

Übergang von der Kindheit zur Pubertät ist von der Natur nicht so genau bestimmt, dass sich nicht bei den einzelnen infolge der Verschiedenheit ihrer Temperamente und wieder bei ganzen Völkern infolge der besonderen Klimate Abweichungen zeigen. Jedermann kennt die Verschiedenheiten, welche man in bezug auf diesen Punkt zwischen den heißen und kalten Ländern beobachtet hat, und jeder kann sich davon überzeugen, dass bei feurigen Temperamenten eine frühzeitigere Entwicklung stattfindet als bei anderen. Allein hinsichtlich der Ursachen kann man sich Täuschungen hingeben und dem Physischen oft das zuschreiben, wofür das Moralische die Beantwortung tragen muss. In diesen Irrtum verfällt gerade sehr häufig die Philosophie unseres Jahrhunderts. Der Unterricht, welchen die Natur erteilt, nimmt erst spät seinen Anfang und schreitet nur langsam fort, derjenige aber, welchen wir den Menschen verdanken, ist fast regelmäßig verfrüht. Im ersteren Fall erwecken die Sinne die Einbildungskraft, im letzteren erweckt dagegen die Einbildungskraft die Sinne; sie versetzt dieselben vor der richtigen Zeit in Tätigkeit, ein Umstand der notwendigerweise zunächst die einzelnen Individuen, dann aber auch die Gattung selbst dauernd entnerven und schwächen muss. Eine noch allgemeinere und zuverlässigere Beobachtung als die hinsichtlich des Einflusses der Klimate lehrt uns, dass die Pubertät und die geschlechtliche Reife bei gebildeten und zivilisierten Völkern stets früher eintritt als bei ungebildeten und rohen Völkern.<sup>96</sup> Die Kinder haben einen ganz merkwürdigen

---

<sup>96</sup> In den Städten und bei wohlhabenden Familien erreichen nach Buffons Behauptungen die Kinder, weil sie an reichliche und kräftige Kost gewöhnt sind, diesen Zustand eher, während sie auf dem Lande und bei armen Leuten infolge der schlechten und unzureichenden Nahrung erst später dazu gelangen. Ihre Entwicklung nimmt nach seiner Berechnung zwei oder drei Jahre länger in Anspruch. (Hist. nat. IV. pag. 238.) Ich will zwar die Richtigkeit der Beobachtung, aber keineswegs die der Erklärung zugeben, weil in Ländern, wo sich der Landmann sehr gut nährt und viel zu sich nimmt, wie in Wallis und selbst in gewissen Gebirgsgegenden Italiens, zum Beispiel in Friaul, gleichfalls bei beiden Geschlechtern das Alter der Pubertät später eintritt als in den Städten, wo man sich oft, um die Mittel zur Befriedigung der Eitelkeit übrig zu behalten, bei dem Essen der größten Sparsamkeit befleißigt, und wo die meisten, wie das Sprichwort sagt, alles auf, aber nichts im Leibe haben. Man muss erstaunen,

Scharfsinn, unter der angenommenen Maske der Wohlständigkeit die Sittenlosigkeit zu erkennen, die sich unter derselben zu verstecken sucht. Die äußerlich seine Sprache, zu der man sie anhält, die Anstandslehren, die man ihnen gibt, der Schleier des Geheimnisses, welchen man in recht auffallender Weise vor ihre Augen zu ziehen sucht, sind ebenso viele Anreizungen zur Neugier. Nach der Art und Weise, wie man sich dabei benimmt, liegt es auf der Hand, dass man geradezu darauf ausgeht, sie das zu lehren, was man ihnen angeblich zu verbergen sucht. Von keinem Unterricht, den man ihnen erteilt, behalten sie soviel als von diesem.

Zieht die Erfahrung zu Rate, und ihr werdet einsehen, bis zu welchem Grade dieses unverständige Verfahren das Werk der Natur beschleunigt und den Körper zugrunde richtet. Hierin liegt eine der hauptsächlichsten Ursachen zu der Entartung der Familien in den Städten. Die jungen Leute bleiben infolge frühzeitiger Erschöpfung klein und schwach, sehen verlebt aus und altern statt zu wachsen, wie der Weinstock, welchen man zwingt, im Frühjahr Trauben zu tragen, noch vor dem Herbste welkt und abstirbt.

Man muss unter ungebildeten und einfachen Völkern gelebt haben, um sich davon zu überzeugen, bis zu welchem Alter unter ihnen eine glückliche Unwissenheit die Unschuld der Kindheit zu verlängern vermag. Es ist ein zugleich rührendes wie Lächeln hervorrufendes Schauspiel, daselbst zu sehen, wie die beiden Geschlechter, der Sorglosigkeit ihrer Herzen überlassen, unbefangen die Spiele der Kindheit bis zur Blüte des Alters und der Schönheit fortsetzen und wie sie selbst durch ihren vertraulichen Umgang die Reinheit ihrer Belustigung an den Tag legen. Wenn sich diese liebenswürdige Jugend dann endlich verehelicht, so werden

---

erblickt man in diesen Gebirgen große Burschen, die stark wie Männer sind, aber trotzdem noch eine Knabenstimme und ein bartloses Kinn haben, oder große, in allem übrigen völlig ausgebildete Mädchen, ohne irgendein periodisches Zeichen ihres Geschlechts. Dieser Unterschied scheint mir lediglich daher zu kommen, dass bei der Einfachheit ihrer Sitten ihre Einbildungskraft, welcher länger in stiller Ruhe verharret, ihr Blut erst später in Gärung bringt und ihr Temperament nicht so frühzeitig wachruft.

sich die beiden Gatten, da sie sich gegenseitig mit den Erstlingen ihrer Person beschenken, nur um so teurer werden. Eine Schar gesunder und kräftiger Kinder wird das Pfand einer Vereinigung, die nichts zu trüben imstande ist, und der Lohn ihrer Keuschheit in ihren früheren Jahren.

Wenn das Alter, in welchem in dem Menschen das Bewusstsein seines Geschlechtes erwacht, sowohl in folge des Einflusses der Erziehung als auch der Einwirkung der Natur, so vielen Abweichungen unterworfen ist, so folgt hieraus, dass man diesen Zeitpunkt durch die Art der Erziehung beschleunigen oder verzögern kann; und wenn nun der Körper, je nachdem man diesen Eintritt der geschlechtlichen Reife verzögert oder beschleunigt, an Festigkeit gewinnt oder verliert, so ist die weitere Folge, dass ein junger Mann, je mehr man darauf bedacht ist, jenen zu verzögern, auch desto mehr Kraft und Stärke erlangt. Ich rede hier nur von den rein physischen Wirkungen; man wird sich jedoch bald überzeugen, dass es bei ihnen nicht sein Bewenden hat.

Diese Betrachtungen geben mit Anleitung zur Beantwortung der so oft ventilirten Frage, ob es sich empfiehlt, die Kinder frühzeitig über die Gegenstände ihrer Neugier aufzuklären, oder ob es besser sei, sie durch unschuldige Täuschungen davon abzulenken. Meiner Ansicht nach darf man weder das eine noch das andere tun. Erstlich wird in den Kindern, sobald man ihnen nicht Veranlassung dazu darbietet, diese Neugier gar nicht rege. Man muss sich deshalb hüten, sie in ihnen erst wachzurufen. Zweitens legen uns Fragen, zu deren Beantwortung wir nicht gezwungen sind, auch nicht die Notwendigkeit auf, das Kind, welches sie an uns richtet, zu täuschen. Es ist besser, ihm Stillschweigen aufzuerlegen, als ihm eine unwahre Antwort zu erteilen. Ein solches Gebot wird es keineswegs überraschen, wenn es sich demselben schon früher bei ganz gleichgültigen Dingen hat unterwerfen müssen. Endlich lasse man nicht außer acht, dass die Antwort, wenn man sich einmal zu derselben entschließt, mit der größten Einfachheit, ohne Geheimniskrämerei, ohne Verlegenheit,

ohne Lächeln geschehen muss. In der Befriedigung der kindlichen Neugier liegt eine geringere Gefahr als in der Erregung derselben.

Eure Antworten müssen stets ernst, kurz und entschieden sein; es darf nie den Anschein gewinnen, als ob ihr zögert, sie zu erteilen. Es bedarf wohl nicht erst der besonderen Erwähnung, dass sie auf Wahrheit beruhen müssen. Man kann die Kinder nicht auf das Gefährliche, Erwachsene zu belügen, aufmerksam machen, ohne von dem Gefühl überschlichen zu werden, eine wie viel größere Gefahr darin liegt, dass Erwachsene Kinder belügen. Eine einzige Lüge, die der Lehrer nachweislich dem Kinde gegenüber ausgesprochen hat, würde alle Früchte seiner Erziehung auf immer vernichten.

Eine vollkommene Unwissenheit über gewisse Dinge würde für die Kinder vielleicht das Ersprößlichste sein; allein das, was man ihnen doch nicht auf die Dauer zu verhehlen vermag, müssen sie frühzeitig lernen. Entweder muss man das Erwachen ihrer Neugier zu verhindern suchen, oder dieselbe muss vor dem Alter Befriedigung erhalten, in welchem es nicht mehr ohne Gefahr geschehen könnte. In diesem Punkte hängt das Verhalten, welches ihr eurem Zögling gegenüber zu beobachten habt, wesentlich von seiner besonderen Lage, von der Gesellschaft, in der er sich bewegt, von den Verhältnissen, in denen er aller Voraussicht nach einst leben wird usw. ab. Es kommt viel darauf an, hierbei nichts dem Zufall zu überlassen, und habt ihr nicht die völlige Gewissheit dass ihr ihn bis zu seinem sechzehnten Jahr über den Unterschied der Geschlechter in Unwissenheit zu erhalten vermögt, so sorgt dafür, dass er ihn vor dem zehnten Jahre erfahre.

Ich bin kein Freund davon, dass man, um darüber hinwegzukommen, die Dinge bei ihrem rechten Namen zu nennen, den Kindern gegenüber eine gar zu feine Sprache führt oder erst lange Umschweife macht, die sie doch durchschauen. Edle Sitten sind bei diesen Dingen von einer gewissen Einfalt untrennbar, während eine durch das Laster befleckte Einbildungskraft das Ohr empfindlich macht und uns nötigt, unsere Ausdrücke unaufhörlich

zu verfeinern. Derbe Ausdrücke sind ungefährlich, aber vor schlüpfrigen Ideen muss man auf der Hut sein.

Obgleich die Schamhaftigkeit dem menschlichen Geschlechte natürlich ist, so besitzen die Kinder doch noch nicht als eine Mitgabe der Natur. Die Scham entsteht erst mit der Erkenntnis des Bösen, und wie sollten nun die Kinder, die diese Erkenntnis weder haben noch haben sollen, mit einem Gefühl vertraut sein, welches erst die Wirkung derselben ist? Ihnen einen Begriff von Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit beibringen, heißt, sie lehren, dass es schamlose und unehrbare Dinge gibt, heißt, ihnen ein geheimes Verlangen einflößen, diese Dinge kennen zu lernen. Früher oder später werden sie dieses Gelüst befriedigen, und der erste Funke, welcher ihre Einbildungskraft trifft, beschleunigt unzweifelhaft die Entzündung der Sinne. Wer errötet, fühlt sich bereits schuldig; der wahren Unschuld ist die Scham fremd.

Die Kinder haben nicht dieselben Gelüste wie die Erwachsenen; da sie indes ebenso wie letztere gewissen unsauberen Bedürfnissen, welche die Sinne verletzen, unterworfen sind, so lassen sich schon an dieses Naturgesetz Lehren über das Schickliche anknüpfen. Man folge dem Geiste der Natur, welche uns dadurch, dass sie den Organen der geheimen Vergnügungen und denen der ekelerregenden Bedürfnisse denselben Ort angewiesen hat, in den verschiedenen Lebensarten bald durch die eine, bald durch die andere Vorstellung zu der gleichen Schonung auffordert, den Mann durch die Ehrbarkeit, das Kind durch die Reinlichkeit.

Ich kenne nur ein einziges erfolgversprechendes Mittel, den Kindern ihre Unschuld zu bewahren, und dies besteht darin, dass ihre ganze Umgebung die nötige Rücksicht auf sie nimmt und sie liebt. Ohne dies wird alle Zurückhaltung, welche man sich ihnen gegenüber zu beobachten bemüht, früher oder später fehlschlagen. Ein Lächeln, ein Blick, eine unwillkürlich entschlüpfte Gebärde sagen ihnen alles, was man ihnen zu verheimlichen sucht. In dem bloßen Umstand, dass man es ihnen hat verhehlen wollen,

liegt schon für sie eine genügende Aufklärung. Die Zartheit in den Wendungen und Ausdrücken, deren sich die Gebildeten untereinander zu bedienen pflegen, ist, da sie Kenntnisse voraussetzt, welche die Kinder noch gar nicht haben können, diesen gegenüber völlig übel angebracht. Achtet man indes wirklich ihre Einfalt, so überträgt man dieselbe bei einem Gespräch mit den Kindern auch unwillkürlich auf die Ausdrücke, die man nur so wählt, dass sie ihnen angemessen und verständlich sind. Es gibt eine gewisse Naivität der Sprache, welche angenehm berührt und auch der Unschuld gefällt. Das ist der wahre Ton, welcher ein Kind von gefährlicher Neugier ablenkt. Dadurch, dass man mit ihm alles in aller Einfalt bespricht, beugt man dem Argwohne vor, dass noch etwas übrig sei, was man ihm nicht gesagt habe. Verbindet man mit derben Vorstellungen, die ihm zwar verständlich sind, aber gleichzeitig seinen Widerwillen erregen, so erstickt man damit das Feuer seiner Einbildungskraft. Ohne dass man ihm verbietet, solche Worte auszusprechen und solche Vorstellungen zu haben, flößt man ihm, ohne dass es sich dessen bewusst wird, eine Abneigung gegen deren Wiederholung ein. Und wie viel Verlegenheit wird diese in aller Unbefangenheit gegebene Erlaubnis nicht denen ersparen, die schon ihr eigenes Herz zur Offenheit auffordert und deshalb stets sagen, was zu sagen nötig ist, und es immer so heraussagen, wie es ihnen um das Herz ist.

„Wo kommen die Kinder her?“ Das ist in der Tat eine Frage, die ganz geeignet ist, in Verlegenheit zu setzen, auf welche die Kinder indes ganz natürlich verfallen, und deren unverständige oder kluge Beantwortung bisweilen für ihre Sitten und ihre Gesundheit das ganze Leben hindurch entscheidend ist. Die kürzeste Art und Weise, auf welche eine Mutter meint sich aus der Verlegenheit ziehen zu können, ohne ihren Sohn zu täuschen, besteht darin, dass sie ihm Stillschweigen auferlegt. Das würde ganz gut sein, wenn sie sich ihn schon seit lange auch bei gleichgültigen Fragen daran gewöhnt hätte und er nun nicht bei diesem neu angeschlagenen Tone gerade erst recht ein Geheimnis argwöhnte. Aber auch nur in seltenen Fällen wird die Mutter dabei stehenbleiben. „Das ist ein

Geheimnis der verheirateten Leute,“ wird sie viel leicht zu ihm sagen, „kleine Knaben müssen nicht so neugierig sein.“ Das ist freilich ein ganz gutes Mittel, um die Mutter aus der augenblicklichen Verlegenheit zu reißen, aber sie kann sich auch überzeugt halten, dass nun dieser kleine Knabe, welchem in dieser zurückweisenden Antwort eine gewisse Verachtung zu liegen scheint, nicht eher ruhen wird, bis er hinter das Geheimnis der verheirateten Leute gekommen ist, und dass es sicherlich nicht lange dauern wird, bis er seinen Zweck erreicht hat.

Ich bitte um Erlaubnis, hier eine davon sehr abweichende Antwort anführen zu dürfen, die ich auf dieselbe Frage habe geben hören, und welche mir um so auffallender war, als sie von einer Frau herrührte, welche sich sowohl in ihren Reden als in ihrem Betragen durch die höchste Züchtigkeit auszeichnete, aber um des Wohles und der Tugend ihres Sohnes willen nicht Anstand nahm sich über die falsche Furcht vor Tadel und über die hohlen Witzeleien Spottsüchtigen hinwegzusetzen. Das Kind hatte gerade nicht lange vorher beim Urinieren einen kleinen Stein mit ausgeworfen, der ihm die Harnröhre verletzt hatte; aber das Leiden war gehoben und vergessen. „Mama,“ sagte der kleine Naseweis, „wo kommen die Kinder her?“ Ohne im geringsten zu stocken, erwiderte die Mutter sofort: „Mein Sohn die Frauen urinieren sie unter großen Schmerzen, die ihnen bisweilen das Leben kosten, hervor.“ Mögen die Narren lachen und die Toren Ärgernis daran nehmen, aber die Weisen mögen untersuchen, ob sie je eine vernünftigere und zweckentsprechendere Antwort finden werden.

Die Vorstellung eines natürlichen und dem Kinde bekannten Bedürfnisses lässt erstlich, und das ist das Treffende bei dieser Antwort, die Idee eines geheimnisvollen Vorganges nicht bei ihm aufkommen. Außerdem breiten die sich daranknüpfenden Vorstellungen von Schmerz und Tod einen Schleier der Trauer über diesen Gedanken, welcher die Einbildungskraft dämpft und die Neugier zurückdrängt. Alles lenkt den Geist auf die Folge der Geburt, nicht aber auf ihre Ursachen. Nur zu den Schwächen der menschlichen Natur, zu lauter widerlichen Dingen, zu Bildern des

Leidens leiten die Aufschlüsse, die in dieser Antwort liegen, wenn überhaupt der Widerwille, den sie einflößt, es zulässt, dass das Kind solche Aufschlüsse begehrt. Was wäre wohl bei einer Unterhaltung, die in solcher Weise geleitet wird, imstande, die schlummernden Lüfte zu erregen? Trotzdem ist es leicht ersichtlich, dass die Wahrheit in keiner Weise beeinträchtigt wurde und dass es nicht nötig gewesen ist, das Kind zu täuschen, anstatt es zu unterrichten.

Eure Kinder lesen; sie schöpfen aus ihrer Lektüre Kenntnisse, welche sie nicht gewonnen haben würden, wenn sie nicht gelesen hätten. Beim Studieren erhitzt und schärft sich in der Stille des Arbeitszimmers ihre Einbildungskraft. Leben sie in der Welt, so vernehmen sie zweideutige und befremdende Reden und sind Zeugen von Dingen, die sie eigentümlich berühren. Nach dem Benehmen, welches man ihnen gegenüber beobachtet, hat sich in ihnen die Überzeugung, sie seien selbst schon Erwachsene, in so hohem Grade festgesetzt, dass sie bei allem, was die Erwachsenen in ihrer Gegenwart tun, sofort versuchen, wie es sich bei ihnen ausnehmen möchte. Kann man sich darüber wundern? Gelten ihnen einmal die Urteile anderer als Gesetz, so müssen ihnen auch die Handlungen anderer als Vorbild dienen. Die Diener, welche man leider von ihnen abhängig gemacht hat, und in deren Interesse es folglich liegt, ihnen zu gefallen, bewerben sich zum Nachtheil ihrer Sittlichkeit um ihre Gunst. Vierjährigen Kindern gegenüber sprechen die Wärterinnen mit lächelndem Munde Dinge aus, die selbst die schamloseste von ihnen sich nicht erdreisten würde, vor fünfzehnjährigen auszusprechen. Sie selbst vergessen ihre Äußerungen zwar bald, die Kinder dagegen vergessen nie, was sie haben anhören müssen. Schlüpfrige Gespräche öffnen ausschweifenden Sitten Tor und Tür. Ein schurkischer Diener verführt das Kind, und ein gleiches Interesse legt beiden Stillschweigen auf.

Das seinem Alter angemessen erzogene Kind sieht sich auf sich angewiesen. Die einzige Zuneigung, die es kennt, beruht auf Gewohnheit. Es liebt seine Schwester wie seine Uhr und seinen Freund wie seinen Hund. Es fühlt sich noch nicht als Glied eines

besonderen Geschlechtes, einer besonderen Gattung; Mann und Weib sind ihm gleich fremd. Was sie auch tun oder reden, es bezieht nichts von allem auf sich; es sieht und hört nichts davon oder beachtet es wenigstens nicht. Ihre Gespräche interessieren es ebenso wenig als ihre Handlungen; alles dies ist für das Kind so gut wie gar nicht da. Bei dieser Methode geht man nicht darauf aus, ihm irrthümliche Anschauungen beizubringen, sondern sucht es vielmehr nur in seiner natürlichen Unwissenheit zu erhalten. Es kommt die Zeit schon, wo die Natur selbst dafür Sorge trägt, ihren Zögling aufzuklären, und dieser Augenblick tritt erst dann ein, wenn sie ihn so weit vorbereitet hat, ohne Nachtheil aus den Lehren, die sich ihm erteilt, Nutzen ziehen zu können. Dies ist in kurzen Umrissen das Prinzip. Die Entwicklung der einzelnen Regeln gehört nicht zu der Aufgabe, die ich mir gestellt habe; jedoch dienen die Mittel, die ich hinsichtlich anderer Gegenstände vorschlage, gleichzeitig auch als Beispiele für diesen.

Wollt ihr in die erwachenden Leidenschaften Ordnung und Regeln bringen, so verlängert den Zeitraum ihrer Entwicklung, damit sie die nötige Zeit gewinnen, nach Maßgabe ihrer Entstehung in das richtige gegenseitige Verhältnis zu treten. Dann geht die Ordnung nicht von dem Menschen, sondern von der Natur selbst aus; eure einzige Aufgabe besteht darin, die Natur ungestört walten zu lassen. Wäre euer Zögling völlig für sich allein, so würdet ihr gar nichts zu tun haben, so aber entflammt alles, was ihn umgibt, seine Einbildungskraft. Der Strom der Vorurteile reißt ihn fort. Um ihn zurückzuhalten, müsst ihr ihn in entgegengesetzter Richtung fortdrängen. Das Gefühl muss der Einbildungskraft Fesseln anlegen, und die Vernunft muss die Meinung der Menschen zum Schweigen bringen.

In der überaus großen Empfänglichkeit für alle Eindrücke liegt die Quelle aller Leidenschaften, während die Einbildungskraft ihre Richtung bestimmt. Jedes Wesen, welches sich seiner Beziehung bewusst ist, muss durch eine Verschlechterung derselben und durch die wirkliche oder auch nur eingebildete Ausfindung solcher Beziehungen, die seiner Natur angemessener sind, unbedingt

affiziert werden. Durch diese Fehler der Einbildungskraft werden die Leidenschaften aller endlichen Wesen, selbst der Engel, wenn es solche gibt,<sup>97</sup> in Laster verwandelt, denn sie müssten die Natur aller Wesen kennen, um sich eine Überzeugung davon zu verschaffen, welche Beziehungen sich für die Natur am besten eignen.

Die Summe aller menschlichen Weisheit hinsichtlich der Behandlung der Leidenschaften lässt sich demnach in folgendem kurz zusammenfassen: 1. Man muss die wahren Verhältnisse des Menschen kennen, sowohl was die Gattung im allgemeinen als auch das einzelne Individuum betrifft, 2. muss man nach diesen Verhältnissen alle Gemütsbewegungen regeln.

Hat es der Mensch denn aber in seiner Gewalt, seine Gemütsbewegungen nach diesen oder jenen Verhältnissen zu regeln? Unzweifelhaft, sobald er nur imstande ist, seiner Einbildungskraft die Richtung auf diesen oder jenen Gegenstand zu geben oder ihr diese oder jene Gewohnheiten beizubringen. Übrigens handelt es sich hier ja weniger um das, was ein Mensch über sich selbst vermag, als vielmehr um das, was wir durch die Wahl der Verhältnisse, in die wir unseren Zögling versetzen, über denselben vermögen. In der Darlegung der Mittel, welche dazu geeignet sind, ihn in der Ordnung der Natur zu erhalten, liegt gleichzeitig eine genügende Auseinandersetzung der Wege, auf welchen er aus ihr herauszutreten vermag.

Solange seine Empfindungsvermögen nur auf seine eigene Person beschränkt bleibt, fehlt seinen Handlungen der sittliche Charakter; erst wenn es sich über ihn selbst hinaus zu erstrecken

---

<sup>97</sup> Wenn es solche gibt. So lautet in der Tat die Lesart in dem Manuskripte. Es lässt sich annehmen, dass sich der Verfasser durch äußere Einflüsse bestimmen ließ, dafür in den ersten Ausgaben die Worte „wenn sie solche haben“ zu substituieren. Da sich letztere Lesart jedoch auch in der Genfer Ausgabe vorfindet, so hat er sich wahrscheinlich für Beibehaltung derselben im Texte entschieden.

Anmerk. des  
Herrn Petitain.

beginnt, gewinnt er zunächst unbestimmte Vorstellungen und späterhin die klaren Begriffe des Guten und Bösen, die ihn in Wahrheit zum Menschen und zu einem integrierenden Teile seiner Gattung machen. Auf diesen ersten Punkt müssen wir deshalb zunächst unsere Aufmerksamkeit lenken.

Dies ist freilich mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden, weil wir, wenn wir zum Ziel gelangen wollen, die Beispiele, welche wir unmittelbar vor Augen haben, zurückweisen und uns nach solchen umsehen müssen, bei welchen die stufenweise Entwicklung der Ordnung der Natur gemäß stattfindet.

Ein nach der herkömmlichen Schablone zugesetztes, dressiertes und äußerlich wohlhabendes Kind, welches nur auf die Fähigkeit wartet, die vorzeitigen Lehren, die es empfangen hat, in Ausübung bringen zu können, täuscht sich nie über den Augenblick, in dem sich diese Fähigkeit einstellt. Weit davon entfernt, ihn in Ruhe abzuwarten, beschleunigt es ihn vielmehr. Es versetzt sein Blut schon vorzeitig in Gärung; schon lange bevor sich die Lüfte in ihm regen, kennt es den Gegenstand, auf welchen sich dieselben richten müssen. Nicht die Natur reizt es an, sondern es tut selbst der Natur Gewalt an. Wenn sie es zum Manne macht, bleibt ihr keine Lehre mehr ihm zu erteilen übrig. In Gedanken war es lange vorher Mann, ehe es in Wirklichkeit dazu herangereift war.

Bei dem wirklichen Gang der Natur geht diese Entwicklung viel stufenweiser und langsamer vor sich. Ganz allmählich erhitzt sich das Blut, erwachen die Lebensgeister und zeigt sich die Sinnlichkeit. Der weise Meister, welcher das Werk leitet, hat seine Sorge darauf gerichtet, erst allen seinen Werkzeugen, bevor er sie in Tätigkeit setzt, die höchste Vollkommenheit zu verleihen; eine lange Unruhe geht den ersten Begierden voraus, eine lange Unwissenheit erhält sie in beständiger Täuschung; man ist lüstern, ohne zu wissen worauf. Das Blut beginnt zu gären und zu wallen; eine überschäumende Lebenskraft sucht eine Ableitung nach außen. Das Auge belebt sich und mustert die übrigen Wesen; man fängt an Interesse für die Personen seiner Umgebung zu gewinnen, fängt an

zu empfinden, dass der Mensch nicht die Bestimmung erhalten hat, für sich allein zu leben, und auf diese Weise öffnet sich das Herz endlich menschlichen Gemütsbewegungen und wird der Zuneigung fähig.

Das erste Gefühl, für welches ein sorgfältig erzogener junger Mensch empfänglich wird, ist nicht die Liebe, sondern die Freundschaft. Der ersten Neigung seiner erwachenden Einbildungskraft verdankt er die Erkenntnis, dass es noch andere seinesgleichen gibt. Seine Neigung wendet sich früher der Gattung als dem Geschlechte zu. Darin beruht noch ein weiterer Vorteil der verlängerten Unschuld; vermittels der sich bildenden Gefühle ist man imstande, die ersten Keime der Menschlichkeit in das Herz des Jünglings zu pflanzen, ein Vorteil, der um so höher angeschlagen werden muss, als dies die einzige Zeit im Leben ist, wo dergleichen Bemühungen einen wirklichen Erfolg herbeizuführen vermögen.

Ich habe stets die Erfahrung gemacht, dass junge, frühzeitig verdorbene Leute, die den Frauen und Ausschweifungen ergeben waren, auch einen unmenschlichen und grausamen Charakter hatten. Das Feuer des Temperaments machte sie ungeduldig, rachgierig, wütend. Ihre nur von einem einzigen Gegenstand erfüllte Einbildungskraft war unfähig, sich noch mit irgend etwas anderem zu beschäftigen. Sie kannten weder Mitleid noch Erbarmen. Dem geringsten Vergnügen zuliebe hätten sie Vater und Mutter, ja die ganze Welt geopfert. Ein in glücklicher Einfachheit erzogener Jüngling wird dagegen schon durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und liebevollen Gefühlen angetrieben. Rührung bemächtigt sich seines Herzens bei den Leiden seiner Mitmenschen. Er zittert vor Freude, wenn er seinen Spielgefährten wiedersieht; unwillkürlich öffnen sich seine Arme zu innigen Umarmungen, treten in seine Augen Tränen der Rührung. Das Missfallen, welches er bei anderen erregt, ruft bei ihm aufrichtiges Bedauern hervor, und von ernstlicher Reue wird er ergriffen, wenn er jemanden gekränkt hat. Lässt er sich durch die Hitze seines sich entzündenden Blutes zum Ungestüm, zum Aufbrausen und zum Zorn fortreißen, so zeigt sich schon im nächsten Augenblick seine

ganze Herzensgüte in dem Erguss seiner Reue. Er weint, er seufzt über die Wunde, die er geschlagen hat. Mit seinem eigenen Blute möchte er jeden Blutstropfen, den er vergossen hat, wieder erkaufen. Vor der Erkenntnis seines Fehlers erlischt all sein Zorn, demütigt sich all sein Stolz. Fühlt er sich selbst beleidigt, so vermag eine einzige Entschuldigung, ein einziges Wort auch seinen heftigsten Grimm zu entwaffnen. Er verzeiht das ihm zugefügte Unrecht mit demselben Edelmut, mit welchem er das von ihm ausgegangene wieder gutzumachen sucht. Das Jünglingsalter nährt weder Rache noch Hass, sondern nur Mitleid, Teilnahme und Edelmut. Ohne befürchten zu brauchen, durch die Erfahrung widerlegt zu werden, wage ich die Behauptung aufzustellen, das ein Kind, welches nicht schon böse Anlagen mit auf die Welt gebracht und welches seine Unschuld bis zum zwanzigsten Jahre bewahrt hat, in diesem Alter der edelmütigste, beste, liebevollste und lebenswürdigste Mensch sein wird. Dergleichen habt ihr freilich, wie ich mir leicht vorstellen kann, noch nie zu hören bekommen; euere in der ganzen Verderbnis der Kollegienwirtschaft erzogenen Philosophen sind auch gar nicht imstande, es zu wissen.

Die Schwäche des Menschen macht ihn gesellig; die Leiden, die uns allen gemeinsam sind, ziehen uns zum Menschengeschlechte hin. Wir würden demselben nichts schulden, wenn wir nicht Menschen wären. Jede Anhänglichkeit ist ein Zeichen der eigenen Unzulänglichkeit. Bedürfte niemand der anderen, so würde auch niemand daran denken, sich ihnen anzuschließen.<sup>98</sup> Deshalb haben wir nur unsere Schwachheit unser zerbrechliches Glück zu verdanken. Ein wahrhaft glückliches Wesen kann man sich nur als ein einsames vorstellen; Gott allein genießt eines absoluten Glückes; aber wer von uns vermöchte sich von letzterem einen klaren Begriff machen? Wenn irgendein unvollkommenes Wesen sich selbst genügen könnte, woran könnte es wohl nach unseren Begriffen einen Genuss finden? Es wäre allein und müsste deshalb elend sein. Ich vermag nicht zu fassen, wie jemand, dem jedes

---

<sup>98</sup> *Omnis in imbecillitate est gratia et caritas. Cic., de nat. Deor., l. 44.*

Bedürfnis nach irgendeinem Gute fehlt, etwas lieben kann; ich vermag aber auch nicht zu fassen, wie jemand, der nichts liebt, glücklich sein kann.

Hieraus folgt, dass wir uns an unsere Mitmenschen weniger um deswillen anschließen, dass wir an ihren Freuden Anteil nehmen, als vielmehr um deswillen, dass ihre Leiden unser Mitgefühl erregen, denn in letzteren tritt uns die Identität unserer Natur und die Bürgerschaft für ihre Anhänglichkeit an uns weit sichtlicher entgegen. Bildet bei unseren gemeinsamen Bedürfnissen das gleiche Interesse das Band der Vereinigung, so wird bei unserem gemeinsamen Elend wieder die Liebe das Bindemittel. Der Anblick eines glücklichen Menschen stößt den anderen weniger Liebe als Neid ein; man hätte Lust, ihm den Vorwurf zu machen, dass er dadurch, dass er sich ein ausschließliches Glück bereitet, sich ein Recht anmaße, welches ihm gebühre, und selbst die Eigenliebe leidet darunter, indem sie es uns recht fühlbar macht, dass dieser Mensch unser nicht bedürfe. Wer aber bedauert nicht den Unglücklichen, den er leiden sieht? Wer würde ihn, wenn es ihm nicht mehr als ein Wunsch kostete, nicht gern von seinen Übeln befreien wollen? Unsere Einbildungskraft versetzt uns weiter eher an die Stelle eines Elenden, als an die eines Glücklichen. Unser Gefühl sagt uns, dass uns der eine dieser Zustände weit näher berühre als der andere. Das Mitleid ist süß, weil man, während man sich an die Stelle des Leidenden versetzt, trotzdem gleichzeitig das Vergnügen empfindet, nicht einem gleichen Leiden unterworfen zu sein. Der Neid dagegen ist bitter, denn anstatt den Neidischen beim Anblick eines Glücklichen an die Stelle desselben zu versetzen, erfüllt er ihn nur mit Bedauern, dass er diese nicht einnimmt. Der Leidende scheint uns von den Übeln, welche er duldet, zu befreien, der Glückliche uns hinwieder der Güte zu berauben, deren er genießt.

Wollt ihr deshalb in dem Herzen eines jungen Menschen die ersten Regungen der erwachenden Empfindungen anfachen und nähren und seinem Charakter die Richtung zur Wohltätigkeit und Güte geben, so lasst nie in ihm durch das trügerische Bild des

menschlichen Glückes Stolz, Eitelkeit oder Neid aufkeimen; stellt ihm nicht gleich zuerst den Prunk der Höfe, die Pracht der Paläste, den fesselnden Reiz der Theater vor Augen; führt ihn nicht in gesellschaftliche Kreise und glänzende Versammlungen ein; zeigt ihm die Außenseite der großen Gesellschaft nicht eher, bis ihr ihn befähigt habt, sie nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Ihm die Welt zeigen, bevor er die Menschen kennt, heißt nicht, ihn bilden, sondern ihn verderben; heißt nicht, ihn unterrichten, sondern ihn täuschen.

Von Natur sind die Menschen weder Könige noch Große noch Hofschranzen noch Reiche. Alle werden nackt und arm geboren, alle sind den kleinlichen Sorgen des Lebens, den Verdrießlichkeiten, den Übeln, den Bedürfnissen und Schmerzen aller Art unterworfen, und alle werden schließlich eine Beute des Todes. Das ist das wahre Spiegelbild des Menschen; kein Sterblicher ist von diesem Lose ausgenommen. Macht bei eurem Studium der menschlichen Natur deshalb mit dem den Anfang, was von derselben unzertrennlich ist, kurz mit allem, worin sich das Wesen der Menschheit am deutlichsten darstellt.

Mit sechzehn Jahren weiß der Jüngling, was Leiden heißt, denn er hat schon selbst gelitten; aber er weiß kaum, dass andere Wesen ebenfalls mit Leiden zu kämpfen haben. Mit dem Anblick von Leiden vertraut sein, ohne sie zu empfinden, heißt noch nicht, sie kennen, und da, wie ich bereits hundertmal erklärt habe, sich das Kind nicht die Empfindungen anderer vorzustellen vermag, so kennt es keine anderen Übel als seine eigenen. Sobald jedoch die erste Entwicklung der Sinnlichkeit das Feuer der Einbildungskraft in ihm anfacht, so beginnt es die Empfindungen seiner Mitmenschen zu teilen, von ihren Klagen gerührt zu werden und ihnen ihre Schmerzen nachzufühlen. In diesem Augenblick muss das dunkle Gemälde der leidenden Menschheit in seinem Herzen die erste Rührung hervorrufen, die es je empfunden hat.

Wen wollt ihr nun dafür verantwortlich machen, wenn bei euren Kindern dieser Augenblick nicht deutlich in die Augen fällt?

Ihr lehrt sie so frühzeitig mit dem Gefühl spielen, macht sie mit der Sprache desselben so zeitig vertraut, dass sie dadurch, dass sie beständig in demselben Tone reden, eure Lehren gegen euch selbst kehren, und euch kein Mittel übriglassen, zu unterscheiden, wann sie zu lügen aufhören und das wirklich zu fühlen beginnen, was sie sagen. Betrachtet dagegen meinen Emil! Bis zu dem Alter, zu welchem ich ihn jetzt geführt habe, hat er weder die in Rede stehenden Gefühle gehabt, noch eine Lüge über seine Zunge gebracht. Bevor er wusste, was Liebe heißt, hat er zu niemandem gesagt: „Ich liebe dich von Herzen.“ Man hat ihm nicht verschrieben, welches Benehmen er in dem Zimmer seines Vater, seiner Mutter oder seines kranken Hofmeisters beobachten sollte; man hat ihn nie in der Kunst unterwiesen, sich traurig zu stellen, wenn er nicht wirklich betrübt war. Er hat nie den Schein angenommen, als weine er über jemandes Tod, da er noch gar nicht weiß, was Sterben ist. Dieselbe Empfindungslosigkeit, die er in seinem Herzen hat, spricht sich auch in seinem ganzen Wesen aus. Gleichgültig gegen alles, mit Ausnahme seiner eigenen Person, fasst er, wie alle anderen Kinder, für niemanden Interesse. Der einzige Unterschied zwischen ihm und diesen beruht lediglich darin, dass er auch nicht einmal den Schein erregen will, als hege er ein Interesse, und dass er nicht falsch ist wie sie.

Da Emil noch wenig über fühlende Wesen nachgedacht hat, so wird er auch erst spät lernen, was Leiden und Streben heißt. Von nun an werden Klagen und Schmerzensschreie beginnen, sein Mitgefühl zu erregen; von dem Anblick strömenden Blutes wird er seine Augen abwenden; die Zuckungen eines sterbenden Tieres werden ihn mit wahrer Herzensangst erfüllen, noch ehe er sich über die Entstehung dieser Bewegungen in ihm Rechenschaft ablegen kann. Wäre er stumpfsinnig und roh geblieben, so würden sie sich in ihm gar nicht bilden; wäre er unterrichteter, so würde er ihre Quelle kennen. Er hat schon zu viele Vergleichen zwischen einzelnen Vorstellungen angestellt, um gar nichts zu empfinden, aber trotzdem noch nicht genug, um sich bewusst zu werden, was er empfindet.

Auf die Weise entsteht das Mitleid, das erste sich auf andere beziehende Gefühl, welches nach der Ordnung der Natur das menschliche Herz bewegt. Um fühlend und mitleidig zu werden, muss das Kind wissen, dass es Wesen seinesgleichen gibt, welche leiden, was es selbst gelitten, und Schmerzen empfinden, die es selbst empfunden hat, ja die sogar noch von anderen Schmerzen gepeinigt werden, von denen es sich wenigstens den Begriff machen muss, dass es dieselben möglicherweise gleichfalls wird aushalten müssen. Und fürwahr, wodurch sollten wir uns sonst wohl zum Mitleid bewegen lassen, wenn nicht dadurch, dass wir gleichsam aus uns heraustreten, uns mit dem leidenden Geschöpfe identifizieren und unser eigenes Sein mit dem seinigen vertauschen? Wir leiden nur soviel, als es nach unserem Dafürhalten leidet, und leiden nicht in uns, sondern in ihm. Vor dem Erwachen der Einbildungskraft, die den Menschen aus sich heraus zu versetzen beginnt, wird sich also auch bei niemandem das Mitgefühl regen.

Was haben wir nun, um dieses erwachende Mitgefühl anzufachen und zu nähren, um es zu leiten und ihm in der ihm von der Natur gegebenen Richtung zu folgen, anders zu tun, als dem jungen Menschen einerseits solche Gegenstände darzubieten, auf welche die zunehmende Kraft seines Herzens zu wirken vermag, die es erweitern, es auch mit anderen Wesen zu teilen bereit sind, und es dahin bringen, dass es sich auch außer sich selbst überall wiederfinde, und andererseits sorgfältig alle solche von ihm fernzuhalten, welche das Herz verengern, in sich selbst verschließen und den Egoismus großzuziehen geeignet sind? Mit anderen Worten, was haben wir anderes zu tun, als Güte, Menschlichkeit, Mitgefühl, Wohltätigkeit, kurz alle einnehmenden und sanften Gefühle, die den Menschen so wohlgefallen, in ihm zu erwecken, und dagegen das Hervortreten des Neides, der Habsucht, des Hasses sowie alle übrigen abstoßenden und grausamen Leidenschaften zu verhüten, die gleichsam das Gefühl nicht nur auf Null herabdrücken, sondern es sogar noch in eine

negative Größe verwandeln, und demjenigen, welcher von ihnen beseelt ist, nicht als Qual bereiten.

Alle meine bisherigen Betrachtungen glaube ich in zwei oder drei bestimmte, klare und leicht fassliche Grundsätze kurz zusammenfassen zu können.

### **Erster Grundsatz**

Es gehört nicht zu den Eigenschaften des menschlichen Herzens, sich an die Stelle derer zu versetzen, welche glücklicher sind als wir, sondern es versetzt sich lediglich an die Stelle derer, welche mehr zu beklagen sind als wir.

Etwaige Ausnahmen von dieser Regel sind es mehr dem Scheine nach als in Wirklichkeit. So versetzt man sich zum Beispiel nicht an die Stelle des Reichen oder des Großen, zu dem man Zuneigung gefasst hat. Selbst wenn man ihm aufrichtig zugetan ist, eignet man sich immer nur einen Teil seines Wohlseins an. Bisweilen liebt man ihn auch noch im Unglück; solange es ihm aber gut geht, hat er keinen wahren Freund als denjenigen, der sich vom Scheine nicht täuschen lässt und ihn bei all seinem Glück mehr beklagt als beneidet.

Man wird von dem Glücke gewisser Stände, zum Beispiel dem der Landleute und der Hirten, gerührt. Die Freude, diese guten Leute glücklich zu sehen, wird durch keinen neidischen Gedanken vergiftet; man nimmt in Wahrheit einen aufrichtigen Anteil an ihnen. Weshalb dies? Deshalb, weil wir uns bewusst sind, dass es jeden Augenblick in unserer Macht liegt, zu diesem Stande des Friedens und der Unschuld her abzustiegen und desselben Glückes teilhaftig zu werden. Das bleibt immer noch unsere letzte Zuflucht, eine Zuflucht, die uns nur mit angenehmen Ideen erfüllt, da unser bloßer Wille genügt, uns in den Besitz dieses Genusses zu setzen. Es bereitet stets Vergnügen, seine Hilfsmittel zu überschauen und sein eigenes Gut zu betrachten, selbst für den Fall, dass man keinen Gebrauch davon machen will.

Um einen jungen Mann mit Menschenliebe zu erfüllen, muss man ihn also, wie sich aus obiger Betrachtung ergibt, nicht das glänzende Los anderer bewundern lassen, sondern man muss ihm dasselbe vielmehr von seiner Kehrseite zeigen, ja ihm sogar eine förmliche Furcht vor einem solchen Lose einjagen. Dann wird er sich konsequenterweise einen neuen, noch von niemandem betretenen Weg zum Glück bahnen müssen.

### **Zweiter Grundsatz**

Nur diejenigen Übel anderer erregen unser Bedauern, vor denen man sich selbst nicht sicher hält.

*Non ignara mali, miseris succurrere disco.*

Än. I. 630.

Ich kenne nichts so Schönes, so Tiefes, so Ergreifendes und Wahres wie die Worte dieses Wesens.

Weshalb fühlen die Könige kein Mitleid mit ihren Untertanen? Deshalb, weil sie sich in ihren eigenen Augen nicht wie gewöhnliche Menschen vorkommen. Weshalb sind die Reichen so hart gegen die Armen? Weil sie nicht befürchten, ebenfalls in Armut zu geraten. Weshalb blickt der Adel mit so großer Verachtung auf das Volk? Weil er niemals in den bürgerlichen Stand hinabsinken kann. Weshalb sind die Türken in allgemeinen menschlicher und gastfreundlicher als wir? Weil bei ihrer mit völliger Willkür verfahrenen Regierung die Größe und das Glück der einzelnen beständig unsicher und schwankend ist, und sie deshalb Niedrigkeit und Elend nicht als Übel betrachten, die nie an sie herantreten könnte.<sup>99</sup> Jeder kann morgen in derselben Lage sein, in welcher sich der heute von ihm Unterstützte befindet. Diese

---

<sup>99</sup> Hierin scheint gegenwärtig eine geringe Änderung einzutreten. Die Stände scheinen sich mehr zu befestigen, und die Menschen werden weniger teilnahmsvoll.

Wahrnehmung, die in den morgenländischen Romanen überall zutage tritt, ist die Ursache, dass sie für uns etwas ungemein Rührendes haben, wie es das ganze Aufgebot unserer trockenen Moral nicht hervorzubringen vermag.

Gewöhnt deshalb euren Zögling nicht, von der Höhe seiner hervorragenden Stellung auf die Kümernisse der Unglücklichen und die Mühen der Elenden herabzublicken, und hofft nicht, dass ihr ihn mit Teilnahme erfüllen könnt, solange er sie als Übel betrachtet, die ihm völlig unnahbar seien. Macht ihm vielmehr recht begreiflich, dass das Schicksal dieser Unglücklichen auch ihm vorbehalten sein kann, dass alle ihre Übel binnen kurzem auch über ihn hereinbrechen können, dass tausend unvorhergesehene und unvermeidliche Ereignisse ihn jeden Augenblick in ihren Leidensgenossen zu verwandeln vermöge. Haltet ihn an, sich weder auf Geburt noch auf Gesundheit noch auf Reichtum zu verlassen; haltet ihm eindringlich die häufigen Wechselfälle des Schicksals vor. Macht ihn mit den nur allzu oft vorkommenden Beispielen bekannt, wo Menschen, die noch eine weit höhere Stellung als er einnahmen, noch tief unter jene Unglücklichen hinabgesunken sind, ob durch eigene oder fremde Schuld, kommt hierbei nicht in Frage; hat er denn überhaupt schon eine richtige Vorstellung davon, was schuld ist? Erlaubt euch nie einen Eingriff in die Ordnung seiner Kenntnisse und gebt ihm nur über Dinge, die seiner Fassungskraft entsprechend, die nötige Aufklärung. Er bedarf keines hohen Grades von Gelehrsamkeit, um zu begreifen, dass ihm alle menschliche Weisheit nicht dafür einzustehen vermag, ob er in der nächsten Stunde noch leben oder tot sein werde; ob er sich nicht, noch ehe die Nacht einbricht, zähneknirschend unter den heftigsten Nierenschmerzen werden müssen, ob er in einem Monat reich oder arm sein werde, oder ob ihm nicht das Los bestimmt sei, im nächsten Jahre unter Knutenhieben auf den Galeeren in Algier zu rudern. Vor allem aber sagt es ihm nicht so kalt, als handele es sich um einen Paragraphen seines Katechismus; er muss das menschliche Elend vor Augen haben und es mitempfunden. Erschütteret, erschreckt seine

Einbildungskraft mit den Gefahren von denen jeder Mensch unaufhörlich umringt ist; er muss es förmlich mit Augen sehen, wie ihm diese Abgründe auf allen Seiten entgegengähnen, und sich bei der Schilderung ihrer Schrecken ängstlich an euch drängen, aus Furcht, in sie hinabzustürzen. „Dadurch werden wir ihn ja furchtsam und feige machen,“ werdet ihr mir einwenden. Das wird sich in der Folge herausstellen; für jetzt liegt es uns am nächsten, ihn menschlich zu machen.

### **Dritter Grundsatz**

Das Mitleid, welches uns bei dem Leiden anderer erfüllt, bemessen wir nicht nach der Größe dieses Leidens, sondern nach der Empfindung, welche wir denjenigen, die es erdulden, zuschreiben.

Man bedauert einen Unglücklichen nur insoweit, als man glaubt, dass er sich selbst für bedauernswert halte. Die physische Empfindung unserer Leiden ist beschränkter, als es den Anschein hat. Die Erinnerung allein, die sie uns als fortbestehend, empfinden lässt, und die Einbildungskraft, die uns durch den Gedanken an die Fortdauer dieser Qualen selbst die Zukunft verbittert, tragen die Schuld, dass wir uns wahrhaft bedauernswert vorkommen. Hierin liegt meines Erachtens auch eine der Ursachen, weshalb wir bei dem Leiden der Tiere weniger Teilnahme verraten, als bei denen der Menschen, obgleich das bei beiden gleichstarke Empfindungsvermögen uns mit ihnen genau in derselben Weise identifizieren sollte. Steht der Karrengaul in seinem Stalle, so bedauern wir ihn nicht leicht, weil wir annehmen, dass er, wenn er sein Heu verzehrt, weder der empfangenen Peitschenhiebe noch der Anstrengungen gedenke, die seiner warten. Ebenso wenig fühlen wir mit einem Hammel, den wir auf der Weide erblicken, Mitleid, obwohl wir uns dessen bewusst sind, dass er binnen kurzem geschlachtet werden wird, weil wir uns zu der Annahme berechtigt halten, dass er sein Los nicht voraussehe. Infolge einer unwillkürlichen Ausdehnung dieser Voraussetzung nehmen wir

dann auch bald an dem Lose der Menschen weniger Anteil. So beruhigen sich die Reichen über das Unrecht, welches sie den Armen zufügen, dadurch, dass sie sich vorreden, diese seien zu stumpf, um etwas davon zu empfinden. Im allgemeinen hängt nach meinem Dafürhalten der Wert, den jeder auf das Glück seiner Nebenmenschen setzt, von dem Grade der Achtung ab, die er denselben zu zollen scheint. Es liegt in der Natur, dass man das Glück derer, die man verachtet, für ziemlich wertlos hält. Man braucht sich deshalb nicht mehr zu wundern, wenn die Staatsmänner mit so großer Geringschätzung vom Volke reden, noch wenn die meisten Philosophen sich so geflissentlich bestreben, die Menschen nur von ihrer schlechten Seite zu zeigen.

Das Volk bildet das menschliche Geschlecht. Der Bruchteil, welcher nicht zum eigentlichen Volke gehört, ist so geringfügig, dass es nicht der Mühe verlohnt, ihn mit in Anschlag zu bringen. Der Mensch bleibt sich in allen Ständen gleich. Verhält er sich aber so, dann verdienen gerade die an Seelenzahl hervorragenden Stände die meiste Achtung.

Alle Standesunterschiede verschwinden in den Augen des Denkenden, denn er bemerkt bei der dienenden Klasse die nämlichen Leidenschaften und Gefühle wie bei den Trägern der erlauchtesten Namen; nur in der Sprache, in der mehr oder weniger übertünchten Außenseite nimmt er einen Unterschied wahr; und tritt sonst ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen hervor, so fällt er stets zum Nachteil dessen aus, der die größte Verstellungsgabe besitzt. Das Volk zeigt sich wie es ist, und es ist nicht liebenswürdig; aber die Weltleute haben alle Ursache, sich zu verstellen; zeigten sie sich wie sie sind, so würden sie wahrlich Grauen und Abscheu erregen.

Wie unsere Weisen weiter behaupten, gibt es in jedem Stande das nämliche Maß von Glück und Leid. Das ist eine ebenso unheilvolle wie durchaus unhaltbare Behauptung. Dann sind wir einmal alle gleich glücklich, weshalb soll mir dann wohl das Los irgend jemandes nahe gehen? Bleibe jeder in den Verhältnissen, in

denen er sich befindet: der Sklave lasse sich misshandeln, der Schwache dulde, der Bettler gehe zugrunde, eine Änderung ihrer Lage vermag ihnen ja keinen Gewinn zu bringen. Man zählt die Sorgen der Reichen auf und weist die Richtigkeit ihrer eitlen Freunden nach. Welche plumpen Trugschlüsse! Die Sorgen des Reichen sind nicht die notwendigen Folgen seiner Lebensstellung, sondern fallen einem Missbrauch derselben zur Last. Wäre er sogar noch unglücklicher als der Arme, so wäre er trotzdem nicht zu bedauern, weil er allein die Schuld an seinen Leiden trägt, und weil es nur auf ihn ankommt, glücklich zu sein. Die Sorgen des Armen sind dagegen die Folgen seiner Verhältnisse, der Härte seines Schicksals, welches schwer auf ihm lastet. Auch die längste Gewohnheit ist nicht imstande, das physische Gefühl der Ermüdung, der Erschöpfung und des Hungers von ihm zu nehmen. Weder hohe Geistesgaben noch Weisheit vermögen ihn von den Leiden seines Standes zu befreien. Welcher Gewinn erwächst dem Epitet daraus, dass er voraussieht, sein Herr werde ihm noch das Bein zerschmettern? Läuft er etwa deshalb weniger Gefahr, dass es ihm derselbe zerschlagen werde? Die Voraussicht tritt nur als ein neues Übel zu der Zahl seiner alten Übel hinzu. Besäße das Volk ebensoviel überlegende Klugheit, als wir ihm geistige Unfähigkeit beimessen, was würde es anderes sein können, als was es jetzt ist? Was würde es anders tun können, als was es jetzt tut? Lernt nur die Leute dieser Klasse besser kennen und ihr werdet euch überzeugen, dass sie, wenn sie auch eine andere Sprache führen, dem ungeachtet ebensoviel Geist und sogar ein weit richtigeres Urteil besitzen als ihr. Achtet deshalb euer Geschlecht; bedenkt, dass es wesentlich aus der Volksmasse gebildet wird, dass die Lücke, welche durch die Beseitigung aller Könige und Philosophen entstände, kaum bemerkbar sein würde und der Weltlauf sicherlich nicht darunter zu leiden hätte. Mit einem Wort, lehrt euren Zögling alle Menschen lieben, selbst diejenigen, welche mit Verachtung auf ihre Mitmenschen herabblicken. Erzieht ihn so, dass er sich nicht als Glied einer besonderen Klasse betrachte, sondern sich in allen wiederfinde. Sprecht von dem menschlichen Geschlecht in seiner

Gegenwart mit aufrichtiger Teilnahme, selbst mit Mitleid, aber niemals mit Verachtung. Mensch, entehre den Menschen nicht!

Dieser und ähnlicher Wege, die den bisher eingeschlagenen allerdings ganz entgegengesetzt sind, muss man sich bedienen, um in das Herz des Jünglings einzudringen, damit in demselben die ersten Regungen der Natur wach werden, es sich mehr und mehr entfalte und für die Mitmenschen zu schlagen beginne. Ich kann jedoch nicht unterlassen, dem noch die Bemerkung hinzuzufügen, dass es dabei von äußerster Wichtigkeit ist, diese Regungen soviel als möglich von allem persönlichen Interesse frei zu erhalten. Fern bleibe vor allem jede Eitelkeit, jeder Wetteifer, jede Ruhmsucht, jedes Gefühl, welches uns antreibt, uns mit anderen zu vergleichen. Denn solche Vergleichen lassen sich nicht anstellen, ohne dass sich in uns ein gewisses Gefühl des Hasses gegen diejenigen festsetzt, welche uns den Vorrang streitig machen, und wäre es auch nur nach unserer eigenen einseitigen Schätzung. Dann bleibt einem nur die Wahl, sich blind zu stellen oder sich zu erzürnen, schlecht zu sein oder albern. Geben wir uns Mühe, dieser Alternative aus dem Wege zu gehen. Freilich kann man mir den Einwurf machen, dass diese so gefährlichen Leidenschaften aller unsere Gegenbemühungen ungeachtet doch früher oder später zum Vorschein kommen werden. Ich leugne es nicht. Jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort; ich stelle nur den Satz auf, dass man zu ihrer Entstehung nicht hilfreiche Hand bieten dürfe.

Darin spricht sich der Geist der Methode aus, deren Beobachtung man sich zur Pflicht machen sollte. Beispiele und Einzelheiten sind hierbei überflüssig, weil hier die Charaktere nach den verschiedensten Richtungen auseinanderzugehen beginnen, und weil jedes Beispiel, welches ich anführen könnte, vielleicht nicht auf einen unter Hunderttausend passen würde. In diesem Alter ist es deshalb auch, wo für den geschickten Lehrer die eigentliche Aufgabe des Beobachters und Philosophen anfängt, der die Kunst versteht, die Herzen zu erforschen, indem er an ihrer Bildung arbeitet. Solange der junge Mann noch nicht daran denkt, sich zu verstellen, und es noch nicht gelernt hat, kann man bei

jedem Gegenstande, den man ihm zeigt, an seinen Mienen, seinen Blicken, seinen Gebärden sofort den Eindruck erkennen, welchen derselbe auf ihn ausübt. Man vermag auf seinem Antlitz alle Regungen seiner Seele zu lesen. Durch aufmerksame Beobachtung derselben bringt man es dahin, sie vorauszusehen, und endlich, sie zu leiten.

Man wird fast überall wahrnehmen, dass Blut, Wunden, Klagegeschrei, Seufzer, Vorbereitungen zu schmerzhaften Operationen, und überhaupt alles, was unsere Sinne als Gegenstände des Leidens erkennen lassen, alle Menschen am schnellsten und am allgemeinsten ergreift. Die Idee der Vernichtung erschüttert uns, da sie zusammengesetzter ist, nicht in gleich hohem Grade. Das Bild des Todes macht erst später Eindruck auf uns und berührt uns schwächer, weil noch niemand die Schrecken des Todes an sich selbst erfahren hat. Man muss Leichname gesehen haben, um die Angst mit dem Tode Ringender nachempfinden zu können. Hat sich dies Bild jedoch erst einmal in unserem Geiste festgesetzt, dann gibt es auch für unsere Augen kein grässlicheres Schauspiel, sei es nun wegen der Idee völliger Vernichtung, die sich uns durch die Vermittlung unserer Sinne überwältigend aufdrängt, oder weil wir uns bewusst sind, dass dieser Augenblick für alle Menschen unvermeidlich ist, und wir uns von einem Zustande, von dem es feststeht, dass wir ihm nicht entgehen können, lebhafter ergriffen fühlen.

Diese verschiedenen Grade haben ihre Modifikationen und Abstufungen, welche von dem besonderen Charakter und den früheren Gewohnheiten jedes einzelnen abhängen. Aber sie finden sich allgemein und niemand ist von ihnen völlig frei. Es kommen freilich auch erst später auftretende und weniger allgemein verbreitete vor, welche mehr den gefühlvollen Seelen eigen sind. Sie haben ihre Quelle in moralischen Leiden, in innerem Schmerze, in Kummer, Gram und Trauer. Es gibt Menschen, auf die nur lautes Klagegeschrei und Tränen Eindruck hervorbringen. Niemals hat ihnen ein fortwährendes geheimes Seufzen eines von Kummer überwältigten Herzens ebenfalls einen Seufzer zu entlocken

vermocht, niemals hat der Anblick einer gebeugten Haltung, eines abgehärmten und bleichen Gesichts, eines erloschenen Auges, in welchem die Tränen längst versiecht sind, ihre Augen mit Tränen gefüllt. Für sie bedeuten Seelenleiden nichts. Über diese haben sie sich ein für allemal ein Urteil gebildet, wie es sich von solchen erwarten lässt, deren Seele völlig gefühllos ist. Rechnet bei ihnen nur auf unbeugsame Strenge, Härte und Grausamkeit. Sie können wohl unbescholten und gerecht sein, nie aber gütig, edelmütig und mitleidig. Ich sage, sie können möglicherweise gerecht sein, wenn ein erbarmungsloser Mensch es überhaupt zu sein vermag.

Hütet euch jedoch, euch durch diese Regel zu einem übereilten Urteil über junge Leute, namentlich über solche hinreißen zu lassen, die infolge einer richtigen Erziehung, bei welcher man alle moralischen Leiden von ihnen ferngehalten hat, keinen Begriff von denselben haben; denn, noch einmal, sie können nur über die Leiden, welche sie kennen, Bedauern empfinden, und diese scheinbare Gefühllosigkeit, welche ihren Grund nur in ihrer Unwissenheit hat, verwandelt sich bald in Rührung, sobald sie zu fühlen anfangen, dass es im menschlichen Leben tausenderlei Schmerzen gibt, die sie nicht kennen. Was meinen Emil anlangt, so halte ich mich für überzeugt, dass es ihm, wenn er als Kind Einfalt und ein richtiges Urteil besaß, als Jüngling nicht an Seele und Gefühl fehlen wird, denn die Wahrheit der Gefühle beruht in hohem Grad auf der Richtigkeit der Begriffe.

Aber weshalb hier erst noch daran erinnern? Ohne Zweifel wird mir mehr als ein Leser den Vorwurf machen, ich wäre meiner früheren Absichten und des beständigen Glückes, welches ich meinem Zögling verheißen hatte, nicht eingedenk geblieben. Unglückliche, im Sterben Liegende, Bilder des Schmerzens und des Elends, welch ein Glück, welch ein Genuss für ein junges Herz, das eben erst zum Leben erwacht! Sein alles nur von der trüben Seite anschauender Erzieher lässt ihn, obgleich er ihm eine so angenehme Erziehung in Aussicht stellte, nur zum Leiden aufwachsen. Dergleichen Urteile wird man sicherlich fällen. Das soll mich jedoch wenig kümmern. Ich habe verheißen, ihn glücklich zu

machen, nicht aber es mir zur Aufgabe gestellt, ihn nur zu einem scheinbaren Glück zu bringen. Liegt die Schuld etwa an mir, wenn ihr euch stets vom Schein betrügen lasst und denselben für Wirklichkeit haltet?

Denken wir uns zwei Jünglinge, die nach Beendigung ihrer ersten Erziehung durch zwei gerade entgegengesetzte Tore in die Welt eintreten. Der eine steigt plötzlich zum Olymp empor und bewegt sich in der glänzendsten Gesellschaft. Man führt ihn bei Hofe, bei den Großen, bei den Reichen, bei schönen Frauen ein. Ich setze voraus, dass er überall eine gute Aufnahme findet, und untersuche zunächst nicht die Wirkung derselben auf seine Vernunft; ich nehme an, dass sie ihr Widerstand leistet. Von einem Vergnügen fliegt er zum anderen, jeder Tag bietet ihm neue Freuden dar. Jeder Lust gibt er sich mit einem Interesse hin, das euch irreleitet. Ihr nehmt wahr, wie aufmerksam, eifrig und begierig nach immer neuen Lustbarkeiten er ist. Seine anfängliche Verwunderung fällt euch auf; ihr haltet ihn für zufrieden. Aber werft nur einen Blick in seinen Seelenzustand! Ihr glaubt, dass er Genuss hat, ich dagegen bin der Ansicht, dass er leidet.

Was nimmt er zunächst wahr, sobald ihm die Augen aufgehen? Eine Menge vermeintlicher Güter, die er zuvor nicht kannte, und von denen die meisten, da sie sich seinen Blicken nur auf einen Augenblick darbieten, sich ihm nur zu zeigen scheinen, um ihm nachher den Schmerz über ihren Verlust desto fühlbarer zu machen. Durchwandelt er einen Palast, so verrät euch seine unruhige Neugier, dass er sich im stillen die Frage vorlegt, weshalb sein väterliches Haus nicht die gleiche Pracht aufzuweisen habe. Alle seine Fragen lassen durchblicken, dass er sich unablässig mit dem Herrn dieses Hauses vergleicht, und alles, was er Demütigendes für sich bei dieser Parallele entdeckt, erhöht seine Eitelkeit durch die ihr zugefügte Kränkung. Begegnet er einem jungen Manne, der besser gebildet ist als er, so kann ich sehen, wie er im geheimen über den Geiz seiner Eltern murrte. Ist er dagegen kostbarer gekleidet als ein anderer, so erfüllt es ihn mit Schmerz, zu sehen, wie dieser ihn entweder durch Geburt oder Geist

verdunkelt, und wie all seine Vergoldungen von einem einfachen Tuchgewand in Schatten gestellt wird. Glänzt er allein in einer Gesellschaft erhebt er sich auf der Fußspitze, um besser gesehen zu werden, wer fühlte sich da wohl nicht von einer geheimen Lust beseelt, dem jungen Laffen für sein stolzes und selbstgefälliges Wesen die gebührende Züchtigung angedeihen zu lassen? Wie auf Verabredung vereinigt sich alsbald alles gegen ihn. Unablässig verfolgen ihn die beunruhigenden Blicke eines ernstern Mannes, rings um sich her vernimmt er die heißenden Bemerkungen eines Spötters, und ruht auch nur die Verachtung eines einzigen auf ihm, so vergiftet ihm die verächtliche Behandlung dieses einzigen die Beifallsbezeugungen aller übrigen.

Wir wollen ihn mit allen Vorzügen ausstatten, mit verschwenderischer Hand soll ihm die Natur alle Reize der Anmut, alle Schätze des Geistes verliehen haben; er soll wohlgebildet, geistreich und liebenswürdig sein. Dann wird es nicht ausbleiben, dass sich die Frauen um ihn bemühen. Buhlen sie jedoch um seine Gunst, ehe er sie liebt, so werden sie weit eher einen Narren als einen Liebhaber aus ihm machen. Er wird bei ihnen Glück haben, aber die zum Genuss unentbehrliche stürmische Leidenschaft wird ihm fehlen. Da man seinen Wünschen beständig zuvorkommt und ihnen niemals Zeit lässt, inmitten all der Vergnügungen sich von selbst zu bilden, so wird er über den ihn auferlegten Zwang nur Verdruss empfinden. Das Geschlecht, welches zur Beglückung des seinigern bestimmt ist, erfüllt ihn mit Ekel und Übersättigung, noch bevor er es kennt. Wenn er trotzdem den Umgang mit demselben nicht aufgibt, so geschieht es nur aus Eitelkeit; und wenn er auch eine wirkliche Neigung zu ihm fasste, so wird er doch nicht ausschließlich Anspruch auf Jugend, Glanz und Liebenswürdigkeit machen können, und deshalb in seinen Geliebten nicht immer Wunder der Treue finden.

Ich will gar nicht von den Neckereien, Verrätereien, Abscheulichkeiten, von der immer von neuem erwachenden Reue reden, die von einem solchen Leben unzertrennlich sind. Die Erfahrungen, die wir im Verkehr mit der Welt machen, verleiden

uns; das ist eine anerkannte Tatsache. Ich rede hier nur von dem Kummer, der mit der ersten Täuschung verbunden ist.

Welch ein Kontrast erwartet denjenigen, welcher bisher auf den Kreis seiner Familie und seiner Freunde eingeschränkt gewesen ist und sich als den einzigen Gegenstand aller ihrer Zuvorkommenheit erblickt hat, wenn er nun plötzlich in eine Ordnung der Dinge eintritt, in der er eine so geringe Betrachtung findet, wenn er sich in einer ihm fremden Sphäre wie verloren vorkommt, der solange den Mittelpunkt der Seinigen bildete! Welche Kränkungen, welche Demütigungen wird er nicht erdulden müssen, bevor sich in der ihm fremden Welt das Vorurteil von seiner Wichtigkeit wieder verliert, welches im Kreise der Seinigen in ihm erweckt und genährt wurde. Solange er Kind war, fügte sich alles seinem Willen, bemühte sich alles um ihn. Jetzt, wo er ein Jüngling ist, muss er sich in eines jeden Willen schicken. Vergisst er sich jedoch und hält er sein altes Wesen bei, welche harte Lehren werden ihn dann zwingen, in sich zu gehen! Daran gewöhnt, alle Gegenstände seiner Wünsche leicht zu erhalten, hat er seinen Wünschen einen stets größeren Umfang gegeben und bleibt infolgedessen fortwährend das Gefühl in ihm wach, wie viel er noch entbehren muss; alles, was ihm Freude macht, lockt ihn an; alles, was andere haben, möchte er auch haben; er trägt nach allem Gelüste, beneidet alle und möchte überall den Herrn spielen. Die Eitelkeit verzehrt ihn, die Glut zügelloser Begierden entflammt sein junges Herz. Mit ihnen erwachen Eifersucht und Hass; alle verzehrenden Leidenschaften lodern auf einmal in ihm empor. Mitten im Geräusch der Welt verlässt ihn ihre Aufregung nicht, und jeden Abend bringt er sie wieder heim. Mit sich und aller Welt unzufrieden, tritt er wieder über seine Schwelle. Voll von tausend eitlen Plänen, beunruhigt von tausend sorgenvollen Gedanken, schläft er endlich ein, und noch in seinen Träumen malt ihm sein Stolz die eingebildeten Güter aus, deren Erlangung er so schmerzlich ersehnt und die er doch nie in seinem Leben besitzen wird. Erkennet in diesen Zügen euren Zögling. Jetzt lasst uns den meinigen betrachten.

Wenn der erste Anblick, der sich ihm darbietet, ein trauriger ist, so ist gleichwohl die erste Wirkung desselben auf ihn ein freudiges Gefühl. Indem er sich bewusst wird, von wie vielen Übeln er frei ist, fühlt er sich glücklicher als er zu sein meinte. Er nimmt an den Leiden seiner Mitmenschen Anteil, allein diese Teilnahme ist freiwillig und süß. Er hat einen doppelten Genuss: mit dem angenehmen Gefühl, Mitleid mit den Leiden anderer zu empfinden, verbindet er gleichzeitig die Freude, sich von denselben frei zu wissen. Er fühlt sich auf jenem Höhepunkte der Kraft, wo sich dieselbe nicht an ihrem Wirkungskreis in uns genügen lässt, sondern uns anspornt, die Tätigkeit, welche nicht von unserem eigenen Wohlbefinden in Anspruch genommen wird, nach außen hin zu richten. Um fremdes Leid bedauern zu können, muss man es allerdings kennen, braucht es jedoch nicht zu fühlen. Hat man gelitten oder hegt man Besorgnis, leiden zu müssen, so bedauert man diejenigen, welche leiden; solange man indes selbst leidet, bedauert man nur sich. Da wir nun alle den Leiden des Lebens unterworfen sind und jeder den anderen nur soviel Teilnahme schenkt, als er für sich selbst gerade nicht bedarf, so ergibt sich daraus, dass das Mitleid ein außerordentlich süßes Gefühl sein muss, da es in beredter Weise unserer Überzeugung, dass wir uns in einer günstigeren Lage befinden, Ausdruck verleiht, und dass dagegen ein harter Mensch stets unglücklich sein wird, weil sein Herz so voll auf sich selbst beschäftigt ist, dass ihm kein Überschuss von Teilnahme übrigbleibt, welchen er den Leiden anderer widmen könnte.

Wir lassen uns in unserem Urteil über das Glück leider in zu hohem Grade von dem äußeren Schein leiten. Wir verlegen es in unserem Geiste dorthin, wo es am wenigsten zu finden ist, wir suchen es, wo es nimmer eine Stätte finden kann; Fröhlichkeit ist nur ein höchst zweideutiges Zeichen derselben. Häufig verbirgt sich unter einer heiteren Außenseite nur ein Unglücklicher, der andere zu täuschen und sich selbst zu betäuben sucht. Solche Leute, die in Gesellschaft so lustig, so zugänglich, so heiter sind, zeigen daheim fast alle ein finsternes und mürrisches Wesen, und an ihren

Dienstleuten lassen sie ihren Ärger über die Mühe aus, welche ihnen das ihren Gesellschaften bereitete Vergnügen gekostet hat. Die wahre Zufriedenheit ist weder lustig noch ausgelassen; eifersüchtig auf ein so süßes Gefühl, sucht man es zu genießen und bleibt sich desselben auch beim Genusse stets bewusst; man ist besorgt, es könnte entfliehen. Ein wahrhaft glücklicher Mensch spricht und lacht wenig; er verschließt sein Glück gleichsam in seinem Herzen. Rauschende Spiele, ausgelassene Freude bergen Eckel und Überdruß in sich. Melancholie dagegen ist die Freundin einer reinen Freude. Rührung und Tränen begleiten die süßesten Genüsse, und selbst der höchste Grad des Entzückens entlockt uns eher Tränen als Lachen.

Wenn es auch anfangs den Anschein hat, als ob die Menge und Mannigfaltigkeit der Lustbarkeiten zum Glück beitrüge, die Einförmigkeit eines geregelten und gleichmäßigen Lebens dagegen Langweile hervorrufen müsste, so findet man gleichwohl bei näherer Betrachtung, dass der süßeste Seelenzustand auf einem Maßhalten im Genusse beruht, welches weder Begierde noch Überdruß entstehen lässt. Die Unruhe der Begierde stachelt zu immer neuen Genüssen an, ruft Unbeständigkeit hervor, die Leere rauschender Vergnügungen erzeugt Langweile. Wir werden unseren Zustand jedoch niemals langweilig finden, solange wir keinen angenehmeren kennen. Von allen Menschen in der ganzen Welt tragen die Wilden am wenigsten Verlangen nach neuen Genüssen, und fühlen sich am wenigsten gelangweilt. Alles ist ihnen gleichgültig. Sie suchen ihren Genuss nicht in den Dingen, sondern in sich selbst. Sie verbringen ihr Leben mit Nichtstun und langweilen sich dabei nie.

Der Weltmann erscheint immer in fremder Maske. Da sich seine Gedanken fast nie mit ihm selbst beschäftigen, so ist er sich stets fremd und fühlt sich unangenehm berührt, sobald er zur Einkehr in sich gezwungen ist. Was er ist, bedeutet in seinen Augen nichts, der Schein gilt ihm alles.

Es ist mir nicht möglich, mir jenen jungen Mann, von dem ich oben sprach, anders als mit einem gewissen unverschämten, süßlichen und affektierten Zug im Gesicht vorzustellen, welcher Missfallen erregen und schlichte Leute abstoßen muss. Mein Zögling dagegen zeichnet sich nach meiner Vorstellung durch ein interessantes und einfaches Antlitz aus, auf welchem sich innere Zufriedenheit und wahre Heiterkeit der Seele abspiegelt, welches Achtung und Vertrauen einflößt und nur auf den Erguss der Freundschaft zu warten scheint, um denen, die ihm nahe treten, die seinige zu schenken. Man wähnt, dass die Gesichtsbildung nichts als die Entwicklung der von der Natur schon von Anbeginn an vorgezeichneten Züge sei. Ich dagegen bin der Ansicht, dass außer dieser Entwicklung die Gesichtszüge eines Menschen sich noch durch die wiederholentliche und gewohnheitsmäßige Einwirkung gewisser Seelenzustände unmerklich herausbilden und dadurch erst eine bestimmte Physiognomie annehmen. Nichts ist gewisser, als dass sich diese Seelenzustände auf dem Gesicht abspiegeln, und sobald sie zur Gewohnheit geworden sind, bleibende Eindrücke auf demselben zurücklassen müssen. Hierin liegt die Berechtigung für meine Behauptung, dass die Physiognomie den Charakter zu erkennen gibt und dass man bisweilen von dem einen auf das andere schließen kann, ohne erst geheimnisvolle Erklärungen zu Hilfe zu nehmen, welche Kenntnisse voraussetzen, die wir nicht besitzen.

Ein Kind hat nur zwei deutlich ausgeprägte Seelenzustände; Freude und Schmerz; es lacht oder weint; die dazwischen liegenden Abstufungen kennt es nicht. Unaufhörlich geht es von einer dieser Erregungen zur anderen über. Dieser beständige Wechsel tritt der Bildung eines bleibenden Eindrucks auf seinem Gesicht und dadurch der Ausprägung einer bestimmten Physiognomie hinderlich entgegen. In dem Alter dagegen, wo es für Eindrücke empfänglicher geworden ist und lebhafter und bedauernder erregt wird, lassen die tieferen Eindrücke auch schwerer zu verwischende Spuren zurück, und seinem gewohnten Seelenzustande verdanken seine Gesichtszüge einen Charakter, welchen die Zeit

unauslöschbar macht. Man kann indes gar nicht selten die Beobachtung machen, dass Menschen auf verschiedenen Altersstufen ihren Gesichtsausdruck ändern. Ich selbst habe mehrfach diese Erfahrung gemacht, und mich, wenigstens bei denjenigen, die ich genau beobachten und verfolgen konnte, stets überzeugt, dass dann auch in ihren gewohnten Neigungen ein Wechsel eingetreten war. Schon diese Beobachtung allein scheint mir, wenn sie hinreichende Bestätigung findet, entscheidend und in einer Abhandlung über Erziehung, wo es darauf ankommt, sich ein richtiges Urteil über die Vorgänge in der Seele nach den äußeren Kennzeichen zu bilden, nicht am unrechten Orte zu sein.

Ich weiß nicht, ob der von mir erzogene junge Mann deshalb weniger liebenswürdig sein wird, weil er die Kunst nicht erlernt hat, herkömmliche Manieren nachzuahmen und Gefühle zu heucheln, die er nicht hat. Aber darum handelt es sich hier auch gar nicht. Ich weiß nur, dass er liebevoller sein wird, und es kommt mir schwer an, zu glauben, dass derjenige, der nur sich liebt, sich in so hohem Grade sollte verstellen können, dass er einen ebenso angenehmen Eindruck hervorbrächte wie derjenige, welcher in seiner Liebe zu anderen nur eine Steigerung des Gefühls seines Glückes findet. Was aber dies Gefühl selbst anlangt, so denke ich mich darüber hinreichend ausgesprochen zu haben, um die Aufmerksamkeit eines verständigen Lesers auf diesen Punkt zu richten und den Beweis zu liefern, dass ich mir nicht widersprochen habe.

Ich komme also auf meine Methode zurück und sage: Wenn das kritische Alter herannaht, so lasst die jungen Leute nur solche Dinge sehen, die geeignet sind, sie zurückzuhalten, nicht aber solche, die aufregend auf sie wirken. Gebet ihrer Einbildungskraft keine Nahrung und beschäftigt sie deshalb nur mit Dingen, die die Sinnlichkeit nicht entflammen, sondern die Tätigkeit derselben zurückhalten. Entfernt sie aus den großen Städten, wo der Putz und die unzüchtige Aufdringlichkeit der Frauen die Unterweisungen der Natur beschleunigt und ihnen zuvorkommt, wo alles ihren Augen Vergnügen ausmalt, die sie nicht eher kennen lernen sollen, als sie imstande sind, eine richtige Auswahl unter ihnen zu treffen.

Bringt sie in ihre früheste Heimat zurück, wo die ländliche Einfachheit eine weniger schnelle Entwicklung der Leidenschaften ihres Alters zulässt. Sollte sie jedoch ihre Liebe zu den Künsten auch ferner an die Stadt fesseln, so wendet diese Liebe als Mittel an, sie von einem gefährlichen Müßiggange fernzuhalten. Verwendet die größte Sorgfalt auf die Wahl ihres Gesellschaftskreises, ihrer Beschäftigungen und Vergnügungen. Lasst sie nur den Anblick rührender, aber züchtiger Bilder genießen, welche sie ergreifen, ohne sie zu verführen, die ihr Gefühl anfachen, ohne ihre Sinnlichkeit aufzuregen. Bedenkt übrigens, dass überall Übertreibungen zu befürchten sind, und dass maßlose Gemütseregungen stets mehr Urteil stiften, als man dadurch zu verhüten vermag. Es handelt sich nicht darum, aus eurem Zögling einen Krankenwärter, einen Barmherzigen Bruder zu machen, seine Augen durch den fortwährenden Anblick von Leiden und Schmerzen zu verletzen, ihn von Krankenbett, von Hospital zu Hospital, von Richtplatz in die Gefängnisse zu schleppen. Der Anblick des menschlichen Elends soll einen wohltätigen Einfluss auf ihn ausüben, ihn aber nicht verhärten. Tritt uns lange Zeit immer nur derselbe Anblick entgegen, so werden wir endlich gegen die Eindrücke desselben unempfindlich. Mit der Zeit gewöhnt man sich an alles. Ein zu häufig wiederkehrender Anblick beschäftigt unsere Einbildungskraft nicht mehr, und doch ist diese es allein, welche uns fremdes Leid mitfühlen lässt. Infolge ihrer öfteren Anwesenheit bei dem Todeskampf und den Leiden anderer verlieren Geistliche und Ärzte allmählich alles Mitgefühl. Euer Zögling lerne deshalb das menschliche Los und das Elend seiner Mitmenschen kennen, aber er darf nicht allzu oft Zeuge desselben sein. Ein einziger Gegenstand wird, wenn er gut gewählt ist und ihm in dem rechten Augenblicke gezeigt wird, ihn einen Monat lang aufregen und zu ernstern Betrachtungen veranlassen. Nicht sowohl der gehabte Anblick selbst, als vielmehr die Rückerinnerung an das, was er gesehen hat, liegt dem Urteil zugrunde, welches er darüber fällt, und den bleibenden Eindruck, den er von einem Gegenstand empfängt, verdankt er weniger dem Gegenstande selbst, als dem

Gesichtspunkt, unter welchem er Veranlassung findet, sich desselben zu erinnern. So werdet ihr, wenn ihr euch auf wenige Beispiele, Lehren und Bilder beschränkt, den Stachel der Sinnlichkeit auf lange Zeit abstumpfen, und dadurch, dass ihr der von der Natur selbst eingeschlagenen Richtung folgt, sie von allen Irrwegen ablenken.

Nach Maßgabe der Einsichten, welche sich euer Zögling erworben hat, wählt nun auch solche Begriffe aus, welche sich auf dieselbe beziehen, und in dem Maße, als sich seine Begierden entzünden, wählt Bilder, die geeignet sind, sie niederzuhalten. Ein alter Soldat, der sich in gleich hohem Grade durch die Reinheit seines Wandels wie durch seinen Mut auszeichnete, erzählte mir einst, wie sein Vater, ein sehr verständiger, aber auch sehr frommer Mann, als er die Wahrnehmung gemacht habe, dass ihn, den Sohn, schon frühzeitig seine Neigung zu den Frauen hinziehe, nichts unversucht gelassen habe, um dieselbe zu unterdrücken. Als sich jedoch der Vater nicht mehr habe verhehlen können, dass der Sohn aller aufgebotenen Sorgfalt ungeachtet Miene mache, sich der väterlichen Überwachung gänzlich zu entziehen, sei er auf den Einfall geraten, ihn in ein Hospital für Syphilitische zu führen. Ohne ihn vorher davon in Kenntnis zu setzen, habe er ihn in einen Saal eintreten lassen, in welchem eine große Anzahl dieser Unglücklichen unter einer mit furchtbaren Schmerzen verbundenen Kur für den ausschweifenden Lebenswandel, der sie hierher geführt, habe büßen müssen. Bei diesem grässlichen Anblick, der alle Sinne zu gleicher Zeit aufgeregte, sei der junge Mensch beinahe unwohl geworden. „Geh, elender Wüstling,“ habe ihm darauf der Vater in heftigem Ton zugerufen, „folge der verächtlichen Neigung, die dich fortreißt; bald wirst du dich nur allzu glücklich fühlen, in diesem Saal Aufnahme zu finden, wo du, ein Opfer der schimpflichsten Schmerzen, deinen Vater zwingen wirst, Gott für deinen Tod zu danken.“

Diese wenigen Worte im Verein mit dem ergreifenden Gemälde, welches sich vor den Augen des jungen Mannes entrollte, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Durch seinen Stand

dazu verurteilt, seine Jugend in Garnisonstädten zu verleben, ertrug er lieber alle Spöttereien seiner Kameraden, als dass er sich dazu verstanden hätte, ihre Ausschweifungen nachzuahmen. „Ich bin auch ein Mensch gewesen,“ sagte er zu mir, „und habe meine Schwächen gehabt, aber bis in mein jetziges Alter habe ich nie eine öffentliche Dirne ohne Grausen anzusehen vermocht.“ Lehrer, wenige Worte, lerne aber Ort, Zeit und Personen wählen; und ferner gehe bei all deinem Unterrichte von Beispielen aus, dann kannst du des Erfolges sicher sein.

Auf die Anwendung des Kindesalters kommt nicht viel an. Fehler, die sich während desselben einschleichen, lassen sich noch heilen, und das Gute, zu dem vielleicht der Keim gelegt wird, kann auch später nachgeholt werden. Anders verhält es sich aber mit der ersten Periode des Jünglingsalters, in der der Mensch erst eigentlich zu leben beginnt. Mit Rücksicht auf die Anwendung, die man von diesem Alter machen soll, darf man wohl behaupten, dass es nie lange genug dauere, und dass seine Wichtigkeit eine ununterbrochene Aufmerksamkeit erheische. Deshalb lege ich ein ganz besonderes Gewicht auf die Kunst, es zu verlängern. Eine der besten Vorschriften in bezug auf die richtige Anwendung desselben ist, alles soviel als möglich zu verzögern. Richtet es so ein, dass alle Fortschritte langsam und sicher seien. Verhindert, dass der Jüngling in dem Augenblicke Mann werde, wo ihm seinerseits nichts mehr zu tun übrigbleibt, um es zu werden. Solange der Körper noch im Wachstum begriffen ist, werden auch die Lebensgeister, welche die Bestimmung haben, dem Blute Balsam und den Fibern Kraft zu verleihen, gebildet und bereitet. Wenn ihr sie aber veranlasst, eine andere Richtung zu nehmen, wenn das, was zur völligen Ausbildung eines Individuums bestimmt ist, zur Bildung eines anderen dienen muss, dann werden alle beide dem Zustande der Schwäche verfallen, und das Werk der Natur bleibt unvollkommen. Auch die Geistestätigkeiten leiden unter dieser Vergeudung der Lebenssäfte, und die Seele, welche die Kraftlosigkeit des Körpers teilt, zeigt sich in ihren Verrichtungen schwach und matt. Große und kräftige Glieder bringen eben freilich weder Mut noch Genie;

ich begreife recht wohl, dass die Seelenstärke nicht die Begleiterin der Körperkraft sein kann, wenn die Organe, auf denen die Vereinigung der Seele und des Leibes beruht, im übrigen von schlechter Beschaffenheit sind. Wie gut sie indes auch immer beschaffen sein mögen, so werden sie doch stets nur eine schwache Tätigkeit auszuüben vermögen, wenn sie ihre Kraft nur aus einem erschöpften, verarmten Blut ergänzen können, dem gerade jene Substanz fehlt, welche allen Federn der Maschine Kraft und Bewegung verleiht. Im allgemeinen bemerkt man bei Männern, die in ihren Jünglingsjahren vor einer frühzeitigen Verderbnis behütet worden sind, mehr Seelenstärke als bei solchen, bei welchen ein ausschweifendes Leben schon in dem Augenblicke begann, wo sie sich befähigt fanden, sich demselben zu überlassen. Hierin liegt auch ohne Zweifel einer der Gründe, weshalb die Völker, welche sich durch Reinheit der Sitten auszeichnen, gewöhnlich solche, welche lockere Sitten haben, an gesunder Vernunft und an Mut übertreffen. Letztere glänzen einzig und allein durch gewisse kleinliche, den Charakter der Verschmitztheit an sich tragende Eigenschaften, die sich Witz, Scharfsinn, Feinheit nennen; aber jene großen und edlen Erweisungen der Weisheit und Vernunft, die den Menschen durch schöne Handlungen, durch Tugend und durch wahrhaft nützliche Bestrebungen auszeichnen und ehren, finden sich sicherlich nur bei den ersteren.

Die Lehrer pflegen die Klage zu erheben, dass das diesem Alter eigene Feuer die Jugend unlenksam mache, und ich habe mich durch den Augenschein davon überzeugt. Aber liegt die Schuld nicht in ihnen selbst? Sollten sie nicht wissen, dass man diesem Feuer, sobald es einmal die Sinnlichkeit in Flammen gesetzt hat, niemals eine andere Richtung zu geben vermag? Werden etwa die langen und frostigen Predigten eines Pedanten in dem Geiste seines Zöglings das Bild der Freude, die er genossen hat, wieder verwischen? Werden sie aus seinem Herzen die Lüste verbannen, die es quälen? Werden sie die Glut einer Sinnlichkeit ersticken, deren Anwendung ihm schon bekannt ist? Wird sich nicht sein ganzer Zorn gegen die Hindernisse kehren, welche sich dem

einzigem Glücke, von dem er eine Vorstellung hat, entgegenstellen? Und was wird er in dem harten Gesetz, welches man ihm vorschreibt, ohne es ihm gleichzeitig zum Verständnis bringen zu können, anders erblicken als die Laune und den Hass eines Mannes, der darauf ausgeht, ihn zu peinigen? Ist es so seltsam, dass er sich dagegen auflehnt und ihn nun von ganzem Herzen hasst?

Ich sehe sehr wohl ein, dass man sich durch Nachsicht weniger widerwärtig machen und eine scheinbare Autorität bewahren kann. Aber mir fehlt völlig das Verständnis, welchen Nutzen eine Autorität schafft, welche man über seinen Zögling nur dadurch zu bewahren vermag, dass man die Laster, die sie unterdrücken sollte, großzieht? Das ist genau dasselbe, als wenn ein Reiter ein unbändiges Ross, um es zu bändigen, in einen Abgrund springen ließe.

Weit davon entfernt, dass dieses jugendliche Feuer ein Hindernis der Erziehung ist, trägt es vielmehr zur Vollendung und Beendigung derselben bei; es verleiht euch Gewalt über das Herz eines Jünglings, sobald er aufhört, weniger stark zu sein als ihr. Die ersten Äußerungen seiner Leidenschaft bilden die Zügel, an denen ihr alle seine Regungen zu lenken vermögt; er war frei, jetzt aber sehe ich ihn unterworfen. Solange er noch nichts liebte, hing er nur von sich selbst und seinen Bedürfnissen ab; sobald er jedoch liebt, ist er von den Gegenständen seiner Liebe abhängig. Auf diese Weise bilden sich die ersten Bande, die ihn an das menschliche Geschlecht fesseln. Gebt euch indes, wenn ihr euch bemüht, seine erwachende Liebe auf dasselbe zu lenken, nicht dem Wahne hin, als ob sie sofort alle Menschen umfassen und der Ausdruck „Menschengeschlecht“ irgendeine Bedeutung für ihn haben werde. Nein, diese Liebe wird sich anfänglich auf seinesgleichen beschränken, und als seinesgleichen wird er nicht Unbekannte, sondern nur solche anerkennen, mit denen er in freundschaftlichen Verhältnissen steht, solche, welche ihm Gewohnheit lieb oder notwendig gemacht hat, solche, an denen er augenscheinlich bemerkt, dass sie seine ganze Anschauungs- und Empfindungsweise teilen, solche, die er denselben Leiden

ausgesetzt sieht, die er selbst erduldet, und die für dieselben Freuden empfänglich sind, an denen er seine Lust gehabt hat, mit einem Worte solche, deren völlige Übereinstimmung mit seiner Natur ihn mit der größten Zuneigung zu ihnen erfüllt. Erst nach allseitiger Ausbildung seines Naturells, nach vielfältigen Reflexionen über seine eigene und an andere beobachteten Empfindungen, wird er sich so weit emporschwingen, seine individuellen Vorstellungen zu dem abstrakten Begriffe der Menschheit zu verallgemeinern und seinen persönlichen Neigungen noch diejenigen anzureihen, die ihn mit seiner Gattung in jeder Beziehung in Übereinstimmung zu setzen vermögen.

Von dem Augenblick an, wo er der eigenen Zuneigung fähig wird, wird er auch für die ihm entgegenkommende Liebe anderer empfänglich<sup>100</sup> und infolgedessen auf die Zeichen derselben aufmerksam. Begreift ihr, welche neue Herrschaft ihr dadurch über ihn erlangen werdet? Mit welchen Fesseln habt ihr sein Herz umschlungen, ehe er es gewahr wurde! Welche Gefühle werden sich seiner nicht bemächtigen, wenn ihm erst die Augen über sich selbst aufzugehen beginnen und er nun mit einem Male sehen wird, was ihr für ihn getan habt; wenn er erst imstande sein wird, sich mit anderen jungen Leuten seines Alters und euch mit anderen Erziehern zu vergleichen! Ich sage ausdrücklich: Wenn er es sehen wird! Hütet euch aber wohl, ihn darauf aufmerksam zu machen; wenn ihr es ihm sagt, wird er es nicht mehr wahrnehmen. Verlangt ihr von ihm als eine Art Vergeltung für die Mühe, die ihr euch mit ihm gegeben habt, Gehorsam, so wird er sich einbilden, ihr wolltet denselben durch List von ihm erzwingen; er wird sich einreden, ihr hättet euch nur gestellt, ihm ohne alle Anspruch auf Dank einen Dienst zu leisten, in Wahrheit hättet ihr jedoch die Absicht gehabt, ihn mit einer Schuld zu beladen und durch einen Vertrag zu binden,

---

<sup>100</sup> Die Zuneigung kann der Erwidern entbehren, nie aber die Freundschaft. Letztere ist ein gegenseitiger Austausch, ein Vertrag wie jeder andere, aber der heiligste von allen. Für das Wort Freund gibt es kein anderes Korrelativ. Ein jeder Mensch, der nicht der Freund seines Freundes ist, ist sicherlich ein Schurke, da man Freundschaft nur durch Erweisung oder Erheuchelung von Freundschaft erlangen kann.

zu welchem er in keiner Weise seine Zustimmung gegeben habe. Umsonst werdet ihr hinzufügen, dass ja das, was ihr von ihm verlangt, nur zu seinem Besten diene; ihr verlangt einmal, und verlangt kraft dessen, was ihr ohne seine Zustimmung getan habt. Wenn ein Unglücklicher das Geld annimmt, mit dem man ihm ein Geschenk zu machen vorgibt, und dadurch wider seinen Willen angeworben wird, so schreit ihr über Ungerechtigkeit; seid ihr aber nicht noch viel ungerechter, wenn ihr von eurem Zögling den Lohn für eine Sorgfalt fordert, die er gar nicht von euch verlangt hat?

Die Undankbarkeit würde viel seltener sein, wenn die Wohltaten auf Wucher nicht so allgemein wären. Es ist ein so natürliches Gefühl, dass man den liebt, welcher uns Gutes erweist. Die Undankbarkeit findet sich nicht im menschlichen Herzen, wohl aber der Eigennutz. Es gibt weniger Undankbare, die eine Ursache zum Dank haben, als eigennützige Wohltäter.<sup>101</sup> Sagt ihr offen, dass ihr mir eure Liebesgaben verkauft, so werde ich um den Preis feilschen. Stellt ihr euch aber, als machtet ihr ein wirkliches Geschenk, um nachher trotzdem einen euch beliebigen Preis darauf zu setzen, so übt ihr Betrug. Nur das Geschenk, bei dem man keinen Anspruch auf Dank erhebt, ist unschätzbar. Das Herz nimmt nur die Gesetze an, die aus ihm selber fließen. Will man ihm Fesseln anlegen, so gibt man ihm dadurch erst recht die Freiheit, nur wenn man es frei lässt, vermag man es zu fesseln.

Wenn der Fischer den Köder auswirft, so kommt der Fisch herbei und schwimmt ohne Misstrauen um denselben herum. Wenn er aber von dem unter der Lockspeise angebrachten Angelhaken erfasst wird und fühlt, dass die Schnur zurückgezogen wird, bestrebt er sich, zu fliehen. Ist der Fischer nun etwa der Wohltäter, der Fisch der Undankbare? Macht man je die Erfahrung, dass ein von seinem Wohltäter vergessener Mensch diesen auch seinerseits vergisst? Im Gegenteil, es macht ihm Freude, beständig von demselben zu sprechen, und nie gedenkt er seiner ohne

---

<sup>101</sup> *Multos experimur ingratos, plures facimus, quia graves exprobratores exactoresque sumus... Ita gratiam omnem corrumpimus, non tantum postquam dedimus beneficia, sed dum damus. Seneca, de benef. lib I, cap. 1.*

Rührung. Findet sich Gelegenheit, wo er ihm durch einen unerwarteten Dienst beweisen kann, dass er der empfangenen Wohltaten noch immer eingedenk sei, mit welcher inneren Befriedigung erfüllt er dann die Pflicht der Dankbarkeit! Mit welcher süßen Freude gibt er sich ihm zu erkennen! Mit welchem Entzücken sagt er zu ihm: „Jetzt ist die Reihe an mir!“ – Wahrlich, darin spricht sich die Stimme der Natur aus. Sicherlich hat eine wahre Wohltat noch nie einen Undankbaren gemacht.

Wenn also die Dankbarkeit ein natürliches Gefühl ist, und ihr die Äußerung derselben nicht durch eigene Schuld verhindert, so könnt ihr euch versichert halten, dass euer Zögling, sobald er erst den Wert eurer Sorgfalt einzusehen beginnt, dieselbe zu würdigen wissen wird, vorausgesetzt, dass ihr ihren Preis nicht selbst festgesetzt habt, und könnt auch glauben, dass sie euch in seinem Herzen eine durch nichts zu erschütternde Autorität verschaffen wird. Bevor ihr jedoch dieses Vorteils völlig sicher seid, müsst ihr sehr auf eurer Hut sein, dessen nicht dadurch verlustig zu gehen, dass ihr euch bei ihm ein besonderes Ansehen geben wollt. Eure Dienste in seiner Gegenwart herausstreichen, heißt; sie ihm unerträglich machen; sie vergessen, heißt; sie ihm ins Gedächtnis rufen. Bis zu dem Zeitpunkt, wo eine männliche Behandlung ihm gegenüber nötig wird, darf nie die Rede davon sein, was er euch, sondern nur davon, was er sich selbst zu verdanken hat. Und ihn folgsam zu machen, lasst ihm volle Freiheit; entzieht euch ihm, damit er euch aufsuche; erhebt seine Seele zu dem edlen Gefühl der Dankbarkeit, indem ihr lediglich von seinem eigenen Interesse zu ihm redet. Ich habe gewünscht, dass man ihm nicht eher sagt, dass alles, was man für ihn getan habe, zu seinem eigenen Besten sei, bis er imstande wäre, es zu verstehen. Er würde aus einer solchen Erklärung nur eure Abhängigkeit herausgeföhlt und euch als seinen Diener betrachtet haben. Jetzt jedoch, wo er zu fühlen beginnt, was Liebe heißt, sagt ihm auch sein Gefühl, welches süßes Band einen Menschen mit dem, welchen er liebt, vereinigen könne, und in dem Eifer, mit dem ihr euch unaufhörlich um ihn beschäftigt, erblickt er nicht mehr die bloße Ergebenheit eines Sklaven, sondern

die Liebe eines Freunde. Aber nichts hat einen größeren Einfluss auf das Menschenherz, als die Stimme offen bekannter Freundschaft, denn man weiß, dass sie sich stets nur in unserem Interesse erhebt. Man kann zwar annehmen, dass ein Freund sich selbst täuscht, nicht aber, dass er darauf ausgehe, uns zu täuschen. Bisweilen fühlt man sich mit seinen Ratschlägen nicht einverstanden, nie aber verachtet man sie.

Jetzt endlich sind wir bei der moralischen Ordnung angelangt. Wir haben soeben einen zweiten Mannesschritt getan. Wenn hier der Ort dazu wäre, so würde ich nachzuweisen versuchen, wie sich schon bei den ersten Regungen des Herzens sofort die Stimme des Gewissens vernehmen lässt, und wie schon die ersten Gefühle der Liebe und des Hasses auch die ersten Begriffe von gut und böse in ihrem Gefolge haben. Ich würde anschaulich machen, dass Gerechtigkeit und Güte nicht bloße abstrakte Worte, nicht bloße moralische Gebilde der Vernunft sind, sondern wirkliche Gefühle der durch die Vernunft erleuchteten Seele, welche nur eine von der Natur gebotene Fortbildung unseres ursprünglichen Seelenzustandes bilden; dass man durch die Vernunft allein und unabhängig vom Gewissen kein natürliches Gesetz aufzustellen vermag, und dass das ganze sogenannte Naturrecht nichts als ein Hirngespinnst ist, wenn es sich nicht auf ein dem Menschenherze natürliches Bedürfnis gründet.<sup>102</sup> Allein ich habe mir nicht die

---

<sup>102</sup> Sogar das Gebot, gegen andere so zu handeln, wie wir wünschen, dass man gegen uns handle, findet seinen wahren Grund nur in dem Gewissen und in dem Gefühl, denn welcher unanfechtbare Grund könnte mich wohl bestimmen, dass ich, obwohl ich eben ich bin, so handeln soll, als ob ich ein anderer wäre, vor allen Dingen, wenn ich moralisch überzeugt bin, dass ich mich niemals in dem nämlichen Falle befinden werde? Und wer will mir dafür Bürgschaft ablegen, dass selbst bei der treuesten Befolgung dieses Grundsatzes meinerseits ihn auch andere mir gegenüber zur Geltung bringen werden? Der Böse zieht aus der Rechtschaffenheit des Gerechten sowie aus seiner eigenen Unredlichkeit Vorteil. Er würde damit ganz zufrieden sein, wenn alle Welt, mit Ausnahme seiner selbst, rechtschaffen wäre. Was man auch immer darüber sagen möge, so steht doch so viel fest, dass dieser Vertrag für die Guten nicht eben sehr vorteilhaft ist. Wenn jedoch die Kraft meiner sich mitteilenden Seele mich mit meinem Nebenmenschen identifiziert und ich mich gleichsam in ihm fühle, so will ich von ihm alles Leid fern wissen, um eben nicht selbst zu leiden. Ich nehme aus Liebe zu mir Anteil an ihm, und der Grund des Gebots liegt in der Natur selbst, die mir den

Aufgabe gestellt, hier metaphysische und moralische Abhandlungen oder Lehrgänge irgendwelcher Art zu schreiben; es genügt mir, die Reihenfolge und den Fortschritt unserer Gefühle und unserer Kenntnisse im Verhältnis zu unserer sonstigen Lage anzudeuten. Andere werden vielleicht das, was ich hier nur flüchtig skizziere, ausführlicher auseinandersetzen.

Da bisher mein Emil nur auf sich selbst geachtet hat, so treibt ihn der erste Blick, welchen er auf seine Nebenmenschen wirft, zur Vergleichung mit denselben an, und das erste Gefühl, welches diese in ihm hervorruft, ist der Wunsch, die erste Stelle einzunehmen. Das ist nun der Punkt, wo sich die Selbstliebe in Eigenliebe verwandelt, und wo sich alle Eigenschaften, die letztere stets in ihrem Gefolge mit sich führt, zu bilden beginnen. Um indes zu entscheiden, ob diejenigen dieser Leidenschaften, welche in seinem Charakter zur Herrschaft gelangen werden, menschlich und sanft, oder grausam und böse, ob es Leidenschaften des Wohlwollens und des Erbarmens oder des Neides und der Begehrlichkeit sein werden, muss er sich darüber klar werden, welche Stellung er von nun an unter den Menschen einzunehmen gedenkt und welche Art von Hindernissen sich ihm aller Voraussetzung nach entgegenstellen werden, um diejenige in der Tat zu erlangen, die er sich zu erwerben wünscht.

Um ihn bei dieser Untersuchung zu leiten, muss man ihm die Menschen, nachdem man sie ihn zuvor nur nach den der ganzen Gattung gemeinsamen Eigenschaften kennen gelernt hat, auch nach ihren Verschiedenheiten zeigen. Hier lenkt sich nur der Blick auf die Größe der natürlichen wie der bürgerlichen Ungleichheit unter den Menschen, und auf das Gemälde der ganzen sozialen Ordnung.

---

Wunsch nach Wohlbefinden einflößt, welches an keinem bestimmten Ort gebunden sein darf. Hieraus ziehe ich den Schluss, dass es nicht wahr ist, dass die Vorschrift des Naturgesetzes allein auf die Vernunft gegründet seien. Sie haben einen festeren und sicherern Grund. Die aus der Selbstliebe stammende Menschenliebe ist das Prinzip der menschlichen Gerechtigkeit. Die Summe aller Moral ist im Evangelium gegeben.

Man muss die Gesellschaft durch die Menschen und die Menschen durch die Gesellschaft studieren. Diejenigen, welche die Politik und die Moral gesondert voneinander behandeln wollen, werden nie dazu gelangen, auch nur eine derselben richtig zu verstehen. Richten wir unsere Aufmerksamkeit zunächst nur auf die ursprünglichen Verhältnisse, so erkennen wir schon, einen wie hohen Einfluss sie auf die Menschen gewinnen und welche Leidenschaften sie wachrufen müssen. Ferner bemerken wir, wie mit dem Fortschreiten der Leidenschaften die Vermehrung sowie die Beschränkung dieser Verhältnisse gleichen Schritt halten. Die Unabhängigkeit und Freiheit der Menschen beruht weniger auf der Kraft der Arme als vielmehr auf der Mäßigung der Herzen. Wer wenig begehrt, hängt von wenigen ab. Weil wir jedoch unsere eiteln Wünsche beständig mit unseren physischen Bedürfnissen verwechseln, so haben diejenigen, welche in letzteren die Grundlage der menschlichen Gesellschaft gefunden zu haben glauben, die Wirkungen regelmäßig für die Ursache gehalten, und haben deshalb mit allen ihren Schlussfolgerungen niemals zu einem richtigen Resultate kommen können.

Im Naturzustande gibt es in der Tat eine wirkliche und unzerstörbare Gleichheit, weil der alleinige Unterschied zwischen Mensch und Mensch in diesem Zustand unmöglich groß genug sein kann, und den einen in die Abhängigkeit des anderen zu bringen. Im bürgerlichen Zustande gibt es dafür eine Rechtsgleichheit, die aber nur in der Einbildung besteht, weil die zu ihrer Erinnerung bestimmten Mittel selbst an ihrer Zerstörung arbeiten und die öffentliche Gewalt, deren sich der Stärkere nur zur Unterdrückung des Schwächeren bedient, die Gleichheit vernichtet, welche die Natur zwischen ihnen hergestellt hatte.<sup>103</sup> Aus diesem ersten Widerspruch leiten sich alle übrigen her, die in der bürgerlichen Ordnung zwischen Schein und Wirklichkeit hervortreten. Stets wird

---

<sup>103</sup> Der allgemeine Geist der Gesetze aller Länder hat sich unverkennbar die Aufgabe gestellt, stets den Starken gegen den Schwachen und den Besitzenden gegen den Nichtbesitzenden zu begünstigen. Dieser Übelstand ist unvermeidlich und ohne Ausnahme.

die Menge der Minorität und das öffentliche Interesse dem Sonderinteresse geopfert werden. Immer werden die Namen Gerechtigkeit und Unterordnung, denen ja eine gewisse Berechtigung zur Seite steht, der Gewalt als Werkzeug und der Ungerechtigkeit als Waffen dienen. Hieraus ergibt sich, dass die bevorzugten Klassen, welche den anderen Ständen Nutzen zu bringen behaupten, in Wahrheit nur auf Kosten der übrigen ihrem eigenen Nutzen nachjagen. Danach lässt sich beurteilen, welches Ansehen ihnen nach Recht und Vernunft gebührt. Um darüber ins klare zu kommen, wie jeder von uns sein eigenes Schicksal beurteilen müsse, bleibt uns noch zu erwägen, ob der Rang, den sie sich beigelegt haben, auch wirklich zum Glücke derer, die ihn einnehmen, ausschlägt. Diese Untersuchung ist für uns jetzt von größter Wichtigkeit; um sie aber mit Erfolg anstellen zu können, müssen wir zunächst das menschliche Herz zu lernen suchen.

Wenn es sich nur darum handelte, den jungen Leuten den Menschen in seiner Maske zu zeigen, so könnte man von diesem Beginnen ruhig abstehen, weil er sich ihren Blicken nur allzu häufig ganz von selbst darbieten würde. Da indes die Maske selbst ist, und sein äußerer Firnis sie nicht irreführen darf, so malt ihnen die Menschen, wenn ihr euch einmal diese Aufgabe gestellt habt, so wie sie in Wirklichkeit beschaffen sind, nicht um ihnen Hass gegen dieselben, sondern Mitleid und den Wunsch einzuflößen, ihnen nicht ähnlich werden zu wollen. Das ist meines Erachtens das richtigste Gefühl, von welchem der Mensch in bezug auf seine Gattung erfüllt sein kann.

Von diesem Gesichtspunkt aus wird sich unschwer die Notwendigkeit nachweisen lassen, von jetzt an einen dem bisher verfolgten ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen und den jungen Mann vielmehr durch die Erfahrung, welche er andere machen sieht, als durch seine eigene zu unterrichten. Wird er von den Menschen getäuscht, so wird er sie hassen; nimmt er dagegen wahr, dass sie sich, während sie es an Achtung gegen ihn nicht fehlen lassen, gegenseitig täuschen, so wird er sie bemitleiden. Das Schauspiel der Welt, sagt Phytagoras, gleicht dem der olympischen

Spiele; etliche schlagen Buden auf und haben nur ihren Gewinn im Auge; andere setzen, um Ruhm zu gewinnen, ihr Leben ein, und wieder andere begnügen sich, den Spielen zuzuschauen, und das sind die Schlechtesten.

Mein Wunsch wäre, man wählte die Gesellschaft eines jungen Mannes derart, dass er sich von denen, die mit ihm leben, nur eine gute Meinung bilden könnten, während man ihm gleichzeitig eine so genaue Weltkenntnis beibrächte, dass er von allem, was sich in der Welt zuträgt, eine schlechte Meinung fasste. Er lerne, dass der Mensch von Natur gut ist, er fühle die Wahrheit lebendig in sich selbst und schließe von sich auf seinen Nächsten. Aber es darf seinen Blicken auch nicht entgehen, dass die Gesellschaft die Menschen verdirbt und verschlechtert; in ihren Vorurteilen finde er die Quelle aller ihrer Fehler. Bei aller Achtung des einzelnen verachte er die Menge. Er überzeuge sich davon, dass alle Menschen fast die gleiche Maske tragen, aber er erfahre, auch, dass es Gesichter gibt, die schöner sind als die Maske, welche sie bedeckt.

Diese Methode hat unleugbar ihre Schattenseiten und bietet in der Praxis große Schwierigkeiten dar, denn wird der junge Mann zu früh Beobachter, haltet ihr ihn an, den Handlungen anderer eine allzu große Aufmerksamkeit zu schenken, so trägt ihr selbst die Schuld, wenn sich in ihm ein Hang zum Spott und der Satire herausbildet, wenn er sich ein absprechendes und vorschnelles Wesen aneignet. Er wird eine hässliche Freude darin finden, alles auf das übelste auszulegen und selbst das wirklich Gute mit sehenden Augen nicht zu sehen. Wenigstens wird er sich an den Anblick des Lasters gewöhnen, und es dahin bringen, die Schlechten ohne Abscheu anzublicken, genau in derselben Weise, wie man sich daran gewöhnt, die Unglücklichen ohne Mitleid zu betrachten. Binnen kurzem wird ihm die allgemeine Verderbnis weniger zur Lehre als zur Entschuldigung dienen. Er wird sich ganz einfach sagen, wenn der Mensch einmal so beschaffen sei, so wäre auch keine Ursache vorhanden, anders sein zu wollen.

Hegt ihr dagegen die Absicht, ihn nach Grundsätzen zu unterrichten und ihn nicht nur mit der Natur des menschlichen Herzens, sondern auch mit der Einwirkung der äußeren Ursache bekannt zu machen, welche unsere Neigungen in Laster verwandeln, so wendet ihr, indem ihr seine Aufmerksamkeit plötzlich von sinnlichen Gegenständen auf intellektuelle hinlenkt, eine Metaphysik an, die er nicht zu begreifen imstande ist; ihr verfallt in den Übelstand, den ihr bisher so sorgfältig vermieden habt, ihm nicht durch die Anschauung gewonnene, sondern rein abstrakte Lehren zu geben und in seinem Geiste an Stelle seiner eigenen Erfahrung und der Fortschritte seiner sich stetig entwickelnden Vernunft die Erfahrung und Autorität des Lehrers zu setzen.

Zur gleichzeitigen Beseitigung beider Hindernisse und um seiner Fassungskraft die Kenntnis des menschlichen Herzens zu erleichtern, ohne dass ich Gefahr zu laufen brauche, das seinige zu verderben, beabsichtige ich, ihm die Menschen von ferne zu zeigen, sie ihm aus anderen Zeiten oder an anderen Orten und zwar dergestalt zu zeigen, dass er den Schauplatz zu überblicken vermag, ohne in die Möglichkeit versetzt zu sein, handelnd auf demselben aufzutreten. Damit ist der richtige Augenblick für den Beginn des Geschichtsunterrichts gegeben. Durch seine Vermittlung wird er ohne die Lehren der Philosophie in den Herzen lesen lernen, durch seine Beihilfe wird er die Menschen in der Eigenschaft eines einfachen Zuschauers, ohne Interesse und Leidenschaft, als ihr Richter, nicht aber als ihr Mitschuldiger und ihr Ankläger betrachten.

Will man die Menschen kennen lernen, muss man sie handeln sehen. In der Welt hört man sie nur sprechen; in ihren Reden treten sie zwar öffentlich hervor, aber ihre Handlungen verbergen sie. In der Geschichte stehen sie jedoch entschleiert vor uns, und man beurteilt sie nach ihren Taten. Selbst ihre Reden sind uns zu ihrer richtigen Beurteilung behilflich, denn durch Vergleich ihrer Taten und ihrer Worte erkennt man zugleich, was sie sind und welchen

Schein sie sich geben wollen; je mehr sie sich verstellen, desto besser erkennt man sie.

Unglücklicherweise ist dieses Studium mit Gefahren und Übelständen vielfacher Art verbunden. Es bietet Schwierigkeiten dar, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus man seine Mitmenschen mit Billigkeit zu beurteilen imstande ist. Eine große Schattenseite der Geschichte liegt in dem Umstande, dass sie die Menschen weit mehr nach ihren schlimmen als nach ihren guten Seiten darstellt. Da sie unser Interesse nur durch Revolutionen und Katastrophen zu fesseln weiß, so bleibt sie stumm, solange ein Volk in der Stille einer friedlichen Regierung zunimmt und in glücklichen Verhältnissen lebt; sie fängt erst dann wieder von demselben zu berichten an, wenn es, außerstande sich selbst zu genügen, sich in die Angelegenheiten seiner Nachbarn mischt oder sich letztere in die seinigen mischen lässt; erst dann stellt sie ein Volk in das glänzendste Licht, wenn es seinem Untergang bereits nahe ist. Alle unsere Geschichtswerke beginnen da, wo sie schließen sollten. Es fehlt uns nicht an eingehenden Werken über die geschichtliche Entwicklung derjenigen Völker, die zerfallen und zugrunde gehen, um so mehr aber an Schilderungen solcher Völker, die sich einer ruhigen und gleichmäßigen Zunahme zu erfreuen haben. Sie sind so glücklich und so weise, dass die Geschichte nichts von ihnen zu berichten weiß. Und in der Tat können wir uns selbst in unseren Tagen davon überzeugen, dass man von den besten Regierungen am wenigsten spricht. Es ist uns also nur das Schlechte bekannt, das Gute vermag kaum Aufmerksamkeit zu erregen. Nur die Bösen gelangen zu Berühmtheit, die Guten geraten in Vergessenheit oder werden Gegenstände des Gelächters, und so verleumden die Geschichte ebenso wie die Philosophie unaufhörlich das menschliche Geschlecht.

Dazu tritt ferner noch der Übelstand, dass uns die Darstellungen der Geschichte keineswegs ein treues Abbild der wirklichen Tatsachen geben; sie ändern im Kopfe des Geschichtsschreibers ihre Form, gestalten sich nach seinen Interessen und erhalten durch seine Vorurteile ihre besondere

Färbung. Wer versteht wohl die Kunst, seinen Leser genau an den Ort des Schauspiels zu versetzen, dass er einen Vorgang geradeso zu sehen imstande ist, wie er sich ereignet hat? Unwissenheit oder Parteilichkeit tragen die Schuld, dass alle Tatsachen entstellt werden. Ein wie verschiedenes Gepräge kann man einem historischen Zug ohne eigentliche Fälschung schon durch die bloße Erweiterung oder Verengung der damit im Zusammenhange stehenden Nebenumstände geben! Lasst ihr den nämlichen Gegenstand von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten, so wird er noch kaum als derselbe erscheinen, und trotzdem hat außer dem Auge des Beschauers nichts eine Änderung erlitten. Genügt, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die Erzählung einer an sich wahren Tatsache, wenn man sie mir ganz anders zeigt, als sie sich in Wirklichkeit ereignet hat? Wie oft hat ein Baum mehr oder weniger, ein Felsen zur Rechten oder zur Linken, ein vom Winde plötzlich aufgejagter Staubwirbel, die Entscheidung einer Schlacht herbeigeführt, ohne dass jemand diesen Umstand beachtet hätte! Hält dies aber etwa den Geschichtsschreiber ab, euch die Ursache der Niederlage oder des Sieges mit einer Sicherheit zu erklären, als ob er überall persönlich zugegen gewesen wäre? Was kann mir aber an der bloßen Aufzählung von Tatsachen gelegen sein, wenn mir deren Ursachen unbekannt bleiben? Und welche Lehren kann ich einem Ereignis entnehmen, dessen wahre Ursache ich nicht kenne? Der Geschichtsschreiber gibt mir zwar eine an, aber leider nur eine von ihm selbst ersonnene; und sogar die Kritik, von der man soviel Wesen macht, hat es lediglich mit Konjunkturen zu tun, ist nichts anderes als die Kunst, unter mehreren Lügen diejenige auszuwählen, welche der Wahrheit am ähnlichsten sieht.

Habt ihr schon Kleopatra oder Cassandra oder andere Bücher dieser Gattung gelesen? Der Verfasser sucht sich irgendeine bekannte Begebenheit aus, passt sie seinem Zweck an, schmückt sie mit Einzelheiten eigener Erfindung aus, führt in dieselbe Persönlichkeiten ein, die nie existiert haben, fügt einige Schilderungen hinzu, die nur Ergüsse seiner lebhaften Einbildungskraft sind, und häuft so Erdichtung auf Erdichtung, um

die Lektüre seines Werkes angenehm zu machen. Ich nehme zwischen dergleichen Romanen und euren Geschichtswerken wenig Unterschied wahr; höchstens könnte als ein solcher der Umstand gelten, dass der Romanschreiber mehr seiner eigenen Einbildungskraft die Zügel schießen lässt, während der Geschichtsschreiber mehr durch die Phantasie anderer leiten lässt. Dem möchte ich übrigens, wenn man will, noch die Bemerkung hinzufügen, dass der erstere einen moralischen Zweck verfolgt, mag derselbe edel oder unedel sein, wonach der letztere wenig fragt.

Man wird den Einwurf machen, dass weniger die geschichtliche Treue als vielmehr die Wahrheit der Sitten- und Charakterschilderungen von Wichtigkeit sei; wenn sich nur die Darstellung des menschlichen Herzens als richtig erweise, so komme wenig darauf an, ob auch die Erzählung der Begebenheiten in allen Punkten treu sei; denn, fügt man hinzu, was hat das bei Begebenheiten zu sagen, die sich bereits vor zweitausend Jahren ereignet haben? Man hat recht, wenn die Gemälde nach der Natur gezeichnet sind; wenn jedoch das Modell zu den meisten nur in der Phantasie des Geschichtsschreibers liegt, heißt es dann nicht in denselben Übelstand zurückzufallen, den man vermeiden wollte, und der Autorität des Schriftstellers das einräumen, was man sich der des Lehrers zu entziehen bestrebt? Soll einmal mein Zögling nur Phantasiegemälde zu sehen bekommen, so will ich lieber, dass sie ihm von mir als von einem anderen gezeichnet werden; wenigstens werden sie dann mit seinem sonstigen Wissen besser in Einklang stehen.

Die schädlichsten Geschichtsschreiber für einen jungen Mann sind diejenigen, welche stets ihr eigenes Urteil hinzufügen. Tatsachen, nichts als Tatsachen! Das Urteil bleibe dem Leser selbst überlassen; dadurch eignet er sich Menschenkenntnis an. Lässt er sich unaufhörlich durch das Urteil des Verfassers leiten, so sieht er nur durch das Auge eines anderen, und wenn ihm dies Auge fehlt, so sieht er gar nichts mehr.

Die Geschichte unserer Zeit lasse ich ganz beiseite, nicht allein um deswillen, weil sie heutigestags keinen ausgeprägten Charakter mehr hat und die Menschen sich alle gleichen, sondern auch weil unsere Geschichtsschreiber, einzig und allein darauf bedacht, zu glänzen, ihr Augenmerk nur darauf richten, bei ihren Charakteristiken die Farben so stark wie möglich aufzutragen und gerade dadurch die Darstellung im hohen Grade beeinträchtigen.<sup>104</sup> Im allgemeinen geben die Alten weniger scharfe Charakteristiken, und ihre Urteile zeichnen sich weniger durch Witz und Geist als durch gesunde Vernunft aus. Trotzdem muss man auch unter ihnen eine sorgfältige Auswahl treffen und anfangs nicht die scharfsinnigsten, sondern die einfachsten zur Lektüre bestimmen. Ich möchte einem jungen Menschen weder den Polybios noch den Sallust in die Hand geben; Tacitus ist ein Buch für Greise, Jünglingen gebricht es an Verständnis für ihn. Bevor man die Tiefen des Menschenherzens zu erforschen vermag, muss man lernen, in den menschlichen Handlungen die ersten Züge desselben aufzufinden; bevor man in den Grundsätzen zu lesen versteht, muss man in den Taten zu lesen wissen. Zur philosophischen Behandlung der Grundsätze gehört Erfahrung. Die Jugend darf nichts generalisieren; ihr ganzer Unterricht muss aus einzelnen Vorschriften bestehen.

Thukydides halte ich für das echte Muster eines Geschichtsschreibers. Er berichtet einfach die Tatsachen, ohne sein eigenes Urteil über diese hinzuzufügen, aber er übergeht keinen Umstand, der dazu beitragen kann, dass wir uns ein eigenes Urteil zu bilden vermögen. Alles, was er erzählt, geht unmittelbar unter den Augen des Lesers vor sich; statt sich vermittelnd zwischen die Begebenheiten und den Leser zu stellen, tritt seine Person völlig zurück; man glaubt nicht zu lesen, man glaubt zu sehen. Leider spricht er nur immer vom Kriege, und man begegnet in seinen Erzählungen fast nur Dingen, denen wir nur sehr wenige Lehren

---

<sup>104</sup> Dies kann man recht augenscheinlich bei Davila, Guicciardin, Strada, Salis, Machiavel und hier und da sogar bei de Thou wahrnehmen. Bertot ist fast der einzige, welcher zu malen verstand, ohne Porträte zu liefern.

entnehmen können, nämlich Kriegsgeschichten. Der Rückzug der Zehntausend und die Kommentarien des Cäsar zeichnen sich fast durch eine gleich maßvolle Darstellung, aber auch durch denselben Fehler aus. Der gute Herodot, der wenig Charakteristiken und Sentenzen bringt, aber fließend und naiv erzählt und eine Menge der interessantesten und anziehendsten Anekdoten enthält, würde vielleicht der beste Historiker sein, wenn ebendiese Anekdoten nicht oft in wahrhaft kindische Einfalt ausartete, die eher dazu angetan ist, den Gegenstand der Jugend zu verderben als zu bilden. Zu seiner Lektüre muss man schon einen hohen Grad von Urteilskraft besitzen. Ich will mich hier bei Titus Livius nicht aufhalten, da ich später auf ihn zurückkommen werde; aber er ist Politiker und Redner, kurz, er ist alles, was für dieses Alter nicht passt.

Die Geschichte ist überhaupt insofern mangelhaft, als sie nur sinnliche und sichtlich hervortretende Tatsachen, die man durch Namen, Orte und Jahreszahlen leicht zu behalten vermag, dem Gedächtnis überliefert, während die sich langsam entwickelnden und nur sehr allmählich eine Wirkung hervorrufenden Ursachen dieser Tatsachen, welche sich nicht auf gleiche Weise bestimmen lassen, immer unbekannt bleiben. Oft glaubt man in einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht die Ursache einer Revolution zu finden, die selbst schon vor dieser Schlacht unvermeidlich geworden war. Der Krieg führt in der Regel nur solche Ereignisse herbei, welche durch moralische Ursachen schon längst vorbereitet waren, durch Ursachen, die die Geschichtsforscher freilich selten aufzufinden vermögen.

Der philosophische Geist hat zwar das Nachdenken mehrerer Schriftsteller dieses Jahrhunderts nach dieser Richtung gelenkt, indes bezweifle ich, dass die Wahrheit von ihrer Arbeit großen Vorteil habe. Sie sind alle von der Wut befallen, ein besonderes System aufzustellen; keiner bemüht sich, die Dinge so anzuschauen wie sie wirklich sind, sondern wie sie in sein System hineinpassen.

Zu allen diesen Mängeln tritt noch der Umstand hinzu, dass uns die Geschichte weit mehr mit den Handlungen als mit den Menschen bekannt macht, weil sie dieselben nur in gewissen hervorragenden Momenten, gleichsam in ihren Paradekleidern, fixiert. Sie führt uns nur den sich in der Öffentlichkeit bewegendem Menschen vor, der sich darauf eingerichtet hat, gesehen zu werden. Sie begleitet ihn nicht in sein Haus, in sein Arbeitszimmer, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde; sie malt ihn uns nur, wenn er seine öffentliche Rolle spielt; ihr Bild zeigt uns mehr sein Kleid als die Person.

Das Studium des menschlichen Herzens würde ich am liebsten mit der Lektüre einzelner Lebensbeschreibungen beginnen; denn hier versucht sich der Mensch vergeblich zu verbergen, der Geschichtsschreiber folgt ihm überallhin, er lässt ihm keinen Augenblick Ruhe, lässt ihm keinen Schlupfwinkel übrig, in welchem er dem forschenden Blicke des Beobachters zu entgehen vermöchte; gerade wenn er sich einbildet, sich am besten verborgen zu haben, ist jener am besten imstande, ihn uns so zu zeichnen, dass wir ihn durchschauen können. „Die Verfasser von Biographien“, sagt Montaigne, „gewähren mir den größten Genuss, da sie ihr Augenmerk mehr auf die Entschlüsse als auf die Ereignisse richten, sich mehr mit den inneren Antrieben als mit den äußeren Vorgängen beschäftigen. Deshalb ist auch Plutarch in jeder Beziehung mein Mann.“<sup>105</sup>

Wahr ist es, dass der Charakter einer größeren Menschenzahl oder ganzer Völker von dem eines einzelnen Menschen sehr verschieden ist und dass wir uns nur eine sehr unvollkommene Kenntnis des menschlichen Herzens verschaffen würden, wenn wir nicht auch die Schläge desselben in einer größeren Volksmasse untersuchen wollten; aber es ist auch nicht weniger wahr, dass man, um sich ein richtiges Urteil über die Menschen zu bilden, mit dem Studium des einzelnen Menschen den Anfang machen muss, und dass derjenige, welcher mit den Neigungen eines jeden

---

<sup>105</sup> Buch II, Kap. 10.

einzelnen vertraut wäre, auch imstande sein würde, ihre Gesamtwirkung in dem Volkskörper vorausszusehen.

Aus den oben bereits angegebenen Gründen muss ich hier noch einmal auf die Alten zurückkommen. Aber mich veranlasst dazu auch noch ein anderer Beweggrund. Da aus unserer modernen Darstellungsweise alle aus dem häuslichen Leben gerissene und geringfügige, dafür aber wahre und charakteristische Züge verbannt sind, so werden die Menschen von unseren Schriftstellern in ihrem Privatleben ebenso herausgeputzt wie auf dem Schauplatze der Welt. Der äußere Anstand, der nicht nur für die Handlungen, sondern auch für die Schriften als Richtschnur aufgestellt wird, gestattet nicht, öffentlich mehr auszusprechen, als er öffentlich zu tun gestattet, und da man also die Menschen nicht anders als in ihrem öffentlichen Auftreten darstellen kann, so lernt man sie aus unseren Büchern ebenso wenig kennen als in unseren Theatern. Vergeblich wird man deshalb das Leben der Könige beschreiben und wieder beschreiben, wir werden trotzdem keinen neuen Sueton bekommen.<sup>106</sup>

Plutarch zeichnet sich gerade durch Anführung solcher Einzelheiten aus, die wir gar nicht mehr zu erwähnen wagen. Er entwickelt eine unnachahmliche Anmut in der Schilderung großer Männer in kleinen Dingen, und er ist in der Wahl seiner Züge so glücklich, dass oft ein Wort, ein Lächeln, eine Gebärde zur Charakterisierung seines Helden genügt. Mit einem Scherzwort ermutigt Hannibal sein von panischen Schrecken ergriffenes Heer wieder, dass es ihm unter Lachen in die Schlacht folgt, die Italien in seine Hände gibt. Wenn uns Agesilaus auf einem Steckenpferde reitend vorgestellt wird, fühlen wir uns erst recht zu diesem Besieger des großen Königs hingezogen. Als Cäsar ein ärmliches Dorf passiert und mit seinen Freunden plaudert, verrät er uns, ohne

---

<sup>106</sup> Ein einziger unter unseren Historikern, welcher den Tacitus in großen Zügen nachgeahmt hat, nämlich Duclos, Verfasser der Biographie Ludwigs XI., hat sich auch Sueton nachzuahmen und bisweilen in kleineren Zügen Comines zu kopieren bemüht. Aber gerade das, was den Wert seines Werkes wesentlich erhöht, hat ihm die Ungunst unserer heutigen Kritik zugezogen.

es zu ahnen, den in ihm wohnenden Schelm, der ihn zu dem Geständnis trieb, dass er sich kein höheres Ziel gestellt habe, als sich zu einer gleicher Stellung emporzuschwingen, wie sie Pompejus einnehme. Alexander trinkt, ohne ein einziges Wort zu sagen, eine Arznei aus; dies ist der schönste Augenblick seines Lebens. Aristides schreibt seinen eigenen Namen auf einen Scherben und rechtfertigt dadurch seinen Beinamen. Philopömen beschäftigt sich, nachdem er seinen Mantel abgelegt hat, in der Küche seines Gastfreundes mit Holzspalten. In solcher Darstellung spricht sich die wahre Kunst zu malen aus. Die Physiognomie tritt nicht in großen Zügen, noch der Charakter in großen Taten hervor; gerade in Kleinigkeiten enthüllt sich das natürliche Wesen. Die in der Öffentlichkeit vor sich gehenden Handlungen erheben sich entweder nicht über das Gewöhnliche, oder sind zu sorgfältig vorbereitet, aber die schriftstellerische Würde gestattet es leider unseren Historikern heutigestags, fast ausschließlich nur bei ihrer Schilderung zu verweilen.

Zu den größten Männern des letzten Jahrhunderts gehört unstreitig der Vicomte von Turenne. Man hat in der Tat dem Mut gehabt, seine Biographie durch solche anekdotenartige Züge interessant zu machen, die ihn uns nicht nur kennen lehren, sondern uns auch Zuneigung zu ihm einflößen. Aber wie viele derselben, die uns sein Inneres noch mehr erschlossen und unsere Liebe zu ihm noch gesteigert hätten, hat man sich zu unterdrücken genötigt gesehen! Ich will hier nur einen derselben mitteilen, den ich einer zuverlässigen Quelle verdanke, und den Plutarch gewiss nicht übergangen hätte, vor dessen Erzählung sich aber Ramsai, wenn er ihm zu Ohren gekommen wäre, sicherlich gehütet haben würde.

An einem drückend heißen Sommertage sah der Vicomte von Turenne, in einer kurzen weißen Weste und einer Mütze auf dem Kopf, aus dem Fenster seines Vorzimmers. Plötzlich tritt einer seiner Diener herein und hält ihn, indem er sich durch die ähnliche Kleidung täuschen lässt, für einen Küchengehilfen, mit dem er eng befreundet war. Er schleicht sich hinterrücks an ihn heran und

versetzt ihm mit einer durchaus nicht leichten Hand einen wuchtigen Schlag auf das Gesäß. Sofort wendet sich der Geschlagene um und entsetzt und zitternd schaut der Diener seinem Herrn ins Gesicht. Ganz außer sich wirft er sich ihm zu Füßen. „Gnädiger Herr, ich glaubte, es wäre Georg!“ – „Und wenn es auch Georg gewesen wäre,“ versetzte Turenne, während er sich den Hintern rieb, „so hättest du doch nicht so derb zuschlagen sollen.“

Dergleichen wagt ihr armen bedauernswerten Menschen also nicht zu berichten! Nun so verleugnet denn für immer die Natur und bleibt allzeit herzlos! Lasst eure eisernen Herzen in eurem erbärmlichen Anstandsgefühl noch mehr verhärten, macht euch durch eure angenommene Würde erst recht verächtlich! Du aber, lieber Jüngling, der du diesen Zug liest, und dich von der Seelengüte, welche Turenne selbst in der ersten Aufregung an den Tag legt, ergriffen fühlst, mache dich auch mit den Schwächen dieses großen Mannes bekannt, sobald es sich um seine Geburt und seinen Namen handelt. Erwäge, dass dies der nämliche Turenne ist, der seinen Stolz darein setzte, seinem Neffen überall den Vortritt zu lassen, damit man ja nicht übersehe, dass dies Kind das Haupt eines regierenden Hauses sei. Vergleiche diese Widersprüche, liebe die Natur, verachte die öffentliche Meinung und lerne den Menschen kennen.

Nur wenige sind imstande, die Wirkungen zu begreifen, welche ein in dieser Weise geleitete Lektüre auf das noch ganz unerfahrene Gemüt eines jungen Mannes auszuüben vermag. Von Kindheit an zur Lektüre angehalten und dadurch förmlich abgestumpft, an ein gedankenloses Lesen gewöhnt, berührt uns alles, was wir lesen, um so weniger, als wir von denselben Leidenschaften und Vorurteilen, von denen uns die Geschichte und die Biographien großer Männer berichten, beseelt sind. Weil wir selbst das Natürliche abgestreift haben und alle anderen nach uns beurteilen, erscheint uns auch alles, was jene tun, natürlich. Man denke sich dagegen einen jungen Mann, der nach meinen Grundsätzen erzogen ist; man stelle sich meinen Emil vor, bei

dessen Erziehung achtzehn Jahre lang alle mögliche Sorge nur darauf verwandt wurde, ihm ein unbestechliches Urteil und ein gesundes Herz zu bewahren; man stelle sich ihn vor, wie er beim Aufziehen des Vorhanges zum erstenmal seine Blicke auf die Weltbühne wirft, oder vielmehr, wie er vom Hintergrunde des Theaters aus Zeuge ist, wie die Rolleninhaber ihre zum Stück gehörenden Kleider an- und ablegen, und die Seile und Winden zählt, deren plumpes Blendwerk die Augen der Zuschauer täuscht. Bald werden an Stelle des ersten Erstaunens Aufwallungen der Scham und der Verachtung seines Geschlechtes treten. Tiefster Unwille wird sich seiner über die Beobachtung bemeistern, dass sich das ganze menschliche Geschlecht, sich in völliger Täuschung über sich selbst befindend, zu solchen Kinderspielen erniedrigen kann. Aufrichtige Betrübniß wird ihn befallen, wenn er wahrnehmen muss, wie sich seine Brüder um eitler Träume willen gegenseitig zerfleischen und sich in Bestien verwandeln, weil sie nicht verstehen, sich mit ihrer Menschenwürde zu begnügen.

Fehlt es dem Zögling nicht an natürlichen Anlagen, weiß der Lehrer die Lektüre mit einer gewissen Klugheit auszuwählen und versteht er ihm eine Anleitung zu den sich daranknüpfenden Betrachtungen zu geben, so wird diese Übung für ihn sicherlich ein Kursus praktischer Philosophie werden, der jedenfalls besser und verständlicher ist als alle die leeren Spekulationen, durch welche man den Geist der jungen Leute in unseren Schulen verwirrt. Nachdem Cyneas den romanhaften Projekten des Pyrrhus aufmerksamen Ohres gefolgt ist, fragt er ihn, welches wirkliche Gut, dessen er nicht schon gegenwärtig ohne große Anstrengung genießen könne, er sich denn durch die Eroberung der Welt zu verschaffen hoffe. Wir erblicken darin einen glücklichen Gedanken, den man sich gefallen lässt. Mein Emil wird indes darin eine sehr weise Reflexion finden, die auch er sofort gemacht hätte, und die sich niemals in seinem Geiste verwischen wird, weil sie darin keinem damit in Gegensatz stehenden Vorurteil begegnet, welches ihren Eindruck zu verhindern vermöchte. Wenn er ferner bei der Lektüre der Biographie dieses Wahnsinnigen erfahren wird, dass

alle diese großartigen Entwürfe doch kein anderes Resultat herbeiführten, als dass er den Tod durch die Hand eines Weibes erlitt, wird er dann wohl noch diesem vermeintlichen Heldenmut seine Bewunderung zollen? Wird er nicht gerade umgekehrt in all den Heldentaten dieses so großen Heerführers, in all den Intrigen dieses so großen Politikers nur Schritte erkennen, jenen unglückseligen Dachziegel aufzusuchen, der dazu bestimmt war, seinem Leben und seinen hoch hinausstrebenden Plänen durch einen ruhmlosen Tod ein Ende machen?

Allerdings sind nicht alle Eroberer getötet worden; nicht alle Usurpatoren haben bei ihren Unternehmungen Schiffbruch gelitten; manchen, die sich von den herrschenden Vorurteilen haben anstecken lassen, er scheinen sie sogar glücklich; wer dagegen, vom äußeren Schein ungeblendet, das Glück der Menschen nach ihrem Herzenszustande beurteilt, wird auch durch ihren scheinbaren Erfolg ihr Elend hindurchleuchten sehen. Es wird sich ihm die Beobachtung aufdrängen, dass sich mit ihrem Glück auch ihre Wünsche und ihre sie aufreibenden Sorgen erweitern und vergrößern; er wird bemerken, wie sie im übereilten Vorwärtsschreiten außer Atem kommen, ohne je zum Ziele zu gelangen; sie werden in seinen Augen jenen unerfahrenen Reisenden gleichen, die zum erstenmal eine Alpenreise machen und mit jedem Berge die Alpen zu überschreiten glauben, indes sobald sie den Gipfel erklommen haben, zu ihrer großen Entmutigung noch weit höhere Berge vor sich erblicken.

Nachdem Augustus seine Mitbürger unterjocht und seine Rivalen vernichtet hatte, regierte er noch vierzig Jahre lang das größte Reich, welches je existiert hat. Konnte indes diese unermessliche Macht es verhindern, dass er im Schmerz über den Verlust seiner Legionen unter Barus' Führung mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und seinen weiten Palast mit seinem Klagegeschrei erfüllte? Hätte er aber auch alle seine Feinde besiegt, welchen Vorteil würden ihm seine eitlen Triumphe gewährt haben, solange Übel aller Art stets von neuem um ihn emporschossen, solange seine liebsten Freunde Anschläge auf sein Leben machten,

und ihm die Schande oder der Tod aller seiner Verwandten die bittersten Tränen erpressten? Der Unglückselige wollte die Welt beherrschen und verstand nicht einmal die Herrschaft in seinem eigenen Haus auszuüben! Und welche Folgen entstanden aus dieser Fahrlässigkeit? Er sah seinen Neffen, seinen Adoptivsohn, seinen Schwiegersohn in der Blüte ihrer Jahre dahinsterven; sein Enkel wurde dazu getrieben, die Wollhaare seines Vetters zu essen, um nur sein elendes Leben noch um einige Stunden zu verlängern. Seine Tochter und seine Enkelin starben, nachdem sie ihn mit ihrer Schande bedeckt hatten, die eine auf einer wüsten Insel im tiefsten Elend an Hunger, die andere im Gefängnis durch die Hand eines Henkersknechts. Er selbst endlich, der seine ganze unglückliche Familie allein überlebte, ließ sich durch sein eigenes Weib dazu bestimmen, ein Ungeheuer als seinen Nachfolger einzusetzen. So gestaltete sich das Schicksal dieses Weltherrschers, der um seines Ruhmes und seines Glückes willen so hoch gefeiert wurde. Ist es denkbar, dass es auch nur ein einziger von denen, die seinen Ruhm und sein Glück bewundern, um einen solchen Preis erkaufen möge?

Ich habe den Ehrgeiz als Beispiel hingestellt. Wer sich indes mit dem Studium der Geschichte beschäftigt, um sich selbst kennen zu lernen und sich auf Kosten der Toten Weisheit zu erwerben, dem bietet das Spiel aller menschlichen Leidenschaften ähnliche Lehren dar. Die Zeit rückt jetzt heran, wo der junge Mann aus dem Leben des Antonius einen weit näherliegenden Unterricht schöpfen wird als aus dem Augustus. Emil wird bei diesen ihm völlig unbekanntem Gegenständen, die seinen Augen bei diesem Studium entgegentreten, kaum zur Besinnung kommen; aber trotzdem wird er, noch bevor die Leidenschaften in ihm erwachen, sich vor ihren Illusionen zu hüten wissen. Indem er die Einsicht gewinnt, dass dieselben zu allen Zeiten die Menschen verblendet haben, erkennt er darin eine Warnung, sich ihnen nicht hinzugeben und sich nicht ebenfalls von ihnen blenden zu lassen.<sup>107</sup> Diese Lehren sind, wie ich

---

<sup>107</sup> Regelmäßig ist es das Vorurteil, welches die Heftigkeit der Leidenschaften in unseren Herzen unterhält. Wer nur das sieht, was wirklich ist, und nur das

mir recht wohl bewusst bin, für meinen Zögling wenig geeignet; vielleicht kommen sie für sein Bedürfnis zu spät oder sind unzulänglich; indes bitte ich eingedenk sein zu wollen, dass es auch gar nicht in meiner Absicht lag, sie aus diesem Studium zu gewinnen. Beim Beginn desselben hatte ich mir ein anderes Ziel gestellt, und ist dieses nicht völlig erreicht, so wird die Schuld sicherlich am Lehrer liegen.

Erwäget, dass, sobald die Eigenliebe einmal angefacht ist, das relative Ich sich unaufhörlich in das Spiel mischt, und dass der junge Mann niemals andere beobachtet, ohne auf sich selbst zurückzukommen und sich mit ihnen zu vergleichen. Es handelt sich nun darum, zu erfahren, welchen Rang er sich unter seinen Mitmenschen zuerkennen wird, nachdem er sie geprüft hat. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass man bei der Art und Weise, in welcher man die jungen Leute Geschichte treiben lässt, sie gleichsam in alle die Persönlichkeiten, mit denen man sie bekannt macht, verwandelt, dass man sich Mühe gibt, sie bald Cicero, bald Trajan, bald Alexander sein zu lassen, wodurch man ihnen die Einkehr in sich selbst verleidet und einem jeden das Bedauern einflößt, dass er nur er selbst ist. Diese Methode mag immerhin, wie ich gar nicht bestreiten will, gewisse Vorteile haben, wenn es aber bei diesen Vergleichen nur ein einziges Mal vorkommen sollte, dass mein Emil ein anderer als er selbst zu sein wünschte, und wäre dieser andere auch Sokrates oder Kato, so wäre alles misslungen. Wer erst beginnt, sich selbst fremd zu werden, wird sich auch bald ganz vergessen.

Es sind keineswegs die Philosophen, welche die meiste Menschenkenntnis besitzen; im Gegenteil, sie betrachten die Menschen nur durch die Vorurteile der Philosophie, und ich wüsste keine andere Wissenschaft, die so voller Vorurteile wäre. Ein Wilder fällt ein weit richtigeres Urteil über uns als ein Philosoph. Letztere fühlt seine Fehler, wird mit Unwille über die unsrigen erfüllt und

---

schätzt, was er genau kennt, wird nicht leicht leidenschaftlich werden. Die Irrtümer in unseren Urteilen fachen die Glut unserer Begierden an.

spricht bei sich selbst: „Wir sind alle schlecht.“ Ersterer dagegen betrachtet uns ohne sich zu regen und sagt: „Ihr seid Narren.“ Er hat recht, denn niemand tut das Schlechte um des Schlechten willen. Ein solcher Wilder ist nun mein Zögling, freilich mit dem Unterschiede, dass Emil, weil er mehr nachgedacht, mehr Ideen verglichen und unsere Fehler aus größerer Nähe angeschaut hat, sich mehr vor sich selbst in acht nimmt und nur über das ihm Bekannte urteilt.

Die Schuld, dass wir gegen die Leidenschaften anderer aufgebracht sind, liegt in unserer eigenen. Unser Interesse flößt uns Hass gegen die Bösen ein; fügten sie uns keinen Schaden zu, so würden wir uns mehr zum Mitleid mit ihnen als zum Hass gegen sie veranlasst fühlen. Das Böse, welches schlechte Menschen uns zufügen, lässt uns dasjenige vergessen, was sie sich selber bereiten. Wir würden ihnen ihre Laster leichter verzeihen, wenn wir zu erkennen vermöchten, eine wie hohe Strafe sie für dieselben in ihrem eigenen Herzen finden. Die Schuld nehmen wir wahr, aber die Strafe entzieht sich unseren Blicken; die Vorteile sind nach außen hin sichtbar, aber die Strafe vollzieht sich im Innern. Wer sich in der Hoffnung wiegt, die Frucht seiner Laster genießen zu können, fühlt sich gerade ebenso beängstigt, als wenn er nicht zum Ziele gelangt wäre. Hat sich auch das Objekt geändert, so ist doch die Unruhe dieselbe geblieben. Mögen die Bösen immerhin mit ihrem Glücke prahlen und ihr Herz verhüllen, ihr Betragen verrät es ihnen zum Trotz, wie es in ihrem Innern aussieht. Aber um es wahrzunehmen, darf man freilich nicht ein gleiches Herz haben.

Die Leidenschaften, die wir mit anderen teilen, üben einen eigenen Zauber auf uns aus; diejenigen dagegen, die unser Missfallen erregen, verletzen uns, und infolge einer aus ihnen entspringenden Inkonsequenz tadeln wir an anderen, was wir doch gern nachahmen möchten. Widerwille und Illusionen sind unvermeidlich, wenn man sich gezwungen sieht, von anderen das Böse zu dulden, welches man keinen Anstand nehmen würde selbst zu tun, wenn man sich an ihrer Stelle befände.

Was gehört also zu einer sorgfältigen Beobachtung der Menschen? Ein großes Interesse, sie kennen zu lernen, eine vollkommene Unparteilichkeit in ihrer Beurteilung, und ein Herz, das Empfänglichkeit genug besitzt, um alle menschlichen Leidenschaften begreifen zu können, und auch schon die genügende Ruhe erlangt hat, um sich nicht selbst von ihnen hinreißen zu lassen. Gibt es im Leben überhaupt einen Zeitpunkt, der diesem Studium besonders günstig ist, so ist es gerade der, welchen ich für Emil gewählt habe; in einer früheren Periode wären ihm die Menschen fremd gewesen, in einer späteren hätte er ihnen selbst geähgelt. Die öffentliche Meinung, deren Spiel er vor Augen hat, ist noch nicht imstande gewesen, sich die Herrschaft über ihn anzuzeigen; die Leidenschaften, deren Wirkung er wahrnimmt, haben sein Herz noch nicht in Aufregung versetzt. Er ist Mensch, er nimmt an seinen Brüdern Anteil, er ist billig denkend, er urteilt über seinesgleichen. Beurteilt er sie aber richtig, so wird er sicherlich keine Sehnsucht empfinden, sich an die Stelle irgendeines derselben zu versetzen, denn da sich das Ziel aller Plagen, die sie sich selbst auferlegen, nur auf Vorurteile gründet, die er nicht teilt, so erblickt er in demselben nur ein eitles Lustgespinnst. Sein Streben ist dagegen immer nur auf Erreichbares gerichtet. Von wem sollte er wohl abhängen, da er sich selbst genügt und frei von Vorurteilen ist? Er hat Arme, erfreut sich der Gesundheit,<sup>108</sup> weiß maßzuhalten, hat wenig Bedürfnisse und besitzt die Mittel, diese zu befriedigen. In der unumschränktesten Freiheit aufgewachsen, vermag er sich kein größeres Übel vorzustellen als die Knechtschaft. Er beklagt diese bemitleidenswerten Könige, welche nichts weiter als die Sklaven derer sind, die ihnen gehorchen; er bedauert die Armen, die sich fälschlich für Weise halten, trotzdem sie unaufhörlich die Kette ihres eitlen Ruhmes hinter sich herschleppen; er bemitleidet diese reichen Toren, welche die Märtyrer ihrer Prunksucht sind, und diese geckenhaften Lüstlinge, welche, um den Schein zu

---

<sup>108</sup> Ich glaube die Gesundheit und die guten Körperkonstitution dreist in die Zahl der durch seine Erziehung erworbenen Vorteile oder vielmehr in die Zahl der Naturgaben rechnen zu dürfen, welche ihm seine Erziehung bewahrt hat.

verbreiten, dass sie Freude und Zerstreuung hätten, ihr ganzes Leben in Langweile zubringen. Er würde sogar den Feind, der ihm Böses zufügte, bemitleiden, denn in seinen Schlechtigkeiten würde er eben sein Elend erblicken. Er würde sich sagen: „Dadurch, dass es diesem Menschen zum Bedürfnis geworden ist, mir Nachteil zu bereiten, hat er sein Schicksal von dem meinigen abhängig gemacht.“

Nur noch einen einzigen Schritt, und wir haben das Ziel erreicht. Die Eigenliebe ist ein nützliches aber auch gefährliches Werkzeug. Häufig verletzt sie die Hand, die sich ihrer bedient, und selten ruft sie Gutes hervor, ohne dass es Schlimmes in seinem Gefolge hätte. Sobald Emil sich seines Ranges in der menschlichen Gesellschaft bewusst wird und die glücklichen Verhältnisse, in denen er sich befindet, erkennt, so wird die Versuchung an ihn herantreten, keiner Vernunft anstatt den Werken eures Geistes die Ehre zu geben, und seine glückliche Lage seinem eigenen Verdienste beizumessen. Er wird sich sagen: „Ich bin weise und die Menschen sind Narren.“ Während er sie bedauert, wird er sie zugleich verachten, während er sich beglückwünscht, wird er sich überschätzen, und da er einsieht, dass er glücklicher ist als sie, so wird er sich dieses Glückes auch für würdiger halten. Dieser Fehler ist aber am meisten zu fürchten, weil er am schwierigsten zu vertreiben ist. Verharrte er in diesem Irrtum, so würden ihm alle unsere Bemühungen wenig geholfen haben, und wenn mir die Wahl freistünde, wüsste ich in der Tat nicht, ob ich nicht den Illusionen der Vorurteile den Vorzug vor denen des Stolzes geben sollte.

Wirklich große Männer täuschen sich über ihre Überlegenheit nicht; sie sehen sie ein, sind sich ihrer bewusst und sind deshalb nicht weniger anspruchslos. Mit je größeren geistigen Gaben sie ausgestattet sind, desto mehr erkennen sie, wie viel ihnen noch fehlt. Das Gefühl ihres geistigen Übergewichts über uns macht sie weniger eitel, als sie vielmehr der Gedanke an ihre Mängel mit Demut erfüllt, und in bezug auf die besonderen Güter, die sie besitzen, sind sie viel zu verständig, als dass sie sich durch eine

Gabe, die sie sich nicht selbst verliehen haben, zur Eitelkeit sollten verführen lassen. Ein redlicher Mann kann auf seine Tugend stolz sein, weil sie in ihm allein ihren Ursprung findet; aber worauf hat der Mann von Geist Ursache stolz zu sein? Was hat Racine dabei getan, dass er nicht Pradon, was Boileau, dass er nicht Cotin ist?

Hierbei kommt jedoch noch eine ganz andere Angelegenheit in Frage. Lasst uns nur immer bei der gewöhnlichen Ordnung der Dinge bleiben. Ich habe mir von vornherein in meinem Zögling weder ein außerordentliches Genie noch einen Idioten vorgestellt. Ich habe ihn mir unter den gewöhnlichen Geisteskindern ausgewählt, um den Nachweis zu liefern, welchen Einfluss die Erziehung auf den Menschen auszuüben vermag. Alle seltenen Fälle sind als Ausnahmen von der Regel zu betrachten. Wenn demnach infolge meiner Sorgfalt Emil seiner Art und Weise zu sein, zu sehen, zu fühlen vor derjenigen anderen Menschen den Vorzug einräumt, so ist er in seinem Rechte; wenn er sich indes um deswillen für ein Wesen höherer Art und mit reicheren Gaben von der Natur als sie ausgestattet hält, so hat er unrecht, er täuscht sich und man muss ihn enttäuschen, oder vielmehr dem Irrtum vorbeugen, aus gerechter Furcht, dass man später nicht mehr Zeit haben möchte, ihn auszurotten.

Mit Ausnahme der Eitelkeit gibt es keine Torheit, von der man einen Menschen, der nicht ein vollkommener Narr ist, nicht zu heilen vermöchte. Was jene anlangt, so lässt sie sich nur durch die Erfahrung bessern, wenn überhaupt irgend etwas sie zu bessern imstande ist; bei ihrer Entstehung lässt sich jedoch wenigstens ihr Umsichgreifen verhüten. Ergeht euch deshalb nicht erst in langen Deklamationen, um dem Jüngling zu beweisen, dass er Mensch wie alle anderen und denselben Schwachheiten unterworfen ist. Macht es ihm fühlbar, anders wird er es niemals erkennen. Hier befinde ich mich wiederum in dem Falle, wo ich genötigt bin, eine Ausnahme von meinen Regeln zu machen; es liegt eine genügende Veranlassung vor, meinen Zögling absichtlich allen Zufällen auszusetzen, welche ihm den Beweis zu liefern imstande sind, dass er nicht weiser ist als wir. Das Abenteuer mit dem Taschenspieler

würde sich auf tausenderlei Weise wiederholen lassen; ich würde den Schmeichlern gestatten, ihm gegenüber alle ihre Kunst zu entfalten; ließe er sich durch junge Brauseköpfe zu irgendeinem unüberlegten Schritte verleiten, so würde ich ihn der Gefahr nicht entziehen; verlockten ihn Gauner zum Spiel, so würde ich ihn ihnen überlassen, damit sie ihn prellen könnten.<sup>109</sup> Sie dürften ihm Weihrauch streuen, ihn rupfen und ausplündern, und hätten sie ihn ganz ausgezogen und lachen ihn dann noch schließlich aus, so würde ich mich in seiner Gegenwart bei ihnen für die Lehren bedanken, die sie die gute Absicht gehabt hätten ihm zu erteilen. Nur vor den Schlingen der Buhlerinnen würde ich ihn sorgfältig bewahren. Nur die schonende Rücksicht würde ich ihm gegenüber beobachten, dass ich alle Gefahren, denen ich ihn aussetze, und alle Schande, mit der ich ihn sich bedecken ließe, mit ihm teilen würde. Stillschweigend, ohne Klage, ohne Vorwurf, ohne ihm auch nur ein Wort darüber zu sagen, würde ich alles ertragen, und ihr könnt euch versichert halten, dass bei dieser sich stets gleichbleibende Rücksicht alles, was er mich um seinetwillen leiden sieht, mehr Eindruck auf sein Herz machen wird als alle seine eigenen Leiden.

---

<sup>109</sup> Übrigens wird unser Zögling, der sich von so vielfachen Zerstreungen umgeben sieht und sich bisher noch nie in seinem Leben gelangweilt hat, ja der kaum weiß, wozu das Geld dient, nicht leicht in diese Schlinge fallen. Macht man aber Eigennutz und Eitelkeit zu den einzigen Triebfedern, die man zur Leitung der Kinder in Anwendung bringt, so werden sich späterhin auch die Buhlerinnen und Gauner, um sie in ihre Gewalt zu bringen, dieser nämlichen beiden Triebfedern bedienen. Wenn ihr die Habgier der Kinder durch Preise und Belohnungen anfachen seht, wenn ihr Zeuge seid, wie man sie bei öffentlichen Schulakten schon in ihrem Lebensjahren mit Lob überhäuft, so verkündigt euch dieser Anblick schon im voraus, wie man ihnen im zwanzigsten Jahre im Spielhaus ihre Börse und in liederlichen Häusern ihre Gesundheit rauben wird. Man kann stets eine Wette darauf eingehen, dass der gelehrteste Schüler seiner Klasse dereinst auch der größte Spieler und größte Wüstling werden wird. Freilich lässt sich mit Mitteln, von denen man in der Kindheit keinen Gebrauch machte, auch im Jünglingsalter nicht in demselben Umfang Missbrauch treiben. Indes man muss eingedenk bleiben, dass es bei dergleichen Angelegenheiten mein beständiger Grundsatz ist, überall den schlimmsten Fall anzunehmen. Zunächst bemühe ich mich, dem Laster vorzubeugen, und dann setze ich es als vorhanden voraus, um gegen dasselbe einschreiten zu können.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die falsche Art von Würde jener Erzieher aufmerksam zu machen, welche, um einfältigerweise die Gelehrten zu spielen, ihre Zöglinge stets herabsetzen und ihre Lust darin suchen, sie beständig als Kinder zu behandeln und in allem, was sie ihnen zu tun gestatten, den zwischen sich und ihnen bestehenden Unterschied recht auffällig zu machen. Anstatt ihren jugendlichen Mut auf diese Weise niederzubeugen, dürft ihr nichts unterlassen, um ihre Seele zu erheben. Behandelt sie wie euresgleichen, damit sie es wirklich werden, und wenn sie sich noch nicht zu euch zu erheben vermögen, so lasst euch ohne Scham, ohne Bedenken zu ihnen herab. Vergesst nicht, dass eure Ehre nicht mehr in euch, sondern in eurem Zögling liegt. Teilt seine Fehler, um sie ihm abzugewöhnen; nehmt seine Schande auf euch, um sie vergessen zu machen; ahmet jenem mutigen Römer nach, der, als er sein Heer fliehen sah und nicht imstande war, es wieder zu sammeln, mit dem Rufe „Sie fliehen nicht, sie folgen ihrem Führer“ an der Spitze seiner Soldaten selbst zu fliehen begann. Entehrte ihn dies etwa? Weit gefehlt! Er vermehrte gerade dadurch seinen Ruhm, dass er ihn auf diese Weise opferte. Die Macht der Pflicht, die Schönheit der Tugend reißen uns wider Willen zum Beifall hin und vernichten unsere unverständigen Vorurteile. Wenn ich bei Erfüllung der Pflichten, die mir Emils Erziehung auferlegt, tötlich beleidigt würde, so würde ich, weit davon entfernt, mich dafür zu rächen, mich umgekehrt dessen überall rühmen, und ich bezweifle, dass es in der Welt einen Menschen von so niedriger Gesinnung<sup>110</sup> gäbe, dass er mir fortan nicht noch in höherem Grade seine Achtung zollte.

Das soll aber nicht etwa heißen, dass der Zögling die Einsichten seines Lehrers für ebenso beschränkt als seine eigenen halten solle und sich einbilden dürfe, derselbe sei der Verführung ebenso leicht zugänglich als er. Eine solche Ansicht kann man sich wohl bei einem Kinde gefallen lassen, welches, da es noch nicht zu beobachten und zu vergleichen versteht, einen jeden auf gleiche Linie mit sich stellt,

---

<sup>110</sup> Ich befand mich im Irrtum; ich habe doch einen entdeckt, den Herrn Formey.

und nur denen, die sich in der Tat mit ihm auf gleiche Stufe zu stellen wissen, sein Vertrauen schenkt. Indes ein junger Mann in Emils Alter und von seinem Verstand ist nicht mehr so töricht, sich solchen Täuschungen hinzugeben, und es würde nicht gut sein, wenn er in dieselben verfiel. Das Vertrauen, welches er in seinen Erzieher setzen muss, ist von anderer Art; es muss sich auf die Autorität der Vernunft, auf die Überlegenheit der Einsicht und auf jene Vorzüge gründen, welche der junge Mann zu erkennen imstande ist, und deren für ihn sich daraus ergebenden Nutzen er herausfühlt. Eine lange Erfahrung hat ihn von der Liebe seines Führers überzeugt, hat ihm die Gewissheit gegeben, dass dieser Führer ein kluger, aufgeklärter Mann ist, der nicht nur sein Glück will, sondern auch die Mittel kennt, es ihm zu bereiten. Er muss es einsehen, dass es zu seinem eigenen Heile dient, seinen Ratschlägen zu folgen. Wenn sich nun der Lehrer in demselben Grade wie sein Schüler hintergehen ließe, so würde er dadurch das Recht verlieren, von diesem eine auf Achtung gegründete Willfährigkeit zu verlangen und ihm Lehren zu erteilen. Noch weniger darf sich aber in dem Zögling die Vorstellung festsetzen, als ob ihn der Lehrer in Schlingen fallen lasse oder seiner Einfalt wohl gar selbst Fallstricke lege. Was lässt sich denn nun aber tun, um diese beiden Übelstände gleichzeitig zu vermeiden? Das Allerbeste und Natürlichste: einfach und wahr sein wie er selbst; ihn über die Gefahren, denen er sich aussetzt, aufklären, sie ihm deutlich und handgreiflich zum Bewusstsein bringen, aber ohne Aufregung, ohne verdrießliche Vorstellungen, ohne pedantische Übertreibung und vor allem, ohne eure Ratschläge in die Form von Befehlen zu kleiden, bis sie zu solchen übergehen müssen und sich der befehlshaberische Ton als eine absolute Notwendigkeit herausstellt. Besteht er trotzdem hartnäckig auf seinem Willen, wie es wohl häufig vorkommen wird, so verschwendet an ihn kein Wort mehr, lasst ihm vollkommene Freiheit, folgt ihm, ahmt ihm nach, und zwar mit allem Frohsinn und aller Offenheit; lasst euch vollkommen gehen und belustigt euch, wenn es möglich ist, ebenso wie er. Treten die Folgen zu sichtlich hervor, so seid ihr ja immer da,

sie aufzuhalten, und in wie hohem Grade muss nicht der junge Mann, der sich inzwischen von eurer Voraussicht wie von euren gefälligen Bemühungen hat überzeugen können, von jener betroffen und zugleich von diesen gerührt werden! Seine Fehler bilden ebenso viele Bänder, die er euch selbst in die Hand gibt, um ihn daran in Notfall zurückzuhalten. Die Hauptkunst des Lehrers besteht hierbei nun darin, die Gelegenheiten so herbeizuführen und die Ermahnungen in der Weise zu geben, dass er im voraus weiß, wann der junge Mann nachgeben und wann er bei seinem Eigensinn beharren werde, damit ihm überall die Erfahrung eine Lehre erteilen muss, ohne dass ihm der Lehrer doch allzu großen Gefahren preisgibt.

Macht ihn auf seine Fehler aufmerksam, bevor er in dieselben verfällt; hat er sie aber einmal begangen, so enthaltet euch aller Vorwürfe; dadurch würdet ihr nur seine Eigenliebe entzünden und anfachen. Eine Belehrung, die verletzt, gewährt keinen Vorteil. Ich kenne nichts Törichtereres als den Vorwurf: „Ich hatte es dir ja gesagt!“ Das beste Mittel, das ihm Vorausgesagte wieder in seiner Erinnerung wachzurufen, ist, dass man sich den Anschein gibt, als habe man es vergessen. Im Gegenteil müsst ihr, sobald ihr bemerkt, dass er sich darüber beschämt fühlt, euch nicht Glauben geschenkt zu haben, euch Mühe geben, diese Demütigung mit freundlichen Worten behutsam zu verwischen. Er wird euch sicherlich seine ganze Liebe zuwenden, wenn er bemerkt, dass ihr euch um seinetwillen vergesst und dass ihr ihn, anstatt ihn durch euer Übergewicht vollends niederzudrücken, sogar tröstet. Fügt ihr aber seinem Verdruss über sein Benehmen noch Vorwürfe hinzu, so wird er seinen Hass auf euch werfen und es sich zum Gesetz machen, ferner nicht mehr auf euch zu hören, als ob er euch dadurch den Beweis liefern wollte, dass er eure Ansicht über die Wichtigkeit eurer Warnungen nicht teile.

Auch die Form, in der ihm euren Trost aussprecht, kann für ihn zu einer nützlichen Belehrung werden, die eine um so größere Wirkung hervorbringen wird, je weniger Misstrauen er hegt. Sagt ihr zu ihm: „Ich glaube annehmen zu können, dass tausend andere

den gleichen Fehltritt begehen,“ so macht ihr ihm einen großen Strich durch seine Rechnung. Unter dem Anschein, ihn zu bedauern, bessert ihr ihn. Denn für jemanden, der sich für besser als andere Menschen hält, muss die Aufforderung, in dem Beispiel anderer Trost zu suchen, eine höchst kränkende Entschuldigung sein. Darin liegt das Zugeständnis, dass er höchstens behaupten könne, sie seien nicht besser als er.

Die Zeit der Fehler ist die Zeit der Fabeln. Dadurch, dass man den Schuldigen unter einer fremden Maske tadelt, nimmt man der Belehrung alles Verletzende, und ihre Wahrheit, die sich ihm bei der Nutzenanwendung auf sich selbst aufdrängt, überzeugt ihn alsdann, dass die Fabel keine Lüge ist. Einem Kinde, welches man noch nie durch Lobsprüche getäuscht hat, fehlt für jene Fabel, welche ich oben weitläufig besprochen habe, jedes Verständnis; aber ein unbesonnenes Kind, welches sich schon einmal von einem Schmeichler hat hinter das Licht führen lassen, sieht ganz vortrefflich ein, dass der Rabe nur ein Einfaltspinsel war. Auf diese Weise folgert es aus einer Tatsache einen Grundsatz, und die Erfahrung, welche es sonst bald vergessen hätte, prägt sich vermittels der Fabel seinem Gedächtnis ein. Es gibt keine moralische Erkenntnis, welche man sich nicht durch fremde oder eigene Erfahrung anzueignen vermag. In solchen Fällen, wo die persönliche Einsammlung der Erfahrung mit Gefahr verknüpft ist, verdient es den Vorzug, dieselbe aus der Geschichte zu schöpfen. Wenn aber die eigene Einsammlung keine nachteilige Folgen nach sich zieht, so ist es gut, den jungen Man anzuhalten, sich die Erfahrung persönlich zu erwerben; darauf bringt man die besonderen Fälle, die ihm bisher noch unbekannt sind, unter Anwendung der Fabel auf Grundsätze zurück.

Darunter verstehe ich jedoch keineswegs, dass diese Grundsätze gleich entwickelt oder auch nur in Worte gekleidet sein sollen. Nichts ist unnützer und unverständiger als die den meisten Fabeln angehängte Moral, als ob sich diese Moral nicht durch die ganze Fabel dergestalt hindurchzöge oder doch wenigstens hindurchziehen sollte, dass sie der Leser deutlich herausfühlen

muss. Weshalb also durch die dem Schlusse beigefügte Moral den Leser um das Vergnügen bringen, sie aus eigenem Nachdenken zu finden? Das rechte Lehrgeschick zeigt sich darin, dass man dem Schüler Gefallen am Unterricht einzuflößen versteht. Um dies Gefallen aber in ihm hervorzurufen, darf sein Geist bei euren Vorträgen nicht in solcher Passivität erhalten werden, dass ihm durchaus nichts zu tun bleibt, um euch zu verstehen. Es ist eine unbedingte Notwendigkeit, dass die Eigenliebe des Lehrers auch stets der des Schülers einen gewissen Spielraum gestatte. Dieser muss sich sagen können: „Ich begreife es; ich ergründe es; ich strengte mich an; ich belehre mich.“ Eine der Ursachen, welche uns den Hanswurst in der italienischen Oper so langweilig erscheinen lässt, ist die stete Mühe, welche er sich gibt, dem Parterre die nur allzu verständlichen Plattheiten zu erklären. Ich wünsche nicht, dass ein Lehrer, noch weniger aber, dass ein Schriftsteller die Rolle des Hanswurstes spiele. Man muss sich freilich immer verständlich machen, allein man muss nicht immer alles sagen. Wer sich völlig ausspricht, sagt wenig, denn schließlich hört man gar nicht mehr auf ihn. Was bedeuten diese vier Verse, welche Lafontaine der Fabel von dem sich aufblähenden Frosche hinzufüget? Fürchtet er, dass man ihn nicht verstanden habe? Hat dieser große Maler erst nötig, die Namen unter die Gegenstände zu schreiben, die er malt? Anstatt seine Moral dadurch zu verallgemeinern, bindet er sie an ganz bestimmte Fälle, beschränkt sie halb und halb auf die angeführten Beispiele und verhindert, dass man sie auf andere anwendet. Ehe man jungen Leuten die Fabeln dieses unnachahmlichen Schriftstellers in die Hände gibt, möchte ich sie von diesen Schlussversen befreit wissen, in welchen er sich die unfruchtbare Mühe gibt, das noch einmal zu erklären, was er bereits ebenso klar als anmutig gesagt hat. Versteht euer Zögling die Fabeln nur mit Hilfe dieser Erklärung, so könnt ihr euch versichert halten, dass er sie auch nicht einmal durch dieses Hilfsmittel verstehen wird.

Ferner würde es von Wichtigkeit sein, diesen Fabeln eine mehr didaktische und mit den wachsenden Einsichten und Gefühlen des

Jünglings mehr in Einklang stehende Ordnung zu geben. Kann man sich wohl etwas Widersinniges denken, als genau die numerische Ordnung des Buches, ohne Rücksicht auf Bedürfnis oder Gelegenheit, innezuhalten? Erst die Grille, dann der Rabe, darauf der Frosch, nun die beiden Maultiere usw. Bei diesen beiden Maultieren fällt mir ein Knabe ein, den ich einst kennen lernte. Man hatte ihn für das Finanzwesen bestimmt und ihm die wunderbarsten Vorstellungen von der Herrlichkeit seines künftigen Amtes in den Kopf gesetzt. Es las die erwähnten Fabeln, lernte sie auswendig, sagte sie auf und deklamierte sie hundert- und hundertmal, ohne derselben auch nur je den geringsten Einwand gegen den Beruf zu entnehmen, für welchen er erzogen wurde. Nicht nur bin ich niemals Zeuge gewesen, dass Kinder eine wirkliche Anwendung von den auswendig gelernten Fabeln gemacht hätten, sondern haben auch nie bemerkt, dass sich jemand bemüht hätte, ihnen zu einer solchen Anwendung Anleitung zu geben. Die moralische Unterweisung muss den Vorwand für dieses Auswendiglernen abgeben. Mutter und Kind haben jedoch keinen anderen Zweck im Auge, als die Aufmerksamkeit einer ganzen Gesellschaft auf letzteres zu lenken, während es seine Fabeln hersagt. Auch vergisst es sie sämtlich, wenn es größer wird, also gerade dann, wenn es sich nicht mehr um den Vortrag derselben, sondern um den aus ihnen zu ziehenden Gewinn handelt. Deshalb noch einmal: nur Erwachsene vermögen in den Fabeln Belehrung zu finden; und jetzt ist für Emil die Zeit her angekommen, damit den Anfang zu machen.

Da es nicht in meiner Absicht liegt, alle Einzelheiten anzuführen, deute ich nur von ferne die Wege an, die von dem allein richtigen abführen, damit man sie vermeiden lerne. Ich meine, wenn euer Zögling dem von mir vorgezeichneten Wege folgt, so wird er sich die Kenntnis des Menschen und seiner selbst zu dem möglichst billigen Preis erwerben, und ihr werdet ihn in die Lage versetzen, beim Anblick der Spiele des Glücks neidlos das Geschick der Günstlinge desselben mit anzusehen und mit sich zufrieden zu sein, ohne sich für weiser als andere zu halten.

Anfangs habt ihr ihn handelnd auftreten lassen, um ihn zu einem urteilsfähigen Zuschauer heranzubilden; jetzt handelt es sich um die Vollendung eures Werkes, denn während man vom Parterre aus die Gegenstände sieht, wie sie scheinen, erblickt man sie auf der Bühne selbst, wie sie wirklich sind. Um das Ganze zu überschauen, muss man sich auf den rechten Gesichtspunkt stellen, um jedoch die Einzelheiten zu unterscheiden, muss man nahe herantreten. Aber mit welchem Rechte kann sich ein junger Mann in die Händel der Welt mischen? Was gibt ihm die Berechtigung, in diese düsteren Geheimnisse eingeweiht zu werden? Nur Lustbarkeiten nehmen das Interesse seines Alters in Anspruch; bis jetzt steht ihm nur die Verfügung über sich selbst zu, und das ist so gut, als ob er über nichts zu verfügen hätte. Der Mensch ist die wertloseste von allen Waren, und unter unseren wichtigen Eigentumsrechten ist das der Person beständig das geringste von allen.

Wenn ich wahrnehme, wie man die jungen Leute gerade in dem Alter des größten Tätigkeitstriebes auf rein spekulative Studien beschränkt, und wie sie darauf, ohne die geringste Erfahrung zu besitzen, urplötzlich in die Welt und in die Geschäfte hinausgestoßen werden, so finde ich, dass dies nicht minder der Vernunft als der Natur zuwiderläuft, und es überrascht mich nicht mehr, dass sich so wenige Leute zu benehmen wissen. Welche seltsame Geistesrichtung trägt die Schuld, dass man uns so viele unnütze Dinge lernen lässt, während die Kunst zu handeln für nichts geachtet wird? Man gibt vor, uns für die Gesellschaft zu bilden, und man unterrichtet uns in einer Weise, als ob jeder von uns sein Leben als einsamer Denker in seiner Zelle zubringen oder mit Gleichgültigen gelehrte Unterhaltungen über ganz nichtige Dinge führen sollte. Ihr glaubt euren Kindern die richtige Lebensart beizubringen, wenn ihr sie in gewissen Körperverdrehungen und gewissen hohlen Redensarten ohne Sinn und Verstand unterrichtet. Auch ich habe meinen Emil in der Kunst zu leben unterwiesen, denn ich habe ihn gelehrt, im Umgang mit sich selbst zu leben, ja noch mehr, ich habe ihm zu der Geschicklichkeit verholfen, sich selbst sein Brot verdienen zu können. Das genügt

indes noch nicht. Um in der Welt zu leben, muss man die Menschen zu behandeln wissen, muss man mit den Mitteln vertraut sein, durch welche man die Blößen, die sie sich geben, zu seinem Vorteil benutzen kann; man muss die Wirkung und Gegenwirkung der besonderen Interessen in der bürgerlichen Gesellschaft berechnen und das Ergebnis so richtig voraussehen, dass man sich in seinen Unternehmungen selten täuschen lässt oder sich wenigstens stets der besten Mittel zur Erreichung seines Zieles bedient. Die Gesetze gestatten es Jünglingen nicht, ihre Geschäfte selbst zu betreiben und selbständig ihr Vermögen zu verwalten; allein welchen Vorteil würde ihnen diese Vorsichtsmaßregeln bringen, wenn sie sich bis zu dem festgesetzten Alter keine Erfahrung zu erwerben vermöchte? Das Warten würde ihnen zu keinem Gewinne gereicht haben, und sie würden im fünfundzwanzigsten Jahre noch ebenso unerfahren sein wie im fünfzehnten. Ohne Zweifel ist es die Pflicht, zu verhüten, dass sich ein junger Mensch, der entweder durch seine Unwissenheit verblendet oder durch seine Leidenschaften getäuscht ist, selbst Schaden zufügt; aber in jedem Alter darf man wohlthätig sein, in jedem Alter kann man sich, unter Leitung eines verständigen Mannes, der Unglücklichen annehmen, die des Beistandes bedürfen.

Die Ammen und Mütter gewinnen infolge der Pflege, die sie ihren Kindern widmen, eine herzliche Zuneigung zu ihnen; die Ausübung der sozialen Tugenden lässt auf dem Grunde des Herzens die Liebe zur Menschheit emporkeimen. Dadurch, dass man das Gute tut, wird man gut; mir ist keine sichrere Methode bekannt. Beschäftigt euren Zögling mit allen guten Handlungen, die für ihn ausführbar sind; lasst stets das Interesse der Dürftigen sein eigenes sein; er leistete ihnen nicht nur mit seiner Börse Beistand, sondern komme ihnen auch freundlich und hilfsbereit entgegen; er diene ihnen; er gewähre ihnen Schutz; er opfere ihnen seine Person und seine Zeit, er trete überall für sie ein; gewiss wird er in seinem ganzen Leben keine ehrenvollere Beschäftigung finden. Wie viele Unterdrückte, denen man sonst nie Gehör geschenkt hätte, werden Gerechtigkeit erlangen, wenn er dieselbe für sie mit jener

unerschrockenen Festigkeit, welche man der Ausübung der Tugend verdankt, fordert, wenn sich ihm die Türen der Großen und Reichen öffnen müssen, wenn er sich nötigenfalls bis zu den Stufen des Thrones Bahn brechen wird, um vor ihm den Unglücklichen Gehör zu verschaffen, welchen infolge ihres Elends alle Zugänge verschlossen bleiben, und welche sich durch die Furcht, für das Böse, welches man ihnen zufügt, noch obendrein bestraft zu werden, abhalten lassen, sich darüber zu beschweren.

Sollen wir denn aber aus Emil einen fahrenden Ritter, einen Rächer der Bedrängten, einen Abenteurer machen? Soll er sich in die öffentlichen Angelegenheiten mischen? Soll er vor den Großen, vor den Obrigkeiten und vor dem Regenten die Rolle des Weisen und des Verteidigers der Gesetze spielen? Soll er vor den Richtern als Anwalt und vor den Gerichtshöfen als Sachwalter auftreten? Von dem allen ist mir nichts bekannt. Scherzhafte und verunglimpfende Namen ändern an der Natur der Sache nichts. Er wird einfach alles tun, was nach seinem Dafürhalten nützlich und gut ist. Mehr wird er nicht tun, und er weiß, dass für ihn nichts nützlich und gut ist, was außerhalb der Sphäre seines Alters liegt. Er weiß, dass seine erste Pflicht verlangt, die Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen, dass junge Leute sich selbst nicht trauen dürfen, dass sie in ihrem Benehmen vorsichtig, in Gegenwart älterer Leute ehrerbietig, in ihren Äußerungen, wenn sie nicht gefragt werden, zurückhaltend und maßvoll, bei gleichgültigen Dingen bescheiden, aber im Gutestun und im Bekenntnis der Wahrheit mutig sein müssen. So handelten jene berühmten Römer, welche, bevor ihnen der Zutritt zu den öffentlichen Ämtern gestattet wurde, ihre Jugend unter Verfolgung der Verbrecher und Verteidigung der Unschuld verlebten, ohne dabei irgendein anderes Interesse zu verfolgen, als sich zu unterrichten, während sie der Gerechtigkeit dienten und den guten Sitten förderlich waren.

Emil liebt weder Lärm noch Streit, und zwar nicht nur nicht unter Menschen<sup>111</sup>, sogar selbst nicht unter Tieren. Nie hetzte er zwei Hunde zusammen, nie hetzte er einen Hund auf eine Katze. Diesen friedliche Sinn verdankt er seiner Erziehung, welche

---

<sup>111</sup> Wie wird er sich jedoch selbst benehmen, wenn man mit ihm absichtlich Händel sucht? Ich erwidere darauf, dass er niemals Händel haben und sich nie in solche verwickeln lassen wird. Indes, werdet ihr ferner einwenden, wer kann denn am Ende vor einer tätlichen oder wörtlichen Beleidigung völlig sicher sein, wenn ein brutaler Mensch, ein Trunkenbold oder ein Raufer darauf ausgeht, uns zuerst zu beschimpfen, um nachher noch das Vergnügen zu haben, uns zu töten? Das ist eine andere Sache; keineswegs darf die Ehre oder das Leben eines Bürgers der Willkür eines rohen Burschen, eines Trunkenbolds oder Raufers preisgegeben sein, und trotzdem vermag man sich gegen ein solches unangenehmes Vorkommnis nicht mehr als gegen das Herabfallen eines Dachziegels zu sichern. Erlittene, tätliche oder wörtliche Beleidigungen bringen im bürgerlichen Leben Folgen hervor, welchen keine Weisheit vorbeugen und für welche kein Gerichtshof dem Beleidigten volle Genugtuung gewähren kann. Die Unzulänglichkeit der Gesetze gibt ihm folglich in diesem Punkte seine Unabhängigkeit zurück; er ist von nun an alleiniger Schiedsman, alleiniger Richter zwischen dem Beleidiger und sich, er ist der alleinige Ausleger und Vollzieher des Naturgesetzes. Er ist sich Gerechtigkeit schuldig und kann sie sich allein widerfahren lassen, und es findet sich sicherlich keine Regierung auf Erden, die so unverständlich wäre, ihn dafür zu bestrafen, dass er sie sich in einem solchen Falle selbst verschafft hat. Damit verlange ich nicht, dass er sich schlagen soll; eine solche Handlungsweise ist Narrheit; ich sage nur, dass er sich Gerechtigkeit schuldig ist und dass es nur von ihm allein abhängt, sie sich zu verschaffen. Wäre ich Monarch, so bürge ich dafür, dass ich meinen Staaten, ohne dass ich dieser Menge vergeblicher Gesetze gegen die Quelle nötig hätte, keine Beleidigungen vorkommen sollten, und zwar durch ein höchst einfaches Mittel, bei dem alle Einmischungen der Gerichte vermieden wären. Wie dem jedoch auch immer sei, Emil weiß in einem solchen Falle, welche Gerechtigkeit er sich selbst schuldig ist, und welches Beispiel er zur Sicherstellung aller Leute von Ehre aufstellen muss. Selbst der entschlossenste Mann hat es nicht in seiner Gewalt, jede Beleidigung von sich fernzuhalten, so viel vermag er aber zu verhindern, dass man sich lange rühme, ihn beschimpft zu haben. (Diese Anmerkung hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie hat der Kritik einen Stoff gegeben, von dem sich Bosheit und Falschheit eifrig bemüht haben, Vorteil zu ziehen. Die Idee, welche Rousseau nur ahnen lässt, und über welche sich offener zu erklären er scheint vermeiden zu wollen, ist übrigens in einem seiner Briefe an den Abbe M... , datiert den 14. März 1770, deutlich ausgesprochen und sogar entwickelt. Er fügt daselbst die Erzählung einer sehr auffallenden Anekdote bei, welche die Veranlassung war, dass sich jene Idee in seinem Geiste bildete.)

Anmerk. des Herrn  
Petitain.

dadurch, dass sie niemals der Eigenliebe und der hohen Meinung von ihm selbst Nahrung gegeben, ihn davon abgehalten hat, im Ausüben der Herrschaft und im fremden Unglück seine Unterhaltung zu suchen. Er leidet, sobald er leiden sieht; das ist ein natürliches Gefühl. Was die Schuld trägt, dass ein junger Mann hartherzig wird und an dem Anblick der Leiden eines empfindenden Wesens Gefallen findet, ist lediglich das Wiederauftauchen der Eitelkeit, die ihm den Wahn einimpft, als ob ihm dergleichen Leiden infolge seiner Weisheit oder seiner Überlegenheit nie nahen könnten. Derjenige, welchen man vor dieser Verirrung des Geistes geschützt hat, kann auch nicht in den Fehler verfallen, welcher aus derselben entspringt. Emil liebt also den Frieden; das Bild des Glückes macht einen angenehmen Eindruck auf ihn, und wenn er dazu beizutragen vermag, dasselbe um sich her zu verbreiten, so erblickt er darin ein Mittel mehr, selbst daran teilzunehmen. Nichts berechtigt mich zu der Annahme, dass er beim Anblick Unglücklicher ihnen nur dieses fruchtlose und grausame Mitleid schenken sollte, welches sich damit begnügt, die Leiden zu bedauern, obgleich es ihnen abhelfen kann. Die werktätige Hilfe, die er spendet, verschafft ihm Einsichten, die er sich bei einem härteren Herzen gar nicht oder wenigstens erst viel später erworben hätte. Sieht er Unfrieden zwischen seinen Kameraden herrschen, so sucht er sie zu versöhnen; erblickt er Betrübte, so erkundigt er sich nach der Ursache ihres Grammes; bemerkt er, wie sich zwei Menschen gegenseitig mit Hass verfolgen, so will er den Grund ihrer Feindschaft kennen lernen; sieht er einen Unterdrückten unter den kleinlichen Verfolgungen eines Mächtigen und Reichen seufzen, so sucht er die Kunstgriffe zu entdecken, unter welchen sich jene Verfolgungen verstecken; und bei dem Interesse, welches er für alle Unglücklichen empfindet, sind ihm die Mittel zur Abhilfe ihrer Leiden niemals gleichgültig. Was haben wir nun zu tun, um aus diesem Trieb auf eine mit seinem Alter in Einklang stehende Weise Nutzen zu ziehen? Nichts als seine Bestrebungen und Kenntnisse zu regeln und seinen Eifer zur Vermehrung beider anzuwenden.

Ich werde nicht müde, es beständig zu wiederholen: Gebt den jungen Leuten alle Belehrungen nicht sowohl in Worten als vielmehr in Handlungen. Was sie aus der Erfahrung lernen können, dürfen sie nicht aus Büchern lernen. Was für ein ungereimtes Unternehmen, sie im Reden zu üben, solange ihm ein Gegenstand fehlt, über den sie etwas zu sagen wissen, zu glauben, man könne sie, solange sie noch auf der Schulbank sitzen, dahin bringen, die Kraft der Sprache der Leidenschaften und die ganze Gewalt der Überredungskunst zu empfinden, ohne dass sie ein wirkliches Interesse haben, jemanden zu überreden! Alle Regeln der Rhetorik kommen demjenigen, der sie nicht zu seinem Vorteile zu verwenden weiß, wie reines Geschwätz vor. Was kümmert es einen Schüler, zu wissen, wie Hannibal es angestellt hat, um seine Soldaten zur Überschreitung der Alpen zu bewegen? Wenn ihr ihm, anstatt ihn auf diese effektvollen Reden hinzuweisen, Anleitung gäbet, wie er es anfangen müsse, dass er seinen Schulmonarchen dahin bringen könne, ihm einen Urlaub zu bewilligen, so könnt ihr versichert sein, dass er euren Regeln eine größere Aufmerksamkeit schenken würde.

Hätte ich mir die Aufgabe gestellt, einen jungen Mann, dessen Leidenschaften schon sämtlich entwickelt wären, in der Rhetorik zu unterrichten, so würde ich ihm unablässig nur solche Gegenstände vorführen, die seinen Leidenschaften angenehm wären, und ich würde mit ihm untersuchen, welche Sprache er anderen gegenüber führen müsse, um sie zu vermögen, auf seine Wünsche einzugehen. Mein Emil befindet sich jedoch keineswegs in einer Lage, die der Redekunst sehr förderlich ist. Fast ausschließlich auf physische Bedürfnisse beschränkt, bedarf er weniger anderer als diese seiner; und da er von ihnen nichts für seine eigene Person zu erbitten hat, so berührt ihn das, wozu er sie überreden will, nicht in so hohem Grade, um ihn außerordentlich zu erregen. Daraus folgt, dass er sich für gewöhnlich einer einfachen und wenig bildlichen Sprache bedienen wird. Im allgemeinen muss jedes seiner Worte im eigentlichen Sinne verstanden werden, und er redet ja auch nur, um sich verständlich zu machen. Er ist wenig sentenzreich, weil ihm

eine Verallgemeinerung seiner Ideen noch fremd ist. In seiner Rede kommen wenige Bilder vor, weil er sich selten in leidenschaftlicher Aufregung befindet.

Dessen ungeachtet ist er aber nicht völlig phlegmatisch und kalt, dies gibt weder sein Alter noch seine Gewohnheiten noch seine Geschmacksrichtung zu. Bei seinem jugendlichen Feuer versetzen die in seinem Blute zurückgehaltenen und zu wiederholten Malen destillierten Lebensgeister sein junges Herz in eine Wärme, die aus seinen Blicken hervorstrahlt, die man aus seinen Reden herausfühlt, die sich in seinen Handlungen kundgibt. In seiner Sprache macht sich eine gewisse Akzentuation und bisweilen auch ein eigentümliches Feuer bemerkbar. Das edle Gefühl, welches ihn beseelt, verleiht ihr Kraft und Schwung. Von aufrichtiger Liebe zur Menschheit durchdrungen, spiegeln sich die Bewegungen seiner Seele in seinen Worten ab. Sein kühner Freimut übt einen eigentümlichen Zauber aus, der ungleich wirkungsvoller ist als die verschmitzte Beredsamkeit anderer; oder vielmehr ist er allein wahrhaft beredt, da er nur zu zeigen braucht, was er fühlt, um in seinen Körpern dasselbe Gefühl wachzurufen.

Je mehr ich darüber nachsinne, desto mehr überzeuge ich mich davon, dass es wenig nützliche Kenntnisse gibt, die man nicht in dem Geist eines Jünglings dadurch zu entwickeln vermöchte, dass man seinem Wohltätigkeitssinn ein Feld der Tätigkeit einräumte und ihn dazu anhielte, aus den guten oder schlechten Folgen unserer Handlungen Rückschlüsse auf die zugrunde liegenden Ursachen zu machen, und dass er neben dem wirklichen Wissen, das man in öffentlichen Anstalten einsammeln kann, sich außerdem noch eine weit wichtigere Wissenschaft erwirbt, nämlich die, von seinen Kenntnissen im Leben auch Gebrauch zu machen. Gewiss muss er bei seinem lebhaften Interesse für seine Nebenmenschen schon frühzeitig ihre Handlungen, ihre Neigungen, ihre Vergnügen prüfen und würdigen lernen und das, was zum menschlichen Glücke beitragen oder dasselbe schädigen kann, weil richtiger nach seinem wahren Werte auffassen als diejenigen, welche bei ihrer völligen Teilnahmslosigkeit an dem Schicksal irgend jemandes auch

nie etwas für andere tun. Diejenigen, welche sich immer nur mit ihren eigenen Angelegenheiten befassen, befinden sich in viel zu leidenschaftlicher Erregung, um die Dinge richtig beurteilen zu können. Da sie alles auf sich allein beziehen und die Begriffe von gut und böse nach ihrem alleinigen Interesse bestimmen, so setzen sie sich tausend lächerliche Vorurteile in den Kopf und erblicken in allem, was ihren Vorteil nur im geringsten schädigt, sofort den Zusammensturz des ganzen Weltalls.

Lasst uns unserer Eigenliebe eine Erweiterung auch auf andere Wesen geben. Wir werden sie dadurch in Tugend verwandeln, und es gibt kein Menschenherz, in welchem diese Tugend nicht wurzelt. Je weniger der Gegenstand unserer Sorgen in unmittelbarem Zusammenhang mit uns selbst steht, desto weniger steht eine Täuschung unseres Sonderinteresses zu befürchten; je mehr man dieses Interesse verallgemeinert, desto mehr wird es zu einer billigen Beurteilung veranlassen; und unsere Liebe zur Menschheit fällt mit der Liebe zur Gerechtigkeit zusammen. Wollen wir also, dass Emil die Wahrheit liebe, wollen wir, dass er sie erkenne, so dürfen sich seine Geschäfte nicht um seine eigene Person drehen. Je mehr seine Sorgen dem Glück anderer gewidmet sind, desto richtiger und weiser werden sie sein und desto weniger Täuschungen wird er sich über das, was gut oder böse ist, hingeben. Allein niemals lasst uns bei ihm eine blinde Bevorzugung dulden, die sich einzig und allein auf das Wohlgefallen an der Person oder auf ungerechte Vorliebe gründet. Und weshalb sollte er auch dem einen schaden, um dem anderen zu nützen? Ihm verschlägt es wenig, wem ein größerer Glücksanteil zufällt, wofern er zum größtmöglichen Glück aller mitwirkt. Dies ist nächst seinem eigenen Interesse das Hauptinteresse des Weisen, denn jeder ist ein Teil seiner Gattung, und nicht eines anderen Individuums.

Um die Ausartung des Mitleids in Schwäche zu verhindern, muss man es folglich verallgemeinern und ihm eine Ausdehnung über das ganze Menschengeschlecht geben. Dann gibt man sich demselben nur insoweit hin, als es mit der Gerechtigkeit Hand in Hand geht, weil unter allen Tugenden die Gerechtigkeit gerade

diejenige ist, welche zum allgemeinen Menschenwohl am meisten beiträgt. Aus Gründen der Vernunft, aus Liebe zu uns selbst, müssen wir mit unserer Gattung noch mehr Mitleid haben als mit unserem Nächsten, und das Mitleid mit den Bösen ist geradezu eine sehr große Grausamkeit gegen die Menschheit in ihrer Gesamtheit.

Übrigens wolle man eingedenk bleiben, dass alle diese Mittel, durch welche ich meinen Zögling auf diese Weise gleichsam aus sich heraus versetze, trotzdem stets eine direkte Beziehung auf ihn haben, weil ihm daraus nicht allein ein innerer Genuss erwächst, sondern weil ich auch, während ich seine Wohltätigkeit zum Besten anderer anrege, seine eigene Belehrung befördere.

Habe ich zuerst die Mittel angeführt, so will ich nun ihre Wirkung auseinandersetzen. Von wie hohen Gesichtspunkten lässt er sich allmählich leiten! Welche erhabenen Empfindungen ersticken in seinem Herzen den Keim aller kleinlichen Leidenschaften! Welch klare Urteilskraft, welches sichere Denkvermögen sehe ich sich in ihm ausbilden durch seine auf alles Gute gerichtete Triebe und durch die Erfahrung, welche die Wünsche einer großen Seele in die engen Grenzen des Erreichbaren zusammendrängt und die Ursache ist, dass ein den anderen überlegener Mensch sich auf ihren Standpunkt herabzulassen versteht, weil er außerstande ist, sie zu sich emporzuheben. Die wahren Prinzipien der Gerechtigkeit, die wahren Muster des Schönen, alle moralischen Beziehungen der Wesen, alle Ideen der Ordnung prägen sich seinem Verstande ein. Er kennt den Platz, den jedes Ding einnehmen muss, und die Ursache, die es von demselben entfernt; er kennt die Quellen des Guten sowie die Hindernisse, die sich dem Guten entgegenstellen. Ohne die menschlichen Leidenschaften empfunden zu haben, sind ihm doch ihre Illusionen und ihr Spiel bekannt.

Unvermögend, der Gewalt der Gegenstände zu widerstehen, gehe ich weiter, ohne mich jedoch über das Urteil der Leser auch nur im geringsten im unklaren zu befinden. Schon längst erblicken sie mich im Lande der Hirngespinnste, während ich sie nur im Lande

der Vorurteile sehe. Wenn ich mich auch in so hohem Grade von den gewöhnlichen Ansichten entferne, so sind dieselben meinem Geiste doch fortwährend gegenwärtig; ich untersuche sie und stelle Betrachtungen über sie an, nicht um sie mir als Richtschnur zu nehmen oder ihnen ängstlich aus dem Wege zu gehen, sondern um sie auf der Wage der Vernunft abzuwägen. So oft mich letztere auch nötigt, von ihnen abzuweichen, so gilt es für mich, da ich durch die Erfahrung belehrt bin, als eine abgemachte Sache, dass niemand meinem Beispiel folgen werde. Ich weiß, dass sie, da sie sich durchaus nur das als möglich vorstellen können, was sie mit Augen wahrnehmen, den jungen Mann, welchen ich ihnen darstelle, für ein Wesen der Einbildung und Phantasie halten werden, weil er sich von denen, mit welchen sie ihn vergleichen, so wesentlich unterscheidet. Sie berücksichtigen nicht, dass er sich ja notwendig von ihnen unterscheiden muss, weil er eine ganz andere Erziehung hat, von ganz anderen Gefühlen beseelt und ganz anders unterrichtet ist als sie. Es würde vielmehr weit überraschender sein, wenn er ihnen ähnelte, anstatt so zu sein, wie ich ihn voraussetze. Er ist nicht ein Mensch, wie ihn der Mensch, sondern wie ihn die Natur bildet. Sicherlich muss er deshalb ihren Augen sehr befremdend vorkommen.

Beim Beginne dieses Werkes stellte ich nichts auf, was nicht jedermann ebenso gut beobachten könnte als ich, weil es ja ein und derselbe Punkt ist, nämlich die Geburt des Menschen, von dem wir alle gleichmäßig ausgehen; je weiter wir jedoch fortschreiten, ich, um die Natur zu unterstützen, und ihr, um sich niederzuhalten und zu verderben, desto mehr entfernen wir uns voneinander. In seinem sechsten Jahre unterschied sich mein Zögling wenig von den eurigen, da es euch noch an ausreichender Zeit zu ihrer Verbildung gefehlt hatte. Jetzt ist alle Ähnlichkeit zwischen ihnen verschwunden, und das Mannesalter, dem sich Emil nun nähert, muss ihn uns unter einer völlig abweichenden Gestalt zeigen, wenn ich nicht alle meine Mühe umsonst angewandt habe. Die Menge der Kenntnisse ist auf beiden Seiten vielleicht gleich; aber die Gegenstände, auf welche sich die Kenntnisse erstrecken, sind sehr

verschieden. Es setzt euch in Erstaunen, bei dem einen erhabene Gefühle wahrzunehmen, von denen sich bei den anderen auch nicht die geringste Spur vorfindet, aber berücksichtigt auch, dass letztere bereits sämtliche Philosophen und Theologen sind, bevor Emil nur weiß, was Philosophie ist, ja bevor er noch von Gott hat reden hören.

Machte man mit etwa den Einwand: „Nichts von dem, was du annimmst, existiert in Wirklichkeit; die jungen Leute sind keineswegs so beschaffen, sie haben diese oder jene Leidenschaft; sie tun dies oder das,“ so liefere dies auf dasselbe hinaus, als wenn man bestreiten wollte, dass deshalb, weil man in unseren Gärten nur Zwergbäume zu sehen bekommt, nun auch je ein Birnbaum ein großer Baum sein könnte.

Ich bitte diese Richter, die stets bei der Hand sind, ein absprechendes Urteil zu fällen, doch in Betracht zu ziehen, dass ich das, was sie da sagen, ganz ebenso gut weiß als sie, dass ich wahrscheinlich länger darüber nachgedacht habe, und dass ich, da mir jedes Interesse fehlt, sie hinter das Licht zu führen, zu der Forderung berechtigt bin, dass sie sich wenigstens soviel Zeit nehmen, zu untersuchen, worin ich mich irre. Mögen sie die Beschaffenheit des Menschen einer sorgfältigen Untersuchung unterwerfen, mögen sie die Anfänge der Entwicklung des menschlichen Herzens bei dieser oder jener Gelegenheit verfolgen, um zu erkennen, einen wie großen Unterschied die Erziehung zwischen zwei Individuen hervorrufen kann; mögen sie darauf die meinige mit der Wirkung vergleichen, die ich mir davon verspreche, und mir dann auseinandersetzen, in welcher Hinsicht ich mir einen Trugschluss habe zuschulden kommen lassen; erst dann werde ich nichts zu entgegnen haben.

Was mich in meiner Ansicht noch mehr bestärkt und mir, meines Erachtens, zur Entschuldigung dienen muss, dass ich ihr huldige, ist die Tatsache, dass ich, weit davon entfernt, der Sucht zu systematisieren nachzugeben, der bloß logischen Beweisführung einen so geringen Spielraum wie möglich gewähre und mich nur auf

die Beobachtung verlasse. Ich stütze mich nicht auf das Resultat meiner Einbildung, sondern auf das meiner Wahrnehmung. Es ist wahr, dass ich mich bei der Einsammlung meiner Erfahrung nicht bloß auf das Weichbild einer Stadt, noch auf eine einzige Menschenklasse beschränkt habe; aber nach Vergleichung so vieler Stände und Völker, deren Bekanntschaft ich in meinem nur der Beobachtung gewidmeten Leben habe machen können, habe ich als erkünstelt alles dasjenige ausgeschrieben, was sich als ausschließliche Eigentümlichkeit eines einzigen Volkes oder Standes herausstellte, und zu dem menschlichen Wesen nur das als unbestreitbar zugehörig betrachtet, was allen, ohne Unterschied des Alters, des Ranges und der Nation, gemeinsam war.

Befolgt ihr nun nach dieser Methode die Entwicklung eines jungen Mannes, dem es noch an einer bestimmt ausgeprägten Form fehlt und der von der Autorität und Meinung anderer so wenig wie möglich abhängt, von seiner frühesten Kindheit an, wem wird er wohl nach eurem Bedünken am meisten ähneln, meinem Zögling oder den eurigen? Dies ist, wie mir scheint, die Frage, die man beantworten muss, um erkennen zu können, ob ich mich geirrt habe.

Der Mensch beginnt nicht so leicht zu denken; sobald er aber erst einmal den Anfang damit gemacht hat, hört er nicht mehr auf. Wer gedacht hat, wird immer denken, und der Verstand vermag, wenn er einmal im Nachdenken geübt ist, nie wieder in Untätigkeit zu verharren. Man könnte deshalb auf die Vermutung kommen, dass ich bei meiner Methode zu viel oder zu wenig täte, dass die Tätigkeit des menschlichen Geistes von Natur nicht so schnell sichtbar würde, und dass ich denselben, nachdem ich ihm Gaben beigemessen hätte, die er gar nicht besäße, trotzdem in einem Ideenkreis eingeeengt hielte, den er längst durchbrochen haben sollte.

Erstens ist jedoch zu berücksichtigen, dass es sich bei dem Wunsche, einen Naturmenschen heranzubilden, noch nicht darum handelt, einen Wilden aus ihm zu machen und ihn in die Tiefe der

Wälder zu verweisen; sondern es genügt, dass er sich im gesellschaftlichen Strudel weder durch die Leidenschaften noch durch die Vorurteile der Menge mit fortreißen lässt, dass er mit eigenen Augen sieht, mit eigenem Herzen fühlt, dass er sich unter die Herrschaft seiner Autorität als unter die seiner Vernunft beugt. Es ist einleuchtend, dass die Menge der Gegenstände, deren Einwirkung er in dieser Lage ausgesetzt ist, die stets neuen Gefühle, die ihn erfüllen, die verschiedenen Mittel, seinen wirklichen Bedürfnissen abzuweichen, ihn mit vielen Begriffen bekannt machen müssen, die er sonst niemals oder doch nur auf einem viel langsameren Wege erlangen würde. Der dem Geiste natürliche Fortschritt wird beschleunigt, aber nicht aufgehoben. Der nämliche Mensch, der in den Wäldern dumm bleiben muss, muss in den Städten, wenn er auch nur einfacher Zuschauer ist, vernünftig und verständig werden. Nichts ist geeigneter, uns weise zu machen, als der Anblick von Torheit, an denen wir uns nicht beteiligen; und sogar der Teilnehmer belehrt sich noch, vorausgesetzt, dass er von ihnen nicht geblendet wird und demselben Irrtum unterliegt wie diejenigen, welche sie begehen.

Weiter wolle man denken, dass wir, durch unsere Anlage auf sinnliche Gegenstände beschränkt, für die Auffassung abstrakter Begriffe der Philosophie und rein geistiger Ideen fast gar keine Fähigkeit besitzen. Um uns dieselben anzueignen, müssen wir uns entweder von diesem Körper, an den wir mit so starken Banden gefesselt sind, freimachen, oder von Gegenstand zu Gegenstand stufenweise und langsam fortschreiten, oder wir müssen die Kluft endlich rasch und gleichsam mit einem Riesenschritt überspringen, dessen die Kindheit unfähig ist und zu welchem sogar der Mann eine für ihn besonders angefertigte Stufenleiter nötig hat. Die erste abstrakte Idee bildet die erste Sprosse derselben; aber ich vermag nur schwer einzusehen, wie man sie sich herzurichten denkt.

Das unerforschliche, allumfassende Wesen, welches der Welt die Bewegung verleiht, und welchem die ganze Reihe der Wesen ihren Ursprung verdankt, ist weder unseren Augen sichtbar, noch unseren Händen greifbar. Es entzieht sich allen unseren Sinnen. Das

Werk tritt uns sichtbar entgegen, aber der Meister verbirgt sich. Es ist keine Kleinigkeit, seine Existenz endlich zu erkennen. Und ist es uns gelungen, fragen wir uns: „Was ist er? Wo ist er?“ so verwirrt und verwirrt sich unser Geist und die Gedanken stehen uns still.

Locke verlangt, man solle sich zuerst mit dem Studium der Geister beschäftigen und erst dann zu dem der Körper übergehen. Das ist die Methode des Aberglaubens, der Vorurteile, des Irrtums, aber nicht die der Vernunft, ja nicht einmal die der wohlgeordneten Natur. Es heißt sich die Augen verbinden, um sehen zu lernen. Es bedarf eines langen Studiums der Körper, ehe man imstande ist, sich von den Geistern eine richtige Vorstellung zu machen und sich zur Ahnung ihrer Existenz hindurchzuarbeiten. Die umgekehrte Reihenfolge führt zum Materialismus.

Da unsere Sinne die ersten Werkzeuge zur Erlangung unserer Kenntnisse sind, so sind auch die körperlichen und sinnlich wahrnehmbaren Dinge die einzigen, von denen wir unmittelbar eine Vorstellung erhalten. Wer nicht mit dem philosophischen Anschauungen vertraut ist, vermag mit dem Worte „Geist“ keinen Sinn zu verbinden. Die große Masse des Volkes und die Kinder stellen sich einen Geist stets körperlich vor. Glauben sie nicht an Geister, welche schreien, reden, schlagen und Lärm machen? Nun wird man mir aber zugestehen müssen, dass Geister, welche Arme und Sprache haben, den Körpern täuschend ähnlich sind. Dies ist die Ursache, weshalb sich sämtliche Völker, die Juden nicht ausgenommen, körperliche Götter gebildet haben. Mit unseren Ausdrücken Geist, Dreieinigkeit, Personen Gottes sind wir selbst zum größten Teile Anthropomorphisten. Ich gebe zu, dass man uns nachsagen lehrt, Gott sei überall; allein wir glauben ebenso gut, dass die Luft überall sei, wenigstens innerhalb unserer Atmosphäre, und das Wort Geist bedeutet ja selbst eigentlich nichts anderes als Hauch, Odem und Wind. Gewöhnt man die Leute einmal daran, Worte nachzusprechen, ohne sie zu verstehen, dann kann man sie auch mit Leichtigkeit dazu bringen, alles zu sagen, was man will.

Das Gefühl unserer Einwirkung auf andere Körper hat uns zunächst in den Glauben versetzen müssen, dass demzufolge auch jede Einwirkung letzterer auf uns der von uns ausgeübten gleich sei. Auf diese Weise begann der Mensch sich alle Dinge, deren Einwirkung auf sich er empfand, belebt vorzustellen. Da er sich weniger stark fühlte als die meisten derselben, weil ihm die Kenntnis der Grenzen ihrer Macht fehlte, so kamen sie ihm unbegrenzt vor, und er machte von dem Augenblick an, wo er sie sich als Körper dachte, Götter aus ihnen. Während der ersten Zeitalter haben die Menschen, die sich noch durch alles in Schrecken setzen ließen, nichts Totes in der Natur gesehen. Der Begriff Materie hat sich in ihnen nicht weniger langsam gebildet als der Begriff Geist, da dieser erstere Begriff ja ebenfalls eine Abstraktion ist. Auf diese Weise haben sie das Weltall mit sinnlich wahrnehmbaren Göttern erfüllt. Die Gestirne, die Winde, die Berge, die Flüsse, die Bäume, die Städte, sogar die Häuser – kurz alles hatte seine Seele, seinen Gott, sein Leben. Die Bildnisse Labans, die Manitous der Rothäute, die Fetische der Neger, alle Werke der Natur und des Menschen sind die ersten Gottheiten der Sterblichen gewesen; Polytheismus war ihre erste Religion, und Götzendienst ihr erster Kultus. Zur Erkenntnis eines einzigen Gottes konnten sie sich erst erheben, als sie infolge der allmählichen Verallgemeinerung ihrer Begriffe imstande waren, auf die erste Ursache zurückzugehen, die ganze Kette der Wesen unter einen einzigen Begriff zusammenzufassen und mit dem Worte Substanz, das im Grunde genommen die größte aller Abstraktionen ist, einen bestimmten Sinn zu verbinden. Jedes Kind, welches an Gott glaubt, ist folglich notwendigerweise ein Götzendiener oder doch wenigstens ein Antropomorphist, und hat sich erst die Einbildungskraft einmal ein Bild Gottes ausgemalt, so kommt es sehr selten vor, dass ihn dann noch der Verstand begreift. Und das ist gerade der Fehler, in welchen wir bei Beobachtung des von Locke empfohlenen Ganges verfallen.

Da ich einmal, ich weiß selbst nicht wie, auf den abstrakten Begriff Substanz gekommen bin, so wird man, wenn wir einen

Augenblick dabei stehenbleiben, einsehen, dass man bei Annahme einer einzigen Substanz ihr Eigenschaften zuschreiben müsste, die sich wegen ihrer völligen Unvereinbarkeit gegenseitig ausschließen, wie das Denken und der Umfang, von denen die ihrem Wesen nach teilbar ist, die andere dagegen jede Teilbarkeit ausschließt. Man begreift übrigens, dass das Denken, oder wenn man will, die Empfindung, eine ursprüngliche und von der Substanz, zu der sie gehört, untrennbare Eigenschaft ist, und dass das nämliche Verhältnis zwischen dem Umfang und seiner Substanz stattfindet. Daraus ist man zu dem Schlusse berechtigt, dass die Wesen, welche eine dieser Eigenschaften verlieren, gleichzeitig auch die Substanz zu der sie gehört, verlieren, dass demnach der Tod lediglich eine Trennung der Substanz ist, und dass die Wesen, in denen sich jene beiden Eigenschaften vereinigt vorfinden, aus zwei Substanzen zusammengesetzt sind, zu denen diese beiden Eigenschaften gehören.

Jetzt überlege man aber, welcher Unterschied noch bleibt zwischen dem Begriffe der beiden Substanzen und dem der göttlichen Natur, zwischen der unbegreiflichen Vorstellung der Einwirkung unserer Seele auf unseren Körper und der Vorstellung der Einwirkung Gottes auf alle Wesen! Wie sollen sich die Begriffe Schöpfung, Vernichtung, Allgegenwart, Ewigkeit, Allmacht, ferner die Begriffe der übrigen göttlichen Eigenschaften, alle diese Begriffe, deren Verworrenheit und Dunkelheit nur wenige in ihrer ganzen Wirklichkeit zu erkennen vermögen, und welche für das Volk nur deshalb nichts Dunkles haben, weil ihm alles Verständnis für dieselben abgeht – wie, frage ich, sollen sie sich jungen Seelen, die noch von den ersten Sinnesäußerungen in Anspruch genommen werden und nur das zu begreifen imstande sind, was sie mit Händen greifen können, in ihrer ganzen Stärke, das heißt in ihrer ganzen Dunkelheiten darstellen? Umsonst öffnen sich die Abgründe der Unendlichkeit rings um uns her; ein Kind lässt sich dadurch nicht in Schrecken setzen; seine schwachen Augen vermögen ihre Tiefen nicht zu ergründen. Den Kindern gegenüber ist alles unendlich, sie verstehen keiner Sache Grenzen zu setzen,

nicht etwa weil sie einen zu großen Maßstab anlegen, sondern wegen der Unzugänglichkeit ihres Verstandes. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass sie das Unendliche weniger jenseits als diesseits des ihnen bekannten Raumes verlegen. Sie werden sich bei der Abschätzung eines unbegrenzten Raumes weit mehr auf ihre Füße als auf ihre Augen verlassen; er wird sich für sie nicht über die Grenzen ihrer Sehkraft, sondern nur über die Grenzen des Weges, den sie zurücklegen können, hinaus erstrecken. Erzählt man ihnen von der Allmacht Gottes, so werden sie ihn für beinahe ebenso stark als ihren Vater halten. Da ihnen in allen Dingen das, was sie kennen, den Maßstab des Möglichen abgeben muss, so halten sie das, was man ihnen sagt, stets für geringer als das, was sie aus Erfahrung wissen. So lauten regelmäßig die Urteile, welche Unwissenheit und Geistesschwäche fällen. Ajax würde sich gefürchtet haben, sich mit dem Achill zu messen, fordert aber den Jupiter zum Kampfe heraus, weil er den Achill kennt, jedoch nicht den Jupiter. Ein Schweizer Bauer, welcher sich für den reichsten Mann hielt, und dem man die Bedeutung eines Königs klarzumachen suchte, fragte mit stolzer Miene, ob ein König wohl imstande wäre, hundert Kühe auf den Bergen zu halten.

Ich sehe voraus, wie viele meiner Leser die Wahrnehmung in Erstaunen setzen wird, dass ich das ganze erste Lebensalter meines Zöglings habe vorübergehen lassen, ohne mit ihm über Religion zu sprechen. Im Alter von fünfzehn Jahren wusste er noch nicht, dass er überhaupt eine Seele hat, und vielleicht braucht er es noch nicht einmal im achtzehnten Jahre zu lernen, denn wenn er es vor dem unumgänglich nötigen Zeitpunkte lernt, läuft er Gefahr, es niemals zu erfahren.

Wenn mir die Aufgabe gestellt wäre, die Dummheit in ihrer abstoßendsten Form zur Darstellung zu bringen, so würde ich einen pedantischen Schulfuchs malen, wie er Kindern Katechismusunterricht erteilt; wenn ich ein Kind ganz närrisch machen wollte, würde ich es nötigen, mir deutlich auseinanderzusetzen, was es beim Hersagen des Katechismus eigentlich sage. Man wird mir den Einwurf machen, dass ja der

größte Teil der christlichen Dogmen Geheimnisse seien, und dass deshalb warten wollen, bis der menschliche Geist die Fähigkeiten erlangt habe, sie zu begreifen, nicht warten heiße, bis aus dem Kinde ein Mann geworden sei, sondern bis der Mensch aufgehört habe zu existieren. Hierauf entgegne ich erstlich, dass es Geheimnisse gibt, die es dem Menschen nicht nur unmöglich fällt, zu begreifen, sondern auch zu glauben. Ich sehe in der Tat nicht ein, was man da durch, dass man die Kinder mit denselben bekannt macht, anders erzielt, als dass man sie schon früh zum Lügen anhält. Weiter bin ich der Ansicht, dass man, will man Geheimnisse gelten lassen, wenigstens begreifen muss, dass sie unbegreiflich sind, Kinder sind aber nicht einmal dieses Gedankens fähig. Für das Alter, in welchem alles Geheimnis ist, gibt es gar keine Geheimnisse im eigentlichen Sinne.

Man muss glauben, um selig zu werden. Die falsche Auffassung dieses Dogmas ist die Quelle der blutigsten Intoleranz und die Ursache aller dieser nutzlosen Lehren, welche der menschlichen Vernunft den Todesstreich versetzen, indem dieselbe dadurch gewöhnt wird, sich mit Worten abspesen zu lassen. Ohne Zweifel ist kein Augenblick zu verlieren, um der ewigen Seligkeit gewiss zu werden; ist aber zu ihrer Erlangung das Nachplappern gewisser Worte hinreichend, so sehe ich nicht ein, was uns abhält, den Himmel ebenso gut mit Starmätzen und Elstern als mit Kindern zu bevölkern.

Die Pflicht zu glauben setzt die Möglichkeit dazu voraus. Der Philosoph, welcher nicht glaubt, begeht Unrecht, weil er von der Vernunft, die er ausgebildet hat, einen schlechten Gebrauch macht, und weil er imstande ist, die Wahrheiten zu verstehen, die er verwirft. Was aber glaubt ein Kind, welches sich zu der christlichen Religion bekennt? Das, was es versteht; allein es versteht das, was man es nachsprechen lässt, in so geringem Grade, dass es, falls ihr ihm plötzlich das Gegenteil vorspricht, dies ebenso willig annehmen wird. Der Glaube der Kinder sowie der vieler Erwachsener ist lediglich eine Sache der Geographie. Soll ihnen etwa dafür ein Lohn zuteil werden, dass sie in Rom und nicht in

Mekka geboren sind? Dem einen redet man vor, dass Mohammed der Prophet Gottes ist, und es sagt nun natürlich auch: „Mohammed ist der Prophet Gottes!“ Dem anderen sagt man, Mohammed sei ein Betrüger, und es behauptet deshalb gleichfalls: „Mohammed ist ein Betrüger!“ Jeder von diesen beiden hätte das behauptet, was der andere behauptet, wenn ihre Geburtsstätten vertauscht wären. Können nun wohl diese angeborenen Anlagen, die sich bei beiden so ähnlich zeigen, eine so verschiedene Wirkung ausüben, dass eine in das Paradies versetzt, das andere aber der Hölle überantwortet wird?<sup>112</sup> Legt ein Kind das Bekenntnis ab, dass es an Gott glaube, so ist es eigentlich nicht Gott, an den es glaubt, sondern der Peter oder der Jakob, welche ihm sagen, es gebe etwas, was man Gott nenne; und es glaubt dies in der Weise des Euripides, der öffentlich bekennt:

O Jupiter, von dem ich nichts  
Als nur den Namen kenne!<sup>113</sup>

Wir glauben, dass kein vor dem Alter der Vernunft gestorbenes Kind von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen werde; die Katholiker glauben dasselbe von allen getauften Kindern, wenn sie auch noch nie von Gott haben reden hören. Folglich gibt es Fälle, wo man, ohne an Gott zu glauben, selig werden kann, und solche Fälle kommen teils in der Kindheit, teils beim Wahnsinn vor, wo dem menschlichen Geiste diejenige Fähigkeit genommen ist, die zu der Erkenntnis der Gottheit notwendig ist. Der ganze Unterschied, den ich zwischen euch und mir finde, besteht darin, dass ihr die

---

<sup>112</sup> Variante: Dem einen redet man vor, man müsse Mohammed verehren, und es versichert nun auch, es verehere Mohammed. Dem anderen sagt man, man müsse die Jungfrau verehren, und es behauptet, es verehere die Jungfrau. Jedes von beiden würde das getan haben, was das andere getan hat, wenn sie sich in umgekehrter Lage befunden hätten. Können nun wohl diese Ansichten, die sich bei beiden usw.

<sup>113</sup> Plutarchs Abhandlung über die Liebe. Mit diesen Worten begann zuerst die Tragödie Menalippus; aber das Geschrei des Volkes von Athen nötigte Euripides, diesen Anfang abzuändern.

Behauptung aufstellt, die Kinder besäßen diese Fähigkeit schon in einem Alter von sieben Jahren, während ich sie ihnen noch im fünfzehnten Jahr abspreche. Ob ich nun recht oder unrecht habe, so handelt es sich hier keineswegs um einen Glaubensartikel, sondern um eine einfache naturhistorische Beobachtung.

Nach demselben Grundsatz ist es auch einleuchtend, dass selbst ein Mensch, der, ohne an Gott zu glauben, das Greisenalter erreicht hat, um deswillen noch nicht des zukünftigen Lebens verlustig gehen wird, wenn er nicht absichtlich in seiner Verblendung verharrte, und ich bekenne offen, dass meiner Ansicht nach dies nicht immer der Fall sein wird. Ihr teilt meine Ansicht, wenn es sich um Wahnsinnige handelt, die eine Krankheit zwar ihrer geistigen Fähigkeiten, damit aber noch nicht ihrer Eigenschaft als Menschen und also nicht ihres Anrechts auf die Wohltaten ihres Schöpfers beraubt hat. Weshalb mir also eure Beistimmung in bezug auf solche Personen versagen, welche, von ihrer Kindheit an der menschlichen Gesellschaft fernstehend, ein völlig wildes Leben geführt haben, und denen deshalb alle jene Einsichten fehlen, die man sich nur im Umgang mit Menschen anzueignen vermag.<sup>114</sup> Denn es ist eine erwiesene Unmöglichkeit, dass ein solcher Wilder je imstande sein sollte, sich durch eigene Überlegung zur Erkenntnis des wahren Gottes zu erheben. Die Vernunft sagt uns, dass ein Mensch nur für die aus freiem Antriebe begangenen Fehler straffällig sei und dass eine Unwissenheit, die sich zu belehren nie Gelegenheit hatte, ihm nie als Verbrechen angerechnet werden könne. Hieraus ergibt sich, dass jeder Mensch, welcher glauben würde, wenn er die nötigen Einsichten hätte, vor der ewigen Gerechtigkeit für gläubig angesehen wird, und dass die Strafe des Unglaubens nur diejenigen treffen wird, deren Herz sich der Wahrheit verschließt.

Nehmen wir uns in acht, denn die Wahrheit zu verkündigen, die sie nicht zu verstehen imstande sind, denn dadurch würden wir der

---

<sup>114</sup> Man lese über den Naturzustand des menschlichen Geistes und über die Langsamkeit seiner Fortschritte den ersten Teil der Abhandlung über die Ungleichheit nach.

Wahrheit gerade den Irrtum substituieren. Es wäre besser, von der Gottheit gar keine Vorstellung zu haben, als sich von derselben eine niedrige, phantastische, sie herabwürdigende und ihrer unwürdige zu bilden. Es ist ein geringeres Übel, von der Gottheit keine Kenntnis zu besitzen, als sie zu beleidigen. „Ich würde es vorziehen,“ sagt der ehrenwerte Plutarch,<sup>115</sup> „dass man glaubte, es gäbe gar keinen Plutarch in der Welt, als dass man sagte: Plutarch ist ungerecht, neidisch, eifersüchtig und so tyrannischen Geistes, dass er mehr verlangt, als zu erfüllen möglich ist.“

Der große Übelstand eines falschen Bildes der Gottheit, welches man dem Geiste der Kinder einprägt, besteht darin, dass dasselbe ihr ganzes Leben hindurch in ihnen haften bleibt, und dass sie, auch wenn sie erwachsen sind, sich von den Anschauungen ihrer Kindheit nicht loszureißen vermögen. Ich habe in der Schweiz eine brave und fromme Mutter gekannt, die von der unumstößlichen Richtigkeit dieses Satzes so vollkommen überzeugt war, dass sie ihren Sohn in seiner frühesten Jugend unter keinen Umständen in der Religion unterrichten wollte, weil sie von der Besorgnis erfüllt war, er könnte sich durch eine so unvollkommene Belehrung befriedigt fühlen und im Alter der Vernunft einer eingehenderen sein Ohr nicht mehr schenken. Dieses Kind hörte immer nur mit Andacht und Ehrfurcht von Gott reden, und sobald es selbst von ihm reden wollte, legte man ihm darüber, als über einen Gegenstand, der für dasselbe viel zu erhaben und groß wäre, sofort Stillschweigen auf. Diese Zurückhaltung fachte seine Neugier an, und in seiner Eigenliebe wünschte es sehnlichst den Augenblick herbei, wo es dieses Geheimnis kennen lernen sollte, welches man ihm mit so großer Sorgfalt verbarg. Je weniger man mit ihm von Gott redete, je weniger man ihm gestattet, selbst von ihm zu sprechen, desto mehr beschäftigte es sich mit ihm; dieses Kind sah Gott schließlich überall. Bei diesem Anschein von Geheimniskrämerei würde ich, wenn sie gar zu unvorsichtig zur Schau träte, freilich die

---

<sup>115</sup> Abhandlung über den Aberglauben, § 27.

Befürchtung hegen, dass sie durch die allzu große Erhitzung der Einbildungskraft des Knaben ihm ganz den Kopf verdrehte und dass man am Ende einen Schwärmer aus ihm machte, anstatt ihn auf den Weg des Glaubens zu bringen.

Dergleichen ist indes für meinen Emil, der sich niemals dazu bewegen lässt, einem Gegenstand, welcher außer den Grenzen seiner Fassungskraft liegt, Aufmerksamkeit zu schenken, und deshalb solche Dinge, die er nicht versteht, mit der gründlichsten Gleichgültigkeit anhört, durchaus nicht zu befürchten. Es gibt so vielerlei, von dem er zu sagen gewohnt ist: „Das gehört nicht zum Kreise meiner Kenntnisse,“ dass er durch einen Gegenstand mehr nicht leicht in Verlegenheit gesetzt wird, und sobald er beginnt, über diese großen Fragen in Unruhe zu geraten, so geschieht es nicht deshalb, weil sie in seiner Gegenwart aufgestellt sind, sondern weil der natürliche Fortschritt seiner Einsichten seine Forschungen nach dieser Richtung hinlenkt.

Wir haben bereits gesehen, auf welchem Wege sich der herangereifte menschliche Geist diesen Geheimnissen nähert, und ich will gern einräumen, dass er, wenn er nur der Natur folgte, selbst im Schoße der Gesellschaft, erst in einem vorgeschrittenen Lebensalter dahin gelangen würde. Weil sich jedoch in dieser nämlichen Gesellschaft unvermeidliche Ursachen vorfinden, welche den Fortschritt der Leidenschaften beschleunigt, so würde man, wenn man nicht den Fortschritt der Einsichten, welche zur Zügelung unserer Leidenschaften dienen, in gleichem Verhältnis beschleunigte, in Wirklichkeit von der Ordnung der Natur abweichen, und das Gleichgewicht würde aufgehoben werden. Wenn man eine allzu schnell fortschreitende Entwicklung nicht zu mäßigen vermag, so muss man alles, was damit naturgemäß in Verbindung steht, in gleicher Geschwindigkeit weiterzuführen suchen, so dass nirgends die Ordnung gestört, das, was die Bestimmung hat, gleichmäßig fortzuschreiten, nicht voneinander geschieden werde und der Mensch, der in allen Lebensmomenten nur ein einziges Ganzes bildet, hinsichtlich der Entwicklung seiner

einzelnen Fähigkeiten nicht einen verschiedenen Standpunkt einnehme.

Ich sehe schon im Geiste, welche Schwierigkeiten sich hier erheben, Schwierigkeiten, die um so größer sind, als sie weniger in den Dingen, als vielmehr auf dem Kleinmute derer beruhen, die sich nicht zu heben wagen. Unternehmen wir zunächst das Wagestück, sie uns wenigstens klarzumachen. Ein Kind soll in der Religion seines Vaters erzogen werden. Man liefert ihm stets den vollkommenen Beweis, dass diese Religion, was für eine es auch immer sei, die einzig wahre ist, alle anderen dagegen voller Überspanntheiten und Ungereimtheiten sind. Was diesen Punkt anlangt, so hängt die Stärke der Beweisgründe durchaus von dem Lande ab, in welchem man sie vorbringt. Ein Türke, welchem in Konstantinopel das Christentum so lächerlich erscheint, möge nur einmal nach Paris gehen und mit anhören, was man dort vom Mohammedanismus hält! Hauptsächlich auf religiösem Gebiete feiern die Vorurteile ihre Triumphe. Allein wir, die wir stolz versichern, wir schüttelten ihr Joch in jeder Beziehung ab, wir, die wir der Autorität kein Vorrecht zugestehen, wir, die wir unseren Emil in nichts unterrichten wollen, was er nicht in jedem Lande von selbst lernen könnte, in welcher Religion sollen wir ihn erziehen? In welche Sekte sollen wir diesen Naturmenschen aufnehmen lassen? Die Antwort ist, wie mir scheint, sehr einfach. Wir bestimmen ihn weder für diese noch für jene, setzen ihn aber in den Stand, sich selbst diejenige zu wählen, welcher ihn der beste Gebrauch seiner Vernunft zuführen muss.

Incedo per ignes  
Suppositos cineri doloso.<sup>116</sup>

---

<sup>116</sup> ..... Durch Gluten schreit' ich,  
Welche mit trüglicher Asch' umhüllt sind.

(Horat. II, Ob.  
1, B. 7-8.)

Sei es trotzdem gewagt! Eifer und Aufrichtigkeit haben mir bisher die Klugheit ersetzt. Ich gebe mich der Hoffnung hin, dass mich diese Bürgen im Notfall nicht verlassen werden. Leser, fürchtet von mir keine Vorsichtsmaßregeln, die eines Wahrheitsfreundes unwürdig wären. Ich werde meines Wahlspruchs stets eingedenk bleiben, aber man muss mir vergönnen, in mein eigenes Urteil Misstrauen zu setzen. Anstatt euch meine eigenen Gedanken darüber zu entschleiern, will ich euch erzählen, was ein Mann dachte, der mich um vieles übertraf. Ich stehe für die Wahrheit der Tatsachen ein, die ich hier mitteilen will; sie sind dem Verfasser der schriftlichen Aufzeichnung, die ich abzuschreiben gedenke, wirklich zugestoßen. Euere Sache ist es nun, zu sehen, ob sich daraus nützliche Betrachtungen über den Gegenstand, um den es sich hier handelt, ziehen lassen. Weder eines anderen noch meine eigene Ansicht stelle ich euch als maßgebende Richtschnur auf; ich wünsche sie euch lediglich zur Prüfung vorzulegen.

„Es sind dreißig Jahre her, dass ein junger Mann, der fern von seinem Vaterlande lebte, in einer Stadt Italiens in das äußerste Elend geriet. Er war im Schoße des Calvinismus geboren, wechselte indes, da er infolge einer Unbesonnenheit die Flucht hatte ergreifen müssen und sich nun in einem fremden Land ohne alle Hilfsmittel sah, seine Religion, um sich dadurch seinen Unterhalt zu verschaffen. Es befand sich in dieser Stadt ein Hofpiz für Proselyten, und in dieses wurde er aufgenommen. Während man ihn über die Unterscheidungslehren unterrichtete, rief man Zweifel in ihm wach, die er vorher nicht gehabt hatte, und lehrte ihn das Böse kennen, das ihm bis dahin fremd gewesen war. Er hört neue Dogmen, sah aber gleichzeitig Sitten, die ihm noch neuer waren. Er sah sie und wäre beinahe ihr Opfer geworden. Er wollte fliehen, aber man sperrte ihn ein; er beschwerte sich, man bestrafte ihn für seine Beschwerden. Der Willkür seiner Tyrannen preisgegeben, sah er sich als Verbrecher behandelt, weil er nicht hatte in die Sünde willigen wollen. Wer da weiß, in wie hohem Grade die erste Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit die einem jungen,

unerfahrenen Herzen zugefügt wird, dasselbe aufzuregen vermag, kann sich eine Vorstellung von dem Zustande machen, in welchen das seinige versetzt wurde. Tränen der Wut stürzten ihm aus den Augen, der Unwille drohte ihn zu ersticken; Himmel und Erde bestürmte er mit seinen Bitten; er vertraute sich jedermann an und doch fand es bei niemandem Gehör. Seine Augen vermochten niemand zu entdecken als feile Diener, die völlig von jenem Niederträchtigen, der ihn so schimpflich behandelte, abhängig waren, oder Täter der ihm zugemuteten Sünde, die sich über seinen Widerstand lustig machten und ihn aufforderten, ihnen nachzuahmen. Ohne einen redlichen Geistlichen, der wegen irgendeiner Angelegenheit das Hospiz besuchte, und den er Mittel fand, im geheimen um Rat zu fragen, wäre er verloren gewesen. Der Geistliche war arm und bedurfte selbst aller Welt Hilfe; aber der Unterdrückte hatte seiner in noch höherem Grade nötig, und er trug keinen Augenblick Bedenken, seine Flucht zu befördern, selbst auf die Gefahr hin, sich dadurch einen gefährlichen Feind zuzuziehen.

Dem Laster war er nun zwar entronnen, aber nur um von neuem in Mangel zu geraten. Vergeblich kämpfte der junge Mann gegen sein Schicksal an. Einen Augenblick glaubte er freilich schon desselben Herr geworden zu sein. Bei dem ersten Aufleuchten des Glückes waren sofort seine Leiden und sein Beschützer vergessen. Diese Undankbarkeit sollte aber bald ihre Strafe erhalten; alle seine Hoffnungen scheiterten. Kam ihm auch seine Jugend zustatten, so verdarben doch seine romanhaften Ideen alles wieder. Obwohl es ihm an den hinreichenden Talenten und dem nötigen Geschick gebrach, um sich einen leichten Lebensweg zu bahnen, und er weder gemäßigt noch schlecht zu sein verstand, so machte er doch auf so vielerlei Anspruch, dass er schließlich keines seiner Ziele zu erreichen vermochte. Zurückgesunken in sein früheres Elend, ohne Brot, ohne Obdach, dem Hungertod nahe, erinnerte er sich mit einem Male wieder seines Wohltäters.

Er kehrt zu ihm zurück, findet ihn und hat sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Sein Anblick ruft in dem

Geistlichen wieder das Andenken an eine gute Handlung, welche er vollbracht hatte, wach. Eine solche Erinnerung kann für die Seele stets nur erfreulich sein. Dieser Mann war von Natur menschenfreundlich und mitleidig; seine eigenen Leiden erfüllten ihn mit Mitgefühl für fremdes Leid, und Wohlstand hatte sein Herz nicht verhärtet; außerdem hatten die Lehren der Weisheit und eine fleckenlose Tugend seinem guten Naturell noch größeren Halt gegeben. Er nimmt den jungen Mann auf, verschafft ihm ein Nachtlager, empfiehlt ihn und teilt mit ihm sein geringes Einkommen, das für zwei kaum ausreichend ist. Er tut sogar noch mehr, er unterrichtet ihn, tröstet ihn und lehrt ihn vor allem die schwierige Kunst, jedes Missgeschick mit Geduld zu ertragen. Hättet ihr, mit Vorurteilen erfüllte Menschen, dies wohl von einem Geistlichen, hättet ihr es wohl in Italien vermutet?

Dieser redliche Geistliche war ein armer savoyischer Vikar, der wegen eines Jugendabenteuers bei seinem Bischof in Ungnade gefallen war und deshalb jenseits der Berge ein Unterkommen gesucht hatte, welches ihm in seinem Vaterlande versagt war. Es fehlte ihm weder an Geist noch an wissenschaftlicher Bildung. Diese Gaben sowie ein einnehmendes Äußere hatten ihm Gönner verschafft, welche ihn bei einem Minister unterbrachten, um die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen. Allein er zog die Dürftigkeit der Abhängigkeit vor, und es fehlte ihm auch an dem richtigen Takt im Umgang mit den Großen. Daher blieb er nicht lange in diesem Wirkungskreise, verlor jedoch, als er aus demselben schied, keineswegs die Achtung des Ministers, und da er einen unanstößigen Lebenswandel führte und sich mit der Hoffnung, doch noch die Gunst des Bischofs wiederzugewinnen und irgendeine kleine Pfarrei im Gebirge von demselben zu erhalten, wo er seine übrigen Tage verleben könnte. Ein höheres Ziel kannte sein Ehrgeiz nicht.

Eine natürliche Neigung zog ihn zu dem jungen Flüchtling hin und trieb ihn an, denselben genau zu beobachten. Er nahm wahr, dass das Unglück sein Herz bereits gebrochen, dass Schmach und Verachtung seinen Mut gebeugt hatte, und dass seinem Stolze, der

schon in tiefste Bitterkeit übergegangen war, die Ungerechtigkeit und Härte der Menschen nur als ein Gebrechen ihrer Natur und jede Tugend als eitler Wahn erschien. Er hatte zu sehen geglaubt, dass die Religion nur die Maske des Eigennutzes abgibt und der religiöse Kultus die Heuchelei großzieht; es war ihm vorgekommen, als ob bei allem Aufgebote des Scharfsinnes in den gelehrten Streitigkeiten Himmel und Hölle immer nur als Preis für ein Spielen mit Worten gelten, in seinen Augen war die erhabene und ursprüngliche Idee der Gottheit durch die Phantastischen Einbildungen der Menschen entstellt, und da es ihm schien, dass man, um an Gott zu glauben, auf den Verstand verzichten müsste, den man von ihm erhalten hat, so zollte er sowohl diesen ihm lächerlich dünkenden Träumereien der Menschen als auch dem Gegenstande derselben die nämliche Verachtung. Ohne die geringste Kenntnis von dem, was ist, ohne eine richtige Vorstellung von der Entstehung der Dinge, verharrte er mit tiefer Verachtung aller derer, die davon mehr als er zu wissen meinten, in seiner krassen Unwissenheit.

Die Verwerfung aller Religion führt zur Verabsäumung der Pflichten des Menschen. Unser Freigeist hatte in seinem Herzen schon mehr als die Hälfte dieses Weges zurückgelegt. Trotzdem war er nicht etwa mit besonders bösen Anlagen geboren, sondern der Unglaube und das Elend, welche seine Natur allmählich erstickten, trieben ihn nur mit furchtbarer Schnelligkeit seinem Verderben entgegen und hatten ihn fast schon so weit gebracht, dass er in den Sitten zu einem Bettler herabsank und in ihm den Grund zu der Moral eines Atheisten gelegt.

Obgleich das Übel fast unvermeidlich einen traurigen Ausgang nehmen zu müssen schien, so hatte es doch bis jetzt seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Der junge Mann besaß Kenntnisse, und seine Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Er stand in jenem glücklichen Alter, in welchem das gärende Blut die Seele zu erwärmen beginnt, ohne sie den Leidenschaften der Sinne zu unterwerfen. Die seinige hatte noch ihre ganze Spannkraft. Eine angeborene Schamhaftigkeit und eine gewisse Schüchternheit des

Charakters vertraten bei ihm den Zwang und verlängerten für ihn jene Lebensperiode, in welcher ihr euren Zögling euch so sorgfältig zu erhalten bemüht. Das hassenswerte Beispiel einer tierischen Entartung und eines reizlosen Lasters war so weit davon entfernt gewesen, seine Einbildungskraft anzufachen, dass es dieselbe vielmehr ertötet hatte. Durch Widerwille und Ekel, die ihm lange Zeit die Tugend ersetzen, vermochte er seine Unschuld zu bewahren; sie sollte nur süßeren Verführungen unterliegen.

Der Geistliche erkannte nicht nur die Gefahr, sondern auch die Mittel zur Abwehr. Die Schwierigkeiten schreckten ihn durchaus nicht zurück; er fand Gefallen an seinem Werke und beschloss, es zu vollenden und das Opfer, welches er der Versunkenheit und Schande entrissen hatte, in den Schoß der Tugend zurückzuführen. Nur mit größter Behutsamkeit ging er bei Ausführung seines Planes zu Werke. Der gute Zweck belebte seinen Mut und gab ihm Mittel ein, die seines edlen Strebens würdig waren. Welchen Erfolg er auch erzielen mochte, er war sicher, seine Zeit nicht verloren zu haben. Wer nur Gutes bezweckt, muss seine Bemühungen stets mit Erfolg gekrönt sehen.

Sein erste war, sich das Vertrauen des Proselyten dadurch zu gewinnen, dass er auf seine Wohltaten keinen Preis setzte, dass er ihm nicht lästig fiel, ihm keine langen Predigten hielt, nie über die Grenzen seiner Fassungskraft hinausging und sich nicht scheute, sich zu erniedrigen, um sich ihm soviel als möglich gleichzustellen. Es musste meinem Bedünken nach in der Tat ein ergreifendes Schauspiel darbieten, mit anzusehen, wie sich ein ernster Mann zum Kumpan eines tiefgesunkenen Menschen hergab und die Tugend den Ton ungebundener Zügellosigkeit annahm, um desto sicherer zum Ziele zu gelangen. Als der leichtsinnige Mensch endlich Vertrauen zu ihm fasste und ihm sein Herz ausschüttete, hörte ihn der Priester an und suchte ihm durch freundliches Entgegenkommen sein Geständnis zu erleichtern. Ohne das dabei vorkommende Böse zum billigen, legte er doch ein lebhaftes Interesse für alles an den Tag. Niemals hemmte er durch unbesonnenen Tadel sein Geplauder oder machte ihm das Herz

schwer. Das Vergnügen, mit welchem derselbe seine Worte aufgenommen glaubte, erhöhte noch die Freude, von der er bei diesen Herzensergießungen beseelt war. So beichtete er alles, was er auf dem Herzen hatte, ohne sich doch seiner Beichte bewusst zu werden.

Nachdem der Priester über die Gesinnungen und den Charakter seines Schützlings ins klare gekommen war, erkannte er deutlich, dass er, obwohl man ihn für sein Alter nicht unwissend nennen konnte, doch alles das vergessen hatte, was für ihn zu wissen von größter Wichtigkeit war, und dass die Schmach, in welche er durch die Schuld des Schicksals versunken war, in ihm jedes wahre Gefühl für gut und böse erstickt hatte. Es gibt einen Grad von Verkommenheit, welcher der Seele alles Leben entzieht. Die innere Stimme vermag sich dem nicht vernehmbar zu machen, der nur an die Sorge für seine Ernährung zu denken hat. Um den jungen Unglücklichen vor diesem moralischen Tode, dem er so nahe war, zu bewahren, suchte der Priester zunächst wieder Selbstliebe und Selbstachtung in ihm anzufachen; er malte ihm aus, eine wie glückliche Zukunft er sich durch eine geschickte Anwendung seiner Talente bereiten könnte, und verstand es, durch die Erzählung guter Handlungen, welche andere ausgeübt hatten, sein Herz wieder für alles Edle zu erwärmen; indem er ihn mit Bewunderung für die Personen erfüllte, welche so edel gehandelt hatten, rief er in ihm zugleich den Wunsch hervor, ähnliche Taten zu vollbringen. Um ihn nach und nach von seinem müßigen und unsteten Leben loszureißen, verwandte er ihn zur Anfertigung von Auszügen aus auserlesenen Büchern, und indem er sich stellte, als bedürfe er dieser Auszüge, gab er dem edlen Gefühle der Dankbarkeit in ihm Nahrung. Er belehrte ihn mittelbar durch diese Bücher und flößte ihm wieder eine gute Meinung von sich selbst ein, damit er sich nicht für ein zu allem Guten unfähiges Wesen halten und sich des Gedankens entschlagen sollte, sich in seinen eigenen Augen verächtlich zu machen.

Die Mitteilung eines an und für sich unbedeutenden Vorfalles wird ausreichend sein, damit sich der Leser ein richtiges Urteil über

die große Kunst bilden könne, welche dieser wohlthätige Mann anwandte, um das Herz seines Schülers unmerklich aus der Erniedrigung zu erheben, ohne dass es den Anschein erweckte, er ginge darauf aus, ihm eine Belehrung zu erteilen. Der Geistliche war von so anerkannter Rechtschaffenheit und von so unzweifelhafter Menschenkenntnis, dass sich mehrere Personen behufs Verteilung ihrer Almosen lieber an ihn als an die reichen Stadtpfarrer wandten. Als man ihm eines Tages wieder einiges Geld zu diesem Zwecke übergeben hatte, war der junge Mensch unwürdig genug, ihn um einen Teil desselben anzusprechen, da er ja auch zu den Armen gehörte. Nein, versetzte dieser jedoch, wir sind Brüder, Sie gehören mir an, und ich darf, wo es sich um meinen persönlichen Vorteil handelt, nichts von dem mir anvertrauten Gute anrühren. Darauf schenkte er ihm aus seinen eigenen Mitteln soviel Geld, als er verlangt hatte. Lehren solcher Art verfehlen auf das Herz junger Leute, welche noch nicht völlig verdorben sind, selten ihre Wirkung.

Ich bin es aber müde, immer in der dritten Person zu reden, und es ist dies auch eine völlig überflüssige Mühe, denn ihr werdet wohl schon vermuten, liebe Mitbürger, dass ich selbst dieser unglückliche Flüchtling bin. Ich denke, die Verirrungen meiner Jugend liegen mir jetzt fern genug, dass ich es wagen darf, sie einzugestehen; und die Hand, die mich ihnen entriss, verdient es gewiss, dass ich ihren Wohltaten, selbst auf die Gefahr hin, mich einer geringen Beschämung auszusetzen, wenigstens einige Ehre erweise.

Am auffallendsten war mir jedoch, dass ich in dem Privatleben meines würdigen Lehrers eine Tugend ohne Heuchelei, eine Menschheit ohne Schwäche entdeckte, dass seine Reden immer aufrichtig und einfach waren und dass seine Handlungen stets seinen Worten entsprachen. Nie habe ich die Wahrnehmung gemacht, dass er sich darum bekümmert hätte, ob diejenigen, welchen er Handreichung leistete, auch zur Vesper gingen, ob sie fleißig beichteten, an den vorgeschriebenen Tagen fasteten oder sich der Fleischspeisen enthielten, noch dass er ihnen andere

dergleichen Bedingungen auferlegt hätte, ohne welche man bei Frömmern, und sollte man auch im Elende zugrunde gehen, auf keine Hilfe rechnen kann.

Durch diese Beobachtungen ermutigt und weit davon entfernt, vor seinen Augen mit dem erkünstelten Eifer eines Neubekehrten zu prunken, verhehlte ich ihm meine Denkweise keineswegs und fand nicht, dass ich dadurch Anstoß bei ihm erregte. Bisweilen hätte ich allerdings in Versuchung geraten können, zu mir zu sagen: Er hält mir meine Gleichgültigkeit gegen den Kultus, zu dem ich übergetreten bin, um deswillen zugute, weil er mich auch von derselben Gleichgültigkeit gegen denjenigen erfüllt sieht, in dem ich geboren bin. Er begreift, dass meine Geringachtung nicht aus Parteilichkeit entsteht. Was für Gedanken mussten aber in mir aufsteigen, wenn ich ihn bisweilen Dogmen billigen hörte, welche denen der römisch-katholischen Kirche völlig widersprachen, und er sich den Anschein gab, als ob alle Zeremonien derselben in seinen Augen nur einen geringen Wert hätten? Hätte ich ihn nicht in der Beobachtung derselben Gebräuche, denen er so wenig Wichtigkeit beizulegen schien, so gewissenhaft gesehen, so würde ich ihn für einen heimlichen Protestanten gehalten haben; da ich mir aber die Überzeugung verschafft hatte, dass er seine priesterlichen Pflichten ohne Zeugen mit der nämlichen Pünktlichkeit erfüllte, mit denen er sie öffentlich beobachtete, so wusste ich nicht mehr, welches Urteil ich mir über diese Widersprüche bilden sollte. Abgesehen von dem einen Fehler, welcher die Ursache seines Unglücks war und unter dessen Folgen er noch immer zu leiden hatte, war sein Leben exemplarisch, zeigte er sich in seinem Wandel untadelhaft, bekundeten seine Reden Rechtschaffenheit und Scharfsinn. Da ich mit ihm in größter Vertraulichkeit lebte, lernte ich ihn täglich höher achten, und die große Güte, die er gegen mich an den Tag gelegt, hatte ihm mein ganzes Herz gewonnen. Mit einer gewissen neugierigen Unruhe wartete ich auf den Augenblick, wo ich erfahren sollte, auf welchen Grundsatz er die Gleichmäßigkeit eines so eigentümlichen und ausgezeichneten Lebens gründete.

Dieser Augenblick erschien indes nicht so bald. Bevor er sich seinem Schüler ganz enthüllte, bemühte er sich, den Samen der Vernunft und Güte, welchen er in seine Seele gestreut hatte, emporkeimen zu lassen. Was sich in mir am schwierigsten wollte ausrotten lassen, war ein stolzer Menschenhass, eine gewisse Bitterkeit gegen die Reichen und Glücklichen in dieser Welt, als ob sie sich nur auf meine Kosten dazu hätten emporschwingen können und als ob durch ihr vermeintliches Glück das meinige geschmälert würde. Die törichte Eitelkeit der Jugend, welche gegen jede Demütigung ankämpft, erhöhte diese gehässige Stimmung nur in allzu hohem Grade, und da die Eigenliebe, die mein Mentor sich wieder in mir rege zu machen bemühte, mir ein Gefühl des Stolzes einflößte, so machte mir diese die Menschen in meinen Augen noch verächtlicher und wurde die Ursache, dass zu meinem Hass gegen sie noch die Verachtung hinzutrat.

Ohne diesem Stolz direkt entgegenzutreten, trug er doch dafür Sorge, dass derselbe nicht in Verhärtung des Gemüts ausarten konnte, und ohne mir die Selbstachtung zu rauben, nahm er ihr doch einen Teil der Verachtung meines Nächsten, der sich sonst mit ihr gepaart hatte. Dadurch, dass er regelmäßig den leeren Schein entfernte und mir die eigentlichen Übel nachwies, welche sich unter jenem verbergen, lehrte er mich die Fehler meiner Mitmenschen bedauern, an ihren Leiden Anteil nehmen, und sie mehr beklagen als beneiden. Da er infolge des tiefen Gefühls seiner eigenen Schwäche von innigem Mitleid mit den menschlichen Schwächen bewegt war, so betrachtete er die Menschen in jeder Beziehung als Opfer ihrer eigenen oder fremder Fehler; er erkannte, wie die Armen unter dem Joche der Reichen, die Reichen dagegen unter dem Joch ihrer Vorurteile seufzten. Glauben Sie mir, sagte er, unsere Illusionen sind so weit davon entfernt, uns unsere Übel zu verhüllen, dass sie dieselben vielmehr vermehren, indem sie an sich wertlosen Dingen einen hohen Wert beilegen und die falsche Vorstellung in uns erregen, dass wir tausenderlei Dinge entbehren müssten, deren Mangel wir sonst gar nicht fühlen würden. Der Friede der Seele besteht in der Verachtung alles

dessen, was ihn zu stören imstande ist. Der Mensch, welcher das Leben am höchsten schätzt, versteht es am wenigsten zu genießen, und wer dem Glück am gierigsten nachjagt, wird sich stets am unglücklichsten fühlen.

O, was für traurige Bilder! rief ich mit Bitterkeit aus. Wozu frommt es, geboren zu werden, wenn wir uns alles versagen müssen? Und wer vermag glücklich zu sein, wenn wir das Glück selbst verachten müssen? Ich! erwiderte eines Tages der Geistliche in einem Tone, der einen tiefen Eindruck auf mich machte. Wie? Sie glücklich? Sie, der sich in einer so wenig günstigen Lage befindet, der mit Armut zu kämpfen hat, der in der Verbannung lebt und sich Verfolgungen ausgesetzt sieht, Sie sind glücklich? Und auf welchem Wege sind Sie dazu gelangt? – Das, mein Sohn, entgegnete er, will ich Ihnen gern mitteilen.

Darauf sagte er, nachdem ich mit meinen Bekenntnissen ihm gegenüber nicht zurückgehalten hätte, wollte er mir auch die seinigen ablegen. Ich werde Ihnen, sagte er, indem er mich umarmte, mein ganzes Herz ausschütten. Sie sollen mich, wenn auch nicht so wie ich bin, doch wenigstens so, wie ich mich selbst erblicke, kennen lernen. Sobald Sie mein Glaubenskenntnis völlig angehört und meinen Seelenzustand genau erfahren haben werden, so werden Sie auch begreifen, weshalb ich mich glücklich schätze, und einsehe, was Sie selbst zu tun haben, um es zu werden, wenn Sie meinen Ansichten huldigen. Diese Geständnisse lassen sich jedoch nicht in einem Augenblick ablegen. Es gehört Zeit dazu, Ihnen alles, was ich über das Menschenlos und über den wahren Wert des Lebens denke, auseinanderzusetzen. Lassen Sie uns eine Stunde und einen Ort bestimmen, die sich am besten für uns eignen, um in ungestörter Ruhe, diese Unterhaltung führen zu können.

Ich sprach ihm mein lebhaftes Verlangen aus, ihn zu hören. Die Zusammenkunft wurde deshalb auch nur bis zum folgenden Morgen hinausgeschoben. Wir befanden uns gerade im Sommer; schon bei Tagesanbruch erhoben wir uns. Er führte mich zur Stadt

hinaus auf einen hohen Hügel, dessen Fuß vom Po bespült wurde, den man zwischen fruchtbaren Ufern majestätisch dahinströmen sah. In weiter Ferne wurde die Landschaft von der unermesslichen Alpenkette umrahmt. Hier und da glitten schon einige Strahlen der aufgehenden Sonne über die Ebene, und indem die Bäume, Hügel und Häuser ihre langen Schatten auf die Fluren warfen, wurde das vollendetste Gemälde, welches das menschliche Auge zu fesseln vermag, durch den tausendfachen Wechsel von Licht und Schatten noch mehr gehoben. Man hätte glauben können, die Natur wolle vor unseren Augen ihre ganze Pracht entfalten, um uns dadurch gleichsam den Text für unser Gespräch zu liefern. Nachdem wir das liebliche Bild einige Zeit stillschweigend betrachtet hatten, hob dieser Mann des Friedens folgendermaßen zu erzählen an:

### ***Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars***

Mein Sohn, erwarten Sie von mir weder gelehrte Abhandlungen noch tief eingehende Erörterungen. Ich bin kein großer Philosoph, und mache mir auch nichts daraus, dass ich es nicht bin. Indes kann ich mich bisweilen auf mein gesundes Urteil verlassen und liebe unter allen Umständen die Wahrheit. Ich beabsichtige nicht, mit Ihnen zu disputieren, ja ich will nicht einmal versuchen, Sie zu meiner Ansicht herüberzuziehen. Es genügt mir, Ihnen das darzulegen, was ich in aller Einfalt meines Herzens denke. Befragen Sie während meiner Mitteilungen Ihr eigenes Herz, das ist alles, was ich verlange. Irre ich mich, so geschieht es wenigstens in gutem Glauben, und das ist ausreichend, dass mir mein Irrtum nicht zum Verbrechen angerechnet werden kann. Würden Sie sich in ähnlicher Weise täuschen, so würde dies durchaus nicht schlimm sein. Stellen sich meine Gedanken jedoch als richtig heraus, so sind wir ja beide mit Vernunft begabt und haben das nämliche Interesse, auf sie zu hören. Weshalb sollten Sie nicht ebenso denken können wie ich?

Ich bin in Armut und in einer Bauernhütte geboren; mein Stand bestimmte mich offenbar dazu, das Land zu bebauen; aber man hielt es für zweckmäßig, dass ich mir mein Brot im geistlichen Stande verdienen lernte, und fand Mittel, mich studieren zu lassen. Sicherlich dachten weder meine Eltern noch ich daran, dass ich es mit in dieser Stellung zur Aufgabe machen müsste, zu erforschen, was gut, wahr und nützlich ist, sondern unser Augenmerk drehte sich ausschließlich um den Wissensgrad, den ich mir aneignen müsste, um die Weihe erhalten zu können. Ich lernte, was man von mir verlangte, redete, wie man es haben wollte, legte das Gelübde ab, wie man es mir vorsprach, und endlich war der Priester fertig. Aber bald genug merkte ich, dass ich, als ich das Gelübde abgelegt hatte, nicht als Mann zu leben, mehr versprochen hatte als ich halten konnte.

Man sucht uns einzureden, dass das Gewissen das Ergebnis der Vorurteile sei; jedoch weiß ich aus eigener Erfahrung, dass dasselbe allen Menschengesetzen gegenüber durchaus die strengste Befolgung der Naturordnung verlangt. Ob man uns dies oder jenes verbietet, stets wird uns das Gewissen für alles, was uns die wohlgeordnete Natur gestattet oder wohl gar vorschreibt, nur äußerst geringe Vorwürfe machen. O lieber junger Mann, zu Ihren Sinnen hat sie noch nicht gesprochen, leben Sie noch recht lange in dem glücklichen Zustand, wo Ihre Stimme die Stimme der Unschuld ist. Seien Sie dessen stets eingedenk, dass man sich noch mehr an ihr versündigt, wenn man ihr zuvorkommt, als wenn man sie bekämpft; erst muss man ihr widerstehen lernen, damit man daraus die Kenntnis schöpfe, wann man ihr ohne Sünde nachgeben darf.

Von Jugend auf habe ich die Ehe als die höchste und heiligste Institution der Natur hochgeachtet. Nachdem ich freiwillig auf das Recht verzichtet hatte, eine Ehe einzugehen, beschloss ich, sie nun auch in keiner Weise zu entweihen, denn trotz meiner Schulbildung und meiner Studien hatte ich meinem Geiste, da ich beständig ein gleichmäßiges und einfaches Leben geführt hatte, doch die ganze Klarheit seiner ursprünglichen Einsichten bewahrt. Die Grundsätze der Welt hatten sie in keiner Hinsicht verdunkelt, und meine Armut

hielt die Versuchungen von mir fern, die uns zu den Sophismen des Lasters führen.

Aber gerade dieser Entschluss gereichte mir zum Verderben. Meine Achtung vor fremdem Ehebetre musste meine Fehlritte bald offenbar werden lassen. Das Ärgernis verlangte Sühne; gefänglich eingezogen, abgesetzt, verbannt, war ich mehr das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit als meiner Unkeuschheit, und aus den Vorwürfen, mit denen mein Vorgesetzter die Ungnade, welche er mir erklärte, begleitete, konnte ich sehr wohl abnehmen, dass man, um sich der Strafe zu entziehen, oft nur den Fehler zu verschlimmern braucht.

Wenige Erfahrungen dieser Art genügen, einen Geist, der an Nachdenken gewöhnt ist, großer Gefahr auszusetzen. Da ich infolge meiner traurigen Beobachtungen die Vorstellungen, die ich mir von Gerechtigkeit, Redlichkeit und allen menschlichen Pflichten gebildet hatte, umgestoßen sah, so verlor ich täglich irgendeine der Ansichten, die ich angenommen hatte. Diejenigen, welche mir noch blieben, waren unzugänglich, ein einheitliches Ganze zu bilden, das sich durch sich selbst hätte erhalten können. Ich fühlte, wie sich in meinem Geist allmählich die Klarheit der Grundsätze verdunkelte, und da ich schließlich nicht mehr wusste, was ich denken sollte, so gelangte ich auf denselben Punkt, auf dem Sie sich jetzt befinden, lediglich mit dem Unterschiede, dass sich mein Unglaube, die spät gezeigte Frucht eines reiferen Alters, unter ungleich größeren Leiden entwickelt hatte und schwieriger auszurotten sein musste.

Ich befand mich in jener Stimmung von Ungewissheit und Zweifel, welche Cartesius als eine Voraussetzung zur Erforschung der Wahrheit betrachtet. Ein solcher Zustand ist zu einer längeren Dauer nicht geeignet und ist ebenso beunruhigend wie peinlich. Nur das Interesse an dem Laster oder die Trägheit des Geistes kann uns in demselben zurückhalten. Noch war mein Herz nicht verdorben genug, um darin Gefallen zu finden, und nichts erhält die Gewohnheit, nachzudenken, besser, als wenn man mit sich zufriedener als mit seinem Schicksal ist.

Ich stellte also Verachtungen über das traurige Los der Sterblichen an, welche ohne einen anderen Führer als einen unerfahrenen Steuermann, der die Fahrstraße nicht kennt, und nicht weiß von wannen er kommt, noch wohin er segelt, auf dem Meere der menschlichen Meinungen ohne Steuerruder, ohne Kompass und ihren stürmischen Leidenschaften überlassen, dahintrieben. Ich sagte mir: Ich liebe die Wahrheit und suche sie, vermag sie aber nicht zu erkennen. Man zeigte sie mir und ich werde ihr stets treu bleiben. Weshalb muss sie sich gerade dem eifrigen Entgegenkommen eines Herzens entziehen, welches dazu geschaffen ist, sie zu verehren?

Obgleich ich oft noch größere Leiden habe, so habe ich doch nie ein so anhaltend unangenehmes Leben geführt, wie in dieser Zeit der Aufregung und peinlichen Unruhe, wo ich, unaufhörlich von einem Zweifel in den anderen verfallend, als Frucht meines langen Nachdenkens nur Ungewissheit, Dunkelheit und Widersprüche über den Urgrund meines Daseins und über den Inhalt meiner Pflichten davontrug.

Wie kann man nur systematisch und mit voller Aufrichtigkeit ein Zweifler sein? Mir ist es unbegreiflich. Solche Philosophen existieren entweder nicht, oder müssen die unglücklichsten Menschen sein. Zweifel in bezug auf Dinge, deren Kenntnis für uns durchaus wichtig ist, ruft einen für den menschlichen Geist allzu aufreibenden Zustand hervor. Er ist nicht imstande, ihn lange auszuhalten. Wider Willen entscheidet er sich nach dieser oder jener Seite hin, und will sich lieber täuschen als gar nichts glauben.

Dass ich durch Geburt einer Kirche angehörte, welche alles selbst entscheidet und keinen Zweifel duldet, trug wesentlich zur Vermehrung meiner Verlegenheit bei, weil ich durch Verwerfung eines einzigen Dogmas genötigt wurde, auch alle übrigen zu verwerfen. Dazu kam, dass die Unmöglichkeit, eine so große Menge absurde Entscheidungen als richtig anzuerkennen, mir auch diejenigen verleidete, welche es nicht waren. Indem man vor mir verlangte, alles zu glauben, hielt man mich davon zurück,

überhaupt etwas zu glauben, und ich wusste nicht mehr, wobei ich stehen bleiben sollte.

Nun suchte ich bei den Philosophen Rat, durchblätterte ihre Werke, prüfte ihre verschiedenen Ansichten. Sämtliche fand ich stolz, absprechend und selbst bei all ihrem vermeintlichen Skeptizismus dogmatisch. Es ging ihnen alles Wissen ab, sie vermochten nichts zu beweisen und verspotteten sich gegenseitig, und dieser Punkt, der ihnen allen gemeinsam war, schien mir auch der einzige zu sein, in bezug auf welchen sie alle recht hatten. Siegestrunken beim Angriff, fehlte es ihnen bei der Verteidigung an aller Energie. Prüft ihr ihre Gründe, so zeigt es sich bald, dass sie nur solche auszuführen wissen, die zum Niederreißen dienen. Zählt ihr die Stimmen, so seid ihr durch die Entdeckung überrascht, dass nicht zwei übereinstimmen. Sie gehen nur scheinbar einen Vergleich ein, um desto besser disputieren zu können. Auf sie zu hören, war für mich nicht das Mittel, von meiner Ungewissheit befreit zu werden.

Ich sah ein, dass der erste Grund zu dieser erstaunlichen Meinungsverschiedenheit in der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, und der zweite im Hochmut liegt. Uns fehlt das Maßstab für diese unermessliche Maschine, wir vermögen ihre Verhältnisse nicht zu berechnen und kennen weder ihre Grundgesetze noch ihren Endzweck. Ja, wir kennen uns nicht einmal selbst, kennen weder unsere Natur noch das in uns wirkende Prinzip. Kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder zusammengesetztes Wesen ist; undurchdringliche Geheimnisse umringen uns von allen Seiten. Aber sie verbergen sich in Regionen, wohin unsere sinnlichen Wahrnehmungen nicht mehr dringen. Wir bilden uns ein, die Einsicht zu besitzen, um sie ergründen zu können, und haben doch nur Phantasie. Jeder bahnt sich durch diese eingebildete Welt einen Weg, der ihm der allein richtige zu sein scheint; aber keiner vermag zu wissen, ob der seinige wirklich zum Ziele führt. Trotzdem wollen wir alles erforschen, alles erkennen. Das einzige, was wir gar nicht begreifen können, ist, das, was wir nicht zu wissen imstande sind, deshalb auch gar nicht wissen zu wollen. Lieber entscheiden wir

uns aufs Geratewohl und glauben, was nicht ist, als dass wir uns zu dem Zugeständnis bequemen, dass keiner von uns das, was ist, zu erkennen vermöge. Obgleich wir nur der geringfügige Teil eines großen Ganzen sind, dessen Grenzen sich unseren Sinnen entziehen, und das sein Urheber unseren närrischen Zänkereien ruhig überlässt, so sind wir doch eitel genug, uns die Entscheidung darüber anmaßen zu wollen, was dieses Ganze an sich ist und was wir unsererseits in bezug auf dasselbe sind.

Wären die Philosophen imstande, die Wahrheit zu entdecken, wer unter ihnen würde sich dann noch für sie interessieren? Jeder weiß vollkommen, dass sein System nicht besser begründet ist als die anderen; aber er hält es trotzdem aufrecht, weil es eben von ihm herrührt. Nicht einen gibt es unter ihnen, der, wenn er sich wirklich bis zur Erkenntnis der Wahren und Falschen emporgeschwungen hat, nicht die Lüge, die er gefunden hat, der Wahrheit vorziehen sollte, welche von einem anderen entdeckt ist. Wo ist der Philosoph, der um seines Ruhmes willen nicht gern das menschliche Geschlecht täuschen würde? Wo ist derjenige, der, wenn er es sich auch selbst nicht einzugestehen wagt, einem andern Ziele nachjagt, als dem sich auszuzeichnen? Gelingt es ihm nur, sich über den großen Haufen zu erheben, den Glanz seiner Nebenbuhler in Schatten zu stellen, was verlangt er dann noch mehr? Die Hauptsache ist, anders zu denken als andere. Unter den Gläubigen spielt er die Rolle des Atheisten, unter den Atheisten würde er dagegen ein Gläubiger sein.

Die erste Frucht, die ich aus diesen Erwägungen zog, bestand darin, dass ich meine Forschungen auf das, was für mich von unmittelbarem Interesse war, beschränken lernte, dass ich in bezug auf alles übrige nicht aus meiner tiefen Unwissenheit herauszutreten suchte und mich nur über Dinge, deren Kenntnis für mich von unbestrittener Wichtigkeit war, bis zum Zweifel beunruhigte.

Ferner wurde es mir klar, dass mich die Philosophen nicht nur nicht von meinen vergeblichen Zweifeln befreien, sondern im

Gegenteil nur noch dazu beitragen würden, die, welche mich quälten, zu vermehren, während sie mir auch keinen einzigen lösen konnten. Deshalb sah ich mich nach einem anderen Führer um und sagte zu mir: Ich will mir bei dem inneren Lichte Rats erholen; es wird mich weniger auf Irrtümer leiten als jene, oder mein Irrtum wird wenigstens mein eigener sein, und ich werde weniger tief sinken, wenn ich meinen eigenen Irrtümern folge, als wenn ich mich den Lügen jener überlasse.

Während ich mir nun die verschiedenen Meinungen, die mich seit meiner Jugend abwechselnd mit fortgerissen hatten, ins Gedächtnis zurückrief, sah ich ein, dass sie, ungeachtet keine einzige von ihnen eine so unbestrittene Wahrheit enthielt, um unmittelbar zur Überzeugung zu verhelfen, doch verschiedene Stufen von Wahrscheinlichkeit hatten, und dass ich ihnen in sehr verschiedenem Maße meine Zustimmung gab oder versagte. Als ich nun im Anschluss an diese erste Beobachtung alle diese verschiedenen Ideen untereinander verglich, wobei ich den Vorurteilen Schweigen gebot, machte ich die Wahrnehmung, dass die erste und allgemeinste auch die einfachste und vernünftigste war, und dass man ihr sicherlich beistimmen würde, wenn sie die zuletzt vorgetragene wäre. Stellt euch alle eure alten wie neueren Philosophen vor, wie sie ihre wunderlichen Systeme von vornherein mit Kräften, Wahrscheinlichkeiten, Verhängnis, Notwendigkeit, Weltseele, belebter Materie, Materialismus aller Art verschwenderisch ausgestattet haben, und nach ihnen allen den berühmten Clarke, wie er die Welt erleuchtet und wie er schließlich das Wesen aller Wesen und den Urquell aller Dinge verkündigt. Mit welcher allgemeiner Bewunderung, mit welchem einmütigen Beifall würde nicht dieses neue System begrüßt worden sein, das so groß, so tröstend, so erhaben, so geeignet ist, die Seele zu erheben und der Tugend eine sichere Basis zu geben, und gleichzeitig wieder so treffend, so klar, so einfach ist und das meines Erachtens dem menschlichen Geiste weniger Unbegreifliches zumutet, als man in jedem anderen Systeme Widersinniges findet! Ich sagte mir: Unauflösbare Rätsel kommen in allen vor, weil eben der

menschliche Geist zu beschränken ist, um sie zu lösen; sie können deshalb gegen keines vorzugsweise als Beweis dienen. Aber welcher Unterschied zwischen den direkten Beweisen! Verdient nicht dasjenige allein den Vorzug, welches alles erklärt, zumal wenn es nicht mehr Schwierigkeiten darbietet als die übrigen?

Da ich nun statt aller Philosophie Liebe zur Wahrheit und statt aller Methoden eine leichte und einfache Regel besitze, die mich der nichtigen Spitzfindigkeit der Beweise überhebt, so nehme ich nach dieser Regel noch einmal eine Prüfung der Kenntnisse vor, die für mich in Betracht kommen, entschlossen, alle diejenigen als erwiesen gelten zu lassen, denen ich in der Aufrichtigkeit meines Herzens meine Zustimmung nicht verlangen kann, für wahr alle diejenigen zu halten, die mir mit diesen ersten in einem notwendigen Zusammenhange zu stehen scheinen, und alle übrigen unentschieden zu lassen, ohne sie zu verwerfen oder sie anzunehmen, und ohne mich in betreff ihrer Aufklärung abzuquälen, wenn sie nicht ein praktisches Resultat versprechen.

Allein wer bin ich? Was berechtigt mich dazu, über die Dinge zu urteilen? Und was bestimmt meine Urteile? Beruhen sie lediglich auf den augenblicklichen Eindrücken, die ich empfangen, so gebe ich mir mit diesen Forschungen vergebliche Mühe. Sie finden entweder gar nicht statt, oder geschehen von selbst, ohne dass ich erst darauf auszugehen brauche, ihnen ihre Richtung vorzuschreiben. Es ist deshalb nötig, dass ich meine Blicke zuerst auf mich selbst lenke, um das Werkzeug, dessen ich mich bedienen will, kennen zu lernen und mir darüber Gewissheit zu verschaffen, bis zu welchem Punkt ich mich bei seiner Anwendung auf dasselbe werde verlassen können.

Ich bin und besitze Sinne, vermittels welcher ich Eindrücke erhalte. Das ist die erste Wahrheit, gegen die ich mich nicht verschließen kann und der ich notwendigerweise zustimmen muss. Habe ich ein eigenes Gefühl meiner Existenz, oder werde ich mir derselben nur durch meine Sinneswahrnehmungen bewusst? Das ist mein erster Zweifel, dessen Lösung mir für jetzt unmöglich ist.

Denn wie kann ich, da ich fortwährend entweder unmittelbar oder durch das Gedächtnis Eindrücke erleide, wohl wissen, ob diese Empfindung meiner selbst etwas mit diesen nämlichen Eindrücken nicht Zusammenfallendes ist, und ob sie von ihnen unabhängig zu sein vermag?

Meine Empfindungen gehen in mir vor, da sie in mir eine Empfindung meines Daseins hervorrufen; ihre Ursache ist mir jedoch unbekannt, denn sie affizieren mich ohne mein Zutun, und es hängt von mir weder ab, sie hervorzurufen, noch sie von mir fernzuhalten. Ich sehe also deutlich ein, dass meine Empfindung, die in mir ist, und ihre Ursache oder ihr Objekt, das außer mir liegt, nicht ein und dasselbe ist.

Folglich existiere nicht nur ich, sondern es existieren auch noch andere Wesen, nämlich die Objekte meiner Empfindungen, und wären diese Objekte auch nur Vorstellungen, so bleibt es deshalb doch immer wahr, dass diese Vorstellungen nicht ich sind.

Alles nun, was ich außer mir wahrnehme und was auf meine Sinne wirkt, nenne ich Materie, alle Teile der Materie dagegen, die ich in Einzelwesen vereinigt sehe, nenne ich Körper. Deshalb sind alle Zänkereien der Idealisten und Materialisten für mich bedeutungslos; ihre Unterscheidungen in bezug auf Schein und Wirklichkeit der Körper sind reine Einbildungen.

Jetzt bin ich also vom Dasein des Weltalls schon ganz ebenso fest überzeugt, wie von meinem eigenen. Hierauf denke ich über die Objekte meiner Empfindungen nach, und da ich mich mit der Fähigkeit ausgestattet finde, Vergleichen unter ihnen anzustellen, so fühle ich mich mit einer aktiven Kraft begabt, deren Besitz mir vorher unbekannt war.

Wahrnehmen heißt Empfinden; Vergleichen heißt Urteilen. Urteilen und Empfinden sind nicht identische Begriffe. Bei der Empfindung stellen sich mir die Gegenstände gesondert und einzeln dar, kurz so, wie sie wirklich in Natur sind; bei der Vergleichung bewege und versetze ich sie gleichsam, lege sie aufeinander, um über alle ihre Verschiedenheit oder Ähnlichkeit

und überhaupt über alle ihre Verhältnisse meine Ansicht äußern zu können. Meiner Meinung nach zeigt sich das Unterscheidungsvermögen eines tätigen oder intelligenten Wesens darin, dass es imstande ist, mit dem Worte ›ist‹ einen Sinn zu verbinden. Bei einem rein sensitiven Wesen suche ich vergeblich diese geistige Kraft, welche erst vergleicht, ehe sie ihr Urteil fällt; ich vermag nicht sie in der Natur desselben zu entdecken. Ein solch passives Wesen wird jeden Gegenstand einzeln empfinden, es wird sogar den Totaleindruck eines Objekts empfinden, das aus zwei Gegenständen zusammengesetzt ist, da es jedoch nicht die Fähigkeit besitzt, die einzelnen Bestandteile zusammenzustellen, so wird es sie nie vergleichen, sie nie beurteilen.

Zwei Gegenstände gleichzeitig sehen, heißt nicht auch sofort ihre gegenseitigen Beziehungen erkennen und sich ein Urteil über ihre Verschiedenheiten bilden; verschiedene Gegenstände einen hinter dem anderen wahrnehmen, heißt noch nicht: sie zählen. Ich vermag in demselben Augenblicke die Vorstellung von einem großen und von einem kleinen Stocke zu haben, ohne sie dabei zu vergleichen, ohne zu urteilen, dass der eine kleiner als der andere ist, wie ich auf einmal meine ganze Hand sehen kann, ohne dabei die Finger zählen zu müssen.<sup>117</sup> Die vergleichenden Begriffe ›größer‹, ›kleiner‹, ebenso wie die Zahlbegriffe ›eins‹, ›zwei‹, usw. gehören doch sicherlich nicht zu den Sinneswahrnehmungen, obgleich mein Geist sie nur gelegentlich meiner Sinneswahrnehmungen wachruft.

Man sagt uns, dass ein empfindungsfähiges Wesen die Empfindungen durch die Unterschiede, welche sie untereinander haben, voneinander unterscheidet. Das erheischt wenigstens eine Erklärung. Sind die Empfindungen verschieden, so unterscheidet sie freilich das empfindungsfähige Wesen nach ihren Unterschieden, sind sie jedoch ähnlich, so unterscheidet es sie dadurch, dass es sie

---

<sup>117</sup> Die Berichte des Herrn de la Condamine machen uns mit einem Volke bekannt, das nur bis drei zählen konnte. Trotzdem hatten die Menschen, aus welchen dieses Volk bestand, da ihnen ja die Hände nicht fehlten, oft ihre Finger erblicken müssen, ohne deshalb die Kunst zu lernen, bis fünf zu zählen.

getrennt voneinander wahrnimmt Wie würde es wohl sonst bei einer gleichzeitigen Empfindung zwei gleiche Gegenstände voneinander zu unterscheiden vermögen? Es würde sie notwendig untereinander verwechseln und eines für das andere halten, namentlich in einem System, welches die Behauptung aufstellt, dass die die Ausdehnung vertretende Empfindung der Ausdehnung ermangele.

Sobald die beiden zu vergleichenden Empfindungen wahrgenommen sind, so ist ihr Eindruck vollzogen; jeder Gegenstand ist für sich allein und beide sind gemeinschaftlich empfunden worden; aber damit ist ihr gegenseitiges Verhältnis noch nicht empfunden. Wenn das Urteil über dies Verhältnis nur eine Empfindung wäre und dieselbe lediglich von dem Gegenstand in mir hervorgerufen würde, so würden mich auch meine Urteile niemals täuschen können, da es ja niemals falsch ist, dass ich das empfinde, was ich empfinde.

Weshalb täusche ich mich denn nun über das Verhältnis dieser beiden Stöcke, vorzüglich wenn sie nicht parallel sind? Weshalb behaupte ich zum Beispiel, dass die Länge des kleinen Stockes ein Drittel von der des großen ausmache, während sie doch in der Tat nur den vierten Teil der Länge desselben erreicht? Weshalb entspricht das Bild in mir, nämlich die Empfindung, nicht seinem Modell, dem Gegenstande selbst? Deshalb, weil ich bei meinem Urteile aktiv bin, weil die Operation, welche ich beim Vergleichen vornehme, mangelhaft ist, und weil mein Verstand, welcher die gegenseitigen Verhältnisse beurteilt, seine Irrtümer der Wahrheit die Empfindungen beimischt, welche nur die Gegenstände an sich zeigen.

Fügt hierzu noch eine Bemerkung, die euch, wie ich euch versichern kann, habt ihr sie erst wohl durchdacht, nicht wenig befremdet wird, nämlich folgende: Würden wir beim Gebrauch unserer Sinne rein passiv bleiben, so würde zwischen ihnen gar keine Kommunikation stattfinden. Es würde uns unmöglich sein, zu erkennen, ob der Körper, welchen wir berühren, und der

Gegenstand, den wir erblicken, identisch sind. Entweder vermöchten wir nie etwas außer uns wahrzunehmen, oder es gäbe für uns fünf empfindungsfähige Substanzen, von deren Identität wir kein Mittel uns zu überzeugen hätten.

Gebe man uns nun diese Kraft meines Geistes, welche meine Sinneseindrücke nebeneinander hält und vergleicht, diesen oder jenen Namen; nenne man sie Aufmerksamkeit, Nachdenken, Reflexion oder wie man will, immer ist doch soviel wahr, dass sie ihre Stätte in mir und nicht in den Dingen hat, dass ich allein es bin, der diese Operation vornimmt, wiewohl ich sie nur bei Gelegenheit des Eindrucks anzustellen vermag, den die Gegenstände auf mich ausüben. Hängt es auch nicht von mir ab, zu empfinden oder nicht zu empfinden, so steht es doch in meiner Gewalt, das, was ich empfinde, mehr oder weniger einer Untersuchung zu unterwerfen.

Ich bin also nicht lediglich ein sinnliches und passives, sondern auch ein tätiges und intelligentes Wesen, und was auch die Philosophie dazu sagen möge, wage ich doch, auf die Ehre, zu denken, Anspruch zu machen. Bis jetzt weiß ich nur, dass die Wahrheit in den Dingen und nicht in meinem Geiste liegt, der ein Urteil über dieselben abgibt, und dass ich, je weniger ich mich bei den Urteilen, die ich zu fällen habe, von meinem Eigenen beeinflussen lasse, desto sicherer bin, der Wahrheit nachzukommen. Meine Regel, mich mehr der Empfindung als der Vernunft zu überlassen, wird also von der Vernunft selbst bekräftigt.

Nachdem ich mich nun erst gleichsam meiner selbst versichert habe, beginne ich außer mir selbst Umschau zu halten, und mit einer Art Schauer sehe ich mich in das unermessliche Weltall hinausgeschleudert und in demselben wie verloren, sehe mich in dem unerschöpflichen Strome der Wesen wie ertränkt, ohne zu wissen, was sie an sich sind, noch in welcher Beziehung sie zueinander oder zu mir stehen. Ich studiere und beobachte sie, und der erste Gegenstand, der sich mir zu einer Vergleichung mit ihnen darbietet, bin ich selbst.

Alles, was ich mit den Sinnen wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigentümlichkeiten der Materie von jenen sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften her, durch welche sie sich mir bemerkbar macht, und welche untrennbar zu derselben gehören. Bald erblicke ich sie in Bewegung, bald in Ruhe,<sup>118</sup> woraus ich schließe, dass weder Bewegung noch Ruhe als wesentliche Eigenschaften derselben zu betrachten sind, dass Bewegung, da sie sich als Tätigkeit äußert, notwendig die Wirkung einer Ursache sein muss, deren Entfernung eben Ruhe ist. Sobald also auf die Materie keine Einwirkung ausgeübt wird, bewegt sie sich auch nicht, und gerade aus diesem Grunde, weil sie sich sowohl gegen Ruhe als auch gegen Bewegung gleichgültig verhält, muss man in der Ruhe ihren natürlichen Zustand erblicken.

Ich bemerke bei den Körpern zwei Arten von Bewegung, nämlich eine mitgeteilte und eine selbstständige oder freiwillige. Bei der ersteren geht die bewegende Ursache nicht von dem bewegten Körper aus, bei der zweiten liegt sie in ihm selbst. Ich werde daraus indes noch keineswegs schließen, dass zum Beispiel die Bewegung einer Uhr eine freiwillige sei; denn wenn nicht etwa außerhalb der Feder Liegendes auf dieselbe einwirkte, so würde sie jenen unruhigen Trieb, sich wieder auszudehnen, nicht verraten und also auch nicht an der Kette ziehen. Aus dem nämlichen Grunde werde ich den Flüssigkeiten, ja selbst dem Feuer, welches ihren flüssigen Zustand hervorbringt, ebenso wenig eine ihnen innewohnende eigene Selbsttätigkeit zugestehen.<sup>119</sup>

---

<sup>118</sup> Diese Ruhe ist, wenn man will, allerdings nur relativ; da wir aber bei der Bewegung ein Mehr oder Weniger beobachten, so können wir uns von einem ihrer beiden äußersten Endpunkte, nämlich der Ruhe, eine völlig klare Idee machen, und zwar begreifen wir dieselbe so vollkommen, dass wir sogar geneigt sind, die Ruhe, welche nur relativ ist, für absolut zu halten. Es ist deshalb durchaus nicht wahr, dass Bewegung eine wesentliche Eigenschaft der Materie sei, wenn sie sich im Zustande der Ruhe denken lässt.

<sup>119</sup> Die Chemiker glauben, dass das Phlogiston oder der Feuerstoff sich in den Mischungen, von denen es einen Teil bildet, so lange zerstreut, unbeweglich und latent befinde, bis davon völlig unabhängige Ursachen es freimachen, vereinigen, in Bewegung setzen und in Feuer verwandeln.

Ihr werdet mich fragen, ob die Bewegungen der Tiere freiwillig sind; ich muss auch gestehen, dass ich es nicht weiß, dass aber die Analogie allerdings dafür spricht. Weiter werdet ihr mich fragen, woher ich denn wisse, dass es überhaupt freiwillige Bewegungen gebe. Darauf kann ich nur erwidern, dass ich es weiß, weil es mir mein Gefühl sagt. Ich will meinen Arm bewegen, und ich bewege ihn, ohne dass diese Bewegung von einer anderen unmittelbaren Ursache als von meinem Willen ausgeht. Umsonst würde man den Versuch machen, dies Gefühl in mir durch Vernunftgründe zu ertönen; es ist stärker als die überzeugendsten Gründe. Es würde ebenso leicht sein, mich davon zu überführen, dass ich gar nicht existiere.

Gäbe es gar keine Freiwilligkeit, weder in den Handlungen der Menschen noch in irgend etwas, was auf Erden geschieht, so würde sich dadurch die Verlegenheit, die erste Ursache aller Bewegung aufzufinden, nur noch steigern. Was mich betrifft, so fühle ich mich wenigstens so vollkommen davon überzeugt, dass Ruhe der natürliche Zustand der Materie ist und dass sie durch sich selbst keine Fähigkeit, tätig zu sein, besitzt, doch ich beim Anblick eines sich in Bewegung befindenden Körpers sofort den Schluss ziehe, der Körper müsse entweder belebt, oder die Bewegung ihm mitgeteilt sein. Mein Geist sträubt sich gegen die Idee einer nicht organisierten, sich durch sich selbst bewegenden oder irgendeine Tätigkeit hervorrufenden Materie.

Dieses sichtbare Weltall ist nun Materie, zerstreute und tote Materie,<sup>120</sup> der es in ihrer Totalität an Einheit, Organisation und gemeinsamer Empfindung der Teile eines belebten Körpers fehlt, da es gewiss ist, dass wir, die wir doch auch Teile sind, uns keineswegs im Ganzen fühlen. Dieses nämliche Weltall ist nun in

---

<sup>120</sup> Ich habe mich aufrichtig bemüht, mir ein lebendiges Molekül vorzustellen, ohne dass es mir doch gelungen wäre. Die Idee einer empfindenden und doch der Sinne entbehrende Materie scheint mir unfasslich und sich selbst widersprechend. Um diese Idee anzunehmen oder zu verwerfen, wäre es doch zuerst nötig, dass man sie wenigstens verstünde, und ich muss offen bekennen, dass ich nicht so glücklich bin.

Bewegung, und in seinen regelmäßigen, gleichförmigen, unwandelbaren Gesetzen unterworfenen Bewegungen zeigt sich nichts von jener Freiheit, die sich in den freiwilligen Bewegungen der Menschen und Tiere zu erkennen gibt. Die Welt ist folglich nicht ein großes Tier, das sich von selbst bewegt; ihren Bewegungen liegt mithin irgendeine außer ihr zu suchende Ursache zugrunde, die ich nicht wahrnehme. Trotzdem macht mir meine innere Überzeugung diese Ursache so begreiflich, dass ich nicht sehen kann, wie die Sonne ihre Bahn am Himmel beschreibt, ohne mir eine treibende Kraft vorzustellen, dass es mir bei der Umdrehung der Erde vorkommt, als fühlte ich eine Hand, die sie umdrehte.

Was für einen Vorteil würde es mir bringen, wenn ich mich genötigt sähe, allgemeine Gesetze anzunehmen, deren Hauptbeziehungen zu der Materie ich nicht kenne? Diese Gesetze haben, da sie keine wirkliche Wesen, keine Substanzen sind, folglich einen anderen Grund, der mir unbekannt ist. Erfahrung und Beobachtung haben uns mit den Gesetzen der Bewegung bekannt gemacht. Diese Gesetze zeigen uns die Wirkung, ohne uns die Ursachen zu erklären; sie genügen nicht, uns das Weltsystem und den Lauf des Weltalls klarzumachen. Cartesius bildete Himmel und Erde aus Würfeln; er war indes nicht imstande, diesen Würfeln den ersten Anstoß zu geben, noch seine Zentrifugalkraft anders als vermittels einer Rotationsbewegung in Gang zu bringen. Newton fand das Gesetz der Anziehungskraft; aber die Anziehungskraft allein würde die Welt bald in eine unbewegliche Masse verwandeln; um die himmlischen Körper sich in Kurven bewegen zu lassen, musste er jenem Gesetze deshalb noch eine abstoßende Kraft hinzufügen. Möge uns Cartesius jedoch nur erklären, auf welchem physischen Gesetze seine Wirbelbewegung beruht; möge Newton uns die Hand zeigen, welche die Planeten auf die Tangenten ihrer Bahnen schleuderte.

Die erste Ursachen der Bewegung sind nicht in der Materie selbst vorhanden; die selbe erhält die Bewegung und teilt sie mit, aber sie ist nicht der Urquell derselben. Je mehr ich Wirkung und Gegenwirkung der aufeinanderwirkenden Naturkräfte beobachte,

desto mehr überzeuge ich mich, dass man regelmäßig von Wirkung zu Wirkung bis zu einem Willen als erster Ursache zurückgehen muss; denn eine fortlaufende Kette von Ursachen bis ins Unendliche voraussetzen, heißt im Grunde genommen, gar keine voraussetzen. Mit einem Wort, jede Bewegung, welche nicht von einer anderen hervorgebracht wird, kann nur von einem Akt freien Willens ausgehen. Bei den leblosen Körpern zeigt sich Tätigkeit nur durch die ihnen mitgeteilte Bewegung, wie es denn überhaupt ohne Willen keine eigentliche Tätigkeit gibt. Das ist mein erster Grundsatz. Ich glaube also, dass ein Wille das Weltall bewegt und die Natur beseelt. Dies ist mein erstes Dogma oder mein erster Glaubensartikel.

Wie bringt nun ein Wille eine physische und körperliche Bewegung hervor? Darüber ist mir nichts bekannt, aber ich erfahre es an mir selbst, dass er sie erzeugt. Ich will handeln, und ich handle; ich will meinen Körper bewegen, und mein Körper bewegt sich; dass aber ein lebloser und in Ruhe befindlicher Körper von selbst in Bewegung gerate oder die Bewegung hervorrufe, das ist unbegreiflich und beispiellos. Der Wille ist mir nur seinen Äußerungen, nicht seiner Natur nach bekannt. Ich kenne diesen Willen als Quelle der Bewegung; dagegen die Materie als Ursache der Bewegung begreifen, heißt augenscheinlich eine Wirkung ohne Ursache, heißt absolut nichts begreifen.

So wenig ich zu begreifen vermag, wie mein Wille meinen Körper bewegt, ebenso wenig kann ich mir erklären, wie meine Sinneseindrücke meine Seele bewegen. Ich kann nicht einmal einen Grund dafür finden, weshalb man das eine dieser Geheimnisse für erklärlicher gehalten hat als das andere. Ich meinerseits muss gestehen, dass mir, ob ich mich nun passiv verhalte oder in Tätigkeit befinde, die Möglichkeit der Verbindung beider Substanzen durchaus unbegreiflich erscheint. Es ist äußerst befremdend, dass man gerade von dieser Unbegreiflichkeit selbst ausgeht, um die beiden Substanzen zu verschmelzen, als ob Operationen so verschiedenartiger Naturen sich besser an einem, als an zwei Subjekten erklären ließen.

Das Dogma, welches ich soeben entwickelt habe, ist wie ich gern zugebe, dunkel, hat aber am Ende doch immer einen Sinn und behauptet nichts, was der Vernunft und der Erfahrung widerspricht. Lässt sich vom Materialismus dasselbe sagen? Ist es nicht klar, dass die Bewegung, wenn sie in der Tat eine wesentliche Eigenschaft der Materie ausmache, von derselben untrennbar sein würde, dass sie stets in gleicher Stärke auftreten, in jedem Teil der Materie die nämliche sein müsste, dass sie sich nicht anderen Körpern mitteilen, sich weder noch vermindern könnte, und dass es sogar unmöglich sein würde, sich die Materie in Ruhe zu denken? Wenn man mir einreden will, die Bewegung bilde zwar keine wesentliche Eigenschaft der Materie, sei ihr indes notwendig, so geht man darauf aus, mich mit Redensarten abzuspeisen, deren Widerlegung leichter sein würde, wenn sie nur ein wenig mehr Sinn hätten. Denn entweder findet die Bewegung der Materie in letzterer selbst ihre Ursache, und dann ist sie ihr wesentlich, oder sie wird durch eine außer derselben liegende Ursache bewirkt, und alsdann ist sie ihr nur insofern notwendig, als die bewegende Ursache auf sie wirkt, und damit erhebt sich die erste Schwierigkeit von neuem.

Die allgemeinen und abstrakten Ideen sind die Quelle der größten menschlichen Irrtümer; noch nie haben wir der dunklen Sprache der Metaphysik die Entdeckung auch nur einer einzigen Wahrheit zu verdanken gehabt, dagegen hat sie die Philosophie mit Absurditäten erfüllt, deren man sich schämt, sobald man sie ihrer schwülstigen Worte entkleidet. Sage mir, mein Freund, ob man deinen Geist in der Tat mit einer wirklichen Idee befruchtet, wenn man dir von einer blinden Kraft erzählt, welche sich über die ganze Natur verbreitet? Man bildet sich ein mit den vagen Worten ›allgemeine Kraft‹, ›notwendige Bewegung‹ etwas zu sagen, und sagt doch durchaus nichts. Die Idee der Bewegung ist mit der Idee der Versetzung von einem Orte an den anderen identisch. Es gibt keine Bewegung ohne irgendeine Richtung; denn ein individuelles Wesen kann sich nicht nach allen Richtungen gleichzeitig bewegen. Nach welcher Richtung muss sich nun die Materie

notwendigerweise bewegen? Hat die ganze Materie in ihrer Gesamtheit eine gleichmäßige Bewegung oder hat jedes Atom seine eigene? Nach der ersten Vorstellung müsste das ganze Weltall eine feste und unteilbare Masse bilden, nach der zweiten könnte man es sich nur als ein zerstreutes und so zusammenhangloses Fluidum denken, dass sich niemals zwei Atome vereinigen könnten. Nach welcher Richtung hin wird diese der ganzen Materie gemeinsame Bewegung vor sich gehen? In gerader Linie oder kreisförmig, nach oben oder nach unten, nach rechts oder nach links? Wenn dagegen jedes Molekül der Materie seine besondere Richtung hat, wo wird man die Ursachen aller dieser Richtungen und aller dieser Unterschiede zu suchen haben? Drehte sich jedes Atom oder Molekül der Materie nur um seinen eigenen Mittelpunkt, so würde keines seinen Platz verlassen, und eine gemeinsame Bewegung fände demnach nicht statt, und selbst dann müsste diese kreisförmige Bewegung doch immer eine bestimmte Richtung verfolgen. Der Materie eine Bewegung durch Abstraktion zuschreiben, heißt Phrasen ohne Sinn sprechen, und ihr eine bestimmte Richtung beilegen, heißt auch eine bestimmende Ursache annehmen. Bei jeder Vervielfältigung der besonderen Kräfte habe ich immer wieder neue Ursachen zu erklären, ohne dass ich doch je ein gemeinschaftliches, sie alle leitendes Agens entdecke. Während ich weit davon entfernt bin, mir irgendeine Ordnung in diesem zufälligen Zusammentreffen der Urelemente vorstellen zu können, vermag ich sie mir auch nicht einmal im gegenseitigen Kampfe zu denken, und so ist mir das Chaos des Weltalls noch unbegreiflicher als seine Harmonie. Ich finde es ganz begreiflich, dass Plan und Einrichtung der Welt dem Menscheng Geist unverständlich sein kann, sobald sich aber ein Mensch unterfängt, sie uns zu erklären, muss er sich auch einer allgemein verständlichen Sprache bedienen.

Weist die bewegte Materie einen Willen nach, so deutet die nach bestimmten Gesetzen bewegte Materie auf einen Verstand hin. Dies ist mein zweiter Glaubensartikel. Handeln, Vergleiche, Wählen sind Operationen eines tätigen und denkenden Wesens.

Jene zeigen sich überall, folglich existiert dieses Wesen. Woran nimmst du seine Existenz wahr? werdet ihr mich fragen. Nicht nur an den rollenden Himmelskörpern, an dem Gestirn, das uns das Tageslicht sendet; nicht nur an mir selbst, sondern auch an dem weidenden Schaf, dem fliegenden Vogel, dem fallenden Stein, dem welken Blatt, dem Spiel der Winde.

Ich fälle über die Ordnung der Welt ein Urteil, obgleich mir ihr Endzweck unbekannt ist, weil es zur Verurteilung dieser Ordnung für mich hinreicht, die einzelnen Teile untereinander zu vergleichen, ihr Zusammenwirken und ihre Beziehungen zu studieren und sich von ihrer Harmonie zu überzeugen. Ich weiß, weshalb das Weltall da ist, aber ich werde nicht müde, die Veränderungen zu beobachten, welche in ihm vorgehen, werde nicht müde, mich an dem Anblick der innigen Beziehungen zu erfreuen, welche die Wesen dieser Welt antreibt, sich gegenseitig Hilfe zu leisten. Ich komme mir wie ein Mensch vor, der zum erstenmal eine geöffnete Uhr sieht und nicht aufhören kann, das Werk zu bewundern, obgleich ihm der Gebrauch des Kunstwerks unbekannt ist und er das Zifferblatt noch nicht gesehen hat. Ich weiß freilich nicht, wird er sagen, welchen Nutzen es bringt; allein ich sehe, dass alle Teile vollkommen zueinander passen; ich vermag dem Künstler für die vollendete Ausführung aller einzelnen Teile meine Bewunderung nicht zu versagen und halte mich völlig überzeugt, dass der gleichmäßige Gang aller dieser Räder nur einem gemeinschaftlichen Zwecke dient, welchen zu erkennen mir unmöglich ist.

Lasst uns die besonderen Zwecke, die Mittel, die geregelten Verhältnisse jeder Art vergleichen, und dann der Stimme des inneren Gefühls Gehör geben. Welcher gesunde Geist wird nicht gern auf ihr Zeugnis achten? Welchem unbefangenen Blicke verkündigt nicht die augenscheinliche Ordnung des Weltalls eine höchste geistige Kraft? Und welcher Aufwand von Sophismen ist nicht nötig, um die Harmonie der Wesen und das meisterhafte Zusammenwirken jedes einzelnen Teiles zur Erhaltung der übrigen zu verkennen! Rede man mir von Kombinationen und Wechselfällen vor soviel man will, welchen Nutzen könnt ihr euch davon

versprechen, mich zum Schweigen zu bringen, wenn ihr mich nicht zu überzeugen imstande seid? Und wie wollt ihr das unwillkürliche Gefühl in mir zurückdrängen, welches euch wider meinen Willen Lügen straft? Wenn die organischen Körper wirklich auf tausenderlei Weise durch bloßen Zufall eine Verbindung miteinander eingegangen sind, wenn sich anfangs Magen ohne Mund, Füße ohne Kopf, Hände ohne Arme, kurz allerlei unvollkommene Gliedmaßen gebildet haben, die, unvermögend sich zu erhalten, wieder zugrunde gegangen sind, weshalb begegnet denn keiner dieser missglückten Versuche jetzt mehr unseren Blicken? Weshalb hat sich endlich die Natur Gesetze auferlegt, welchen sie von Anfang an nicht unterworfen war? Es darf mich zwar nicht überraschen, dass etwas an sich Mögliches geschieht, wenn die Schwierigkeit der Ausführung durch die Menge der Versuche aufgewogen ist; das unterschreibe ich gern. Wenn man mir jedoch vorreden wollte, dass zufällig zusammengeworfene Buchdruckerlettern die Äneide in der Vollendung, in welcher sie vorliegt, gebildet hätten, so würde ich sicherlich auch nicht einen einzigen Schritt tun, um erst zu untersuchen, ob ich es mit einer Lüge zu tun hätte. Man darf mir nicht entgegenhalten, dass ich die Menge der Versuche vergesse. Wie viel solcher Versuche müsste ich wohl annehmen, um an die Wahrscheinlichkeit der Kombination glauben zu können! Ich meinesteils, der ich nur einen einzigen anerkenne, kann dreist das Unendliche gegen eins wetten, dass sie nicht das Ergebnis eines Zufalls ist. Haltet damit den Umstand zusammen, dass Kombinationen und Zufälligkeiten stets nur solche Erzeugnisse hervorzubringen vermögen, welche die Natur der vereinigten Elemente teilen, dass Organisation und Leben niemals aus einer zufälligen Verbindung von Atomen hervorgehen kann und dass ein Chemiker in seinem Schmelztiegel durch keine Mischung empfindende und denkende Wesen erzeugen wird.<sup>121</sup>

---

<sup>121</sup> Sollte man es wohl für möglich halten, wenn man nicht Beweise dafür hätte, dass sich die menschliche Narrheit je so weit verirren könnte? Amatus Lusitanus beteuerte, einen Homunkulus von der Länge eines Zolls, der in einem Glas

Mit Erstaunen und fast mit Verdruss habe ich Nieuwentit gelesen. Wie hat sich dieser Mann an die Abfassung eines Buches über die Wunder der Natur, welche von der Weisheit des Schöpfers Zeugnis ablegen, heranwagen können? Und wetteiferte sein Werk an Größe mit der Welt, so wäre er doch nicht imstande, seinen Gegenstand zu erschöpfen. Sobald man sich hierbei auf Einzelheiten einlassen will, entzieht sich der Beobachtung das größte Wunder, die Harmonie und der Einklang des Ganzen. Die Erzeugung der lebendigen und organischen Wesen bildet schon allein einen Abgrund für den menschlichen Geist. Die unübersteigliche Schranke, welche die Natur zwischen den verschiedenen Arten errichtet hat, damit sie sich nicht vermischen, beweist uns ihre Absichten mit völliger Klarheit. Sie hat sich nicht darauf beschränkt, die Ordnung festzustellen, sondern auch bestimmte Maßregeln getroffen, um diese Ordnung vor jeder Störung zu bewahren.

Es gibt in dem ganzen Weltall kein Wesen, welches man nicht in gewisser Beziehung als den gemeinsamen Mittelpunkt aller übrigen betrachten könnte, um welchen sie alle dergestalt geordnet sind, dass sie sich sämtlich gegenseitig wie Zweck und Mittel verhalten. In der Unendlichkeit dieser Beziehungen, von denen sich auch keine einzige in der Menge verliert oder Veranlassung zu Verwechslungen gibt, verwirrt und verliert sich der Geist. Welch eine Torheit, anzunehmen, dass man all diese Harmonie von dem blinden Mechanismus der zufällig bewegten Materie herzuleiten vermöge! Vergeblich werden diejenigen, welche die Absicht des Planes leugnen, der sich in den

---

eingesperrt war, gesehen zu haben. Nach seiner Angabe hätte ihn Julius Camilus wie ein zweiter Prometheus mit Hilfe der alchimistischen Kunst hervorgebracht. Paracelsus lehrt in der Abhandlung „*de natura rerum*“ das Verfahren, solche kleine Menschen auf künstlichem Wege zu erzeugen, und stellt die Behauptung auf, dass die Pygmäen, die Faunen, die Satyren und die Nymphen Erzeugnisse der Chemie wären. Ich sehe in der Tat nicht ein, was nunmehr noch zu tun übrigbleibt, falls man die Möglichkeit solcher chemischen Producte feststellen will, als die Behauptung hinzufügen, dass die organische Materie der Hitze des Feuers widersteht und dass sich ihre Moleküle auch in einem Flammofen erhalten ließen.

Verhältnissen aller Teile dieses großen Ganzen offenbart, ihr sinnloses Geschwätz durch Abstraktionen, Koordinationen, allgemeine Grundsätze, sinnbildliche Ausdrücke zu verhüllen suchen; was sie auch immer aufstellen mögen, so wird es mir doch stets unmöglich sein, mir ein System so fest geordneter Wesen ohne eine geistige Kraft zu denken, von welcher die Ordnung ausgeht. Es hängt nicht von mir ab, zu glauben, dass die passive und tote Materie imstande gewesen sei, lebende und fühlende Wesen hervorzubringen, dass ein blinder Zufall intelligente Wesen habe erzeugen können, dass das, was nicht denkt, vermocht habe, Schöpfer denkender Wesen zu sein.

Ich glaube demnach, dass die Welt von einem mächtigen und weisen Willen regiert wird; ich sehe es oder empfinde es vielmehr, und dieses Wissen ist für mich von Wichtigkeit. Ist nun aber ebendiese Welt von Ewigkeit her oder ist sie erschaffen? Gibt es einen einzigen Urquell aller Dinge? Gibt es deren zwei oder mehrere, und welches ist ihre Natur? Ich weiß es nicht, und was verschlägt es auch? Je nach der Zunahme meines Interesses für diese Kenntnisse werde ich mich auch bestreben, sie zu erwerben. Bis dahin enthalte ich mich aber aller müßigen Fragen, die meine Eigenliebe beunruhigen können, für meinen Wandel dagegen nutzlos und für meine Vernunft zu hoch sind.

Bleiben sie stets eingedenk, dass ich meine Absicht durchaus nicht lehren, sondern nur auseinandersetzen will. Sei die Materie ewig oder erschaffen, habe sie einen passiven Urgrund oder gar keinen, immer steht soviel fest, dass das Ganze eine Einheit bildet und ein einziges geistiges Wesen offenbart, denn ich gewahre nichts, was nicht in diesem System seinen Platz einnähme und nicht demselben Zweck, nämlich der Erhaltung des Ganzen in der bestehenden Ordnung, dienen müsste. Dieses Wesen nun, welches Willen und Macht hat, dieses selbsttätige Wesen, dieses Wesen endlich, was es auch immer sei, welches das Weltall bewegt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit diesem Namen die Ideen von Intelligenz, Macht und Willen, die ich mir, infolge meiner Beobachtungen, von demselben gebildet habe, so wie die

Idee der Güte, welches eine notwendige Folge ersterer ist. Trotzdem ist mir das Wesen, welchem ich diesen Namen beigelegt habe, noch ebenso unbegreiflich wie vorher. Es entzieht sich meinem Verstande nicht weniger als meinen Sinnen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr gerate ich in Verwirrung. Ich weiß mit völliger Gewissheit, dass dieses Wesen existiert und zwar durch sich selbst existiert, weiß auch, dass meine Existenz der seinigen untergeordnet ist und dass sich alle mir bekannten Dinge ihm gegenüber durchaus in derselben Lage befinden. Ich erkenne Gott überall in seinen Werken, ich fühle ihn in mir, erblicke ihn um mich. Sobald ich ihn jedoch seinem inneren Wesen nach schauen will, sobald ich untersuchen will, wo und was er ist, was sein eigentliches Wesen ausmacht, dann entschlüpft er mir, und mein in Verwirrung geratener Geist vermag nichts mehr zu erkennen.

Durchdrungen von dem Gefühl meiner Unzugänglichkeit, werde ich über die Natur Gottes niemals Untersuchungen anstellen, wenn ich mich nicht durch das Gefühl seiner Beziehungen zu mir dazu genötigt sehe. Solche Untersuchungen sind stets vermessen. Nur mit Zittern und Zagen und in der festen Überzeugung, dass wir nicht geschaffen sind, das Wesen Gottes zu ergründen, sollte ein weiser Mensch dieselben vornehmen. Denn jedenfalls liegt für die Gottheit eine größere Beleidigung darin, dass man sich eine unrichtige Vorstellung von ihr macht, als dass man gar nicht an sie denkt.

Nachdem ich diejenigen Eigenschaften der Gottheit aufgefunden habe, aus denen ich ihr Dasein zu begreifen vermag, kehre ich zu mir selbst zurück und untersuche, welchen Rang ich in der Ordnung der Dinge, die sie regiert und die ich einer Prüfung zu unterziehen imstande bin, einnehme. Meiner Gattung nach gebührt mir unstreitig die oberste Stelle. Denn durch meinen Willen und durch die Werkzeuge, über welche ich zur Ausführung desselben verfügen kann, besitze ich eine größere Fähigkeit, auf alle Körper meiner Umgebung einzuwirken, oder mich umgekehrt ihrer Einwirkung beliebig darzubieten oder zu entziehen, als irgendeinem von ihnen innewohnt, wider meinen Willen durch

einen bloß physischen Impuls auf mich einzuwirken, und ich bin das einzige Wesen, dem sein Verstand eine Übersicht über das Ganze gestattet. Welches Wesen hienieden außer dem Menschen hat die Gabe, alle übrigen zu beobachten, ihre Bewegungen und Wirkungen zu messen, zu berechnen und vorzusehen und das Gefühl des gemeinsamen Daseins gleichsam mit dem seines individuellen Daseins zu verbinden? Was kann man also wohl an dem Gedanken, dass alles für mich geschaffen ist, lächerlich finden, wenn ich nun doch einmal das einzige Wesen bin, das alles auf sich zu beziehen vermag?

Es ist folglich wahr, dass der Mensch der König der Erde ist, welche er bewohnt;<sup>122</sup> nicht nur bändigt er alle Tiere, nicht nur hat er sich durch seine Geschicklichkeit zum Herrn der Elemente gemacht, sondern ihm steht auch allein auf Erden diese Macht zu Gebote; ja selbst die Gestirne, denen er sich nicht zu nähern vermag, können sich infolge seiner unausgesetzten Beobachtungen seiner Machtsphäre nicht entziehen. Man zeige mir auf Erden ein anderes Geschöpf, welches das Feuer zu benutzen und die Sonne zu bewundern versteht! Wie? Ich vermag die Wesen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu beobachten und zu erkennen, ich vermag zu empfinden, was Ordnung, Schönheit und Tugend ist; ich vermag das Weltall zu betrachten und mich bis zu der Hand zu erheben, die es lenkt, ich vermag das Gute zu lieben und zu üben, und sollte mich mit den Tieren auf eine Stufe stellen? Niedrige Seele, deine traurige Philosophie macht dich ihnen ähnlich, oder du gibst dir vielmehr vergeblich Mühe, dich zu erniedrigen; deine natürliche Befähigung legt Zeugnis wider deine Grundsätze ab, dein wohlwollendes Herz straft deine Lehre Lügen, und selbst der Missbrauch deiner Fähigkeiten bestätigt dir zum Trotz ihre Vortrefflichkeit.

Ich meinesteils, der ich für kein System eine Lanze zu brechen brauche, ich, ein einfacher und wahrer Mann, welcher sich von keiner Parteileidenschaft fortreißen lässt und nicht nach der Ehre

---

<sup>122</sup> Variante... König der Natur, wenigstens auf der Erde, ist...

trachtet, das Haupt einer Sekte zu sein, ich, der ich mit dem Platz, an den mich Gott gestellt hat, zufrieden bin, ich kenne nächst ihm nichts Besseres als meine Gattung, und wenn ich mir meine Stellung in der Ordnung der Wesen selbst zu wählen hätte, für was Besseres könnte ich mich entscheiden, als dafür, Mensch zu sein?

Statt mich stolz zu machen, rührt mich diese Betrachtung vielmehr, denn diese Stellung ist nicht ein Akt meiner freien Wahl und kann nicht dem Verdienst eines Wesens angerechnet werden, welches noch gar nicht existierte. Kann ich mich aber wohl in solcher Weise ausgezeichnet sehen, ohne mir zugleich Glück zu wünschen, diese ehrenvolle Stelle einnehmen zu dürfen, und ohne die Hand zu segnen, welche sie mir angewiesen hat? Bei meiner ersten Einkehr in mich selbst erwacht in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und Segnung gegen den Schöpfer meines Geschlechts, und dieses Gefühl treibt mich zu meiner ersten Huldigung der wohlthätigen Gottheit. Ich bete die höchste Macht an und fühle mich von ihrer Wohltat gerührt. Zu diesem Kultus bedarf ich keiner Anleitung, er ist mir von der Natur selbst eingegeben. Ist es nicht eine natürliche Folge der Liebe zu uns selbst, dass wir den ehren, der uns beschützt, und den lieben, der uns wohl will?

Wenn ich nun aber, um jetzt auch meine individuelle Stellung innerhalb meiner Gattung kennen zu lernen, unter den verschiedenen Rangstufen und den Menschen, welche dieselben einnehmen, Umschau halte, was wird dann aus mir? Welch ein Schauspiel! Wo ist die Ordnung, die ich vorher beobachtet hatte? Das Bild der Natur zeigte mir nur Harmonie und Ebenmaß, das des menschlichen Geschlechts stellt sich mir nur als Verwirrung und Unordnung dar! Unter den Elementen herrscht Einklang, und die Menschen leben in Chaos! Die Tiere sind glücklich, ihr König allein ist elend! O Weisheit, wo sind deine Gesetze? O Vorsehung, regierst du so die Welt? Gnadevolles Wesen, was ist aus deiner Macht geworden? Auf Erden sehe ich Schmerz und Leiden.

Sollten Sie wohl glauben, junger Freund, dass sich gerade aus diesen traurigen Betrachtungen und diesen scheinbaren

Widersprüchen in meinem Geiste die erhabenen Vorstellungen von der Seele entwickelten, auf welche mich meine Untersuchungen bis dahin noch nicht geführt hatten? Indem ich über die menschliche Natur nachdachte, glaubte ich in ihr zwei völlig verschiedene Prinzipien zu entdecken, deren eine ihn zur Erforschung der ewigen Wahrheiten, zur Liebe der Gerechtigkeit und des moralisch Schönen, bis zu den Regionen der intellektuellen Welt erhob, deren Betrachtung die Wonne des Weisen bildet, während das andere ihn sich nicht über sein eigenes Ich erheben ließ, ihn der Herrschaft der Sinne und ihrer Dienerinnen, der Leidenschaft, unterwarf und durch sie alle dem hinderlich entgegentrat, was ihm das Gefühl des ersteren einflößte. Als ich mich von diesen beiden entgegengesetzten Antrieben fortgerissen fühlte und den steten Kampf in meinem Herzen wahrnahm, sagte ich zu mir selbst: Nein, der Mensch ist keine Einheit; ich will und will auch nicht, ich fühle mich zugleich frei und unfrei, ich erkenne und liebe das Gute und tue trotzdem das Böse; ich zeige mich tätig, wenn ich auf die Vernunft höre, aber passiv, wenn ich mich von meinen Leidenschaften fortreißen lasse, und unterliege ich, so besteht meine größte Qual in dem Gefühl, dass ich hätte Widerstand leisten können.

Hören Sie mich mit Vertrauen an, junger Mann, ich werde stets aufrichtig sein. Wenn das Gewissen das Resultat der Vorurteile ist, so habe ich unzweifelhaft unrecht, und es gibt keine nachweisbare Moral. Wenn es nun aber ein dem Menschen natürlicher Hang ist, sich allem vorzuziehen, und wenn dessen ungeachtet dem menschlichen Herzen ein ursprüngliches Gerechtigkeitsgefühl angeboren ist, dann überlasse ich demjenigen, welcher den Menschen zu einem einfachen Wesen macht, die Lösung dieser Widersprüche, und dann will ich zugeben, dass er nur aus einer einzigen Substanz bestehe.

Sie werden bemerken, dass ich mit dem Worte Substanz im allgemeinen ein Wesen bezeichne, welches mit irgendeiner ursprünglichen Eigenschaft ausgestattet ist, wobei ich von allen besonderen oder sekundären Modifikationen absehe. Lassen sich

nun alle ursprünglichen Eigenschaften, die uns bekannt sind, in einem und demselben Wesen vereinigen, so darf man auch nur eine Substanz annehmen. Kommen jedoch solche vor, die sich gegenseitig ausschließen, so muss es auch ebenso viele verschiedene Substanzen geben, als man dergleichen Ausschließungen vornehmen kann. Sie werden darüber nachdenken; ich aber brauche, was Locke auch immer darüber sagen möge, nur die Ausdehnung und Teilbarkeit der Materie zu kennen, um dessen sicher zu sein, dass sie nicht denken kann; und wenn ein Philosoph auf den Einfall käme, mir gegenüber zu behaupten, dass die Bäume fühlten und die Felsen dächten,<sup>123</sup> so

---

<sup>123</sup> Es kommt mir so vor, als habe die neuere Philosophie, weit davon entfernt zu behaupten, dass die Felsen denken, im Gegenteil die Entdeckung gemacht, dass die Menschen nicht denken. Sie erkennt nur noch empfindende Wesen in der Natur, und der ganze Unterschied, den sie zwischen einem Menschen und einem Stein aufzufinden vermag, besteht darin, dass der Mensch ein empfindendes Wesen mit Bewusstsein, der Stein dagegen ein empfindendes Wesen ohne Bewusstsein ist. Wenn es nun aber eine Wahrheit ist, dass die ganze Materie empfindet, wo werde ich dann die empfindende Einheit oder das individuelle Ich zu suchen haben? Wird es sich in jedem Molekül der Materie oder in den zusammengesetzten Körpern vorfinden? Muss ich dieser Einheit ebenso in den flüssigen wie in festen, in zusammengesetzten wie in einfachen Körpern eine Stelle einräumen? Es gibt, wie man sagt, in der Natur nur Individuen. Aber welches sind diese Individuen? Ist dieser Stein ein Individuum oder ein Aggregat von Individuen? Ist er ein einziges empfindendes Wesen, oder ist jedes Sandkörnchen, welches er enthält, ein solches? Ist jedes elementare Atom ein empfindendes Wesen, wie soll ich dann die innige Verbindung verstehen, in welcher sich das eine in dem anderen dergestalt empfindet, dass ihre beiden Ich in ein einziges zusammenfließen? Die Anziehungskraft mag ein Naturgesetz sein, dessen Geheimnis wir noch nicht durchschaut haben; aber wir begreifen wenigstens, dass in ihr, da sie nach Verhältnis der Massen wirkt, nichts liegt, was mit der Ausdehnung und Teilbarkeit im Widerspruch stände. Lässt es sich aber wohl denken, dass dasselbe Verhältnis bei der Empfindung stattfindet? Die empfindenden Teile besitzen eine Ausdehnung, während das empfindende Wesen eine unteilbare Einheit bildet. Es ist untrennbar, es ist entweder ein Ganzes oder nichts. Das empfindende Wesen ist folglich kein Körper. Ich weiß nicht, was unsere Materialisten dazu sagen, mir aber kommt es so vor, als ob dieselben Schwierigkeiten, die sie bewogen haben, das Denken zu verwerfen, sie dazu bewegen müssten, das Empfinden ebenfalls abzuleugnen. Ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht, nachdem sie einmal den ersten Schritt getan haben, nun auch den zweiten tun sollten. Weshalb sollte er ihnen sauer werden? Da sie sich völlig überzeugt halten, dass sie nicht denken, wie dürfen sie zu behaupten wagen, dass sie empfinden?

könnte ich in ihm, wenn es ihm auch gelänge, mich mit seinen spitzfindigen Schlussfolgerungen in Verlegenheit zu setzen, doch nur einen Sophisten erblicken, der keinen Glauben verdient, und den Steinen lieber Empfindung zuschreiben, als dem Menschen eine Seele zugestehen möchte.

Stellen wir uns einen Tauben vor, welcher leugnet, dass es Töne gibt, weil sie sein Ohr noch nie hat erklingen hören. Ich zeige ihm ein Saiteninstrument, dem ich durch Anschlagen eines anderen, verborgen gehaltenen und gleichgestimmten Instruments Töne entlocke. Der Taube gewahrt die schwingenden Bewegungen der Saite, und ich sage zu ihm: Der Ton bringt diese Wirkung hervor. – Keineswegs, erwidert er, die Ursache der schwingenden Bewegungen der Saite liegt in ihr selbst. Es ist eine allen Körpern gemeinsame Eigenschaft, in solche Schwingungen zu geraten. – Zeige mir dann auch, entgegenge ich, dieses Schwingen in den anderen Körpern oder wenigstens die Ursache desselben in dieser Saite. – Das, erwidert der Taube, bin ich freilich nicht imstande; weshalb soll ich aber, weil ich nicht zu begreifen vermag, wie diese Saite in Schwingungen gerät, es mir gerade durch eure Töne erklären, von denen ich nicht den geringsten Begriff habe? Das hieße ja, eine dunkle Tatsache durch eine noch dunklere Ursache erklären wollen. Sorgt entweder dafür, dass ich eure Töne vernehmen kann, oder ich behaupte, dass es gar keine gibt.

Je mehr ich über das Denken und die Natur des menschlichen Geistes nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich davon, dass die Schlussfolgerungen der Materialisten denen dieses Tauben gleichen. Sie sind wahrlich taub gegen die innere Stimme, welche ihnen in einem Ton, der sich nur schwer missverstehen lässt, zuruft: Eine Maschine denkt nicht; Überlegung kann weder durch Bewegung noch durch eine Gestalt hervorgebracht werden. Es lebt in dir ein Etwas, welches die Bande, die es zurückhalten, zu zerreißen sucht. Dein Maßstab kann der Raum nicht sein, das ganze Weltall ist nicht groß genug für dich. Deine Empfindungen, deine Wünsche, deine Unruhe, dein Stolz sogar haben einen anderen

Urgrund als dieser beschränkte Körper, an welchen du dich gefesselt fühlst.

Kein materielles Wasen ist durch sich selbst tätig, ich aber bin es. Vergeblich wird man mir dies zu bestreiten suchen, ich fühle es, und dies Gefühl, welches zu mir spricht, ist stärker als die Vernunft, welche es bekämpft. Ich besitze einen Körper, auf welchen die anderen ebenso einwirken wie er auf sie. Diese wechselseitige Einwirkung aufeinander ist unzweifelhaft; aber mein Wille ist von meinen Sinnen unabhängig, ich stimme bei oder widerstehe, ich unterliege oder bleibe Sieger, immer sagt mir eine innere Stimme, ob ich getan habe, was ich habe tun wollen, oder ob ich nur meinen Leidenschaften nachgegeben habe. Zwar habe ich stets die Macht zu wollen, aber nicht immer die Macht zur Ausführung des Gewollten. Wenn ich mich den Versuchungen ergebe, so lasse ich mich bei meinem Handeln durch den Antrieb äußerer Objekte bestimmen. Wenn ich mir dagegen wegen meiner Schwäche Vorwürfe mache, so schenke ich nur meinem Willen Gehör. Ich bin durch meine Laster Sklave, und frei durch meine Gewissensbisse. Das Gefühl meiner Freiheit verliert sich in mir nur dann, wenn ich sittlich so tief sinke, dass ich die Stimme der Seele verhindere, sich gegen das Gesetz des Körpers zu erheben.

Ich kenne den Willen nur, insoweit ich mir des meinigen bewusst werde, und der Verstand ist mir nicht besser bekannt. Wenn man mich nach der Ursache fragt, welche meinen Willen bestimmt, so frage ich meinerseits nach der Ursache, welche mein Urteil bestimmt; denn es ist klar, dass diese beiden Ursachen eigentlich nur eine einzige ausmachen; und wenn man genau begreift, dass der Mensch beim Fällen seiner Urteile eine Tätigkeit ausübt, dass sein Verstand in nichts anderem als in der Fähigkeit zu vergleichen und zu urteilen besteht, dann wird man auch begreiflich finden, dass seine Freiheit nur eine ähnliche oder von jener abgeleitete Fähigkeit ist. Erwählt das Gute nach dem, was seinem Urteil zufolge das Wahre ist; hat er ein falsches Urteil gefällt, so wird auch seine Wahl schlecht sein. Welches ist also die Ursache, die seinen Willen bestimmt? Es ist sein Urteil. Und welches

ist nun wieder die Ursache, die sein Urteil bestimmt? Es ist seine geistige Fähigkeit, sein Vermögen, zu urteilen. Die bestimmende Ursache liegt in ihm selbst. Hier ist die Grenze, über welche hinaus ich nichts mehr verstehe.

Ohne Zweifel reicht meine Freiheit nicht so weit, mein eigenes Wohl nicht zu wollen; ich habe nicht die Freiheit, mein Unglück zu wollen. Meine Freiheit besteht eben darin, dass ich nur das zu wollen imstande bin, was mir heilsam ist, oder was ich wenigstens dafür halte, ohne dass etwas mir Fremdes mich bestimmt. Folgt schon aus dem Umstande, dass es nicht in meiner Gewalt steht, ein anderer zu sein als ich bin, dass ich nun auch nicht mein eigener Herr bin?

Die Quelle einer jeden Handlung liegt in dem Willen eines freien Wesens; einen noch tiefer liegenden Grund vermögen wir nicht nachzuweisen. Nicht das Wort Freiheit ist nichtssagend, sondern das Wort Notwendigkeit. Irgendeine Handlung, irgendeine Wirkung annehmen, die nicht von einem tätigen Prinzip ausgeht, heißt doch fürwahr Wirkungen ohne Ursachen annehmen, heißt in einen Kreis unrichtiger Schlüsse verfallen. Entweder gibt es überhaupt keinen ersten Anstoß, oder jeder erste Anstoß entbehrt einer anderen vorhergehenden Ursache, und es gibt dann keinen wahren Willen ohne Freiheit. Der Mensch ist demnach in seinen Handlungen frei und als solch freies Wesen von einer immateriellen Substanz beseelt. So lautet mein dritter Glaubensartikel. Aus diesen drei ersten werden Sie sich leicht alle übrigen herleiten können, ohne dass ich sie noch weiter aufzuzählen brauche.

Ist der Mensch nun selbsttätig und frei, so handelt er auch aus eigenem Antrieb. Alle seine freien Handlungen sind von dem von der Vorsehung geordneten System unabhängig und können ihr nicht angerechnet werden. Sie will das Böse nicht, das der Mensch tut, indem er die Freiheit, die sie ihm gewährt, missbraucht. Aber sie hält ihn nicht von der Ausführung desselben zurück, sei es nun, dass das Übel, welches von einem so schwachen Geschöpf ausgeht, in ihren Augen völlig bedeutungslos ist, sei es, weil sie ihn nicht

daran behindern kann, ohne dass zugleich seine Freiheit darunter leidet und durch Herabwürdigung seiner Natur ein noch größeres Übel hervorgerufen wird. Sie hat ihn frei geschaffen, damit er sich aus eigener Wahl nicht für das Böse, sondern für das Gute entscheide. Sie hat ihn auch in den Stand gesetzt, diese Wahl unter richtiger Benutzung der ihm von ihr verliehenen Gaben zu treffen. Aber sie hat seine Kräfte in dem Grade beschränkt, dass der Missbrauch der Freiheit, die sie ihm gestattet, die allgemeine Ordnung nicht zu stören vermag. Das Böse, was der Mensch tut, fällt auf ihn allein zurück, ohne dass dadurch die geringste Änderung im Weltsystem einträte, ohne zu verhindern, dass sich das Menschengeschlecht, selbst wider seinen Willen, noch immer erhalte. Darüber murren, dass Gott der Ausübung des Bösen nicht hindernd entgegentritt, heißt darüber murren, dass er dem Menschengeschlechte so hohe Gaben verliehen hat, dass er mit den Handlungen der Menschen eine Moralität verbunden hat, die sie veredelt, dass er ihnen ein Anrecht auf die Tugend verlieh. Der höchste Genuss liegt in der Zufriedenheit mit sich selbst. Gerade um uns diese Zufriedenheit zu verdienen, wird uns diese Erde angewiesen, werden wir mit Freiheit begabt, von unseren Leidenschaften versucht, von unserem Gewissen zurückgehalten. Was konnte selbst die göttliche Allmacht wohl mehr zu unserem Besten tun? Konnte sie Widerspruch in unsere Natur legen und dem, der unfähig war, Böses zu tun, noch eine besondere Belohnung dafür gewähren, dass er Gutes getan hat? Wie, um den Menschen an der Ausübung des Bösen zu behindern, hätte sie ihn auf den Instinkt beschränken und auf den Standpunkt eines Tiere herabdrücken sollen? Nein, Gott meiner Seele, nie werde ich mich untersagen, dich zu tadeln, dass du mich nach deinem Bilde geschaffen hast, damit ich frei, gut und glücklich sein könne wie du.

Nur der Missbrauch unserer Anlagen macht uns unglücklich und böse. An unserem Kummer, unseren Sorgen, unseren Leiden sind wir selbst schuld. Das moralische Übel ist unstreitig unser eigenes Werk, und das physische Übel würde ohne unsere Fehler, die es uns erst fühlbar gemacht haben, nichts sein. Lässt uns die

Natur nicht um unserer Erhaltung willen unsere Bedürfnisse empfinden? Gibt uns der körperliche Schmerz nicht ein Zeichen, dass in der Maschine etwas in Unordnung geraten ist, und eine Mahnung, derselben schleunigst abzuweichen? Und nun der Tod?... Vergiften die Bösen nicht ihr und unser Leben? Wer möchte wohl immer zu leben wünschen? Der Tod ist das Mittel gegen die Übel, welche wir uns selbst zufügen. Die Natur hat gewollt, dass wir nicht ewig leiden sollen. Wie wenigen Übeln ist doch der Mensch unterworfen, der in seiner ursprünglichen Einfachheit fortlebt! Fast ohne Krankheit wie auch ohne Leidenschaften verbringt er seine Tage; den Tod sieht er weder voraus noch fühlt er ihn; sollte er ihn jedoch fühlen, so machen ihm seine Leiden denselben auch wünschenswert, und sofort hört er dann auf, ein Übel für ihn zu sein. Begnügten wir uns damit, das zu sein, was wir einmal sind, so würden wir unser Schicksal nicht zu beklagen haben, aber dadurch, dass wir einem eingebildeten Glücke nachjagen, öffnen wir tausenderlei wirklichen Übeln den Weg zu uns. Wer nicht ein kleines Leid zu ertragen versteht, muss sich darauf gefasst machen, viele über sich ergehen zu lassen. Wenn man seine Gesundheit durch einen zügellosen Lebenswandel untergraben hat, so bemüht man sich, sie durch Arzneimittel wiederherzustellen, und fügt auf diese Weise zu dem Übel, welches man fühlt, noch dasjenige hinzu, welches man fürchtet. Die Voraussicht des Todes vermehrt seine Schrecken und beschleunigt seine Annäherung. Je mehr man sich bemüht, ihm zu entfliehen, desto mehr fühlt man seine Nähe, und infolge der Angst verwandelt sich das ganze Leben in ein langsames Dahinsterben, indem man gegen die Natur um der Übel willen murren, die man sich doch nur durch eigene Schuld zugezogen hat, als man ihre Gesetze verletze.

Mensch, forsche nicht länger nach dem Urheber des Übels. Du selbst bist dieser Urheber. Es ist kein anderes Übel vorhanden als dasjenige, welches du begehst, oder leidest, und beides geht von dir selber aus. Das allgemeine Übel könnte nur in der Unordnung bestehen, und ich erblicke in dem Weltsystem eine Ordnung, die sich stets gleich bleibt. Das besondere Leiden macht sich nur in der

Empfindung des leidenden Wesens fühlbar, und diese Empfindung hat der Mensch nicht von der Natur erhalten, sondern selbst in sich erweckt. Wer wenig Betrachtungen angestellt hat und deshalb auch weder Erinnerung noch Voraussicht besitzt, wird dem Schmerz nur in geringem Grad ausgesetzt sein. Beseitigt unsere unglückseligen Fortschritte, beseitigt unsere Irrtümer und Laster, beseitigt das Menschenwerk, und alles ist gut.

Wo alles gut ist, gibt es nichts Ungerechtes. Gerechtigkeit ist von der Güte untrennbar; die Güte ist die notwendige Wirkung einer grenzenlosen Macht und der Selbstliebe, die als eine wesentliche Eigenschaft eines jeden sich fühlenden Wesens betrachtet werden muss. Derjenige, welcher alles kann, gibt seinem Dasein gleichsam vermittelt dem aller anderen Wesen eine größere Ausdehnung. Im Hervorbringen und Erhalten äußert sich deshalb die unaufhörliche Tätigkeit der Macht. Gott ist nicht ein Gott der Toten; er würde nicht imstande sein, zu zerstören und Übeles zuzufügen, ohne sich selbst zu schaden. Wenn alle Macht zu Gebote steht, der kann nur wollen, was gut ist.<sup>124</sup> Deshalb muss auch das allgütige Wesen, weil es allmächtig ist, zugleich auch das allergerechteste sein; sonst würde es mit sich selbst in Widerspruch treten, denn der Akt der Liebe zur Ordnung, welcher die Ordnung erzeugt, wird Güte, jener dagegen, welcher die Ordnung erhält, Gerechtigkeit genannt. Gott, sagt man, ist seinen Geschöpfen nichts schuldig. Ich hingegen glaube, dass er ihnen alles schuldig ist, was er ihnen dadurch versprach, dass er sie ins Dasein rief. In der Vorstellung eines Gutes, die er ihnen gab und in dem Bedürfnis nach demselben, das sie empfinden ließ, liegt das Versprechen eingeschlossen, ihnen dies Gut zu gewähren. Je mehr ich in mich einkehre, je mehr ich überlege, desto klarer lese ich in meiner Seele die Worte geschrieben: Sei gerecht, und du wirst glücklich sein. Trotzdem hat sich dies bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge

---

<sup>124</sup> Wenn die Alten den höchsten ihrer Götter *optimus maximus* nannten, so drückten sie sich vollkommen richtig aus; wenn sie aber *maximus optimus* gesagt hätten, so wäre der Ausdruck noch glücklicher gewesen; da seine Güte seiner Macht entspringt, so ist er gütig, weil er groß ist.

noch nicht erfüllt; dem Bösen geht es wohl, und der Gerechte bleibt unterdrückt. Man lasse aber auch nicht außer acht, wie empört wir uns fühlen, wenn sich diese Erwartung getäuscht sieht. Das Gewissen erhebt sich und murren gegen seinen Schöpfer, seufzend ruft es ihm zu: Du hast mich getäuscht.

Vermessener, ich habe dich getäuscht! Wer hat dir das gesagt? Ist deine Seele vernichtet? Hast du aufgehört zu sein? O Brutus, o mein Sohn! Schände dein edles Leben nicht, indem du ihm freiwillig ein Ende machst! Lass nicht mit deinem Körper zugleich deine Hoffnung und deinen Ruhm auf den Feldern von Philippi zurück! Weshalb sagst du: Die Tugend ist nichts, während du schon im Begriffe stehst, den Lohn für die deinige zu empfangen? Du werdest sterben, denkst du? Nein, nun erst beginnt dein wahres Leben, und ich werde alles halten, was ich dir versprochen habe.

Dem Murren der ungeduldigen Sterblichen nach sollte man glauben, Gott sei ihnen den Lohn schuldig, ehe die ihn verdient haben, und er habe die Verpflichtung, ihnen ihre Tugend im voraus zu zahlen. O, lass uns nur erst gut sein, dann werden wir auch glücklich sein! Lasst uns den Preis nicht vor dem Siege, noch den Lob vor der Arbeit fordern! Nicht in den Schranken, sagt Plutarch, werden die Sieger in unseren heiligen Spielen gekrönt, sondern erst nachdem sie die Rennbahn durchlaufen haben.

Wenn die Seele immateriell ist, so vermag sie auch den Körper zu überleben; und wenn sie ihn überlebt, so steht die Vorsehung gerechtfertigt da. Hätte ich auch keinen anderen Beweis für die Immaterialität der Seele als den Triumph des Bösen und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt, so würde mich schon dies allein von jedem Zweifel zurückhalten. Eine so schreiende Dissonanz in der allgemeinen Harmonie würde mich antreiben, ihre Lösung zu suchen. Ich würde mir sagen: Mit dem Leben endet nicht alles für und, alles kehrt mit dem Tode in die ursprüngliche Ordnung zurück. Die Frage: Wo ist der Mensch, wenn alles Sinnliche an ihm zerstört ist? würde mich freilich in einige Verlegenheit setzen. Doch auch diese Frage verliert alle Schwierigkeit für mich,

sobald ich zwei Substanzen angenommen habe. Da ich während meines leiblichen Lebens nur durch meine Sinne wahrzunehmen vermag, so ist es sehr einleuchtend, dass mir das, was ihnen nicht unterworfen ist, entgehen muss. Es lässt sich nun ganz wohl begreifen, dass sich nach Aufhebung der Vereinigung des Körpers und der Seele ersterer sich auflösen und letztere fortbestehen kann. Weshalb sollte auch die Vernichtung des Körpers die Vernichtung der Seele nach sich ziehen? Im Gegenteil befanden sie sich bei der großen Verschiedenheit ihrer Natur infolge ihrer Vereinigung in einem gewaltsamen Zustand und kehren nun beide, sobald diese aufhört, in ihren natürlichen Zustand zurück. Die tätige und lebende Substanz gewinnt alle Kraft wieder, die sie aufwandte, um die passive und tote Substanz in Bewegung zu setzen. Ach, meine Fehler machen es mir nur allzu fühlbar, dass der Mensch während seines Lebens eigentlich nur halb lebt, und das Leben der Seele erst mit dem Tode des Körpers beginnt.

Was für ein Leben ist dies nun aber? Und ist die Seele ihrer Natur nach unsterblich? Ich weiß es nicht. Mein begrenzter Verstand begreift nichts Schrankenloses.

Alles was man unendlich nennt, ist mir unbegreiflich. Was kann ich wohl verneinen oder bejahen? Vermag ich ein Urteil über Ideen zu fällen, die mir ganz fremd sind? Ich glaube, dass die Seele den Körper solange überlebt, als es die Aufrechthaltung der Ordnung erheischt; wer weiß, ob dies ihre ewige Fortdauer bedingt? Soviel erkenne ich, dass sich der Körper infolge der Trennung von der Seele zerstört und auflöst, aber ich vermag mir nicht eine ähnliche Zerstörung des denkenden Wesens vorzustellen, und da ich nicht imstande bin, mir zu denken, wie es sterben kann, so nehme ich an, dass es nicht stirbt. Da mir diese Annahme Trost gewährt und nichts Unvernünftiges hat, weshalb sollte ich Anstand nehmen, mich derselben hinzugeben?

Ich bin mir meiner Seele bewusst, ich erkenne sie durch die Empfindung und das Denken; ich weiß, dass sie ist, wenn ich auch nicht weiß, worin ihr Wesen besteht. Über Ideen, die ich nicht habe,

kann ich nicht aburteilen. Nur soviel weiß ich mit Gewissheit, dass sich das Bewusstsein (die Identität) des Ich nur durch das Gedächtnis verlängert, und dass ich, um in Wirklichkeit ein und derselbe zu sein, mich erinnern muss, dass ich schon vorher gewesen bin. Nun würde ich mich aber nach meinem Tode nicht dessen erinnern können, was ich während meines Lebens gewesen bin, wenn ich mich nicht zugleich auch dessen erinnerte, was ich gefühlt, und folglich auch dessen, was ich getan habe. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, dass gerade in dieser Erinnerung dereinst das Glück der Guten und die Qual der Bösen bestehen wird. Hienieden beschäftigen tausend glühende Leidenschaften das innere Gefühl und schläfern das Gewissen ein. Die Demütigungen und Widerwärtigkeiten, welche die Ausübung der Tugend in ihrem Gefolge hat, verhindern uns, alle Reize derselben zu empfinden. Wenn wir aber, von den Täuschungen befreit, die der Körper und die Stimme in uns hervorrufen, das höchste Wesen schauen und die ewigen Wahrheiten, deren Urquell es ist, erkennen werden, wenn die Schönheit der Weltordnung alle unsere Seelenkräfte erheben wird, und wenn wir ausschließlich damit beschäftigt sein werden, das, was wir getan haben, mit dem vergleichen, was wir hätten tun sollen: dann wird die Stimme des Gewissens ihre Kraft und Herrschaft wieder erlangen, dann wird sich in der reinen Freude, die aus der Zufriedenheit mit sich selbst entsteht, und in der bitteren Reue darüber, so tief gesunken zu sein, durch unerschöpfliche Empfindungen deutlich das Schicksal zu erkennen geben, welches sich ein jeder bereitet hat. Fragen Sie mich nicht, mein geliebter Freund, ob es auch noch andere Quellen des Glücks und der Qual gibt; ich weiß es nicht. Allein schon diejenige, welche ich mir vorstelle, reicht hin, um mir in diesem Leben Trost zu geben und mich ein anderes hoffen zu lassen. Ich behaupte durchaus nicht, dass die Guten werden belohnt werden, denn welches andere Gut kann wohl ein so reich begabtes Wesen erwarten, als seiner Natur gemäß fortzuleben? Indes behaupte ich, dass sie glücklich sein werden, weil ihr Schöpfer, der Ausfluss aller Gerechtigkeit, der ihnen Empfindung gegeben, sie nicht zum Leiden geschaffen hat,

und weil sie außerdem, da sie mit ihrer Freiheit auf Erden keinen Missbrauch getrieben haben, ihre Bestimmung nicht durch eigene Schuld verscherzt haben. Sie haben jedoch in diesem Leben gelitten und werden nun dafür in einem anderen entschädigt werden. Diese Ansicht gründet sich weniger auf das menschliche Verdienst, als vielmehr auf die Vorstellung der Güte, die mir vom göttlichen Wesen untrennbar zu sein scheint. Ich setze dabei nur voraus, dass die Gesetze der Weltordnung beobachtet werden und Gott unveränderlich ist.<sup>125</sup>

Fragen Sie mich auch nicht, ob die Qualen der Bösen ewig dauern werden, und ob es ein Beweis der Güte ihres Schöpfers ist, sie zu ewigen Qualen zu verdammen. Auch dieses ist mir unbekannt, und ich bin von der eiteln Neugier frei, über solche nutzlose Fragen Licht zu verbreiten. Was geht mich das Los der Bösen an? Ich nehme wenig Anteil an ihrem Schicksal. Dessen ungeachtet kann ich mich nicht mit dem Gedanken befreunden, dass sie zu endlosen Qualen verdammt sein sollten. Wenn die höchste Gerechtigkeit Rache ausübt, so nimmt sie schon in diesem Leben ihren Anfang. Ihr selbst, ihr Völker, seid mit euren Irrtümern ihre Vollstrecker. Die Übel, die ihr euch zufügt, bilden die Strafe für die Verbrechen, durch welche jene hervorgerufen sind. In euren unersättlichen, von Neid, Habsucht und Ehrgeiz verzehrten Herzen strafen die vergeltenden Leidenschaften eure Frevel inmitten eures scheinbaren Glücks. Weshalb sollen wir die Hölle erst in einem anderen Leben suchen? Schon in diesem Leben ist sie im Herzen der Bösen zu finden.

Wo unsere vergänglichen Bedürfnisse endigen, wo unsere unsinnigen Lüfte aufhören, müssen auch unsere Leidenschaften schweigen und unsere Verbrechen ein Ende nehmen. Welcher Verderbtheit könnten Geister, die ihres Körpers entkleidet sind, noch fähig sein? Weshalb sollten sie böse sein, da sie keine Bedürfnisse mehr fühlen? Wenn sie, von unserer groben

---

<sup>125</sup> Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre, um deine Gnade und Wahrheit. Psalm 115, B.1.

Sinnlichkeit befreit, all ihr Glück einzig und allein im Anschauen der Wesen finden, so sind sie nur imstande, das Gute zu wollen, und ist es wohl möglich, dass derjenige, welcher nicht mehr in das Böse willigt, für immer elend sein sollte? Diese Ansicht sagt mir am meisten zu, ohne dass ich mir jedoch die Mühe nehme, ein endgültiges Urteil darüber abgeben zu wollen. O gnädiges und gütiges Wesen! Was auch immer deine Ratschlüsse sein mögen, ich verehere sie. Wenn du die Bösen ewig strafst, so erkennt meine schwache Vernunft in Demut deine Gerechtigkeit an. Wenn jedoch die Gewissensbisse dieser Unglücklichen im Laufe der Zeit schwächer werden, und ihre Leiden ein Ende nehmen sollten, wenn uns dereinst alle ohne Unterschied der gleiche Friede erwartet, so will ich dich dafür preisen. Muss ich nicht auch im Bösen meinen Bruder erblicken? Wie oft hat nur wenig daran gefehlt, dass ich ihm ähnlich wurde! Möchte er, vom Elend befreit, auch die Bosheit verlieren, diese Begleiterin des Elends! Möchte er ebenso glücklich werden wie ich bin; weit davon entfernt, dass sein Glück meine Eifersucht erregte, würde es vielmehr das meinige nur erhöhen.

Nachdem ich Gott auf diese Weise in seinen Werken betrachtet und an ihm diejenigen seiner Eigenschaften studiert habe, deren Kenntnis für mich von Wichtigkeit war, ist es mir gelungen, die anfangs unvollkommene und beschränkte Idee, welche ich mir von diesem unendlichen Wesen gebildet hatte, stufenweise zu erweitern und zu vervollkommen. Wenn diese Idee nun auch edler und erhabener geworden ist, so hat sie dafür aber der menschlichen Vernunft gegenüber viel von ihrer Verständigkeit eingebüßt. Je mehr ich mich im Geiste dem ewigen Licht nähere, desto mehr blendet und verwirrt mich sein Glanz, und ich sehe mich genötigt, alle irdischen Begriffe fahren zu lassen, die es mir bisher erst möglich gemacht hatten, mir eine Vorstellung von ihm zu bilden. Nun verliert Gott für mich alles Körperliche und Sinnliche; die höchste Vernunft, welche die Welt regiert, ist nicht mehr die Welt selbst; vergeblich erhebe ich bis zur Ermattung meinen Geist zu ihr, um ihr unfassbares Wesen zu erfassen. Wenn ich erwäge, dass sie es ist, die der lebenden und tätigen Substanz, welche die

beseelten Körper regiert, erst Leben und Tätigkeit verleiht, und wenn ich dann behaupten höre, dass meine Seele geistiger Natur und Gott ebenfalls ein Geist ist, so erfüllt mich diese Herabwürdigung des göttlichen Wesens mit gerechtem Unwillen. Als ob Gott und meine Seele von gleicher Natur sein könnten! Als ob Gott nicht das einzige absolute, das einzige wirklich durch sich selbst tätige, fühlende, denkende, wollende Wesen wäre, von welchem wir unser Denken wie Fühlen, unsere Tätigkeit wie unseren Willen, unsere Freiheit wie unser Wesen erhalten haben. Wir sind nur deshalb frei, weil er will, dass wir es sein sollen, und seine unerforschliche Substanz ist für unsere Seele dasselbe, was unsere Seelen für unseren Körper sind. Ob er die Materie, die Körper, die Geister, die Welt erschaffen hat, ist mir unbekannt. Die Idee der Schöpfung verwirrt mich und übersteigt meine Fassungskraft. Ich glaube sie, soviel mir daran begreiflich ist. Indes weiß ich, dass er das Weltall und alles Existierende gebildet, dass er alles geschaffen, alles geordnet hat. Gott ist unzweifelhaft ewig. Ist aber mein Geist imstande, die Idee der Ewigkeit zu begreifen? Weshalb will ich mich mit Worten abspeisen lassen, mit denen ich keinen Begriff verbinden kann? Soviel begreife ich jedoch, dass er existierte, ehe noch die Dinge waren, dass er sein wird, solange sie fortdauern werden, und dass er selbst dann noch sein würde, wenn dereinst alles aufhören sollte. Dass ein Wesen, welches ich nicht zu begreifen vermag, andere Wesen ins Dasein ruft, ist nur dunkel und unbegreiflich; dass dagegen Sein und Nichtsein von selbst ineinander übergehen sollten, ist ein handgreiflicher Widerspruch, ist eine augenscheinliche Absurdität.

Gott ist intelligent. Wie ist er es jedoch? Der Mensch ist intelligent, wenn er sich ein richtiges Urteil bildet. Nun hat er aber die höchste Intelligenz nicht erst nötig, sich Urteile zu bilden; für sie gibt es weder Prämissen noch Schlussfolgerungen. Sie ist die absolute Anschauung; wie sie alles überblickt, was ist, so sieht sie auch in gleicher Weise alles, was sein kann; wie alle Wahrheiten für sie nur eine einzige Idee ausmachen, so auch alle Orte nur einen einzigen Punkt und alle Zeiten einen einzigen Augenblick. Die

menschliche Macht wirkt durch Mittel, die göttliche Macht wirkt durch sich selbst. Gott kann, weil er will; seine Macht ist der Ausfluss seines Willens. Gott ist gütig, nichts tritt deutlicher zutage; aber die Güte des Menschen zeigt sich in der Liebe zu seinen Mitmenschen, während sich die Güte Gottes in seiner Liebe zur Ordnung offenbart, denn durch die Ordnung erhält er alles Bestehende und verbindet er jeden Teil im Ganzen. Gott ist gerecht, ich bin davon überzeugt; die Gerechtigkeit ist die Folge seiner Güte; an der Ungerechtigkeit der Menschen sind sie selbst schuld, nicht er. Der sich in der moralischen Welt kundgebende Zwiespalt, welcher in den Augen der Philosophen gegen die Vorsehung zeugt, gilt in den meinigen gerade als ein Beweis für dieselbe. Während aber die Gerechtigkeit des Menschen jedem gibt, was ihm gebührt, fordert die Gerechtigkeit Gottes von jedem Rechenschaft über das, was er ihm gegeben hat.

Wenn ich so stufenweise zur Entdeckung dieser Eigenschaften gelange, von welchen ich keine absolute Vorstellung habe, so geschieht es doch nur durch künstliche Schlussfolgerungen, durch die richtige Anwendung meiner Vernunft; aber trotzdem nehme ich sie an, wenn ich sie auch nicht zu fassen vermag, und das heißt doch eigentlich nichts annehmen. Vergeblich sage ich zu mir: So ist Gott, ich fühle es, ich trage den Beweis in mir, trotzdem begreife ich doch nicht besser, wie Gott so sein kann.

Kurz, je mehr ich mich bemühe, mich zum Anschauen seines unendlichen Wesens zu erheben, desto weniger vermag ich es zu begreifen. Aber es ist, das ist für mich genügend; je weniger ich es begreife, desto mehr bete ich es an. In Demut spreche ich zu ihm: Wesen aller Wesen, ich bin, weil du bist. Wenn meine Gedanken unaufhörlich bei dir weilen, erhebe ich mich zur Quelle meines Daseins. Ich mache den würdigsten Gebrauch von meiner Vernunft, wenn ich sie vor dir schweigen lasse. Es ist Wonne für meinen Geist, ein zauberhafter Reiz für meine Schwachheit, mich von deiner Größe überwältigt zu fühlen.

Nachdem ich nun auf diese Weise die Hauptwahrheiten, deren Kenntnis für mich von Wichtigkeit ist, aus dem Eindrucke der sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände und aus dem inneren Gefühle, welches mich antreibt, mich bei der Verurteilung der Ursachen von meinen natürlichen Einsichten leiten zu lassen, gefolgert habe, so bleibt mir noch zu untersuchen übrig, welche Grundsätze ich daraus für meinen Wandel herzuleiten habe und welche Regeln ich mir vorschreiben muss, um meine Bestimmung hienieden nach den Absichten dessen zu erfüllen, der mir meinen Platz auf Erden angewiesen hat. Treu meiner bisherigen Methode, entnehme ich diese Regeln durchaus nicht den Prinzipien einer erhabenen Philosophie, sondern ich finde sie im Grunde meines Herzens von der Natur mit unauslöschlichen Zügen eingegraben. Ich habe über das, was ich tun will, nur mich selbst zu befragen; alles, von dem mir mein Gefühl sagt, dass es gut ist, ist auch wirklich gut; alles, was mein Gefühl schlecht nennt, ist schlecht. Der beste aller Gewissensräte ist das Gewissen, und erst dann, wenn man mit ihm feilschen will, muss man zu Spitzfindigkeiten seine Zuflucht nehmen. Die erste aller Sorgen, die den Menschen beschäftigt, ist die Sorge für sich selbst. Wie oft raunt uns indes eine Stimme zu, dass wir unrecht handeln, wenn wir unser Wohl auf Kosten anderer zu gründen suchen! Wir wännen dem Antrieb der Natur zu folgen und setzen ihr im Gegenteil Widerstand entgegen; indem wir nur auf das hören, was sie unseren Sinnen sagt, setzen wir das hintan, was sie unserem Herzen sagt. Das aktive Sein gehorcht, das passive Sein befiehlt. Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Leidenschaften sind die Stimme des Körpers. Kann es uns überraschen, dass diese beiden Stimmen sich oft im Widerstreit befinden? Und auf welche von ihnen soll man alsdann hören? Nur zu oft täuscht uns die Vernunft, und wir haben deshalb das unveräußerliche Recht, uns ihren Ratschlägen nicht zu fügen; das Gewissen täuscht uns dagegen niemals; es ist der wahre Führer des Menschen; was der Instinkt für den Körper, ist das Gewissen für die Seele.<sup>126</sup> Wer sich von ihm leiten lässt, gehorcht der Natur und

---

<sup>126</sup> Die moderne Philosophie, welche nur das annimmt, was sie zu erklären

braucht nicht zu befürchten, sich zu verirren. Dieser Punkt, fuhr mein Wohltäter fort, als er bemerkte, dass ich im Begriff stand, ihn zu unterbrechen, ist von nicht zu unschätzbare Wichtigkeit. Erlauben Sie, dass ich bei der Erläuterung desselben noch etwas länger stehenbleibe.

Die ganze Moralität unserer Handlungen beruht auf dem Urteil, welches wir uns selbst über dieselben bilden. Wenn es wahr ist, dass das Gute gut ist, so muss es dies im Grund unserer Herzen ebenso wie in unseren Werken sein, und der erste Lohn der Gerechtigkeit liegt in dem Gefühl, dass man sie geübt hat. Wenn die

---

vermag, nimmt keinen Anstand, jene unerklärliche, Instinkt genannte Fähigkeit anzuerkennen, welche die Tiere, ohne dass sie sich auch nur die geringste Kenntnis erworben hätten, zu einem bestimmten Ziele zu treiben scheint. Der Instinkt ist nach der Definition eines unserer gelehrtesten Philosophen lediglich eine der Reflexion beraubte, aber erst durch Reflexion gewonnene Gewohnheit; und aus der Art und Weise, wie er diesen Fortschritt erklärt, sieht man sich zu dem Schlusse gezwungen, dass die Kinder mehr reflektieren als die Erwachsenen, ein in so hohem Grade seltsames Paradoxon, dass es sich schon der Mühe lohnt, dasselbe einer näheren Prüfung zu unterziehen. Ohne weiter auf diese Erörterung einzugehen, erlaube ich mir nur die Frage aufzuwerfen, mit welchem Namen ich den Eifer bezeichnen soll, mit dem mein Hund die Maulwürfe bekriegt, die er nicht einmal frisst, die Geduld, mit welcher er ihnen bisweilen stundenlang auflauert, und die Geschicklichkeit, mit welcher er sie packt, sie in dem Augenblicke ihres Aufstoßens aus der Erde wirft und dann tötet, um sie liegen zu lassen, ohne dass ihn jemand zu dieser Jagd dressiert und ihm beigebracht hätte, dass es hier Maulwürfe gibt. Weiter frage ich, und das ist noch von ungleich höherer Wichtigkeit, weshalb sich der nämliche Hund, als ich ihm zum erstenmal drohte, mit dem Rücken auf die Erde warf und sich mit zusammengezogenen Pfötchen in eine so bittende Stellung legte, dass sie ganz geeignet war, mich zu rühren. Sicherlich hätte er sich gehütet, in dieser Stellung zu bleiben, wenn ich, ohne mich erweichen zu lassen, ihn in diesem Zustand geschlagen hätte. Wie! Hatte mein noch ganz kleiner und kaum erst geborener Hund etwa schon moralische Begriffe erworben? Wusste er etwa schon, was Gnade und Großmut war? Vermöge welcher gewonnenen Einsichten gab er sich der Hoffnung hin, mich dadurch zu besänftigen, dass er sich mir ganz auf Gnade oder Ungnade ergab? Alle Hunde der Welt handeln in demselben Falle fast genau ebenso, und ich behaupte hier nichts, wovon sich nicht ein jeder selbst überzeugen könnte. Hätten doch die Philosophen, die den Instinkt in so verächtlicher Weise verwerfen, die Güte, diese Tatsache durch das alleinige Spiel der Sinneseindrücke und der durch sie erworbenen Kenntnisse zu erklären, und zwar so zu erklären, dass es auch einem jedem vernünftigen Menschen verständlich wäre. Dann würde ich nichts mehr zu erwidern haben und nie wieder vom Instinkt reden.

moralische Güte mit unserer Natur im Einklang steht, so kann der Mensch nur insoweit geistig gesund und kräftig sein, als er gut ist. Ist dies jedoch nicht der Fall, ist vielmehr der Mensch böse, so vermag er, ohne sich zu verderben, auch nicht aufhören, es zu sein, und die Güte schlägt bei ihm dann zu einem Verbrechen gegen die Natur um. Geschaffen, seinen Mitmenschen Schaden zuzufügen, wie der Wolf, seine Beute zu erwürgen, würde ein unter solcher Umständen Menschlichkeit verratender Mensch ein ebenso entartetes Geschöpf sein, wie ein Erbarm übender Wolf, und nichts als die Tugend würde Gewissensbisse in uns wachrufen.

Halten wir uns selbst Einkehr, mein junger Freund, prüfen wir einmal, mit Beiseitesetzung alles persönlichen Interesses, wozu uns unsere Neigungen treiben. Was für ein Anblick ruft angenehmere Gefühle in uns hervor: der der Qualen oder des Glückes anderer? Welche Handlungen bereiten uns die größte Freude und lassen den wohlthuendsten Eindruck in uns zurück: ein Akt der Wohltätigkeit oder ein Akt der Bosheit? An wem nehmen wir auf unseren Theatern den regsten Anteil? Erfüllen uns die Freveltaten mit Vergnügen? Fließen unsere Tränen für die bestraften Missetäter? Alles, behauptet man, sei uns gleichgültig, unseren eigenen Vorteil ausgenommen; und gerade im Gegenteil tröstet uns in unseren Leiden die Süßigkeit der Freundschaft und der Nächstenliebe, und sogar mitten in unseren Vergnügen würde uns das Gefühl einer nur allzu großen Vereinsamung und des Elends beschleichen, wenn wir niemanden hätten, mit dem wir sie zu teilen vermöchten. Wenn im Menschenherzen nichts von Moral vorhanden ist, was ist dann die Ursache jener hohen Bewunderung heldenmütiger Taten und jener begeisterten Liebe zu großen Seelen? Welche Beziehung kann zwischen diesem Enthusiasmus für die Tugend und unserem Sonderinteresse stattfinden? Weshalb möchte ich lieber Kato sein, der seine Eingeweide zerreißt, als der triumphierende Cäsar? Nehmt aus unseren Herzen diese Liebe zum Schönen, und ihr nehmt damit zugleich dem Leben allen Reiz. Derjenige, in dessen beschränkter Seele verächtliche Leidenschaften diese köstlichen Gefühle erstickt haben, derjenige, welcher es in seinem Streben,

sich nur auf sich selbst zu beschränken, endlich so weit gebracht hat, nur noch sich allein zu lieben, geht freudenleer durch das Leben. Nie schlägt sein kaltes Herz mehr vor Wonne, nie feuchten Tränen süßer Rührung mehr sein Auge, nie hat er sich eines wahren Genusses mehr zu erfreuen. Der Unglückliche fühlt nicht mehr, lebt nicht mehr; er ist bereits tot.

Wie groß indes auch immer die Zahl der Bösen auf Erden sein mag, so gibt es trotzdem nur wenige solcher völlig gefühllosen Herzen, welche, mit Ausnahme ihres eigenen Interesses, für alles, was gerecht und gut ist, unempfindlich geworden sind. Die Ungerechtigkeit ist uns nur in dem Fall angenehm, dass wir Vorteil aus ihr ziehen; in jedem anderen hegt man den Wunsch, dass der Unschuldige in Schutz genommen werde. Gewahren wir in einer Straße oder sonst auf einem Wege einen Akt der Gewalt oder Ungerechtigkeit, so steigt augenblicklich eine Regung des Zornes und des Unwillens in uns empor und treibt uns an, die Partei des Unterdrückten zu ergreifen; allein eine mächtigere Pflicht hält uns zurück, denn die Gesetze entziehen uns das Recht, die Unschuld zu beschützen. Sind wir dagegen Zeugen eines Aktes der Güte oder des Edelmuten, welche Bewunderung, welche Liebe flößt er uns ein!

Wer würde nicht zu sich selbst sagen: So möchte ich auch gehandelt haben! Es kann uns sicherlich höchst wenig kümmern, ob ein Mensch vor zweitausend Jahren schlecht oder gerecht gewesen ist, und nichtsdestoweniger fesselt uns die alte Geschichte in dem nämlichen Grad, als ob sich alle Ereignisse derselben in unseren Tagen zugetragen hätten. Was habe ich mit dem Verbrechen des Catilina zu schaffen? Kann ich etwa Besorgnis hegen, sein Opfer zu werden? Warum habe ich also vor ihm denselben Abscheu, der mich vor ihm erfüllen würde, wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht allein um deswillen, dass sie uns Schaden zufügen, sondern weil sie böse sind. Wir wünschen nicht allein selbst glücklich zu sein, sondern wünschen auch das Glück anderer, und sobald dieses Glück das unsrige nicht beeinträchtigt, so trägt er zur Erhöhung unseres eigenen bei. Kurz

man hat, mag man wollen oder nicht, Mitleid mit den Unglücklichen; man leidet mit, wenn man Zeuge ihrer Leiden ist. Selbst die Gesundesten können sich von diesem Triebe nicht völlig freimachen; oft setzt er sie mit sich selbst in Widerspruch. Der Räuber, welcher die Vorüberziehenden ausplündert, deckt trotzdem die Blöße der Armen, und der wildeste Mörder versagt einem Ohnmächtigen seine Hilfe nicht.

Man spricht von der Stimme des Gewissens, welche im geheimen verborgene Verbrechen straft und oftmals Verräterin an ihnen wird. Ach, wer unter uns hätte diese nicht zu beschwichtigende Stimme noch nie vernommen? Man spricht aus Erfahrung und möchte gern dieses tyrannische Gefühl, das uns so große Pein verursacht, zum Schweigen bringen. Gehorchen wir der Natur; dann werden wir wahrnehmen, eine milde Herrschaft sie ausübt, und welch ein Zauber darin liegt, sich ein günstiges Zeugnis ausstellen zu können, nachdem man nur auf ihre Ratschläge gehört hat. Der Böse hat vor sich selbst Furcht und sucht sich selbst zu entfliehen; er wird erst heiter, wenn er aus sich selbst heraustritt. Unruhig irren seine Blicke umher und suchen nach einem Gegenstande, der ihn belustigen könne. Ohne bittere Satire, ohne verletzenden Spott würde er sich einer steten Trauer hingeben; im Hohngelächter besteht sein einziges Vergnügen. Die Heiterkeit des Gerechten ist dagegen eine innere; sein Lachen verrät nicht Bosheit, sondern eine Freude, deren Quelle in ihm selbst liegt. Ob er für sich allein ist oder sich mitten in einer Gesellschaft befindet, stets wird ihn ein gleichmäßiger Frohsinn erfüllen. Er schöpft seine Freude nicht etwa aus denen, mit welchen er in Berührung kommt, sondern teilt ihnen vielmehr die seinige mit.

Lassen Sie alle Völker der Erde vor ihren Blicken vorüberziehen, erforschen Sie alle Gebiete der Geschichte: unter so vielen unmenschlichen und wunderlichen Arten der Gottesverehrung, unter dieser außerordentlichen Verschiedenheit der Sitten und Charaktere werden Sie trotzdem überall die nämliche Ideen von Gerechtigkeit und Redlichkeit, überall die nämlichen Grundsätze der Moral, überall die nämlichen Begriffe von Gut und Böse

vorfunden. Das alte Heidentum brachte wahrhaft abscheuliche Gottheiten hervor, die man hienieden als Schurken zur Strafe gezogen hätte, und die uns die Verübung von Freveltaten und die rückhaltlose Befriedigung der Leidenschaften als ein Bild des höchsten Glückes vorhielten. Gleichwohl stieg das durch himmlische Autorität geheiligte Laster vergebens aus seiner ewigen Wohnung herab; der moralische Instinkt ließ ihm keine Stätte in dem Menschenherzen. Während man Jupiters Ausschweifungen pries, bewunderte man die Enthaltbarkeit des Xenokrates; die keusche Lukretia verehrte die unzüchtige Venus; der heldenmütige Römer brachte der Gottheit der Furcht Opfer dar; er rief den Gott an, der seinen Vater verstümmelte, und starb ohne Murren von der Hand seines eigenen. Den verächtlichsten Gottheiten huldigten gerade die größten Männer. Die heilige Stimme der Natur, stärker als die der Götter, wussten sich auf Erden zu Ehren zu bringen und schien die Schuld mit den Schuldigen in den Himmel zu verweisen.

Es liegt folglich in der Tiefe der Seele ein angeborenes Prinzip der Gerechtigkeit und Tugend, nach dem wir, wie auch unsere eigenen Grundsätze sein mögen, nicht nur unsre Handlungen, sondern auch die Handlungen anderer als gut oder böse anerkennen, und dieses Prinzip nenne ich Gewissen.

Bei diesem Worte höre ich aber schon von allen Seiten das Geschrei der sogenannten Weisen. Irrtümer der Kindheit, Vorurteile der Erziehung, tönt es in seltener Einstimmigkeit um mich her. Im Menschengestalt ist nur das vorhanden, was er der Erfahrung entnommen hat, und unserem Urteil über die Dinge liegen nur die Ideen, welche wir uns angeeignet haben, zugrunde. Ja, sie bleiben hierbei noch nicht einmal stehen, sie wagen es sogar, die klare und allgemeine Übereinstimmung aller Völker zu verwerfen, und suchen gegen die eklatanter Gleichheit des Urteils der Menschen im Dunkeln nach irgendeinem obskuren, ihnen allein bekannten Beispiele, als ob alle von der Natur eingepflanzten Triebe durch die Entartung eines Volkes vernichtet würden, und mit dem Vorkommen einzelner Missgeburten das ganze Geschlecht ausgerottet wäre. Was nützen indes dem skeptischen Montaigne

seine sorgenvollen Bemühungen, in irgendeinem Winkel der Welt einen den Begriffen der Gerechtigkeit zuwiderlaufenden Gebrauch zu entdecken? Was nützt es ihm, den verdächtigsten Reisenden eine Autorität beizulegen, die er den berühmtesten Schriftstellern versagt? Sollten wirklich einige nicht einmal völlig feststehende und seltsame Gebräuche, die aus örtlichen, uns unbekanntem Gründen hervorgegangen sind, die allgemeine aus der Übereinstimmung aller Völker abgeleitete Folgerung umstoßen können? Mögen auch die Völker in allem übrigen verschieden sein, so herrscht doch in diesem Punkt eine vollkommene Einstimmigkeit. O Montaigne, der du dich immer mit solchem Stolze deines Freimuts und deiner Wahrheitsliebe rühmst, sei aufrichtig und wahr, wenn es einem Philosophen überhaupt möglich ist, und sage mir, ob es irgendein Land auf Erden gibt, wo es einem zum Verbrechen angerechnet wird, sein Wort zu halten, gütig, wohltätig und edelmütig zu sein, wo der Ehrliche verachtet und der Treulose geehrt wird?

Jeder, behauptet man, trägt aus eigenem Interesse zum allgemeinen Besten bei. Woher kommt es denn aber, dass der Gerechte zu seinem eigenen Schaden dazu beiträgt? Was soll das heißen: aus eigenem Interesse in den Tod gehen? Allerdings bezweckt jeder bei seinen Handlungen nur sein eigenes Bestes. Wenn es indes nicht auch ein moralisches Bestes gibt, welches hierbei ebenfalls berücksichtigt werden muss, so wird man aus dem eigenen Interesse immer nur die Handlungen der Bösen erklären können; es ist sogar glaubhaft, dass man gar nicht erst den Versuch machen wird, darüber hinauszugehen. Traurig wäre es aber um eine Philosophie bestellt, welche durch tugendhafte Handlungen in Verlegenheit geriete, die sich nur dadurch aus derselben zu ziehen vermöchte, dass sie ihnen niedrige Gesinnungen und unlautere Beweggründe andichtet, und nach deren Grundsätzen man sich genötigt sähe, Sokrates herabzuwürdigen und Regulus zu verleumden. Wenn unter uns je ähnliche Lehren Eingang fänden, so würde sich die Stimme der Vernunft augenblicklich gegen sie erheben und niemals gestatten, dass sich auch nur ein einziger

Anhänger damit entschuldigen dürfte, er hätte es aufrichtig gemeint.

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier auf metaphysische Untersuchungen einzugehen, die meine Fassungskraft nicht weniger als die Ihrige übersteigen und im Grunde genommen zu nichts führen. Ich habe Sie bereits darauf aufmerksam gemacht, dass ich mit Ihnen nicht philosophieren, sondern Ihnen nur Anleitung geben will, Ihr eigenes Herz zu beraten. Wenn alle Philosophen der Welt Ihnen den Beweis lieferten, dass ich unrecht hätte, Ihr Gefühl Ihnen aber sagte, ich hätte recht, so würde ich nicht mehr begehren.

Zu diesem Zweck ist nichts weiter nötig, als dass Sie lernen, unsere erworbene Ideen von unseren natürlichen Empfindungen zu unterscheiden, denn unserer Erkenntnis geht notwendigerweise unsere Empfindung vorher, und wie wir nicht erst zu lernen brauchen, unser eigenes Bestes zu wollen und das, was uns Schaden zufügt, zu fliehen, sondern diesen Trieb der Natur verdanken, so ist uns auch die Liebe zum Guten und der Hass gegen das Böse ebenso natürlich wie die Liebe zu uns selbst. Die Tätigkeit des Gewissens äußert sich nicht in Urteilen, sondern in Empfindungen. Obgleich uns alle unsere Vorstellungen von außen zugeführt werden, so liegen doch die Empfindungen, die ihnen erst ihren eigentlichen Wert beilegen, in uns selbst, und nur durch sie erkennen wir die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung, die zwischen uns und den Dingen, welche wir suchen oder fliehen müssen, stattfindet.

Ein Dasein haben, heißt empfinden. Unsere Empfindung geht unstreitig unserer Intelligenz voraus, und wir haben Empfindungen vor den Ideen gehabt.<sup>127</sup> Welches auch immer die Ursache unseres

---

<sup>127</sup> In gewisser Beziehung sind die Ideen Empfindungen und die Empfindungen Ideen. Beide Namen passen für jede Wahrnehmung, die uns sowohl mit ihrem Gegenstand als auch mit uns selbst, die wir davon affiziert werden, beschäftigt. Nur die Reihenfolge dieser Affektionen entscheidet darüber, welches der passende Name für sie ist. Wenn wir zuerst mit dem Gegenstand beschäftigt sind und nur infolge einer Reflexion an uns denken, so heißt die Wahrnehmung

Daseins sein möge, so hat sie dadurch für unsere Erhaltung Sorge getragen, dass sie uns Empfindungen gab, die mit unserer Natur im Einklang stehen, und man wird nicht leugnen können, dass wenigstens diese angeboren sind. Diese Empfindungen sind, soweit sie das Individuum selbst anlangen, die Liebe zu sich selbst, die Furcht vor dem Schmerze, das Grausen vor dem Tode, das Verlangen nach Wohlbefinden. Wenn aber, was unzweifelhaft feststeht, der Mensch seiner Natur nach gesellig ist, oder es wenigstens seiner Bestimmung nach werden soll, so können ihm auch andere angeborene Empfindungen nicht fehlen, die sich auf sein Geschlecht beziehen; denn schenkt man nur dem physischen Bedürfnis Beobachtung, so muss man zugeben, dass dieses sicherlich eher geeignet ist, die Menschen voneinander zu führen, als eine Annäherung unter ihnen zuwege zu bringen. Folglich hat der Impuls des Gewissens seine Quelle in dem moralischen System, welches durch die doppelte Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu seinen Nebenmenschen gebildet wird. Das Gute erkennen, heißt noch nicht es lieben; der Mensch hat davon keine angeborene Kenntnis; sobald er es indes mit Hilfe seiner Vernunft erkennt, so treibt ihn sein Gewissen an, es zu lieben, und dies Gefühl gehört zu den uns angeborenen.

Ich bin deshalb der Ansicht, junger Freund, dass es nicht unmöglich ist, das unmittelbare Prinzip des Gewissens, selbst unabhängig von der Vernunft, nur aus unserer Natur zu erklären. Würde dies sich als unmöglich herausstellen, so würde es auch gar nicht einmal notwendig sein; denn da diejenigen, welche dies von dem ganzen Menschengeschlechte angenommene und anerkannte Prinzip in Abrede stellen, sich auf keinen Beweis einlassen, dass es nicht existiert, sondern sich mit der vagen Behauptung begnügen, so können wir mit ganz demselben Rechte behaupten, dass es existiert, und uns noch außerdem auf das innere Zeugnis und die Stimme des Gewissens berufen, welches für sich selbst zeugt.

---

Idee; wenn dagegen unsere Aufmerksamkeit zuerst durch den empfangenen Eindruck erregt wird, und wir nur infolge der Reflexion an den Gegenstand denken, welcher ihn verursacht, so heißt sie Empfindung.

Wenn der erste Schimmer des Urteils uns blendet, so dass sich die Gegenstände unseren Blicken anfangs nur in verschwommenen Umrissen zeigen, so wollen wir warten, bis sich unsere schwachen Augen wieder öffnen und erst kräftiger werden, und bald werden wir die nämlichen Gegenstände im Lichte der Vernunft wieder so erblicken, wie sie uns die Natur von Anfang an zeigte. Oder wir wollen vielmehr einfacher und weniger eitel sein, wollen uns auf die ursprünglichen Empfindungen, die wir in uns finden, beschränken, weil sie es sind, auf welche uns unsere Überlegung stets wieder zurückführt, wenn sie uns nicht etwa auf Irrtümer geleitet hat.

Gewissen, Gewissen! O du göttlicher Instinkt, ewige und himmlische Stimme, du zuverlässiger Führer eines zwar unwissenden und beschränkten, aber intelligenten und freien Wesens, du unfehlbarer Richter über Gut und Böse, der du dem Menschen Gottähnlichkeit verleihst, dir hat er die Vollkommenheit seiner Natur und die Sittlichkeit seiner Handlungen zu verdanken. Ohne dich empfinde ich nichts in mir, was mich über die Tiere erhebt, als das traurige Vorrecht, infolge eines regellosen Verstandes und einer grundsatzlosen Vernunft von Irrtum zu Irrtum zu taumeln.

Gott sei Dank, haben wir mit all diesem schreckenerregenden Apparate der Philosophie nichts zu schaffen; wir können Menschen sein, ohne Gelehrte zu sein. Da es uns erspart ist, unser Leben mit dem Studium der Moral hinzubringen, können wir mit ungleich geringerem Aufwand einen weit sichereren Führer durch dieses unermessliche Gewirr der menschlichen Meinungen erhalten. Indessen genügt es nicht, dass dieser Führer vorhanden ist, man muss ihn auch als solchen anerkennen und ihm zu folgen verstehen. Wie kommt es, wenn er zu allen Herzen redet, dass es doch so wenige gibt, die auf ihn hören? Nur deshalb, weil er die Sprache der Natur zu uns redet, welche wir nicht mehr verstehen, da alles dazu beigetragen hat, sie uns vergessen zu lassen. Das Gewissen ist schüchtern; es liebt die Zurückgezogenheit und den Frieden; die Welt und ihr Geräusch schüchtern es ein. Die Vorurteile, in deren Begleitung es erwacht, sind seine grausamsten

Feinde. Es flieht oder verstummt vor ihnen. Ihre lärmende Stimme übertönt die seinige und hindert sie, sich vernehmbar zu machen. Der Fanatismus unterfängt sich, dem Gewissen nachzuäffen und im Namen desselben zum Verbrechen aufzufordern. Werden seine Mahnungen zu häufig unbeachtet gelassen, so verliert es endlich den Mut; es spricht nicht mehr zu uns und antwortet uns nicht mehr, und nachdem es sich solange eine verächtliche Behandlung hat gefallen lassen müssen, gehört nicht weniger Mühe dazu, es wieder zum Reden zu bringen, als es gekostet hat, ihm Schweigen aufzuerlegen.

Wie oft wurde ich nicht bei meinen Untersuchungen von der Kälte, die ich in mir fühlte, auf das unangenehmste berührt! Wie oft spritzten nicht Traurigkeit und Überdruß ihr Gift in meine wichtigsten Betrachtungen und machten sie mir dadurch unerträglich! Mein vertrocknetes Herz schenkte der Liebe zur Wahrheit nur einen matten und lauen Eifer. Ich sprach zu mir: Weshalb soll ich mich abquälen, nach etwas zu forschen, was gar nicht vorhanden ist? Das moralische Gute beruht nur in der Einbildung, es gibt nichts Gutes als den Sinnesgenuss. O, wie schwer ist es doch, wieder Geschmack an den Freuden der Seele zu gewinnen, wenn man ihn erst einmal verloren hat! Mit wie viel größerer Schwierigkeit ist es aber noch verbunden, ihn sich anzueignen, wenn man ihn noch nie gehabt hat! Gäbe es einen Menschen, der bis zu der Stufe der Verkommenheit hinabgesunken wäre, dass er in seinem ganzen Leben nichts getan hätte, dessen Erinnerung ihn mit sich selbst zufrieden machen könnte und ihm einen frohen Rückblick auf sein vergangenes Leben gestattete, so würde einem solchen Menschen die Fähigkeit mangeln, sich je selbst zu erkennen, und da er nicht fühlte, wie sehr die Güte zu seiner Natur gehört, so würde er notwendigerweise böse bleiben und ewig unglücklich sein. Aber wähnen Sie etwa, dass es auf dem ganzen Erdenrund auch nur einen einzigen Menschen gibt, der so verdorben wäre, dass sich sein Herz nie versucht gefühlt hätte, Gutes zu tun? Eine solche Versuchung ist so natürlich und so süß, dass es unmöglich ist, ihr auf immer zu widerstehen, und die

Erinnerung an die Freude, die sie uns einmal bereitet hat, reicht hin, um sie unablässig von neuem wachzurufen. Unglücklicherweise lässt sie sich anfangs nur mit Beschwerden befriedigen; man hat tausenderlei Vorwände, der Neigung seines Herzens kein Gehör zu schenken. Die falsche Klugheit hält es in den engen Schranken des menschlichen Ichs zusammen, und es sind tausend mutige Anstrengungen nötig, bis es sie zu durchbrechen wagt. Freude am Gutes tun ist der Lohn für die vollbrachte Tat, und dieser Lohn wird nur dem zuteil, der ihn sich wirklich verdient hat. Nichts ist liebenswürdiger als die Tugend, aber ihre Ausübung muss uns Genuss gewähren, wenn sie so finden sollen. Wenn man sich ihr ganz zu eigen geben will, so nimmt sie, wie Proteus in der Sage, anfangs tausend abschreckende Gestalten an und zeigt sich endlich nur denen in ihrer wirklichen Gestalt, die sie sich auch nicht einen Augenblick haben entschlüpfen lassen.

Im unaufhörlichen Kampfe mit meinen natürlichen Empfindungen, welche für das allgemeine Beste sprachen, und mit meiner Vernunft, die alles auf mich bezog, wäre ich mein ganzes Leben hindurch beständigen Schwankungen unterworfen gewesen, hätte das Böse getan und das Gute geliebt, kurz, hätte in fortwährendem Widerspruch mit mir selbst gelebt, wenn nicht ein neues Licht mein Herz erleuchtet, wenn nicht die Wahrheit, die meinen Ansichten eine feste Richtung gab, meinem Wandel eine sichere Bahn vorzeichnet und mich wieder mit mir selbst in Einklang gebracht hätte. Vergeblich ist es, die Tugend auf die Vernunft allein gründen zu wollen; welche sichere Grundlage könnte man ihr damit wohl geben? Die Tugend, sagt man, ist die Liebe zur Ordnung. Aber kann und darf denn diese Liebe in mir den Sieg über die Liebe zu meinem Wohlsein davontragen? Gebe man mir doch einen klaren und ausreichenden Grund an, weshalb ich jener den Vorzug einräumen soll. Im Grunde genommen beruht ihr angebliches Prinzip nur auf einem bloßen Spiele mit Worten, denn ich kann mit demselben Rechte behaupten, das Laster sei die Liebe zur Ordnung, allerdings in einem ganz anderen Sinne. Überall, wo sich Empfindung und Verstand findet, gibt es eine gewisse

moralische Ordnung. Dabei darf nun freilich der Unterschied nicht übersehen werden, dass der Gute sich dem Ganzen, der Böse dagegen das Ganze sich unterordnet. Letzterer macht sich zum Mittelpunkt aller Dinge, ersterer misst seinen Radius und hält sich in der Peripherie. Damit ist er zu Gott, dem gemeinsamen Mittelpunkte, und zu allen konzentrischen Kreisen, welche von den Geschöpfen gebildet werden, in das richtige Verhältnis getreten. Gibt es keine Gottheit, so kann man nur dem Bösen Vernunft zugestehen; der Gute handelt dann aber wie ein Unvernünftiger.

O mein Sohn, könnten Sie dereinst empfinden, welche Last einem abgenommen ist, wenn man endlich, nachdem man die Richtigkeit der menschlichen Meinungen und die Bitterkeit der Leidenschaften gekostet hat, in seiner nächsten Nähe den Weg zur Weisheit, den Lohn für die Mühen dieses Lebens und die Quelle des Glückes findet, woran man schon verzweifelt hatte! Alle Pflichten des Naturgesetzes, welche die Ungerechtigkeit der Menschen fast schon aus meinem Herzen verwischt hatte, prägen sich demselben wieder ein im Namen der ewigen Gerechtigkeit, die sie mir auferlegt und zuschaut, wie ich sie erfülle. Jetzt erblicke ich in mir nur noch das Werk und das Werkzeug des erhabenen Wesens, welches das Gute will und tut und auch mein wahres Glück herbeiführen wird, wenn mein Wille mit dem seinigen in Einklang steht und ich von meiner Freiheit einen weisen Gebrauch mache. Ich füge mich in die Ordnung, die es hergestellt hat, überzeugt, dass ich dereinst selbst einen vollen Anteil an dieser Ordnung haben und darin meine Glückseligkeit finden werde, denn was kann uns wohl mit einer höheren Glückseligkeit erfüllen, als das Gefühl, einem System anzugehören, in welchem alles gut ist? Foltern mich Schmerzen, so trage ich sie in Geduld und tröste mich mit dem Gedanken, dass sie vorübergehend sind und von einem Körper ausgehen, der doch nicht für immer mein eigen ist. Verrichte ich ohne Zeugen eine gute Handlung, so weiß ich, dass sie doch gesehen wird, und glaube, dass mein Wandel in diesem Leben von Einfluss auf das künftige Leben sein wird. Muss ich Unrecht leiden, so sage ich mir: Das gerechte Wesen, welches alles lenkt und

regiert, wird mich wohl zu entschädigen wissen. Die Bedürfnisse meines Körpers, die Leiden meines Lebens machen mir den Gedanken an den Tod erträglicher. Wenn ich einmal von allem scheiden muss, werde ich desto weniger Bande zu zerreißen brauchen.

Warum ist meine Seele meinen Sinnen unterworfen und an diesen Körper gekettet, der sie unterjocht und behindert? Ich weiß es nicht. Bin ich in die Ratschlüsse Gottes eingedrungen? Aber, ohne dass man mich der Vermessenheit zeihen könnte, darf ich wenigstens einfache Vermutungen aufstellen. Ich sage mir: Was für ein Verdienst würde wohl für den menschlichen Geist, wenn er frei und rein geblieben wäre, darin liegen, die Ordnung, die er festgestellt sähe und die zu stören es ihm an allem Interesse fehlte, zu lieben und zu befolgen? Wohl ist es wahr, dass er glücklich sein würde, aber es würde seinem Glücke doch der höchste Grad mangeln, nämlich der Ruhm der Tugend und das gute Zeugnis seiner selbst. Er würde nur wie die Engel sein, während ein tugendhafter Mensch unzweifelhaft einst mehr sein wird als sie. Vereint mit einem sterblichen Körper durch ebenso mächtige wie unbegreifliche Bande, wird die Seele durch die Sorge für die Erhaltung dieses Körpers angetrieben, alles auf ihn zu beziehen, und wendet ihm deshalb ein Interesse zu, welches der allgemeinen Ordnung, die sie nichtsdestoweniger zu erkennen und zu lieben fähig ist, zuwiderläuft. Unter diesen Verhältnissen wird dann der rechte Gebrauch ihrer Freiheit zugleich Verdienst und Belohnung, und sie bereitet sich durch Bekämpfung ihrer irdischen Leidenschaften und Aufrechterhaltung ihres ursprünglichen Willens ein unwandelbares Glück.

Wenn nun sogar in dem Zustande der Erniedrigung, in dem wir uns dies Leben hindurch befinden, alle unsere ursprünglichen Triebe gesetzmäßig sind, wenn alle unsere Laster ihre Quellen nur in uns selber finden, weshalb beklagen wir uns dann, dass wir von ihnen beherrscht werden? Weshalb machen wir mit unseren Vorwürfen den Urheber der Dinge für die Übel, die wir uns selbst zufügen, und für die Feinde verantwortlich, die wir gegen uns

selbst waffnen? Ach, lasst uns nur den Menschen nicht verderben, dann wird er beständig gut sein ohne Leiden und beständig glücklich ohne Gewissensbisse. Die Schuldigen, welche vorgeben, zum Verbrechen gezwungen zu sein, sind ebenso lügnerisch als schlecht. Wie können sie sich gegen die Einsicht verschließen, dass die Schwäche, über welche sie sich beklagen, ihr eigenes Werk ist? dass ihre erste Verderbnis ihrem eigenen Willen entspringt, dass sie nur um deswillen, weil sie anfangs ihren Versuchungen nachgeben wollten, ihnen endlich auch wider ihren Willen nachgeben müssen und dieselben unwiderstehlich machen? Unzweifelhaft hängt es jetzt nicht mehr von ihnen ab, nicht böse und schwach zu sein, aber es hing von ihnen ab, es nicht zu werden. O, mit welcher Leichtigkeit würden wir sogar während dieses Lebens Meister über uns und unsere Leidenschaften bleiben, wenn wir zu der Zeit, in welcher sich noch keine bestimmten Gewohnheiten in uns festgesetzt haben, in welcher unser Geist sich erst zu entfalten beginnt, diesen mit Gegenständen zu beschäftigen verständen, welche er kennen muss, um diejenigen, die ihm noch unbekannt sind, würdigen zu können; wenn wir den aufrichtigen Wunsch hegten, uns aufzuklären, nicht um in den Augen anderer zu glänzen, sondern um unserer Natur gemäß gut und verständig zu sein, um unser Glück in der Erfüllung unserer Pflichten zu finden! Dieses Studium erscheint uns freilich langweilig und mühselig, weil wir erst dann daran denken, wenn wir durch das Laster schon verderbt sind, wenn wir uns unseren Leidenschaften schon überlassen haben. Bevor wir noch das Gute und Böse kennen, bilden wir uns schon ein festes Urteil und legen den Dingen einen bestimmten Wert bei, und da wir dann an alles diesen falschen Maßstab legen, so fassen wir nichts nach seinem wirklichen Werte auf.

Es gibt ein Alter, wo das noch freie, aber warmblütige, unruhige und nach einem unbekanntem Glücke heftig verlangende Herz demselben mit einer gewissen neugierigen Unruhe nachjagt und sich endlich, durch die Sinne getäuscht, an dem trügerischen Bilde desselben anklammert und es da zu finden glaubt, wo es nicht

vorhanden ist. Diese Täuschungen haben für mich nur allzu lange angehalten. Ach, nur zu spät habe ich sie als solche erkannt und sie nie völlig in mir auszurotten vermocht! Sie werden solange dauern wie dieser sterbliche Leib, in welchem sie ihre Quelle finden. Mögen sie mir immerhin in ihrer verführerischen Gestalt entgegentreten, täuschen werden sie mich gewiss nicht mehr. Ich erkenne sie jetzt als das, was sie sind. Obwohl ich ihnen folge, verachte ich sie doch. Weit davon entfernt, in ihnen eine Quelle meines Glückes zu erblicken, sehe ich in ihnen vielmehr ein Hindernis desselben. Ich sehe mich nach dem Augenblicke, wo ich, erlöst von den Fesseln des Leides, ohne Widerspruch und ungeteilt, ganz in sein und nur meiner selbst bedürfen werde, um glücklich zu sein. Mittlerweile bin ich es schon in diesem Leben, weil mir alle Übel desselben gering erscheinen, weil ich es fast als etwas meinem Wesen Fremdartiges betrachte und weil alles wahrhaft Gute, was ich aus demselben zu gewinnen vermag, völlig in meiner Gewalt steht.

Um mich schon im voraus, soweit es möglich ist, zu diesem Zustande des Glückes, der Kraft und der Freiheit zu erheben, stelle ich fortwährend erhabene Betrachtungen an. Ich denke über die Weltordnung nach, nicht um sie mir durch eitle Systeme zu erklären, sondern um sie unausgesetzt zu bewundern und den weisen Schöpfer anzubeten, der sich in ihr offenbart. Ich rede mit ihm und lasse all meine Fähigkeiten von seinem göttlichen Wesen durchdringen; seine Wohltaten rühren mich, für seine Gaben preise ich ihn, aber ich richte an ihn keine Bitte. Was in aller Welt sollte ich auch von ihm erbitten? Etwa, dass er um meinetwillen den Lauf der Dinge ändere und mir zugunsten Wunder tue? Könnte ich, der ich die von seiner Weisheit aufgerichtete und durch seine Vorsehung aufrechterhaltene Ordnung über alles lieben muss, wohl den Wunsch hegen, dass diese Ordnung um meinetwillen gestört würde? Nein, dieser vermessene Wunsch verdiente weit eher Strafe als Erhörung. Ebenso wenig flehe ich an, mir die Kraft zu verleihen, Gutes zu tun. Weshalb ihn noch um etwas bitten, was er mir schon gegeben hat? Empfing ich nicht von ihm das Gewissen, das Gute zu lieben, die Vernunft, es zu erkennen, die Freiheit, es zu erwählen?

Tue ich das Böse, so kann mir nichts zur Entschuldigung dienen; ich tue es, weil ich es will. Bitten, er möge meinen Willen ändern, hieße von ihm das begehren, was er von mir selbst verlangt, hieße das Ansinnen an ihn stellen, er solle mein Werk verrichten und mir dann den Lohn dafür erteilen. Mit meinem Zustande nicht zufrieden sein, heißt nicht mehr: Mensch sein wollen, heißt etwas anderes wollen, als was ist, heißt die Unordnung und das Übel wollen. O, du Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit, gnädiger und gütiger Gott, in meinem Vertrauen zu dir ist der höchste Wunsch meines Herzens, dass dein Wille geschehe. Erst wenn ich meinen Willen mit dem deinigen vereinige, tue ich, was du tust; ich füge mich deinem gütigen Willen; schon im voraus meine ich teil an der höchsten Glückseligkeit zu haben, welche der Lohn dafür ist.

Bei dem gerechten Misstrauen, das ich gegen mich selbst hege, ist das einzige, was ich von Gott erbitte, oder was ich vielmehr von seiner Gerechtigkeit erwarte, dass er, wenn ich in einen mir gefährlichen Irrtum versinke, mich wieder auf den rechten Weg bringen wolle. Um aufrichtig zu sein, bekenne ich, dass ich mich nicht für unfehlbar halte. Vielleicht enthalten meine Ansichten, welche mir für ausgemachte Wahrheiten gelten, ebenso viele Unrichtigkeiten; denn welcher Mensch gibt die seinigen wohl gern auf? Und wie viele Menschen stimmen in allen Punkten überein? Mag die Täuschung, in der ich befangen bin, immerhin in mir selbst ihre Quelle finden, so vermag Gott doch allein mir die Augen über sie zu öffnen. Ich habe, um zur Wahrheit zu gelangen, alles getan, was in meinen Kräften stand, aber ihre Quelle liegt in zu steiler Höhe. Wenn mir die Kräfte fehlen, noch weiter zu ihr vorzudringen, worin kann man mich dann einer Schuld zeihen? Ihre Aufgabe ist es, sich mir zu nahen.“

Der wackere Geistliche hatte mit Leidenschaft gesprochen; er war bewegt, und ich war es gleichfalls. Mir war es, als hörte ich den göttlichen Orpheus seine ersten Hymnen singen und die Menschen in der Verehrung der Götter unterrichten. Trotzdem erkannte ich sehr wohl, wie viele Einwände sich gegen ihn erheben ließen. Ich machte jedoch keinen einzigen, weil sie weniger geeignet waren zu

überzeugen, als in Verlegenheit zu setzen, und meine innerste Überzeugung auf seiner Seite stand. Je mehr ich empfand, dass er sich bei seiner Mitteilung nur von seinem Gewissen hatte leiten lassen, desto mehr schien mir auch mein Gewissen alle seine Worte zu bestätigen.

„Die Ansichten, die Sie mir soeben entwickelt haben,“ begann ich endlich, „erscheinen mir neuer in bezug auf das, was Sie nicht zu wissen gestehen, als hinsichtlich dessen, was Sie zu glauben behaupten. Ich erkenne darin so ziemlich die Grundsätze des Theismus oder der natürlichen Religion, welche die Christen merkwürdigerweise gern mit dem Atheismus oder der Irreligion verwechseln, obwohl diese den schroffsten Gegensatz zu dem Atheismus bildet. Bei meinem augenblicklichen Glaubenszustande muss ich indes, um Ihre Ansichten annehmen zu können, mehr hinauf als herab steigen, und ich halte es für schwierig, gerade auf dem Punkte stehenzubleiben, welchen Sie erreicht haben, sofern man nicht ebenso weise ist als Sie.

Allein um wenigstens ebenso aufrichtig zu sein, will ich mit mir zu Rate gehen. Auch mich soll nach Ihrem Beispiel das innere Gefühl dabei leiten, und Sie haben mich ja selbst gelehrt, dass es, nachdem man ihm einmal ein so langes Stillschweigen auferlegt hat, nicht das Werk eines Augenblicks sein kann, es wieder nachzurufen. Ich werde den Inhalt Ihrer Mitteilungen in meinem Herzen bewahren; ich muss über demselben nachdenken. Wenn ich nach reiflicher Überlegung von der Wahrheit Ihrer Ansichten ebenso überzeugt bin wie Sie, dann sollen Sie mein letzter Apostel sein, und ich werde Ihr Proselyt bis zum Tode bleiben. Fahren Sie inzwischen fort, mich zu unterrichten. Von dem, was mir zu wissen nötig ist, haben Sie mir erst die Hälfte gesagt. Reden Sie mit mir noch über die Offenbarung, über die Heilige Schrift, über jene dunklen Glaubenssätze, über welche ich mich seit meiner Kindheit im unklaren befinde, ohne sie begreifen oder glauben zu können, und ohne zu wissen, wie weit ich sie annehmen oder verwerfen soll.“

„Ja, mein Sohn,“ erwiderte er, indem er mich umarmte, „ich werde Ihnen keinen meiner Gedanken verheimlichen. Ich will Ihnen mein Herz nicht nur halb öffnen; allein der Wunsch, den Sie mir eben zu erkennen gaben, war notwendig, um mir das Recht einzuräumen, jede Zurückhaltung Ihnen gegenüber schwinden zu lassen. Ich habe Ihnen bisher nichts mitgeteilt, wovon ich nicht glaubte, dass es Ihnen zum Nutzen gereichen könnte, und wovon ich nicht im Innersten überzeugt wäre. Mit der Untersuchung, die mir nun noch anzustellen übrigbleibt, verhält es sich freilich ganz anderes. Ich sehe bei derselben nur Hindernisse, Geheimnis und Dunkelheit; nur mit Unsicherheit und Misstrauen gehe ich an die mir gestellte Aufgabe. Mit Zittern entschlief ich mich nur dazu und werde Ihnen eher meine Zweifel als meine eigene Meinung aussprechen. Hätten Sie schon festere Ansichten, so würde ich Anstand nehmen, Sie mit den meinigen bekannt zu machen; allein in dem Zustand, in welchem Sie sich gegenwärtig befinden, wird es für Sie vorteilhaft sein, wenn Sie meine Denkweise annehmen.<sup>128</sup> Räumen Sie übrigens meinen Erörterungen nur soviel Autorität ein, als Ihre Vernunft ihnen zugesteht. Ich weiß ja nicht, ob ich mich irre. Bei Auseinandersetzungen ist es schwer, einen absprechenden Ton immer zu vermeiden. Seien Sie jedoch eingedenk, dass hier alle meine Behauptungen nur Gründe zum Zweifeln sind. Suchen Sie die Wahrheit selbst, ich für mein Teil verspreche Ihnen nur volle Aufrichtigkeit.

Sie finden in meiner Darstellung nur die natürliche Religion. Es erscheint äußerst befremdend, dass wir noch einer anderen bedürfen sollen. Woraus soll ich diese Notwendigkeit erkennen? Inwiefern kann ich mich schuldig machen, wenn ich Gott nach den Einsichten, mit welchen er meinen Geist ausstattet, und nach den Gefühlen, mit welchen er mein Herz beseelt, diene? Welche Reinheit der Moral, welches dem Menschen nützliche und für seinen Schöpfer ehrenvolle Dogma kann ich aus einer positiven Lehre schöpfen, welches ich nicht auch ohne dieselbe durch die

---

<sup>128</sup> Das, glaube ich, könnte der wackere Vikar auch heute noch dem Publikum sagen.

richtige Anwendung meiner Anlagen mir selbst zu entwickeln imstande wäre? Weisen Sie mir nach, was sich zur Ehre Gottes, zum Heil der Gesellschaft und zu meinem eigenen Besten noch zu den Pflichten des Naturgesetzes hinzufügen ließe, und welche Tugend wohl Ihrer Ansicht nach ein neuer Kultus hervorbringen könnte, die man nicht auch mit logischer Notwendigkeit aus dem meinigen zu folgern imstande wäre? Die erhabensten Ideen von der Gottheit verdanken wir allein der Vernunft. Betrachten Sie das Schauspiel der Natur, hören Sie auf die innere Stimme. Hat Gott nicht unseren Augen, unserem Gewissen, unserer Urteilskraft alles offenbart? Was vermögen uns die Menschen mehr zu sagen? Ihre Offenbarungen können nur darauf auslaufen, Gott herabzuwürdigen, indem sie ihm menschliche Leidenschaften beilegen. Statt unsere Begriffe von dem höchsten Wesen aufzuklären, verwirren, wie ich bemerke, die einzelnen Dogmen dieselben nur; statt sie zu veredeln, machen sie sie verächtlich. Ich nehme wahr, dass sie zu den unbegreiflichen Geheimnissen, welche dasselbe umgeben, noch sinnlose Widersprüche hinzufügen und den Menschen stolz, unduldsam und grausam machen, dass sie endlich, statt Frieden auf Erden herzustellen, Feuer und Schwert bringen. Ich frage mich, wozu das alles nütze, ohne eine Antwort darauf zu finden. Ich nehme hienieden nichts als die Verbrechen der Menschen und das Elend des menschlichen Geschlechts wahr.

Man wendet mir ein, eine Offenbarung sei nötig gewesen, um die Menschen über die Art und Weise zu belehren, in welcher Gott verehrt sein wolle; als Beweis dafür führt man die Verschiedenartigkeit der höchst seltsamen Gottesverehrungen an, welche von den Menschen eingeführt worden sind, und will nicht begreifen, dass gerade diese Mannigfaltigkeit schon eine Folge der Einbildung ist, es gebe Offenbarungen. Seitdem sich die Menschen herausgenommen haben, Gott eine Sprache zu verleihen, hat ihn jeder auf seine Weise sprechen und sich von ihm sagen lassen, was er gewollt hat. Wenn man nur auf das gelauscht hätte, was Gott zum Herzen des Menschen redet, so würde es nur eine einzige Religion auf Erden gegeben haben.

Man bedurfte eines gleichmäßigen Gottesdienstes. Ich will es nicht bestreiten. Aber war denn dieser Umstand von solcher Wichtigkeit, dass man zu seiner Erreichung den ganzen Apparat der göttlichen Macht in Bewegung setzen musste? Man wolle nur die äußere Form der Religion nicht mit der Religion verwechseln. Gott verlangt den Dienst des Herzens, und ist dieser nur aufrichtig, so ist er stets gleichförmig. Es verrät eine sehr törichte Eitelkeit, wenn man sich dem Wahne hingibt, Gott nehme an der Form der Kleidung des Priesters, an der Reihenfolge der von ihm vorgetragenen Worte, an den Gebärden, welche er am Altar macht, und an seinen Kniebeugungen ein so großes Interesse. O, mein Freund, halte dich fern von solchem Wahn! Wie hoch du dich in deiner Einbildung auch erheben mögest, du wirst doch der Erde immer nahe genug bleiben. Gott will im Geist und in der Wahrheit angebeten werden; das ist die Pflicht aller Religionen, aller Länder, aller Menschen. Soll aber etwa um der guten Ordnung willen das Äußere des Kultus gleichförmig sein, so ist dies lediglich eine Sache der Polizei; dazu bedarf es keiner Offenbarung.

Dies waren freilich nicht die ersten Betrachtungen, die ich anstelle. Fortgerissen von den Vorurteilen der Erziehung und dieser gefährlichen Eigenliebe, die stets darauf ausgeht, den Menschen über seine Sphäre hinaus zu versetzen, bemühte ich mich, da sich meine schwachen Begriffe nicht bis zu dem höchsten Wesen zu erheben vermochten, es zu mir herabzuziehen. Ich suchte die unendliche entfernten Beziehungen, die es zwischen seiner und meiner Natur hergestellt hat, einander näherzubringen. Ich wünschte unmittelbare Mitteilungen, einen eingehenderen, mir allein erteilten Unterricht, und nicht zufrieden damit, Gott dem Menschen ähnlich zu machen, lüstete mich, um auch unter meinen Mitmenschen einen Vorzug zu haben, nach übernatürlichen Aufschlüssen. Ich begehrte einen besonderen Gottesdienst für mich, begehrte, dass Gott mir offenbare, was er anderen nicht offenbart habe, oder für was andere nicht dasselbe Verständnis zeigen würden wie ich.

Da ich den Punkt, bis zu welchem ich gelangt war, für den gemeinsamen Punkt hielt, von welchem alle Gläubigen ausgingen, um zu einem geläuterten Gottesdienste hindurchzudringen, so fand ich in den Dogmen der Naturreligion nur die Elemente aller Religion. Ich erwog die große Verschiedenheit unter den auf Erden herrschenden Sekten, die sich sämtlich gegenseitig der Lüge und des Irrtums zeihen; ich fragte: In welcher ist der wahre Glaube zu finden? Jeder antwortete mir: In der meinigen; jeder erklärte: Ich und meine Glaubensgenossen denken allein recht; alle anderen befinden sich im Irrtum. Und woher weißt du, dass deine Sekte die rechte ist? Weil Gott es gesagt hat.<sup>129</sup> Und von wem weißt du, dass Gott es gesagt hat? Von meinem Pfarrer, welcher es sicher weiß. Mein Pfarrer befiehlt mir, ich solle dies glauben, und folglich glaube ich es. Er gibt mir die Versicherung, dass alle, welche anders sprechen als er, lügen, und deshalb höre ich nicht auf sie.

Wie, dachte ich, ist nicht die Wahrheit eine einige? Und kann das, was bei mir wahr ist, sich bei euch als Unwahrheit herausstellen? Wenn der, welcher den rechten Weg einschlägt und

---

<sup>129</sup> „Alle“, sagt ein ehrlicher und gelehrter Priester, „behaupten, dass sie ihre Lehre nicht von Menschen noch von irgendeinem anderen Geschöpfe, sondern von Gott erhalten haben und deshalb glauben (und alle bedienen sich derselben Ausdrucksweise).

Aber um die Wahrheit zu sagen und ohne Schmeichelei und Heuchelei, so verhält es sich damit nicht also. Man hat die Glaubenslehren, was man auch immer sagen möge, durch menschliche Hände und Mittel erhalten. Der Beweis liegt erstlich in der Art und Weise, in welcher die Religionen in der Welt angenommen worden sind und noch täglich von einzelnen Menschen angenommen werden. Die Nation, das Land, der Ort bestimmt die Religion. Man bekennt sich zu der des Ortes, an welchem man geboren und erzogen wird. Wir werden beschnitten, getauft, sind Juden, Mohammedaner oder Christen, noch bevor wir wissen, dass wir Menschen sind. Die Religion hängt demnach nicht von unserer Wahl oder Prüfung ab. Ein fernerer Beweis liegt darin, dass das Leben und die Sitten so wenig mit der Religion übereinstimmen, und endlich spricht auch das noch dafür, dass man bei menschlichen und ganz geringfügigen Angelegenheiten gegen den Geist seiner Religion handelt.“ Charron, Über die Weisheit, Buch II, Kap. 5, p. 257, herausgegeben in Bordeaux 1601.

Dem Anscheine nach würde das aufrichtige Glaubensbekenntnis des tugendhaften Stiftelehrers von Condom von dem des savoyischen Vikars nicht sehr abweichend gewesen sein.

der, welcher in der Irre umhergeht, dieselbe Methode verfolgen, wie kann ich dann dem einen ein größeres Verdienst oder ein größeres Unrecht beimessen als dem anderen? Ihre Wahl ist ein Spiel des Zufalls; sie ihnen anrechnen, würde ein Akt der Unbilligkeit sein; es hieße sie dafür belohnen oder bestrafen, dass sie in diesem oder jenem Lande geboren sind. Wer sich unterfängt, die Behauptung aufzustellen, dass Gott uns einst in dieser Weise richten werde, beleidigt seine Gerechtigkeit.

Entweder sind alle Religionen gut und wohlgefällig, oder, wenn er den Menschen eine besondere vorschreibt und die, welche sie nicht anerkennen, bestraft, so hat er dieselbe auch an sicheren und untrüglichen Merkmalen kenntlich gemacht, an welchen sie unterschieden und als die einzig wahre erkannt werden kann. Diese Kennzeichen finden sich zu allen Zeiten und allen Orten und sind allen Menschen, großen und kleinen, gelehrten und ungelehrten, Europäern, Indiern, Afrikanern und Wilden gleich verständlich. Gäbe es eine Religion auf Erden, die alle, welche nicht ihre Anhänger wären, der ewigen Verdammnis überantwortete, und lebte an irgendeinem Orte der Welt ein einziger Sterblicher, der aufrichtig nach Wahrheit strebte und sich trotzdem von der Richtigkeit dieser Religion hätte überzeugen können, so wäre der Gott, den dieselbe lehrte, der ungerechteste und grausamste der Tyrannen.

Lasst uns deshalb aufrichtig nach der Wahrheit streben; lasst uns nichts auf das Recht der Geburt, nichts auf die Autorität der Väter und der Geistlichen geben, sondern lasst uns alles, was sie uns von Jugend auf gelehrt haben, unserem Gewissen und unserer Vernunft zur Prüfung vorlegen. Vergeblich werden sie mir zurufen: Gib deine Vernunft gefangen! Ein gleiches kann auch der von mir verlangen, welcher mich täuscht. Ich bedarf der Vernunftgründe, um meine Vernunft gefangen zu geben.

Alle Gotteserkenntnis, die ich mir durch Betrachtung des Weltalls und durch eine richtige Anwendung meiner Seelenkräfte selbst zu erwerben vermag, beschränkt sich auf das, was ich Ihnen

soeben auseinandergesetzt habe. Wer nach höherem Wissen verlangt, muss zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Als ein solches Mittel kann aber menschliche Autorität nicht gelten, denn da kein Mensch einer anderen Gattung angehört als ich selbst, so vermag ich alles was ein Mensch auf natürlichem Wege zu erkennen imstande ist, gleichfalls zu erkennen, und ein anderer Mensch ist ebenso gut Irrtümern unterworfen wie ich. Glaube ich was er sagt, so geschieht es nicht seiner Behauptung, sondern seines Beweises wegen. Folglich ist im Grunde genommen das Zeugnis der Menschen nur das meiner eigenen Vernunft und gibt mir nicht mehr Aufschlüsse als die natürlichen Mittel, welche mir Gott zur Erkenntnis der Wahrheit gegeben hat.

Was vermagst du, Apostel der Wahrheit, mir deshalb zu sagen, worüber ich nicht Richter bleibe? Gott selbst hat gesprochen, vernimm seine Offenbarung! Das ist etwas anderes. Gott hat also geredet! Das ist freilich ein großes Wort. Und zu wem hat er denn geredet? Zu den Menschen.

Wie kommt es aber, dass ich davon nichts vernommen habe? Er hat anderen Menschen den Auftrag erteilt, dir sein Wort zu verkündigen. Ich verstehe: es sind Menschen, die mir mitteilen wollen, was Gott gesagt hat. Lieber hätte ich Gott doch selbst gehört; es wäre ihm dies nicht schwerer gewesen, und ich hätte keine Täuschung zu fürchten brauchen. Vor Täuschungen sichert er dich, indem er die Sendung seiner Worte beglaubigt. Und wodurch tut er dies? Durch Wunder. Und wo sind diese Wunder zu finden? In Büchern. Und wer hat diese Bücher geschrieben? Menschen. Wer aber hat diese Wunder gesehen? Menschen, die sie bezeugen. Wie, immer nur menschliche Zeugnisse! Immer nur Menschen, die mir berichten, was andere Menschen ihnen berichtet haben! Wie viele Menschen stehen zwischen Gott und mir! Lasst uns trotzdem sehen, prüfen, vergleichen, berichten. O, würde ich wohl Gott, wenn es ihm gefallen hätte, mich mit all dieser anstrengenden Arbeit zu verschonen, weniger aufrichtig gedient haben?

Erwägen Sie, junger Freund, auf welche mühselige Untersuchung ich mich hiermit eingelassen habe, eine wie vielseitige Gelehrsamkeit dazu gehört, bis in das graueste Altertum zurückzugehen, ferner die Weissagungen, die Offenbarungen, die Tatsachen, all die Denkmäler des Glaubens zu untersuchen, abzuwägen und gegeneinander zu halten, und endlich Zeit, Ort, Urheber und begleitende Umstände zu bestimmen! Ein wie richtiges kritisches Urteil ist mir nötig, um Verbürgtes von Unverbürgtem zu unterscheiden, um die Einwürfe mit den Entgegnungen, die Übersetzungen mit den Originalen zu vergleichen; um mir über die Unparteilichkeit, die gesunde Vernunft und die Einsicht der Zeugen ein festes Urteil zu bilden; um mich zu überzeugen, ob dieselbe nichts unterdrückt, nichts hinzufügt, nichts an eine unrichtige Stelle gesetzt, geändert oder gefälscht haben; um die noch bleibenden Widersprüche zu lösen; im zu beurteilen, welches Gewicht das Schweigen der Gegner bei den gegen sie vorgebrachte Tatsache verdient, ob ihnen die angeführten Gründe bekannt geworden sind, ob sie es der Mühe wert erachtet haben, dieselben einer Antwort zu würdigen; ob die Bücher eine so allgemeine Verbreitung gefunden hatten, dass sich annehmen lässt, die bis auf unsere Zeit erhaltenen seien auch zu ihnen gelangt; ob wir ehrlich genug sind, der Verbreitung der ihrigen unter uns kein Hindernis entgegenzustellen und ihre erheblichen Bedenken so zu lassen, wie sie dieselben ausgesprochen haben.

Sobald nun die unbestreitbare Glaubwürdigkeit aller dieser schriftlichen Zeugnisse anerkannt ist, so muss ferner noch der Beweis für die Mission ihrer Urheber geliefert werden. Man muss die Gesetze der Schicksale, muss die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten genau kennen, um zu beurteilen, welche Weissagungen nicht ohne Wunder in Erfüllung gehen können, muss den Geist der Ursprachen erfasst haben, um zu unterscheiden, was in diesen Sprachen wirkliche Weissagung oder nur rhetorische Figur ist; muss wissen, welche Tatsachen mit der Ordnung der Natur in Einklang stehen und welche gegen dieselbe verstoßen, um zu

erklären, bis zu welchem Punkt ein geschickter Mensch die Augen der Einfältigen zu blenden und sogar Aufgeklärte in Erstaunen zu setzen vermag. Man muss untersuchen, welcher Art ein Wunder sein und welche Glaubwürdigkeit es haben muss, wenn es nicht allein Glauben verdient, sondern sogar jeder Zweifel daran als strafwürdig erscheinen soll. Man muss die Beweise für die wahren und die falschen Wunder miteinander vergleichen und sichere Regeln falschen Wunder miteinander vergleichen und sichere Regeln für ihre Unterscheidung aufstellen, muss endlich den Nachweis führen, weshalb Gott zur Bekräftigung seines Wortes Mittel gewählt hat, welche selbst in so hohem Grade der Bekräftigung bedürfen, als ob er die Leichtgläubigkeit der Menschen verspotten wolle und die wahren Mittel, sie zu überzeugen, absichtlich vermiede.

Angenommen, es gefiele der göttlichen Majestät, sich so weit herabzulassen, einen Menschen zum Organe seines heiligen Willens zu machen. Ist es aber wohl vernünftig, ist er gerecht, zu verlangen, dass die ganze Menschheit der Stimme dieses Dieners gehorche, ohne dass er derselben in dieser Eigenschaft unzweideutig bekannt gemacht ist? Liegt Billigkeit darin, ihn zu seiner Beglaubigung nur mit einigen besonderen Wundern auszurüsten, die vor wenigen unbekanntem Leuten verrichtet wurde, während alle übrige Menschen nur durch Hörensagen davon Kenntnis erhalten? Wenn man in allen Ländern alle Wunder für wahr hielte, welche das Volk und die Schwachköpfe nach ihrer Behauptung gesehen haben, so würde jede Sekte die rechte sein; es würde mehr Wunder als Naturereignisse geben, und das größte aller Wunder würde darin bestehen, dass da, wo die Fanatiker Verfolgung erleiden, gar keine Wunder vorkämen. Gerade die unwandelbare Ordnung der Natur lässt am besten die weise Hand erkennen, welche sie regiert. Kämen viele Ausnahmen vor, so würde ich nicht mehr wissen, was ich davon denken sollte; und ich für mein Teil habe einen zu festen Glauben an Gott, um an die große Menge von Wundern, die seiner so wenig würdig sind, glauben zu können.

Angenommen, es erschiene ein Mensch und spräche zu uns: Sterbliche, ich verkündige euch den Willen des Allerhöchsten; erkennet in meinen Worten den Auftrag dessen, der mich gesandt hat, ich befehle der Sonne, ihre Bahn zu ändern, den Stern, sich anders zu gruppieren, den Bergen, sich zu ebnen, den Fluten, sich zu erheben, der Erde, eine andere Stellung unter den Planeten einzunehmen, wer würde in diesen Wundern nicht sofort den Herrn der Natur erkennen? Betrügern leistet sie keinen Gehorsam; deren Wunder finden an den Gassenecken, in Wüsten und Zimmern statt, und hier, einer kleinen Zahl von Zuschauern gegenüber, die von vornherein geneigt sind, alles zu glauben, fällt es ihnen nicht schwer, ihre Betrügereien auszuüben. Wer möchte sich wohl unterfangen, mir zu sagen, wie viel Augenzeugen nötig sind, um ein Wunder glaubwürdig zu machen? Wenn die Wunder, welche ihr zum Beweise eurer Lehre verrichtet habt, erst selbst wieder der Beweise bedürfen, wozu nützen sie dann? Dann hättet ihr sie ebenso gut unterlassen können.

Schließlich bleibt uns noch die wichtigste Untersuchung hinsichtlich der in Frage stehenden Lehre übrig; denn da diejenigen, welche behaupten, Gott tue hienieden Wunder, gleichermaßen versichern, dass der Teufel dieselben bisweilen nachahme, so sind wir selbst bei den bestbeglaubigsten Wundern noch um nichts weitergekommen, und da sich Pharaos Zauberer sogar in Moses Gegenwart herausnahmen, die nämlichen Zeichen zu tun, welche er auf Gottes ausdrücklichen Befehl tat, warum hätten sie dann nicht in seiner Abwesenheit mit demselben Rechte die gleiche Autorität beanspruchen können? Folglich muss, nachdem die Lehre erst durch das Wunder bewiesen worden ist, das Wunder wieder durch die Lehre bewiesen werden,<sup>130</sup> aus Besorgnis, dass sonst am Ende

---

<sup>130</sup> Das ist aus tausend Stellen der Heiligen Schrift, und unter anderen aus 5. Buch Mosis XIII. ersichtlich, wo es heißt, wenn ein Prophet, der fremde Götter verkündige, seine Rede durch Wunder bestätige, so solle man ihm selbst für den Fall, dass seine Weissagungen in Erfüllung gingen, nicht nur nicht gehorchen, sondern ihn sogar mit dem Tode bestrafen. Wenn nun die Heiden die Apostel, welche ihnen einen fremden Gott verkündigten, töteten, trotzdem sie ihre Sendung durch Weissagungen und Wundertaten erhärteten, so begreife ich

Teufelswerk für Gotteswerk angesehen werde. Was denken Sie aber von einem solchen Zirkelschluss?

Da dieser Lehre von Gott stammt, so muss sie auch die heilige Eigenart der Gottheit an sich tragen. Nicht allein muss sie die verworrenen Begriffe läutern, welche sich infolge unseres Nachdenkens über sie in unserem Geiste festgesetzt haben, sondern sie muss nun auch einen Kultus, eine Moral und Grundsätze darbieten, welche mit den Eigenschaften, durch welche wir allein ihr Wesen zu begreifen vermögen, in Einklang stehen. Wenn sie uns also nur ungereimte und der Vernunft widersprechende Dinge lehrte, wenn sie uns nur mit Gefühlen der Abneigung gegen unsere Nebenmenschen und der Angst vor uns selbst erfüllte, wenn sie uns Gott nur als einen zornigen, eifersüchtigen, Rache schnaubenden, parteiischen, von Menschenhass beseelten Gott ausmalte, als einen Gott des Krieges und der Schlachten, der stets darauf ausgeht, zu zerstören und mit seinen Blitzen zu zerschmettern, stets von Qualen und Ängsten redet und sich sogar rühmt, die Unschuldigen zu bestrafen, so würde sich mein Herz wahrlich nicht zu diesem schrecklichen Gotte hingezogen fühlen, und ich würde Bedenken tragen, die Naturreligion mit einer solchen zu vertauschen, denn Sie werden begreifen, dass man hier notwendigerweise zu einer Wahl schreiten müsste. Euer Gott, würde ich den Anhängern dieser Lehre

---

nicht, welchen gegründeten Vorwurf man ihnen zu machen vermöchte, den sie uns nicht augenblicklich zurückgeben könnten. Was hat man nun wohl in einem solchen Falle zu tun? Nur eins: zum Überlegen zurückzukehren und von den Wundern ganz abzusehen. Am besten wäre es freilich gewesen, man hätte niemals seine Zuflucht zu ihnen genommen. Das lehrt der einfachste gesunde Menschenverstand, den man nur durch die allerspitzfindigsten Distinktionen verdunkeln kann. Spitzfindigkeit, im Christentume? So hat Jesus Christus also wohl unrecht gehabt, den Einfältigen das Himmelreich zu verheißen, wohl unrecht gehabt die schönste seiner Reden mit der Seligpreisung der geistlich Armen zu beginnen, wenn so viel Geist dazu gehört, seine Lehre zu verstehen und an ihn glauben zu lernen? Sobald ihr mir den Beweis geliefert haben werdet, dass ich mich unterwerfen muss, werde ich mich natürlich fügen; um mir jedoch diesen Beweis zu liefern, lasset euch zu meiner Fassungskraft herab; leget bei eurer Beweisführung den Maßstab eines geistlich Armen zugrunde, oder ich erkenne euch nicht mehr für die wahren Jünger eures Meisters, und eure Verkündigung ist nicht seine Lehre.

erklären, ist nicht der unsrige. Der Gott, welcher sich von Anfang an ein einziges Volk auserwählt und das ganze übrige Menschengeschlecht von sich stößt, ist nicht der gemeinsame Vater der Menschen; der Gott, welcher die größte Zahl seiner Geschöpfe zur ewigen Qual bestimmt, ist nicht der gnädige und gütige Gott, den mich meine Vernunft erkennen lässt.

Bezüglich der Dogmen sagt mir meine Vernunft, dass sie klar, lichtvoll und von unbestreitbarer Wahrheit sein müssen. Wenn die natürliche Religion unzulänglich ist, so ist es infolge des Dunkels, in welchem sie die erhabenen Wahrheiten lässt, mit denen sie uns bekannt macht. Die Aufgabe der Offenbarung besteht darin, uns diese Wahrheiten auf eine dem Verständnis des menschlichen Geistes angemessene Weise zu lehren, sie für seine Fassungskraft geeignet und so begreiflich zu machen, dass er sie glauben kann. Durch das Verständnis wird der Glaube sicherer und befestigt sich. Die klarste aller Religionen ist unfehlbar die beste; diejenigen dagegen, welche den Kultus, den sie mir predigt, mit Geheimnissen und Widersprüchen belastet, bewegt mich gerade dadurch, Misstrauen in sie zu setzen. Der Gott, den ich anebe, ist nicht ein Gott der Finsternis; er hat mir den Verstand nicht gegeben, um mir den Gebrauch desselben zu untersagen. Von mir verlangen, meine Vernunft gefangen zu geben, heißt ihren Schöpfer beleidigen. Der Diener der Wahrheit wirft sich nicht zum Herrn meiner Vernunft auf, sondern erleuchtet sie vielmehr.

Wir haben von aller menschlicher Autorität abstrahiert, und ich könnte auch nicht begreifen, wie ein Mensch ohne sie einen anderen, dem er eine vernunftwidrige Lehre predigt, überzeugen könnte. Wir wollen zwei solche Menschen einmal einander gegenüberstellen und hören, was sie sich wohl in der scharfen Sprache, die beiden Parteien eigentümlich zu sein pflegt, werden sagen können.

*Der Inspirierte.* Die Vernunft lehrt dich, dass das Ganze größer ist als ein Teil desselben; ich aber erkläre dir im Namen Gottes, dass der Teil größer ist als das Ganze.

*Der Vernünftler.* Und wer bist du, dass du dir herausnimmst, mir zu sagen, Gott widerspreche sich? Und in wen soll ich mehr Vertrauen setzen, in ihn, der mich vermittels meiner Vernunft die ewigen Wahrheiten lehrt, oder in dich, der mir in seinem Namen etwas Widersinniges verkündigt?

*Der Inspirierte.* In mich, denn der mir erteilte Auftrag ist zuverlässiger. Ich werde dir unwiderleglich beweisen, dass er mich sendet.

*Der Vernünftler.* Wie? Du willst mir beweisen, dass Gott dich gesandt habe, um wider ihn selbst zu zeugen? Und welcher Art werden deine Beweise sein, um mir die Überzeugung abzugewinnen, es lasse sich mit größerer Sicherheit erwarten, dass Gott durch deinen Mund als durch den Verstand, den er selbst mir verliehen hat, zu mir rede?

*Der Inspirierte.* Der Verstand, den er dir selbst verliehen hat! O du elendes, nichtiges Menschenkind! Als ob du der erste Gottlose wärest, der sich durch seine, von der Sünde verderbte Vernunft irreleiten ließe!

*Der Vernünftler.* Mann Gottes, du würdest ebenso wenig der erste Betrüger sein, der in seiner Anmaßung einen Beweis seiner Sendung fände.

*Der Inspirierte.* Wie! Die Philosophen ergehen sich auch in Beleidigungen?

*Der Vernünftler.* Mitunter, wenn ihnen die Heiligen darin ein Beispiel geben.

*Der Inspirierte.* O, ich habe das Recht, eine solche Sprache zu führen; ich spreche im Namen Gottes.

*Der Vernünftler.* Du tätest gut, erst deine Vollmacht auszuweisen, bevor du von deinen Privilegien Gebrauch machst.

*Der Inspirierte.* Meine Berechtigung steht vollkommen fest; Erde und Himmel werden für mich zeugen. Ich bitte dich, nur aufmerksam meinen Schlüssen zu folgen.

*Der Vernünftler.* Deinen Schlüssen! Schüsse ziehen ist dir völlig fremd. Mich lehren, dass meine Vernunft mich täusche, heißt das nicht gleichzeitig auch alles zurückzuweisen, was mir dieselbe zu deinen Gunsten gesagt haben würde? Wer die Vernunft verwerfen will, muss zu überzeugen verstehen, ohne sich ihrer zu bedienen. Denn angenommen, du hättest mich durch deine Gründe in der Tat überzeugt, wie könnte ich mir Gewissheit verschaffen, ob nicht etwa nur meine durch die Sünde verderbte Vernunft die Schuld daran trägt, dass ich auf das, was du mir sagtest, eingehe? Außerdem, welchen Beweis, welche überführenden Gründe würdest du anwenden können, die überzeugender wären als das Axiom, dessen Irrtümlichkeit sie nachweisen sollen? Dass ein richtiger Vernunftschluss eine Lüge sei, ist gerade ebenso glaublich, als dass der Teil größer sei als das Ganze.

*Der Inspirierte.* Welch ein Unterschied! Gegen meine Beweise lässt sich nichts Stichhaltiges einwenden; sie sind übernatürlicher Art.

*Der Vernünftler.* Übernatürlich? Was bedeutet dies Wort? Ich verstehe es nicht.

*Der Inspirierte.* Änderungen des Naturlaufs, Weissagungen, Wunder und Zeichen jeglicher Art.

*Der Vernünftler.* Zeichen! Wunder! Noch nie habe ich von alledem etwas gesehen.

*Der Inspirierte.* Andere haben sie dafür statt deiner gesehen. Wolken von Zeugen... das Zeugnis ganzer Völker.

*Der Vernünftler.* Ist das Zeugnis ganzer Völker übernatürlicher Art?

*Der Inspirierte.* Nein, sobald es jedoch einstimmig ist, dann ist es unanfechtbar.

*Der Vernünftler.* Es gibt nichts Unanfechtbareres als die Grundsätze der Vernunft, und Menschenzeugnis vermag keine Ungereimtheit zu beglaubigen. Noch einmal: lass mich selbst

übernatürliche Beweise sehen, denn das Zeugnis des Menschengeschlechtes kann ich nicht als einen solchen anerkennen.

*Der Inspirierte.* O du verhärtetes Herz! Die Gnade spricht noch nicht zu dir.

*Der Vernünftler.* Die Schuld liegt nicht an mir, denn deiner Lehre zufolge muss man die Gnade schon empfangen haben, um sie erbitten zu können. Rede du deshalb an ihrer Statt zuerst zu mir.

*Der Inspirierte.* Ach, das ist es ja, was ich tue, aber du willst auf mich nicht hören. Allein was denkst du über Weissagungen?

*Der Vernünftler.* Ich sage erstens, dass ich ebenso wenig Weissagungen gehört als Wunder gesehen habe, und ferner sage ich dir, dass ich keiner Weissagung eine Autorität beizulegen vermag.

*Der Inspirierte.* Diener des Teufels! Und weshalb willst du die Weissagungen nicht als Autorität gelten lassen?

*Der Vernünftler.* Weil dreierlei dazu nötig wäre, das gleichzeitig unmöglich eintreten kann, nämlich: dass ich Zeuge der Weissagung gewesen wäre und ebenso als Zeuge der Erfüllung derselben beiwohnte, und dass mir der Beweis geliefert würde, diese Erfüllung habe nicht das Ergebnis des Zufalls sein können; denn Wäre die Weissagung auch bestimmter, klarer und lichtvoller als ein mathematischer Grundsatz, so würde streng genommen die etwas eintretende Erfüllung noch nichts für den beweisen, von dem die Weissagung ausgegangen ist, weil die Klarheit einer aufs Geratewohl gemachten Vorhersagung ihre Erfüllung nicht unmöglich macht.

Siehe also, worauf deine angeblichen übernatürlichen Beweise, deine Wunder und deine Weissagungen hinauslaufen, lediglich darauf, dies alles auf fremdes Zeugnis hin glauben zu müssen und die Autorität Gottes, der durch meine Vernunft zu mir redet, der Autorität der Menschen zu unterwerfen. Wenn die ewigen

Wahrheiten, welche mein Geist begreift, irgendwie erschüttert werden könnten, so würde für mich keine Art von Gewissheit mehr existieren, und statt mich der sicheren Überzeugung hinzugeben, dass du im Namen Gottes zu mir redest, würde ich nicht einmal mehr die volle Gewissheit haben, ob es überhaupt ein göttliches Wesen gibt.

Da häufen sich also viele Schwierigkeiten auf, mein Sohn, und doch ist damit noch nicht alles abgemacht. Unter der großen Menge von verschiedenen Religionen, die sich gegenseitig verfolgen und gegeneinander abschließen, kann doch nur eine einzige die richtige sein, wenn es überhaupt eine solche gibt. Um diese herauszuerkennen, genügt es nicht, eine von ihnen zu prüfen, sondern man muss sie alle einer sorgfältigen Untersuchung unterziehen, und nach seiner Richtung hin darf man sich ein absprechendes Urteil über die Gegenpartei erlauben, ehe man sie angehört hat.<sup>131</sup> Man muss die Einwürfe mit den Beweisen vergleichen, muss wissen, was jeder den anderen gegenüber für Einwendungen zu machen hat und was er ihnen antwortet. Je erwiesener uns eine Ansicht erscheint, desto gründlicher müssen wir zu erforschen suchen, worauf sich die große Anzahl der Gegner bei ihrer Verwerfung derselben stützt. Man müsste in der Tat sehr einfältig sein, wenn man sich dem Wahn hingebte

wollte, es genügte, die Lehrer seiner eigenen Partei zu hören, um sich über die Gründe der Gegenpartei zu unterrichten. Wo sind die Theologen, die ihre Ehre in der ungeschminktesten Aufrichtigkeit suchen? Wo sind diejenigen, die nicht erst die Gründe

---

<sup>131</sup> Plutarch berichtet, die Stoiker hätten unter anderen sonderbaren Paradoxien auch behauptet, es wäre bei einem kontradiktorischen Rechtsverfahren unnütz, beide Parteien zu vernehmen; denn, meinten sie, entweder hat die erste die Aussage bewiesen, oder sie hat sie nicht bewiesen. Wenn sie dieselbe bewiesen hat, so ist damit alles gesagt, und die Gegenpartei muss verurteilt werden. Hat sie dagegen nicht den Beweis geliefert, so hat sie unrecht und muss zurückgewiesen werden. Es kommt mir so vor, als ob die Methode aller derjenigen, welche die Offenbarung annehmen, die alle übrigen ausschließt, der stoischen auffallend ähnlich ist. Sobald einmal jeder behauptet, er allein habe recht, so muss man, um unter so vielen Parteien zu wählen, alle anhören, oder man ist ungerecht.

ihrer Gegner abzuschwächen suchen, um sie desto leichter widerlegen zu können? Jeder glänzt in seiner Partei; aber wie einfältig würde sich mancher, der sich in der Mitte seiner Anhänger mit seinen Beweisgründen bläht, mit den nämlichen Beweisen unter den Mitgliedern einer anderen Partei ausnehmen. Wollen sie sich indes aus Büchern unterrichten, welche Gelehrsamkeit müssen Sie sich dann erwerben! Wie viele Sprachen erlernen! Wie viele Bibliotheken durchblättern! Wie viel Zeit auf die Lektüre verwenden! Wer soll uns ferner bei der Auswahl leiten? Schwerlich wird man in einem Lande die besten Bücher der Gegenpartei vorfinden, geschweige denn die aller Parteien, und die träfe man sie auch an, so würden sie doch bald Widerlegung gefunden haben. Der Abwesende hat stets unrecht, und schlechte, aber mit Sicherheit vorgetragene Gründe vernichten leicht die Wirkung guter, die in verächtlichem Tone mitgeteilt werden. Übrigens geben gerade die Bücher nur zu häufig Veranlassung zu irrtümlichen Anschauungen, und nichts spiegelt die Meinung ihrer Verfasser weniger treu ab. Wenn Sie sich etwa nach dem Buche von Bossuet<sup>132</sup> ein Urteil über die katholische Religion haben bilden wollen, so werden Sie sich, nachdem Sie unter uns gelebt, davon überzeugt haben, dass Sie dadurch nicht zum Zwecke geführt wurden. Sie haben wahrgenommen, dass die Lehre, mit welcher man auf die Einwände der Protestanten antwortet, von derjenigen, in welcher man das Volk unterrichtet, abweicht, und dass Bossuets Werk keineswegs mit den von der Kanzel erschallenden Lehren übereinstimmt. Um sich ein richtiges Urteil über eine Religion zu bilden, muss man sie nicht aus den Büchern ihrer Bekenner studieren, sondern sie aus dem Verkehr mit denselben lernen.

---

<sup>132</sup> Das erwähnte Buch Bossuets ist die „Darlegung der katholischen Glaubenslehre“; es erlebte mehr als zwanzig Auflagen und wurde in allen europäischen Sprachen übersetzt. Die beste Ausgabe ist die des Abbé Lequeux mit Anmerkungen und der lateinischen Übersetzung des Abbé Fleury (1761).

Anm  
erk. des  
Herrn  
Petitain.

Dadurch erhält man einen sehr verschiedenen Eindruck. Jeder hat seine Traditionen, seine Ansichten, seine Gebräuche und Vorurteile, in denen sich der eigentliche Charakter seines Glaubens ausspricht, und die es uns erst in ihrer Gesamtheit ermöglichen, diesen Glauben zu beurteilen.

Wie viele große Völker drucken übrigens gar keine Bücher und lesen auch die unsrigen nicht! Wie können sie imstande sein, über unsere Ansichten zu urteilen, und umgekehrt wieder wir über die ihrigen? Wir machen uns über sie lustig, sie aber schauen mit Verachtung auf uns herab<sup>133</sup>, und wenn unsere Reisenden sie lächerlich machen, so fehlt es ihnen, um uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten, nur an Reisenden unter uns. In welchem Lande gäbe es nicht vernünftige, aufrichtige, rechtschaffene, wahrheitsliebende Leute, die nur nach der Wahrheit suchen, um sich zu ihr zu bekennen? Jeder erblickt sie indes in seinem Kultus und findet den Kultus der übrigen Nationen albern. Folglich können diese fremden Kulte entweder nicht so wunderbar sein, als sie uns vorkommen, oder das Vernünftige, das wir in dem unsrigen finden, kann noch nicht als Beweis gelten.

Wir haben in Europa drei Hauptreligionen. Die eine erkennt nur eine einzige Offenbarung an, die andere zwei, die dritte drei. Jede verabscheut, ja verflucht die beiden anderen und zeihet sie der Blindheit, der Verhärtung, der Halsstarrigkeit, der Lüge. Welcher unparteiische Mann wird auf das Wagnis einlassen, zwischen ihnen eine Entscheidung zu treffen, wenn er nicht vorher ihre Beweise genau erwogen, ihre Gründe sorgfältig angehört hat? Diejenige, welche nur eine Offenbarung gelten lässt, ist die älteste und scheint die sicherste zu sein; die, welche drei an nimmt, ist die neueste und hat den Schein der größten Konsequenz für sich; die endlich, welche nur zwei anerkennt und die dritte verwirft, kann füglich die beste sein, hat aber sicherlich alle Vorurteile gegen sich; ihre Inkonsequenz springt in die Augen.

---

<sup>133</sup> „Herab“. Variante: sie kennen unsere Gründe und wir die ihrigen nicht, und...

Bei allen drei Offenbarungen sind die heiligen Urkunden in Sprachen geschrieben, die den Völkern, welche an sie glauben, unbekannt sind. Die Juden verstehen Hebräisch nicht mehr, die Christen verstehen weder Hebräisch noch Griechisch, die Türken und Perser verstehen kein Arabisch, und selbst die heutigen Araber reden die Sprache Mohammeds nicht mehr. Ist es nicht eine höchst eigentümliche Art und Weise, die Menschen zu unterrichten, wenn man sich dabei stets einer Sprache bedient, die sie gar nicht verstehen? Man übersetzt ja aber diese Schriften, wird man mir einwenden. Schöne Antwort! Wer will die Bürgschaft dafür übernehmen, dass sie auch treu übersetzt sind, ja, dass eine neue Übersetzung überhaupt nur möglich ist? Und weshalb bedarf Gott, wenn er doch schon einmal soviel tut, dass er zu den Menschen redet, noch eines Dolmetschers?

Ich werde nie ein Verständnis dafür haben, dass das, was jeder Mensch zu wissen verpflichtet ist, in Büchern eingeschlossen sein soll, und dass derjenige, welcher weder über diese Bücher, noch über Leute, die sie verstehen, zu verfügen hat, um dieser unfreiwilligen Unwissenheit willen bestraft werden soll. Immer nur Bücher! Was für eine Sucht! Weil Europa voller Bücher ist, so betrachten die Europäer sie als unbedingt notwendig, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass man auf drei Vierteln des Erdbodens noch nie dergleichen gesehen hat. Sind nicht alle Bücher von Menschen geschrieben worden? Inwiefern sollte der Mensch nun ihrer erst bedürfen, um seine Pflichten kennen zu lernen? Und durch welche Mittel lernte er sie vor Abschaffung jener Bücher kennen? Entweder schöpft er die Kenntnis seiner Pflichten aus sich selbst, oder ist der Kenntnis derselben entbunden.

Unsere Katholiken betonen vor allem die Autorität der Kirche. Was gewinnen sie indes damit, wenn sie zur Feststellung dieser Autorität eines ebenso großen Aufwandes von Beweisen bedürfen, als die anderen Konfessionen zur unmittelbaren Begründung ihrer Lehre nötig haben? Die Kirche entscheidet, dass der Kirche das Entscheidungsrecht zusteht. Ist das nicht eine außerordentlich fein

erwiesene Autorität? Bleiben Sie dabei nicht stehen, sondern kehren Sie zu unseren Erörterungen zurück.

Kennen Sie viele Christen, welche sich die Mühe gegeben haben, das, was das Judentum gegen sie vorbringt, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen? Wenn einigen davon etwas bekannt worden ist, so haben sie es in den Büchern der Christen gelesen. Eine herrliche Art und Weise, sich über die Gründe ihrer Gegner zu unterrichten! Allein was lässt sich da anfangen? Wollte irgend jemand das Wagestück unternehmen, unter uns Schriften zu veröffentlichen, in denen das Judentum offene Begünstigung fände,<sup>134</sup> so würden wir Verfasser, Herausgeber, und Buchdrucker zur Strafe ziehen. Dieses polizeiliche Verfahren ist bequem und sicher, um stets recht zu haben. Es muss in der Tat ein Vergnügen sein, Leute zu widerlegen, die nicht zu sprechen wagen.<sup>135</sup>

Denjenigen unter uns, welchen Gelegenheit gegeben ist, mit Juden Umgang zu pflegen, ist damit nicht viel mehr geholfen. Die Unglücklichen tragen nur zu sehr das Gefühl in sich, dass sie in vollständiger Abhängigkeit von uns leben. Die Tyrannei, welche man gegen sie ausübt, macht sie furchtsam; sie wissen, wie schnell die christliche Liebe zu Mitteln der Ungerechtigkeit und Grausamkeit ihre Zuflucht nimmt. Was können sie sich wohl zu sagen unterfangen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von uns der Gotteslästerung geziehen zu werden? Die Habgier stachelt unseren Eifer an, und sie sind viel zu reich, um nicht unrecht zu bekommen. Die Gelehrtesten und Aufgeklärtesten zeigen auch stets die größte Vorsicht. Es wird vielleicht gelingen, irgendeinen Elenden zu bekehren, der sich dafür bezahlen lässt, seine Glaubensgenossen zu

---

<sup>134</sup> „Begünstigung fände“. Variante: in denen man behauptet, und sich zu beweisen bemühte, dass Jesus Christus nicht der Messias sei.

<sup>135</sup> Von tausend bekannten Tatsachen hier nur eine, die keines Kommentars weiter bedarf. Als im sechzehnten Jahrhundert die katholischen Theologen alle Bücher der Juden ohne Unterschied zum Feuer verurteilt hatten, zog sich der berühmte und gelehrte Reuchline den man in dieser Angelegenheit zu Rate gezogen hatte, lediglich um seiner Ansicht willen, man könnte diejenigen dieser Bücher erhalten, welche frei von Angriffen gegen das Christentum wären und nur solche Stoffe behandelten, die die Religion nicht berührten, heftige Verfolgungen zu, die ihn beinahe zugrunde gerichtet hätten.

verleumden; man wird vielleicht mit einigen feilen Trödlern ein Gespräch anknüpfen können, die aus Schmeichelei den Nachgiebigen spielen werden; man wird über ihre Unwissenheit oder ihre Gemeinheit einen Triumph feiern, während ihre gelehrten Glaubensgenossen im stillen diese Torheit belächelt werden. Lässt sich aber deshalb annehmen, dass sie an Orten, wo sie sich in Sicherheit fühlten, ihren Gegnern ebenso leichtes Spiel einräumen würden? In der Sorbonne ist es so klar wie der Tag, dass sich die messianischen Weissagungen auf Jesum Christum beziehen. Bei den Rabbinern in Amsterdam gilt es für ganz ebenso klar, dass sie nicht den geringsten Bezug auf ihn haben. Ich werde mir eine vollständige Kenntnis der Gründe der Juden zutrauen, solange sie nicht einen freien Staat, nicht Schulen und Universitäten haben, in denen sie ohne Gefahr reden und disputieren können. Dann erst sind wir zu erfahren imstande, was sie zu sagen haben.

In Konstantinopel sprechen sich die Türken über ihre Gründe aus, während wir die unsrigen nicht vorzubringen wagen. Dort müssen wir uns demütigen. Haben nun die Türken unrecht, wenn die von uns verlangen, wir sollen Mohammed, an den wir nicht glauben, dieselbe Ehrfurcht erweisen, die wir von den Juden Christo gegenüber begehren an den sie ebenso wenig glauben? Oder ist das Recht auf unserer Seite? Nach welchem Grundsatz der Gerechtigkeit müssen wir diese Frage entscheiden?

Zwei Dritteile der Menschheit gehören weder zu den Juden noch zu den Mohammedanern noch zu den Christen, und wie viele Millionen Menschen haben von Moses, Jesus Christus oder Mohammed nie etwas gehört! Allerdings stellt man dies in Abrede; man stellt die Behauptung auf, dass unsere Missionare überall hinkämen. Das ist bald gesagt! Haben sie aber wirklich schon das bisher noch ganz unbekannte Innere Afrikas durchwandert, in welches bis jetzt noch nie ein Europäer gedrungen ist? Gelangen sie bis in die innere Tatarei, und begleiten sie zu Pferde die umherschweifenden Horden, denen sich nie ein Fremder zu nahen wagt, und die kaum den Groß-Lama kennen, geschweige denn, dass sie je etwas vom Papste gehört hätten? Durchziehen sie die

unermesslichen Binnenländer Amerikas, wo ganze Stämme noch nicht einmal wissen, dass Völker aus einem fremden Weltteile den Fuß in den ihrigen gesetzt haben? Betreten sie Japan, aus welchem ihre Ränke sie für immer verbannt haben, und wo ihre Vorgänger den folgenden Geschlechtern nur als schlaue Ränkeschmiede bekannt sind, die sich mit scheinheiligem Eifer eingenistet hatten, um sich unvermerkt der Herrschaft zu bemächtigen? Können sie sich die Harems der asiatischen Türken erschließen, um Tausenden von armen Sklaven das Evangelium zu verkündigen? Was haben die Frauen in jenem Weltteile begangen, dass kein Missionar imstande ist, ihnen den Glauben zu predigen? Werden sie deshalb alle in die Hölle hinabgestoßen werden, weil sie hier hinter Schloss und Riegel gehalten worden sind?

Und wenn es selbst wahr wäre, dass das Evangelium auf der ganzen Erde verkündigt würde, was würde man damit gewinnen? Den Tag vor der Ankunft des ersten Missionars in einem Lande ist sicherlich irgend jemand gestorben, der seine Predigt nicht mehr zu hören vermochte. Was in aller Welt sollen wir nun mit diesem einen Anfangen? Ja, fände ich auf der ganzen Erde nur ein einziger Mensch, welchem man nie Jesum Christum gepredigt hätte, so würde doch der Einwurf hinsichtlich dieses einen nicht weniger zutreffend sein, als wenn es um ein Viertel der ganzen Menschheit handelte.

Was haben die Diener der Evangeliums, wenn sie unter fremden Völkern ihr Lehramt begannen, denselben gesagt, dass man vernünftigerweise auf ihr bloßes Wort hin annehmen könnte und das nicht erst die genaueste Untersuchung verlangte? Ihr verkündet mir einen Gott, der von zweitausend Jahren am anderen Ende der Welt in irgendeiner kleinen Stadt geboren und gestorben ist, und behauptet, dass alle, die nicht an dieses Geheimnis glauben, verdammt werden würden. Das klingt doch allzu wunderlich, um auf die bloße Autorität eines mir unbekanntem Menschen hin Glauben zu verdienen. Weshalb hat euer Gott die Ereignisse, zu deren Kenntnis er mich verpflichten will, auf einem so weit entlegenen Schauplatz eintreten lassen? Kann es als Verbrechen

angerechnet werden, das nicht zu wissen, was bei den Antipoden vor sich geht? Kann ich erraten, dass es auf der anderen Halbkugel ein hebräisches Volk und eine Stadt Jerusalem gegeben hat? Mit demselben Fug und Recht könnte man mit die Verpflichtung auferlegen, zu wissen, was sich auf dem Monde zuträgt. Ihr kommt, wie ihr vorgebt, mich darüber zu belehren; allein weshalb seid ihr gekommen, meinen Vater schon diese Kunde zu bringen? Oder weshalb verdammt ihr diesen rechtschaffenen Greis um deswillen, dass er nichts davon erfahren hat? Soll er eurer Trägheit zuliebe ewig bestraft werden, er, der so gut, so wohlthätig war und nur die Wahrheit suchte? Seit aufrichtig und setzt euch einmal an meine Stelle! Saget selbst, ob man von mir wohl verlangen kann, auf euer alleiniges Zeugnis hin alle die unglaublichen Dinge, die ihr mir berichtet, zu glauben, und ob eine so große Reihe von Ungerechtigkeiten mit dem gerechten Gott, den ihr mir verkündet, vereinbar ist? Lasst mich doch erst, wenn ich bitten darf, jenes weit entlegene Land<sup>136</sup> besuchen, wo sich viele im meinem Vaterland unerhörte Wunderdinge ereignen. Ich möchte doch in Erfahrung bringen, weshalb die Einwohner jenes Jerusalems Gott wie einen Missetäter behandelt haben. Sie haben ihn, wendet ihr mir ein, eben nicht als Gott erkannt. Was soll den ich nun aber tun, ich, der ich, außer von euch, niemals etwas von ihm vernommen habe? Ihr fügt freilich hinzu, sie seien dafür bestraft, zerstreut, unterdrückt, unterjocht worden; keiner von ihnen nahe sich mehr dieser Stadt. Unleugbar haben sie alles wohl verdient; was sagen indes die heutigen Bewohner zu dem Gottesmord ihrer Vorfahren? Auch sie leugnen seine Gottheit, sie erkennen Gott ebenso wenig als Gott

---

<sup>136</sup> „Jenes weit entlegene Land“. Variante: „Das wunderbare Land, wo die Jungfrauen gebären, die Götter geboren werden, essen, leiden und sterben.“ Diese wie die zuletzt angegeben Variante findet sich in der Tat in Rousseaus eigenhändigem Manuskript, ist aber vom Verschaffer selbst ausgestrichen und durch die obige Fassung ersetzt, die in alle Ausgaben bis zum Jahre 1801 aufgenommen worden ist.

Anm  
erk. des  
Herrn  
Petitain

an. Wäre es dann nicht ebenso gut gewesen, die Nachkommen der ersten Bewohner dort zu lassen?

Wie, in der nämlichen Stadt, in welcher Gott gestorben ist, haben ich weder die alten, noch die gegenwärtigen Einwohner anerkannt, und trotzdem verlangt ihr, dass ich, der ich zweitausend Jahre später und zweitausend Meilen davon entfernt geboren bin, ihn anerkennen soll? Könnt ihr denn nicht begreifen, dass ich, ehe ich der Schrift, welche ihr die heilige nennt, und deren Inhalt mir unverständlich ist, Glauben zu schenken vermag, erst noch von anderen als euch erfahren muss, wann und von wem sie verfasst, wie sie erhalten und zu euch gelangt ist, und durch was für Gründe sich die Bewohner dieses Landes selbst zur Verwerfung derselben haben bestimmen lassen, obwohl sie alles, was ihr mich lehrt, ebenso gut wissen als ihr? Euer eigenes Gefühl wird euch sagen, dass ich notwendigerweise nach Europa, nach Asien, nach Palästina gehen müsste, um alle selbst zu prüfen; ich müsste ein offenbarer Narr sein, wollte ich euch vorher Gehör schenken.

Diese Erklärung erscheint mir nicht sehr vernünftig, sondern ich behaupte auch geradezu, dass jeder vernünftige Mensch in ähnlichem Fall ebenso sprechen und Missionar, der sich vor Bestätigung seiner Beweisquellen zu lehren und zu taufen beeilte, kurz abweisen müsste. Nun behaupte ich aber, dass es keine Offenbarung gibt, gegen welche sich nicht diese oder ähnliche Einwürfe<sup>137</sup> von ebensoviel oder noch von größerer Kraft als gegen das Christentum erheben ließen. Daraus folgt, dass man, wenn es nur eine wahre Religion gäbe, und jeder Mensch sich bei Strafe der Verdammnis zu ihr bekennen müsste, sich genötigt sähe, sein ganzes Leben nur damit hinzubringen, sie alle zu studieren, sich in alle zu vertiefen, sie untereinander zu vergleichen und die Länder zu durchreisen, in denen sie ausgeübt werden. Niemand ist von dieser Menschenpflicht entbunden, niemand hat die Berechtigung, sich auf fremdes Urteil zu verlassen. Der Handwerker, der nur vom

---

<sup>137</sup> Zu den Worten „ähnliche Einwürfe“ macht Herr Petitain die Anmerkung, dass sich dieselben weder in Rousseaus eigenhändigem Manuskript noch in irgendeiner vor der in Genf erschienenen Ausgabe finden.

Ertrage seiner Arbeit lebt, der Landmann, der nicht lesen kann, das zarte und schüchterne junge Mädchen, der Sieche, der sich nur mit Mühe von seinem Bette zu erheben vermag – sie alle ohne Ausnahme müssten studieren, nachdenken, disputieren, reisen, die Welt durchpilgern. Es würde kein fest ansässiges Volk mehr geben. Die ganze Erde würde mir Pilgern bedeckt sein, die unter großen Kosten und langwierigen Mühseligkeiten die Welt durchirrten, um selbst die verschiedenen Religionen, zu denen man sich bekennt, zu untersuchen, zu vergleichen und zu prüfen. Dann gute Nacht, ihr Handwerke, Künste, menschlichen Wissenschaften und alle bürgerlichen Beschäftigungen! Dann könnte es kein anderes Studium mehr als das der Religionen geben. Mit genauer Not würde derjenige, welcher sich der festesten Gesundheit zu erfreuen gehabt, seine Zeit am besten ausgekauft, von seiner Vernunft den besten Gebrauch gemacht und am längsten gelebt hätte, in seinem Greisenalter wissen, woran er sich zu halten hätte; und es würde schon sehr viel sein, wenn er noch vor seinem Tode lernte, in welcher Religion er hätte leben sollen.

Wollen Sie diese Methode mildern und der menschlichen Autorität auch nur den geringsten Spielraum lassen, so räumen Sie ihr damit angeblich alles ein. Wenn der Sohn eines Christen wohl daran tut, sich ohne vorhergehende tiefe und unparteiische Prüfung zu der Religion seines Vaters zu halten, weshalb sollte dann der Sohn eines Türken dadurch ein Unrecht begehen, dass er sich ebenfalls zu der Religion seines Vaters<sup>138</sup> bekennt? Ich fordere alle Intoleranten auf, mir darauf irgendeine Antwort zu erteilen, die imstande ist, einen vernünftigen Menschen zu befriedigen.

Durch diese Gründe in die Enge getrieben, wollen einige Gott lieber ungerecht erscheinen und ihn die Unschuldigen um der Sünden ihrer Väter willen bestrafen lassen, als dass sie ihr

---

<sup>138</sup> „Der Religion des Vaters“. Variante: ... seines Vaters. Wie viele Menschen sind in Rom sehr gute Katholiken, die aus demselben Grunde, wenn sie in Mekka geboren wären, sehr gute Muselmänner sein würden, und wiederum, wie viele brave Leute sind in Asien sehr gute Türken, welche in unserer Mitte sehr gute Christen sein würden.

barbarisches Dogma aufgeben. Andere suchen sich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, dass sie zuvorkommenderweise einen Engel senden, um jeden zu unterrichten, der trotz seiner unüberwindlichen Unwissenheit doch einen sittlich guten Lebenswandel geführt hätte. Eine herrliche Erfindung, dieser Engel! Nicht zufrieden damit, uns ihren Maschinerien zu unterwerfen, versetzten sie sogar Gott in die Notwendigkeit, dergleichen in Anwendung zu bringen.

Erkennen Sie daran, mein Sohn, bis zu welcher Ungereimtheit Stolz und Intoleranz führen, wenn jeder auf seinem Kopfe bestehen will und der ganzen übrigen Menschheit gegenüber allein recht zu haben glaubt. Ich nehme den Gott des Friedens, welchen ich anbeate und Ihnen verkündige, zum Zeugen, dass alle meine Forschungen aufrichtig gewesen sind; als ich mich jedoch davon überzeugte, dass sie erfolglos waren und stets bleiben würden, und dass ich mich gleichsam auf ein uferloses Meer hinausgewagt hatte, da bin ich wieder umgekehrt und habe meinen Glauben auf meine ursprünglichen Ideen beschränkt. Ich habe mich niemals dem Glauben hingeben können, dass mir Gott wirklich unter Androhung der Höllenstrafe beföhle, so gelehrt zu sein. Aus dem Grunde habe ich den alle Bücher zugeschlagen; ein einziges liegt offen vor aller Augen dar: das der Natur. Aus diesem großem und erhabenen Buche lerne ich dem Schöpfer dienen und anbeten. Niemand ist zu entschuldigen, welcher in demselben nicht liest, weil es zu allen Menschen in einer jedem geistigen Wesen verständlichen Sprache redet. Und wäre ich auch auf einer wüsten Insel geboren, hätte ich außer mir nie einen Menschen gesehen, hätte ich nie erfahren, was sich vorzeiten in einem Winkel der Erde ereignet hat, so würde ich doch, wenn ich nur meine Vernunft übe und sie sorgfältig ausbildete, wenn ich nur die mir von Gott verliehenen unmittelbaren Fähigkeiten richtig gebrauchte, von mir selbst ihn erkennen und lieben lernen, ja würde seine Werke lieben, das Gute, was er will, wollen, um sein Wohlgefallen zu erringen, alle meine Pflichten auf Erden erfüllen lernen.

Und was könnte mich wohl alles menschliche Wissen mehr lehren?

Was die Offenbarung betrifft, so würde ich vielleicht, wenn ich ein schärferer Denker und besser geschult wäre, ihre Wahrheit und ihren Nutzen für diejenigen begreifen, welche das Glück haben, sie zu erkennen; allein wenn mir auch zu ihren Gunsten Beweise, die ich nicht zu bestreiten vermag, nicht entgehen, so verhehle ich mir doch auch nicht, dass sich Einwürfe gegen sie geltend machen, die ich nicht widerlegen vermag. Es gibt so viele triftige Gründe für und wider, dass ich, da ich nicht weiß, nach welcher Seite hin ich mich entscheiden soll, sie weder anerkenne noch verwerfe. Nur die Verpflichtung zu ihrer Anerkennung verwerfe ich entschieden, weil diese vermeintliche Verpflichtung mit der Gerechtigkeit Gottes unvereinbar ist, da er, weit davon entfernt, die Hindernisse des Heils dadurch zu beseitigen, sie vielmehr vervielfältigt und für den größten Teil der Menschheit unübersteiglich gemacht hätte. Dies ausgenommen verharre ich hinsichtlich dieses Punktes in einem ehrfurchtsvollem Zweifel. Ich bin nicht so vermessen, mich für unfehlbar zu halten. Andere Menschen sind imstande gewesen, über das, was mir unterschieden und zweifelhaft scheint, zu entscheiden; ich denke für mich und nicht für sie. Wie ich nicht tadle, will ich ihnen auch nicht nachahmen. Vielleicht ist ihr Urteil richtiger als das meinige; aber ich trage nicht die Schuld, wenn es das meinige nicht ist.

Ich lege Ihnen gern das Geständnis ab, dass mich die Majestät der heiligen Schriften in Erstaunen setzt und mir die Heiligkeit des Evangeliums zu Herzen spricht.<sup>139</sup> Sehen Sie sich die Bücher der Philosophen mit all ihrer hochtrabenden Sprache an; wie unbedeutend nehmen sie sich doch neben denselben aus. Ist es möglich, dass ein so erhabenes und zugleich so einfaches Buch von Menschen berührt? Ist es möglich, dass derjenige, dessen

---

<sup>139</sup> „Zu Herzen spricht“. Variante: Ich lege gern das Geständnis ab, dass die Heiligkeit des Evangeliums ein Beweisgrund ist, der mir zu Herzen spricht, und dass ich es sogar bedauern würde, eine unbestreitbare Widerlegung desselben zu finden. Sehen Sie sich die Bücher...

Geschichte es erzählt, selbst nur ein Mensch ist? Ist das wohl der Ton, den ein Enthusiast oder ein ehrgeiziger Sektierer anschlägt? Welche Sanftmut! Welche Sittenreinheit! Welche rührende Anmut in seinen Unterweisungen! Welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! Welche tiefe Weisheit in seinen Reden! Welche Geistesgegenwart! Welche Feinheit und welches Schlagende in seinen Antworten! Welche Herrschaft über seine Leidenschaften! Wo ist der Mann, wo der Weise, der ohne Schwäche und Ostentation so zu handeln, zu leiden und zu sterben versteht? Wenn Plato sein Ideal eines Gerechten malt,<sup>140</sup> der mit aller Schmach des Verbrechens überhäuft, aber doch jedes Lohnes der Tugend würdig durch das Leben geht, so zeichnet er Jesum Christum Zug für Zug. Die Ähnlichkeit ist so treffend, dass sie allen Kirchenvätern auffiel und dass man sich unmöglich darüber täuschen kann.<sup>141</sup> Welche Vorurteile müssen einen Menschen erfüllen, welche Verblendung<sup>142</sup> muss sich seiner bemächtigt haben, wenn er es wagt, den Sohn des Sophroniskus mit Marias Sohne zu vergleichen! Was für ein Abstand zwischen beiden! Sokrates, der ohne Schmerzen, ohne Schmach starb, führte seine Rolle mühelos bis zum Ende durch; und hätte dieser leichte Tod seinem Leben nicht zur Ehre gereicht, so könnte man gerechten Zweifel hegen, ob Sokrates mit all seinem Geiste etwas anderes als ein Sophist gewesen sei. Er erfand, wie man sagt, die Moral; andere hatten sie jedoch schon vor ihm ausgeübt. Er sprach nur aus, was sie getan hatten, und zog aus ihren Beispielen nur die Lehren. Aristides war gerecht gewesen, ehe Sokrates den Begriff der Gerechtigkeit definiert hatte; Leonidas war für sein Vaterland gestorben, ehe

---

<sup>140</sup> De republ. lib. I.

<sup>141</sup> Diese Ähnlichkeit ergibt sich aus den beiden ersten Büchern oder Gesprächen der Abhandlung Platons, welche den Titel „Der Staat“ führt. Die in Bezug auf den in Frage stehenden Gegenstand bemerkenswerteste Stelle enthält Äußerungen, die er seinem Gegner in den Mund legt.

Was die Kirchenväter anlangt, von denen hier die Rede ist, so vergleiche man unter anderen Just. (Apol. prima) und Clem. v. Alex. (Stromata, lib. IV).

Anmerk. des  
Herrn Petitain.

<sup>142</sup> ... Variante: Welche Verblendung oder welcher böser Wille muss...

Sokrates die Vaterlandsliebe zur Pflicht gemacht hatte; Sparta war nüchtern, ehe Sokrates die Nüchternheit gepriesen hatte, und ehe er den Begriff der Tugend festgestellt, besaß Griechenland einen Überfluss an tugendhaften Menschen. Aber woher hatte Jesus unter den Seinigen diese erhabene und reine Moral genommen, zu der er allein sie durch Lehre und Vorbild anzuhalten suchte?<sup>143</sup> Aus dem Schoße des gewaltigen Fanatismus heraus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmütigsten Tugenden ehrte das verächtlichste aller Völker. Der Tod des Sokrates welcher eintrat, während er ruhig mit seinen Freunden philosophierte, ist der süßeste, den man sich nur wünschen kann. Der Tod Jesu dagegen, der unter Martern, geschmäht, verspottet und von seinem ganzen Volke verflucht, seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man fürchten kann. Sokrates segnet, während er den Giftbecher ergreift, den Gefangenwärter, welcher ihm denselben unter den Tränen darreicht. Jesus betet unter den furchtbarsten Todesqualen für seine entmenschten Henker. Ja, wenn Sokrates Leben und Tod eines Weisen würdig sind, so erkennen wir bei Christo das Leben und den Tod eines Gottes. Sollen wir nun etwa die evangelische Geschichte für eine willkürliche Erdichtung ausgeben? Mein Freund, so vermag man nicht zu dichten; und die Züge aus dem Leben des Sokrates, die niemand bezweifelt, sind weniger beglaubigt als die Taten Jesu Christi. Im Grunde genommen hieße dies auch nur die Augen vor den Schwierigkeiten verschließen, anstatt sie völlig aus dem Wege zu räumen. Dass mehrere Menschen<sup>144</sup> miteinander dies Buch in freier Dichtung und unter gegenseitiger Übereinstimmung verfasst haben sollten, würde noch viel unbegreiflicher sein, als das ein einziger Mensch den Stoff dazu geliefert hat. Nie wären jüdische Schriftsteller imstande gewesen, diesen Ton anzuschlagen

---

<sup>143</sup> Man vergegenwärtige sich den Vergleich in der Bergpredigt, den er selbst zwischen der Moral des Moses und der seinigen aufstellt. Matth. 5, 21 ff.

<sup>144</sup> „Das mehrere Menschen“. Variante: Dass vier Menschen usw. Diesem Worten ist noch folgende Anmerkung zugefügt: Ich will deren nicht mehr zählen, weil ihre vier Evangelien die einzigen Lebensbeschreibungen Jesu Christi sind, welche sich von der großen Zahl der überhaupt verfassten erhalten haben.

oder diese Moral aufzustellen, und das Evangelium enthält so große, so auffallende, so völlig unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, dass der Verfasser einer solchen Dichtung in noch weit höherem Grade unsere Bewunderung verdienen würde, als der Held selbst. Trotz alledem ist dies Evangelium auch voll unglaublicher Dinge, voll solcher Dinge, die der Vernunft widerstreiten und die ein vernünftiger Mensch zu begreifen und anzunehmen vermag. Was nun tun inmitten aller dieser Widersprüche? Stets bescheiden und bedachtsam sein, mein Sohn; schweigend in Ehren halten, was man weder verwerfen noch begreifen kann, und sich in Demut vor dem großem Wesen beugen, welchen allein die Wahrheit kennt.

Das ist der unfreiwillige Skeptizismus, auf welchem ich stehengeblieben bin; indes berührt mich dieser Skeptizismus keineswegs peinlich, weil er sich nicht auf solche Punkte erschreckt, die auf das Handeln bestimmend einwirken, und weil ich über die Prinzipien aller meiner Pflichten durchaus entschieden bin. Ich diene Gott in der Einfalt meine Herzens. Ich suche nur das zu erfahren, was mir in bezug auf meinem Wandel von Wichtigkeit ist. Was nun aber jene Dogmen anlangt, die weder auf mein Handeln noch auf die Sittlichkeit Einfluss ausüben, und um derentwillen sich so viele Menschen Sorgen machen, so fühle ich mich ihretwegen nicht im geringsten beunruhigt. Ich erblicke in allen einzelnen Religionen ebenso viele Heilsanstalten, welche in jedem Lande eine gleichförmige Art öffentlicher Gottesverehrung vorschreiben, und welche alle im Klima, in der Regierungsform, im Volksgeist oder in sonst einer lokalen Ursache wurzeln können, so dass der Vorzug, welchen eine vor der anderen hat, lediglich nach Zeit und Ort zu bemessen ist. Ich halte sie, falls man Gott in ihnen nur in angemessener Weise dient, alle für gut. Das Wesen des Gottesdienstes beruht auf dem Dienste des Herzens. Gott verwirft keine Huldigung, wenn sie aufrichtig ist, unter welcher Form sie ihm auch dargebracht wird. In der Religion, zu welcher ich mich bekenne, zum Dienst der Kirche berufen, erfülle ich die mir aufgelegten Obliegenheiten mit größtmöglicher Pünktlichkeit, und

mein Gewissen würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir wissentlich in irgendeinem Punkt eine Pflichtvergessenheit zuschulden kommen ließe. Es ist Ihnen bekannt, dass ich nach längerem Kirchenbann durch Vermittlung des Herrn von Mellarède endlich die Erlaubnis erhielt, meine amtlichen Funktionen wieder aufzunehmen, um mein Leben fristen zu können. Früher las ich die Messe mit jener Gleichgültigkeit, in die man mit der Zeit auch bei den ernstesten Handlungen verfällt, sobald man sie zu oft verrichtet. Seit Annahme meiner jetzigen Grundsätze halte ich das Hochamt mit weit höherer Ehrfurcht ab; ich fühle mich durchdrungen von der Majestät des höchsten Wesens, von seiner Gegenwart und von der Unzulänglichkeit des Menschliche Verstandes, der nur in so geringem Grade zu begreifen vermag, was sich auf seinem Schöpfer bezieht. Indem ich mir dessen bewusst bin, dass ich ihm unter einer vorgeschriebenen Form die Gelübde des Volkes darbringe, halte ich alle Gebräuche auf das strengste inne; ich lese mit Aufmerksamkeit, ich lasse es mir angelegen sein, nie auch nur das geringste Wort oder die geringste Zeremonie zu übersehen. Wenn ich mich dem Augenblicke der Konzentration nähere, so sammle ich mich erst, um sie in der andächtigen Stimmung vornehmen zu können, welche die Kirche und die Heiligkeit des Sakraments erheischen. Ich bemühe mich, meine Vernunft vor der höchsten Vernunft zum Schweigen zu bringen; ich sage mir: Wer bist du, dass du dich unterfangen könntest, die unendliche Macht zu ermessen? Mit Ehrfurcht spreche ich die Einsetzungsworte und lege ihrer Wirkung all den Glauben bei, der in meinem Herzen wohnt. Soviel Unbegreifliches nun auch an diesem Geheimnisse sein mag, so hege ich gleichwohl keine Besorgnis, am Tage des Gerichts dafür bestraft zu werden, dass ich es je in meinem Herzen entweiht habe.

Beehrt mit diesem heiligen Amte, wenn auch nur oft auf der untersten Rangstufe, werde ich nie etwas tun oder sagen, was mich unwürdig machen könnte, die erhabenen Pflichten desselben zu erfüllen. Ich werde den Menschen beständig die Tugend predigen, ich werde sie beständig ermahnen, Gutes zu tun, und

ihnen, soweit es in meinen Kräften steht, mit einem guten Beispiele vorangehen. Es wird nicht an mir liegen, wenn ich ihnen nicht Liebe zur Religion einflöße, nicht an mir liegen, wenn ihr Glaube an die Dogmen, die wahrhaft nützlich sind und die jeder Mensch zu glauben verpflichtet ist, nicht befestigt wird: aber da sei Gott vor, dass ich ihnen je das grausame Gesetz der Intoleranz predige, dass ich sie je antreibe, ihren Nächsten zu verabscheuen und zu anderen Menschen zu sagen: Ihr werdet verdammt werden, zu sagen: Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil!<sup>145</sup> Wäre ich mit einem höheren Range bekleidet, so könnte mir diese Zurückhaltung allerdings Verdrießlichkeiten bereiten, so aber bin ich unbedeutend, um viel befürchten zu müssen, und ich kann nicht leicht zu einer noch tieferen Stufe herabsinken, als ich einnehme. Was aber auch immer geschehen möge, so werde ich mich doch in meinen Reden nie gegen die göttliche Gerechtigkeit vergehen und nie wider den Heiligen Geist lügen.

Ich habe lange sehnlich gewünscht, Pfarrer zu werden; ich wünsche es noch immer, hoffe aber nicht mehr darauf. Mein lieber Freund, ich kann mir nichts Schöneres als den Beruf eines Pfarrers denken. Ein guter Pfarrer ist ein Diener der Güte, wie eine gute Obrigkeit eine Dienerin der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer hat nie etwas Böses zu tun; vermag er das Gute auch nicht immer selbst zu tun, so wird er seine Gelegenheit vorübergehen lassen, dazu aufzufordern, und versteht er sich Achtung zu verschaffen, so setzt er es auch oft durch. Ach, wie glücklich würde ich sein, wenn ich mir je die Verwesung einer armen Pfarrei bei guten Leuten in unserem Gebirg übertragen würde, denn ich glaube, es würde zum Glück meiner Pfarrkinder ausfallen. Reichtum würde ich ihnen zwar nicht

---

<sup>145</sup> Die Pflicht, sich zur Landesreligion zu bekennen und sie zu lieben, erstreckt sich nicht bis auf die Dogmen, welche mit einer gesunden Moral in Widerspruch stehen, also auch nicht auf das der Intoleranz. Dieses abscheuliche Dogma waffnet einen Menschen gegen den anderen und macht sie alle zu Feinden des menschlichen Geschlechts. Die Unterscheidung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Toleranz ist kindisch und eitel. Diese beiden Arten von Toleranz sind durchaus untrennbar, und beide werden stets gleichzeitig in Wirksamkeit sein. Selbst Engel würden mit den Menschen nicht in Frieden leben, wenn sie dieselben als Feinde Gotte betrachteten.

verleihen können, aber ihre Armut würde ich mit ihnen teilen; ich würde diese von der ihr anklebenden Schande und Verachtung freimachen, die noch unerträglicher sind als der Mangel selbst. Ich würde sie Eintracht und Gleichheit lieben lehren, die das Elend oft verscheuchen und es wenigstens immer erträglich machen. Wenn sie bemerken würden, dass ich in nicht besser daran wäre als sie und trotzdem zufrieden lebte, so würden sie sich in ihr Schicksal finden und in gleicher Zufriedenheit wie ich leben lernen. Bei meinen Belehrungen würde ich mich weniger an den Geist der Kirche als an den Geist des Evangeliums halten, dessen dogmatischer Gehalt einfach, dessen Moral erhaben ist und dessen Inhalt uns nur mit wenigen religiösen Gebräuchen, aber dafür mit desto mehr Werken der Liebe bekannt macht. Ehe ich sie lehrte, was man tun müsse, würde ich mich bemühen, es ihnen an meinem Beispiel zu zeigen, damit sie zur Einsicht gelangten, dass meine Werke mit meinen Worten in Einklang ständen. Lebten in meiner Nachbarschaft oder in meiner Parochie Protestanten, so würde ich bei allen Werken der christlichen Barmherzigkeit zwischen ihnen und meinen wirklichen Pfarrkindern keinen Unterschied machen. Ich würde sie alle ohne Unterschied anhalten, sich untereinander zu lieben, sich als Brüder zu betrachten, alle Religionen zu achten und jeder in der seinigen in Frieden zu leben. In jemanden dringen, die Religion, in der er geboren ist, zu verlassen, heißt meinem Bedünken nach ihn auffordern, ein Unrecht zu begehen, und folglich selbst unrecht tun. Bis wir indes höherer Einsichten teilhaftig werden, wollen wir die öffentliche Ordnung bewahren, in allen Ländern die Gesetze achten, die Gottesverehrung, die sie uns vorschreiben, nicht stören und die Bürger nicht zum Ungehorsam verleiten; wissen wir doch keineswegs mit Sicherheit, ob es für sie ein Glück wäre, sich von ihren Ansichten loszusagen, um andere gegen sie einzutauschen; nur das wissen wir mit aller Sicherheit, dass es ein Unrecht ist, den Gesetzen nicht zu gehorchen.

Ich habe Ihnen hiermit, mein junger Freund, mein Glaubensbekenntnis mündlich so abgelegt, wie es Gott in meinem Herzen liest. Sie sind der erste, den ich habe in mein Herz blicken

lassen, und werden vielleicht auch der einzige bleiben. Solange es noch einen festen Glauben unter den Menschen gibt, darf man friedliche Seelen nicht beunruhigen, noch den Glauben der Einfältigen durch Schwierigkeiten erschüttern, die sie nicht aus dem Wege zu räumen vermögen, und die sie beunruhigen, ohne ihnen Aufklärung zu geben. Wenn aber erst einmal alles schwankend geworden ist, muss man den Stamm auf Kosten der Zweige erhalten. Aufgeregte, unsichere, fast eingeschlummerte Gewissen, und solche, die sich in einem ähnlichem Zustand wie das Ihrige befinden, bedürfen der Stärkung und Erweckung, um sie wieder auf den Grund der ewigen Wahrheit zu stellen, muss man die wankenden Pfeiler, an denen sie noch ein Stütze zu haben glauben, vollends einreißen.

Sie stehen jetzt in dem entscheidenden Alter, wo sich der Geist öffnet, um endlich Gewissheit zu erlangen, in welchem das Herz seine Form und seinen Charakter erhält, und man sich für das ganze Leben, sei es zum Guten oder zum Bösen, entscheidet. Später ist unser Wesen bereits härter geworden, und neue Eindrücke lassen keine Spuren mehr zurück. Junger Mann, lassen sie Ihrer jetzt noch geschmeidigen Seele das Gepräge der Wahrheit aufdrücken! Wenn ich meiner selbst sicherer wäre, würde ich Ihnen gegenüber einen dogmatischen und keinen Widerspruch zulassenden Ton angeschlagen haben. Aber ich bin ein Mensch, bin unwissend und dem Irrtum unterworfen. Was konnte ich also tun? Ich habe Ihnen mein Herz rückhaltlos geöffnet; was ich für gewiss halte, habe ich Ihnen so dargestellt; meine Zweifel habe ich Ihnen als Zweifel, meine Ansichten als Ansichten zu erkennen gegeben. Ich habe Ihnen weder die Gründe meines Zweifelns noch meines Glaubens verhehlt. Jetzt tritt an Sie die Aufgabe heran, zu urteilen. Sie haben sich Zeit genommen; diese Vorsicht ist weise und flößt mir eine gute Meinung von Ihnen ein. Lassen Sie es Ihr Erstes sein, Ihr Gewissen in den Zustand zu versetzen, indem es sich nach Aufklärung sehnt. Seien Sie aufrichtig gegen sich selbst. Eignen sie sich von meinen Ansichten dasjenige an, wovon sie sich überzeugt halten, das übrige aber verwerfen Sie. Bis jetzt sind Sie durch das

Laster noch nicht in hohem Grade verderbt, dass Sie Gefahr liefen, eine schlechte Wahl zu treffen. Ich würde Ihnen den Vorschlag machen, dass wir uns darüber miteinander berieten, wenn man sich nicht beim Disputieren sofort erhitzte. Eitelkeit und Eigensinn mischen sich ein, und mit der Aufrichtigkeit ist es dann vorbei. Mein Freund, disputieren Sie niemals, denn durch bloßes Disputieren klärt man weder sich selbst noch andere auf. Ich für meinen Teil habe erst nach jahrelangem Nachdenken meine Überzeugung gewonnen. An ihr halte ich nun fest; mein Gewissen ist ruhig, mein Herz zufrieden. Wenn ich eine neue Prüfung meiner Ansichten vornehmen wollte, so würde ich nicht mit einer reineren Liebe zur Wahrheit an dieselbe herantreten, und mein jetzt schon weniger tätiger Geist würde auch weniger imstande sein, sie zu erkennen. Ich werde bleiben wie ich bin, aus gerechter Furcht, es könnte die Neigung, mich Betrachtungen hinzugeben, allmählich in eine müßige Leidenschaft ausarten, mich in der Ausübung meiner Pflichten erkalten und in meine frühere Zweifelsucht zurücksinken lassen, ohne dass ich Kraft fände, dieselbe siegreich zu bekämpfen. Mehr als die Hälfte meines Lebens ist abgelaufen; ich habe nur noch gerade soviel Zeit als ich gebrauche, um aus den Lehren der Vergangenheit Nutzen zu ziehen, und meine Irrtümer durch meine Tugenden wieder gutzumachen. Irre ich, so geschieht es wider Willen. Derjenige, welcher im Innersten meines Herzens liest, weiß gar wohl, dass ich meine Blindheit nicht liebe. Außerstande, mich durch eigene Einsichten aus ihr emporzuarbeiten, bleibt mir als einziges Mittel, Befreiung von ihr zu finden ein fleckenloses Leben, und wenn Gott dem Abraham selbst aus Steinen Kinder zu erwecken vermag, so ist jeder Mensch zu der Hoffnung berechtigt, er werde erleuchtet werden, wenn er sich dessen würdig macht.

Wenn meine Betrachtungen Sie dazu bewegen, so zu denken wie ich, so dass Sie sich meine Ansichten aneignen und wir in unserem Glaubensbekenntnisse völlig übereinstimmen, dann gebe ich Ihnen folgenden Rat: Setzen Sie Ihr Leben nicht mehr den Versuchungen des Elends und der Verzweiflung aus. Führen Sie nicht länger ein schimpfliches Leben in Abhängigkeit von anderen,

stehen Sie davon ab, es durch armseliges Bettelbrot zu fristen. Kehren Sie in ihr Vaterland zurück, nehmen Sie die Religion Ihrer Väter wieder an, befolgen Sie die Vorschriften derselben mit aller Aufrichtigkeit Ihres Herzens und sagen Sie sich nie wieder von ihr los. Sie ist sehr einfach und sehr heilig. Unter allen Religionen der Erde halte ich sie für diejenige deren Moral die reinste ist, und welche die Vernunft am besten zu befriedigen vermag. Was die Reisekosten anlangt, so seien Sie deshalb unbesorgt; sie werden aufgebracht werden. Ebenso wenig überlassen Sie sich einer falschen Scham, als ob ihre Rückkehr demütigend für Sie wäre; das Begehen eines Fehlers, nicht aber die Verbesserung desselben muss uns die Schamröte in die Wangen treiben. Sie stehen noch in dem Alter, indem man für alles Verzeihung erhält, in dem man jedoch nicht mehr ungestraft sündigen darf. Wenn Sie nur der Stimme Ihres Gewissens Gehör schenken wollen, so werden tausend eitle Hindernisse vor ihr verschwinden. Sie werden begreiflich finden, dass es bei der Ungewissheit, in welcher wir schweben, eine nicht entschuldigende Vermessenheit ist, sich zu einer anderen Religion zu bekennen als zu der, in welcher man geboren ist, und dass es eine Falschheit ist, die, zu der man sich einmal bekennt, nicht mit aller Aufrichtigkeit auszuüben. Lebt man im Irrtum, so beraubt man sich dadurch eines nicht zu unterschätzenden Entschuldigungsgrundes vor dem Richterstuhl des höchsten Richters. Sollte er dem Irrtum, in welchem man erzogen ist, nicht eher verzeihen, als den, in welchen man nach eigener Wahl gefallen ist?

Mein Sohn, erhalten Sie Ihre Seele beständig in dem Zustande, dass sie das Dasein eines Gottes wünscht, und es wird dann nie ein Zweifel an seinem Dasein in Ihrer Seele aufsteigen. Seien Sie übrigens, für welche Konfession Sie sich entscheiden mögen, eingedenk, dass die wahren Pflichten der Religion von den Einrichtungen der Menschen unabhängig sind, dass ein rechtschaffenes Herz der wahre Tempel Gottes ist, dass es in jedem Lande und in jeder Religion als die Summe des Gesetzes gilt, Gott über alles und seinen Nächsten als sich selbst zu lieben, dass es

keine Religion gibt, die von den Pflichten der Sittenlehre entbindet, dass diese das eigentliche Wesen der Religion ausmachen, dass der innere Gottesdienst die erste dieser Pflichten ist, und dass es ohne den Glauben keine wahrhafte Tugend gibt.

Fliehen Sie diejenigen, die unter dem Vorwande, die Natur erklären zu wollen, trostlose Lehren in die Menschenherzen ausstreuen, und deren durchscheinender Skeptizismus hundertmal absprechender und entschiedener ist als der bestimmte Ton ihrer Gegner. Unter dem anmaßungsvollen Vorgeben, sie allein seien erleuchtet, wahr und aufrichtig, unterwerfen sie uns herrisch ihren absprechenden Entscheidungen, und geben sich das Ansehen, als ob sie uns in den unverständlichen Systemen, die sie in ihrer Phantasie aufgebaut haben, den wahren Grund der Dinge enthüllten. Da sie übrigens alles, was die Menschen hoch und heilig halten, umstoßen, vernichten und mit Füßen treten, so rauben sie den Bekümmerten den letzten Trost in ihren Leiden während sie den Mächtigen und den Reichen den einzigen Zügel ihrer Leidenschaften abnehmen. Sie lassen beim Verbrechen die Gewissensbisse im Grunde des Herzens nicht aufkommen, nehmen der Tugend die Hoffnung und rühmen sich obendrein, Wohltäter des Menschengeschlechts zu sein. Niemals ist ihrer Behauptung nach die Wahrheit den Menschen schädlich. Ich glaube ebenso fest wie sie, und gerade dies ist meiner Meinung ein sprechender Beweis dafür, dass das, was sie lehren, nicht Wahrheit ist.<sup>146</sup>

---

<sup>146</sup> Beide Parteien bekämpfen sich gegenseitig mit so vielen Sophismen, dass es fürwahr ein ungeheures und tollkühnes Unternehmen sein würde, sie alle verzeichnen zu wollen. Es ist schon viel, einige derselben, wie sie sich gerade darbieten, hervorzuheben. Eine bei den Scheinphilosophen am häufigsten wiederkehrende Spitzfindigkeit besteht darin, ein nur in der Einbildung bestehendes Volk guter Philosophen einem Volke schlechter Christen gegenüberzustellen, als ob sich ein Volk leichter zu wahren Philosophen als zu wahren Christen heranbilden ließe. Ich weiß nicht, welcher von beiden, ein guter Philosoph oder ein guter Christ, unter den Individuen leichter zu finden ist, aber so viel ist mir sehr wohl bewusst, dass man sich, sobald es sich um Völker handelt, solche vorstellen muss, welche aus Mangel an Religion die Philosophie missbrauchen werden, wie die Völker der Gegenwart aus Mangel an Philosophie die Religion missbrauchen; und dies scheint mir den Stand der Frage wesentlich zu ändern.

---

Bayle hat in sehr scharfsinniger Weise den Beweis geliefert, dass der Fanatismus verderblicher ist als der Atheismus, und das ist ja unanfechtbar; dagegen hat er unterlassen, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der nicht weniger wahr ist, dass nämlich der Fanatismus, obgleich blutgierig und grausam, nichtsdestoweniger eine große und starke Leidenschaft ist, welche das Herz des Menschen erhebt, ihm Todesverachtung einflößt, ihm eine wunderbare Tatkraft verleiht und nur einer besseren Leitung bedarf, um zur Quelle der erhabensten Tugenden zu werden; während Mangel an Religiosität, sowie überhaupt der sich nur auf seine Vernunft stützende und philosophische Geist an das Leben fesselt, verweichlicht, die Seele erniedrigt, alle Leidenschaften auf den kleinlichen Standpunkt des Sonderinteresses und auf die Gemeinheit des menschlichen Ichs zusammendrängt und so geräuschlos die wahren Fundamente der ganzen Gesellschaft untergräbt. Denn das den Sonderinteressen Gemeinsame ist so geringfügig, dass es dem, was sie trennt und in einen Gegensatz zueinander bringt, nie das Gleichgewicht zu halten vermag.

Wenn nun der Atheismus nicht zum Blutvergießen antreibt, so liegt die Ursache dazu weniger in seiner Friedensliebe als in seiner Gleichgültigkeit gegen das Gute. Bleibt er nur in seinem Kabinett in ungestörter Ruhe, so kümmert es den sogenannten Weisen gar wenig, welches Schicksal das Ganze hat. Seine Grundsätze reizen nicht zum Mord an, aber sie treten der Fortpflanzung des Menschen hinderlich in den Weg, indem sie die Sitten zerstören, welche auf seine Vermehrung hinwirken, indem sie ihn gleichsam von seiner Gattung losreißen, indem sie alle seine Neigungen auf einen geheimen, der Volksmenge wie der Tugend in gleicher Weise nachteiligen Egoismus zurückführen. Der philosophische Indifferentismus ähnelt der Ruhe eines unter dem Despotismus seufzenden Staates; es ist sie Ruhe des Todes und sie ist zerstörender als der Krieg selbst.

Obgleich sonach der Fanatismus in seinen unmittelbaren Wirkungen unheilvoller als das ist, was man heutigestags den philosophischen Geist nennt, so ist es doch ungleich weniger in seinen Folgen. Übrigens ist es leicht genug, in Büchern mit schönen Grundsätzen Prunk zu treiben; es ist aber doch sehr die Frage, ob sie mit dem System übereinstimmen, ob sie sich mit Notwendigkeit aus demselben ergeben, und das ist es gerade, worüber man bis jetzt noch nicht hat ins klare kommen können. Man muss folglich erst feststellen, ob die Philosophie, wenn sie ihre Ziele zwangslos verfolgen kann und sich zur Herrschaft emporgeschwungen hat, auch die Ruhmsucht, den Eigennutz, den Ehrgeiz, kurz die kleinlichen Leidenschaften des Menschen beherrschen und jene milde Menschlichkeit ausüben würde, die sie uns mit der Feder so schön auszumalen versteht.

Durch ihre Grundsätze vermag die Philosophie kein Gutes hervorzubringen, was die Religion nicht noch selber hervorbringen kann, während die Religion noch gar viel Gutes stiftet, was die Philosophie nicht zu bewirken imstande wäre.

In der Praxis versteht es sich anders; indes auch hier bedarf es einer sorgfältigen Prüfung. Wahr ist es, dass kein Mensch seiner Religion, wenn er eine solche hat, in jedem Punkte folgt, und ebenso wahr ist es, dass die meisten Menschen nur wenig Religion besitzen und derjenigen, zu welcher sie sich bekennen, gar nicht folgen. Allein manche haben doch auch wieder Religion und befolgen ihre Vorschriften wenigstens teilweise, und es ist unzweifelhaft, dass religiöse Motive sie oftmals abhalten, Böses zu tun und sie zu Tugenden und löblichen

---

Handlungen bewegen, deren Ausführung sie ohne diese Motive unterhalten hätten.

Angenommen, ein Mönch leugnete ein ihm anvertrautes Gut ab. Was folgt hieraus anders, als dass der, welcher es ihm anvertraut hatte, ein Tor war? Hätte Pascal ein solches abgeleugnet, so würde dies nur den Beweis liefern, dass auch Pascal ein Heuchler gewesen wäre, weiter aber nichts. Allein ein Mönch!... Sind denn etwas die Leute, welche aus der Religion ein Geschäft machen, auch immer diejenigen, welche wirklich Religion besitzen? Alle Verbrechen, welche in den Kreisen der Geistlichkeit ebenso wie in anderen Klassen der Bevölkerung begangen werden, beweisen durchaus nicht die Nutzlosigkeit der Religion, sondern nur, dass überhaupt sehr wenig Menschen Religion besitzen.

Unsere heutigen Regierungen verdanken ihre gesichertere Autorität sowie die größere Seltenheit revolutionärer Bewegung unstreitig dem Christentum. Es hat ihnen selbst einen weniger blutgierigen Geist eingehaucht. Dies lässt sich durch eine einfache Vergleichung mit den Regierungen des Altertums tatsächlich nachweisen. Die bessere Religionserkenntnis hat den christlichen Sitten unter gleichzeitiger Beseitigung des Fanatismus eine größere Milde verliehen. Diese Veränderung kann keineswegs als das Werk der Wissenschaften gelten, denn nirgends hat da, wo sie gegläntzt haben, die Menschlichkeit deshalb in höherem Ansehen gestanden. Die Grausamkeiten der Athener, der Ägypter, der römischen Kaiser, der Chinesen liefern davon den besten Beweis. Wie viele Werke der Barmherzigkeit hat dagegen das Evangelium hervorgerufen. Wie viele Wiedererstattungen, wie vielen Schadenersatz hat bei den Katholiken nicht die Beichte bewirkt! Wie viele Versöhnungen und Almosenverteilungen führt bei uns nicht die Annäherung der Kommunionzeit herbei! Wie wesentlich trug bei den Herbräern nicht das Jubeljahr dazu bei, die Habsucht der unrechtmäßigen Besitzer zu mäßigen! Wie vielem Elend beugte es nicht vor! Einen vom Gesetze selbst angebahnte Brüderlichkeit vereinigte das ganze Volk; man erblickte keinen Bettler bei ihnen. Ebenso wenig sieht man einen solchen bei den Türken, unter denen es zahllose Stiftungen gibt. Nach den Grundsätzen ihrer Religion sind sie sogar gegen die Feinde ihres Glaubens gastfrei.

Die Mohammedaner behaupten nach Chardin, dass nach dem Gerichte, welches auf die allgemeine Auferstehung folgt, alle wieder mit einem Körper bekleidete Auferstandenen über eine Brücke, Pul-Serrho genannt, welche über das ewige Feuer geschlagen ist, gehen müssen. Diese Brücke kann man, wie sie sagen, die dritte und letzte Untersuchung oder das eigentliche Jüngste Gericht nennen, weil sich auf ihr die Scheidung der Guten von den Bösen vollziehen werde... usw. „Die Perser,“ fährt Chardin fort, „können von dieser Brücke nicht genug erzählen, und sobald jemandem eine Beleidigung zugeführt wird, für welche derselbe auf keine Weise und zu keiner Zeit Genugtuung erhalten kann, so tröstet er sich schließlich damit, dass er zu dem Beleidiger sagt: »Nun, beim lebendigen Gott, du wirst es am Jüngsten Tage zwiefach büßen; du wirst die Brücke Pul-Serrho sicherlich nicht eher überschreiten, bis du mir Genugtuung geleistet hast. Ich werde mich an den Saum deines Kleides hängen und mich dir vor die Füße werfen.« Ich habe viele vortreffliche Leute aus allen Berufsklassen kennen gelernt, die aus Besorgnis, es könnte ihnen bei dem Übergang über diese Brücke ein solches Halt zugerufen werden, diejenigen, welche sich über sie beklagten, um Verzeihung baten. Mir selbst ist es hundertmal begegnet. Laute

Guter Jüngling, seien sie aufrichtig und wahr ohne Stolz. Lernen Sie die Kunst, auch einmal etwas nicht zu wissen; dann werden Sie weder sich noch andere täuschen. Wenn Ihre Fähigkeiten bei weiterer Ausbildung Sie jemals in den Stand setzen, als öffentlicher Redner aufzutreten, so folgen Sie stets nur der Stimme Ihres Gewissens, ohne sich darum zu kümmern, ob man Ihnen Beifall zollt oder nicht. Der Missbrauch des Wissens erzeugt den Unglauben. Jeder Gelehrte sieht mit Verachtung auf die Meinung der Volksmenge herab; jeder will seine Meinung für sich allein haben. Die hochmütige Philosophie führt zur Freigeisterei, wie blinde Frömmigkeit zum Fanatismus. Halten Sie sich von beiden Extremen gleich weit entfernt; entfernen Sie sich nie von dem Wege der Wahrheit oder von dem, was Ihnen in der Einfalt Ihres Herzens als Wahrheit erscheinen wird, weder aus Eitelkeit noch aus Schwäche. Wage Sie, auch vor den Philosophen Ihren Gott zu bekennen, predigen Sie den Unduldsamen rücksichtslos Humanität. Sie werden vielleicht allein für Ihre Meinung eintreten müssen, aber

---

von Stande, die mich durch ihre Zudringlichkeit zu Schritten hingerissen hatten, die ich sonst unterlassen hätte, suchten mich nach einiger Zeit, wenn die meinten, mein Unwille darüber hätte sich gelegt, wieder auf und sagten: ›Ich bitte dich, hatal becon antchisra, d.h. richte es so ein, dass diese Angelegenheit für mich zu einer erlaubten und gerechten werde.‹ Einige haben mit sogar Geschenke gemacht und Dienste erwiesen, damit ich ihnen verziehe und die ausdrückliche Erklärung hinzufügte, dass ich es von Herzen täte. Die Ursache beruht in nichts anderem als in dem Glauben, dass man die Höllenbrücke nicht eher werde überschreiten können, als man denen, welchen man Unrecht zugefügt, auch den letzten Heller zurückgegeben habe.“ Bd. 7, S. 50 in der Duodez-Ausg.

Lässt sich nicht recht wohl annehmen, dass die Vorstellung von dieser Brücke, die so viele Ungerechtigkeiten wieder gutmacht, auch manchem Unrechte vorbeugt? Nähme man den Persern diese Vorstellung, indem man sie überzeugte, dass es weder ein Pull-Serrho noch irgend etwas Ähnliches gibt, wo die Unterdrückten an ihren Tyrannen nach dem Tode derselben gerächt werden, ist es dann nicht klar, dass dies jene völlig beruhigen und sie von der Sorge befreien würde, diese Unglücklichen zu beschwichtigen? Es ist folglich falsch, dass diese Lehre nicht Schädliches enthielte; sie würde also auch nicht die Wahrheit sein.

Philosophie, deine moralischen Gesetze sind sehr schön; zeige mir indes, wenn ich bitten darf, die Beglaubigung ihrer Ausführbarkeit. Höre einen Augenblick mit deinen Phantastereien auf und sage mir rund heraus, was du an die Stelle der Pull-Serrho setzest.

Sie werden in sich selbst ein Zeugnis tragen, das Ihnen das der Menschen ersetzen wird. Mögen diese Sie lieben oder hassen, mögen sie Ihre Schriften lesen oder verachten, das hat nichts auf sich. Sagen Sie, was wahr ist, tun Sie, was gut ist. Darauf kommt es an, dass der Mensch hienieden seine Pflichten erfüllt; am besten arbeitet man für sich, wenn man sich selbst vergisst. Mein Sohn, das Sonderinteresse verleitet uns zu Täuschungen, nur die Hoffnung des Gerechten täuscht nimmer.“

\* \* \*

Ich habe dies Bekenntnis hier eingeschoben, nicht als ein Richtschnur für die Gedanken, an die man sich in Sachen der Religion zu halten hat, sondern als ein Beispiel der Art und Weise, wie man dies Thema in vernünftiger Weise behandeln kann, damit man sich nicht von der Methode, die ich aufzustellen gesucht habe, zu entfernen braucht. Solange man sich nicht von der Autorität der Menschen oder von den Vorurteilen des Landes, in welchem man geboren ist, beeinflussen lässt, können uns die bloßen Einsichten der Vernunft in die Einrichtung der Natur nicht weiter als bis zur natürlichen Religion führen, und auf die beschränke ich mich bei meinem Emil. Wenn er noch eine andere haben soll, so steht mir nicht mehr das Recht zu, ihm hierbei als Führer zu dienen. Es ist allein seine Sache, sie zu wählen.

Wir arbeiten im Einklang mit der Natur; während sie den physischen Menschen bildet, bemühen wir uns, den moralischen Menschen auszubilden. Allein wir vermögen nicht mit ihr gleichen Schritt zu halten. Der Körper ist bereits kräftig und stark, wenn die Seele noch kraftlos und schwach ist, und was Menschenkunst auch aufbieten möge, so eilt die körperliche Entwicklung der Vernunft doch stets voraus. Die zu frühzeitige körperliche Reife zurückzuhalten und die Vernunft anzuregen, haben wir bisher unsere Hauptsorge sein lassen, damit der Mensch immer soviel als möglich in sich einiger sei. Dadurch, dass wir sein Naturell

entwickelten, haben wir seine erwachende Sinnlichkeit abgelenkt. Die geistigen Objekte mäßigten den Eindruck der sinnlichen Objekte. Indem wir mit ihm bis auf dem Urgrund aller Dinge zurückgingen, haben wir die Sinne nicht die Herrschaft über ihn gewinnen lassen. Es war natürlich, dass wir uns von dem Studium der Natur zur Aufsuchung ihres Schöpfers erhoben.

In wie vieler Beziehung haben wir uns wieder einen neuen Einfluss über unseren Zögling verschafft, wenn wir erst bis dahin gelangt sind! Wie viel neue Mittel, zu seinem Herzen zu reden, sind uns dadurch an die Hand gegeben! Nun erst findet er sein wahres Interesse daran, gut zu sein, das Gute zu tun, auch ungesehen von der Menschen Augen und ohne Zwang der Gesetze, gerecht zu sein im Widerstreite des göttlichen Willens mit seinem eigenen, seine Pflicht zu erfüllen selbst mit Daransetzung seines Lebens, und die Tugend in seinem Herzen zu bewahren, nicht allein aus Liebe zur Ordnung, welcher jeder stets die Liebe zu sich selbst vorzieht, sondern aus Liebe zum Urheber seines Daseins, einer Liebe, welche mit jener Selbstliebe zusammenschmilzt, um sich endlich der dauernden Gleichgültigkeit erfreuen zu können, die ihm die Ruhe eines guten Gewissens und die Betrachtung des höchsten Wesens in einem anderen Leben verheißen, nachdem er das irdische gut angewendet hat. Schwindet dieser Glaube, dann erblicke ich unter den Menschen nur noch Ungerechtigkeit, Heuchelei und Lüge. Das Sonderinteresse, welches bei einem Konflikte, verschiedener Interessen notwendig das Übergewicht erhält, lehrt jeden, das Laster mit der Maske der Tugend zu schmücken. Alle anderen Menschen sollen mein Bestes auf Kosten des ihrigen herbeiführen. Alles soll sich nur um mich drehen; mag das ganze Menschengeschlecht in Not und Elend dahinsterben, wenn es nur so möglich ist, mir einen Augenblick des Schmerzes und Hungers zu ersparen. So klingt die innere Sprache eines jeden Ungläubigen, der sich der sich nur auf seine Vernunft verlässt. Ja ich werde, solange ich lebe, behaupten: Wer in seinem Herzen spricht „Es ist kein Gott“ und trotzdem eine andere Sprache führt, der ist entweder ein Lügner oder ein Unsinniger.

Doch, lieber Leser, ich fühle nur zu wohl, dass du trotz aller meiner Mühe meinen Emil in einem ganz anderen Licht erblicken wirst als ich. Du wirst ihn dir stets euren jungen Leuten ähnlich vorstellen, beständig leichtsinnig, ausgelassen, flatterhaft, von Lustbarkeit zu Lustbarkeit, von Vergnügen zu Vergnügen eilend, ohne sich je von irgend etwas fesseln zu lassen. Es wird dein Lachen erregen, wenn du siehst, wie ich aus einem feurigen, lebhaften leidenschaftlichen, aufbrausenden jungen Mann einen beschaulichen Charakter, einen Philosophen, einen förmlichen Theologen bilde. Du wirst sagen: Dieser Träumer macht stets auf Hirngespinnste Jagt; indem er uns einen Zögling seines eigenen Machwerks vorhält, bildet er ihn nicht bloß, nein, er erschafft ihn, lässt ihn fertig aus seinen Gehirn hervorgehen, und während er sich immer einbildet, der Natur zu folgen, entfernt er sich doch jeden Augenblick weiter von ihr. Wenn ich nun meinerseits meinen Zögling mit dem eurigen vergleiche, so entdecke ich kaum etwas, was sie miteinander gemein haben könnten. Bei einer so verschiedenen Erziehung müsste es ja auch fast als ein Wunder erscheinen, wenn er ihnen in irgendeiner Beziehung ähnlich wäre. Da er seine Kindheit in all der Freiheit, die jene sich im Jünglingsalter nehmen, zugebracht hat, so beginnt er sich in seinem Jünglingsalter selbst in das Gesetz zu fügen, dem man sie schon als Kinder unterwarf. Dieses Gesetz wird jenen zur Geißel, unter welcher sie sich nur mit Schauder beugen; sie erblicken darin die unausgesetzte Tyrannei ihrer Lehrer und kommen endlich zu dem Wahne, dass sie nur dadurch aus der Kindheit hervorzutreten vermögen, dass sie jede Art von Joch abschütteln;<sup>147</sup> dann suchen sie sich den langen Zwang, in dem man sie gehalten hat, schadlos zu halten, wie ein Gefangener, wenn er endlich seiner Fesseln entledigt ist, seine Glieder streckt, dehnt und schüttelt. Emil dagegen setzt seine Ehre darein, ein Mann zu werden und sich

---

<sup>147</sup> Niemand blickt mit so großer Verachtung auf die Kindheit als diejenigen, welche eben aus ihr hervortreten, ebenso wie die Rangunterschiede nirgends mit größerer Ängstlichkeit beachtet werden als in dem Lande, in welchem die Ungleichheit nicht so groß ist und jeder deshalb befürchtet, mit einem unter ihm Stehenden verwechselt zu werden.

freiwillig dem Joche der sich regenden Vernunft zu unterwerfen. Da sein Körper bereits völlig ausgebildet ist, so bedarf er der gewohnten Bewegung nicht länger und beginnt nun sich von selbst ruhig zu verhalten, während sein erst halb entwickelter Geist seine Schwingen regt. So ist das Alter der Vernunft für jene das Alter der Ungebundenheit, für diesen das Alter der zunehmenden Urteilskraft.

Wollt ihr aber wissen, wer von ihnen, sie oder er, hierin der Ordnung der Natur am nächsten kommt, so betrachtet den Abstand zwischen denjenigen, welche ihr mehr oder weniger fern stehen; betrachtet die jungen Leute auf dem Lande und seht, ob sie sich derselben Ausgelassenheit hingeben wie die eurigen. „In ihrer Kindheit“, sagt Herr le Beau, „sieht man die Wilden beständig tätig und unaufhörlich mit allerlei Spielen beschäftigt, die den Körper in steter Bewegung erhalten. Kaum sind sie aber in das Jünglingsalter getreten, so werden sie gesetzt und in sich gekehrt und beteiligen sich höchstens noch an ernsten und mit Gefahren verknüpften Spielen.“<sup>148</sup> Da Emil in aller Freiheit junger Bauern und Wilden aufgewachsen ist, so muss auch bei ihm, wenn er heranwächst, eine gleiche Veränderung und ein gleicher Stillstand wie bei jenen eintreten. Der ganze Unterschied besteht darin, dass seine Tätigkeit nicht nur Spiel und Ernährung zum Zwecke hat, sondern dass er unter seinen Arbeiten und Spielen auch denken lernte. Hat er nun auf diesem Wege jenes Ziel erreicht, so ist auch schon die Neigung in ihm vorhanden, die Bahn zu wandeln, welcher ich ihn jetzt führen will. Die Gegenstände des Nachdenkens, die ich ihm darbierte, reizen seine Wissbegierde, weil sie an sich schön und für ihn völlig neu sind, und weil er imstande ist, sie zu begreifen. Wie sollen sich dagegen eure jungen Leute, die sich durch eure Faden Lektionen, durch eure langatmigen Moralpredigten und euer ewiges Katechismuslimen gelangweilt und ermattet fühlen, nicht gegen eine Geistesbildung sträuben, die man ihnen so abstoßend gemacht, sich nicht gegen die lästigen Vorschriften auflehnen, mit

---

<sup>148</sup> Abenteuer des Herrn C. le Beau, Parlamentsadvokaten; Bd. II, S. 70

denen man sie unaufhörlich überschüttet hat, sich nicht gegen die Betrachtungen über ihren Schöpfer ihres Daseins verschießen, den man ihnen stets als Feind ihrer Freuden dargestellt hat? Alles dies hat ihnen nur Widerwillen, Abneigung und Ekel eingeflößt. Der Zwang hat sie davon zurückgeschreckt. Welches Mittel sollte nun, wo sie anfangen über sich selbst zu bestimmen, sie wohl dazu bewegen können, dass sie sich damit auch ferner beschäftigen? Was ihr Wohlgefallen erregen soll, muss neu sein; mit dem, worüber man mit Kindern spricht, muss man sie verschonen. Mit meinem Zögling verhält es sich ebenso. Sobald er ein Mann wird, rede ich mit ihm wie mit einem Manne und sage ihm nur solche Dinge die ihm neu sind. Gerade, weil andere sie langweilig finden, müssen sie seinem Geschmacke zusagen.

Indem ich auf diese Weise den Fortschritt der Natur zugunsten der Vernunft zurückhalte, lasse ich Emil doppelt Zeit gewinnen. Habe ich aber diesen Fortschritt in der Tat aufgehalten? Nein, ich habe nur die Einbildungskraft verhindert, ihn zu beschleunigen; ich habe durch Lehren anderer Art den unzeitigen Lehren, welche der Jüngling von anderer Seite her erhält, das Gleichgewicht gehalten. Wenn wir ihn, sobald ihn der Strom unserer erziehlischen Mittel mit fortreißt, durch andere Erziehungsmittel in eine entgegengesetzte Richtung hineindrängen, so heißt dies nicht, ihn von seinem rechtmäßigen Platz zu entfernen, sondern auf demselben erhalten.

Endlich erscheint nun aber auch der richtige Zeitpunkt der Natur; er muss kommen. Da der Mensch sterben muss, so muss er sich fortpflanzen, damit die Gattung fortdauere und die Weltordnung erhalten werde. Sobald euch nun die Zeichen, welche ich oben besprochen habe, zu erkennen geben, dass der kritische Augenblick sich naht, so gebt ihm gegenüber sofort den bisherigen Ton und zwar für immer auf. Er steht zwar noch unter eurer Obhut, ist aber nicht mehr euer Zögling. Er ist ein Mann, behandelt ihn deshalb auch von nun an als solchen.

Wie! Ich soll auf meine Autorität verzichten, wenn ich sie gerade am nötigsten gebrauche? Ich soll den soeben erst in das

mannbare Alter eingetretenen Jüngling in dem Augenblicke sich selbst überlassen, wo er sich am wenigsten selbst zu leiten versteht und am meisten zu Ausschweifungen geneigt ist? Ich soll mich meiner Rechte begeben, wenn es für ihn von der größten Bedeutung ist, dass ich dieselben in Anwendung bringe? Deiner Rechte? Wer redet denn von Verzichtleistung auf dieselben? Jetzt erst beginnen sie für ihn. Was ihr bis jetzt von ihm erlangtet, habt ihr nur auf dem Wege der Gewalt oder List erreicht.

Autorität und Gebote der Pflicht waren ihm unbekannt. Nur durch Anwendung von Zwang oder Täuschung konnte man ihn zum Gehorsam bringen. Nun überschaut aber die vielen neuen Bande, mit denen ihr sein Herz umgeben habt! Vernunft, Freundschaft, Dankbarkeit, tausendfache Regungen der Zärtlichkeit sprechen in seinem Tone zu ihm, den er nicht missverstehen kann. Das Laster hat ihn gegen ihre Stimme noch nicht taub gemacht. Bis jetzt ist er nur für die natürlichen Leidenschaften empfänglich. Die Hauptleidenschaft, die Liebe zu sich selbst, liefert ihn euch in die Hände, ebenso die Gewohnheit. Entreißt ihn euch auch die Aufwallung eines Augenblicks, so führt ihn doch die Reue sofort wieder zu euch zurück. Das Gefühl, das ihn an euch fesselt, ist allein von Dauer; alle übrigen sind flüchtig und verwischen sich gegenseitig. Lasst ihn nur nicht verderben, so wird er sich stets folgsam zeigen. Erst wenn er schon verdorben ist, beginnt er widersetzlich zu werden.

Ich räume ein, dass er, wenn ihr den in ihm aufsteigenden Begierden offen entgegenträtet und die neuen Bedürfnisse, die sich in ihm fühlbar machen, unklugerweise als Verbrechen behandelt, euch nicht lange Gehör schenken würde; solltet ihr indes von meiner Methode abgehen, so bürge ich euch für nichts mehr. Seid stets eingedenk, dass ihn nur ein Diener der Natur seid, dann werdet ihr nie als Feinde derselben auftreten.

Wofür soll man sich nun aber entscheiden? Man geht hierbei gewöhnlich von der Voraussetzung aus, dass es nur eine Alternative gebe, entweder seine Neigungen zu begünstigen oder

zu bekämpfen, sein Tyrann zu werden oder seinen Leidenschaften Vorschub zu leisten. Mit beidem sind jedoch so gefährliche Folgen verknüpft, dass man bei der Wahl nicht vorsichtig genug zu Werke gehen kann.

Das erste Mittel, welches sich darbietet, um dieser Schwierigkeit aus dem Wege zu gehen, besteht darin, ihn so früh wie möglich zu verheiraten. Es ist unstreitig der sicherste und naturgemäße Ausweg; trotz dem hege ich gerechten Zweifel, ob es auch der beste und vorteilhafteste ist. Ich werde weiter unten meine Gründe dafür anführen. Vorläufig will ich indes zugeben, dass man junge Leute im mannbaren Alter verheiraten muss. Aber dieses Alter erscheint vor der Zeit; wir selbst haben dazu beigetragen, dass er zu früh eintritt; man muss es also bis zur völligen Reife hinauszuschieben versuchen.

Brauchte man nur auf die Neigungen zu hören und ihren Anzeichen nachzugehen, so ließe sich das bald erreichen. Allein es gibt soviel Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und unseren sozialen Gesetzen, dass man zu einer Ausgleichung derselben fortwährend zu Ausflüchten und Winkelzügen seine Zuflucht nehmen muss. Es gehört ein großer Aufwand von Kunst dazu, um den sozialen Menschen vor einer völligen Verkünstelung zu bewahren.

Aus den oben auseinandergesetzten Gründen bin ich der Ansicht, dass man die von mir angegebenen sowie andere ähnliche Mittel die Unkenntnis der Begierden und die Reinheit der Sinne wenigstens bis zum zwanzigsten Jahre zu erhalten vermag. Dies ist so wahr, dass bei den germanischen Völkern ein jünger Mann, welcher vor diesem Alter die Keuschheit verletzte, auf immer für ehrlos galt, und mir Recht suchen die Geschichtsschreiber den Grund zu der Körperkraft derselben und zu der Menge ihrer Kinder in der Enthaltbarkeit während der Jugend.

Dieser Zeitpunkt lässt sich sogar noch viel weiter hinausschieben, und noch vor wenig Jahrhunderten war selbst in Frankreich nichts gewöhnlicher. Unter anderen bekannten

Beispielen verdient der Vater des Montaigne, ein nicht weniger gewissenhafter und wahrheitsliebender als kräftiger und kerngesunder Mann, der Erwähnung, der sich nach seiner eigenen eidlichen Versicherung in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre, nach längerer Dienstzeit in den italienischen Kriegen, als reiner Junggesell verheiratet hat, und man kann aus den Schriften seines Sohnes ersehen, welche Lebenskraft und Heiterkeit sich sein Vater bis über sein sechzigstes Jahr hinaus bewahrt hat. Sicherlich stützt sich die entgegengesetzte Anschauung mehr auf unsere Sitten und Vorurteile, als auf die Kenntnis des Menschengeschlechts im allgemeinen.

Ich brauche deshalb nicht erst auf das Beispiel unserer Jugend einzugehen. Es liefert keinen Beweis gegen den, welcher nicht so erzogen ist wie sie. In Erwägung dessen, dass die Natur in dieser Beziehung keinen bestimmten Zeitpunkt hat, dessen Eintritt nicht beschleunigen oder verzögern ließe, glaube ich, ohne ihr Gesetz zu verletzen, annehmen zu können, dass sich Emil bis jetzt durch meine Sorgfalt seine ursprüngliche Unschuld bewahrt hat, sehe aber auch, dass sich dieser glückliche Lebensabschnitt seinem Ende nähert. Von beständig wachsenden Gefahren umringt, wird er mir, was ich auch immer tun möge, bei der ersten Gelegenheit entschlüpfen, und diese Gelegenheit wird nicht lange ausbleiben. Er wird dem blinden Triebe seiner Sinne folgen, und man kann tausend gegen eins wetten, dass er auf dem besten Wege ist, sich ins Verderben zu stürzen. Ich habe zu viele Betrachtungen über die Sitten der Menschen angestellt, um nicht den unüberwindlichen Einfluss dieses ersten Augenblicks auf die ganze übrige Lebenszeit zu erkennen. Verstelle ich mich und nehme ich den Anschein an, als ob ich nichts bemerkte, so macht er sich meine Schwäche zunutze. Während er mich hinter das Licht zu führen glaubt, verachtet er mich, und ich bin an seinem Verderben schuld. Mache ich dagegen den Versuch, ihn auf den rechten Weg zurückzubringen, so ist es nicht mehr Zeit, und er hört nicht mehr auf mich. Ich werde ihm unbequem, verhasst und unerträglich. Er wird nicht säumen, sich meiner zu entledigen. Unter diesen Umständen bleibt mir

vernünftigerweise nur noch ein Mittel übrig, das nämlich, ihn selbst für seine Handlungen verantwortlich zu machen, ihn wenigstens vor den Täuschungen des Irrtums zu bewahren und ihm offen die Gefahren darzulegen, von denen er umgeben ist. Hatte ich ihn bisher durch seine Unwissenheit zurückgehalten, so müssen mit jetzt seine Ansichten zu gleichem Zwecke dienen.

Diese neuen Belehrungen sind von Wichtigkeit, und es erscheint angemessen, die Dinge von einem höheren Punkt aus zu betrachten. Das ist der rechte Augenblick, ihm gleichsam Rechenschaft abzulegen; ihm den Nachweis über die Verwendung seiner und meiner Zeit zu führen; ihm zu erklären, was er ist, und was ich bin, was ich getan habe, und was er getan hat, was wir uns gegenseitig schuldig sind; ihm alle seine moralischen Verhältnisse, alle seine Verpflichtungen zu erklären, die er eingegangen ist und auf welche andere ihm gegenüber eingegangen sind; ihm darzulegen, welchen Höhepunkt er in der Entwicklung seiner Fähigkeiten erreicht, welchen Weg er noch zurückzulegen hat, welche Schwierigkeiten ihm noch auf demselben begegnen werden und durch welche Mittel sich dieselben überwinden lassen, worin ich ihm noch ferner Beistand leisten kann, worin er sich in Zukunft nur allein zu Helfen vermag, kurz, ihm den kritischen Punkt zu zeigen, auf welchem er sich befindet, ihm die neuen Gefahren, welche ihn umringen, und alle jene stichhaltigen Gründe vorzuführen, die ihn dazu bestimmen müssen, mit aller Aufmerksamkeit über sich zu wachen, bevor er den in ihm aufsteigenden Gelüsten nachgibt.

Lasst nicht außer acht, dass man bei der Leitung eines Erwachsenen gerade das Gegenteil von dem tun muss, was ihr bei der Leitung eines Kindes getan habt. Hegt kein Bedenken, ihm in jenen gefährlichen Geheimnissen zu unterrichten, welche ihr ihm solange mit aller Sorgfalt verborgen habt. Da er sie am Ende doch einmal erfahren muss, so kommt viel darauf an, dass er sie weder von einem anderen noch von sich selbst, sondern nur von euch kennen lerne. Da er von nun an gezwungen sein wird, gegen

dieselben anzukämpfen, so muss er, um nicht der Gefahr der Überraschung ausgesetzt zu sein, seinen Feind doch kennen.

Nie sind junge Leute, die man in bezug auf diese Gegenstände aufgeklärt findet, ohne zu wissen, wie sie zu dieser Kenntnis gelangt sind, es ungestraft geworden. Da sich diese unbedachtsame Unterweisung um keinen ehrbaren Gegenstand drehen kann, so befleckt sie wenigstens die Einbildungskraft derer, die sie empfangen, und flößt ihnen Neigungen zu den Lastern derer ein, die sie erteilten. Dies ist jedoch nicht einmal alles. Das ist die Handhabe, deren sich die Dienstleute bedienen, um sich in den Geist des Kindes einzuschleichen. Dadurch gewinnen sie sein Vertrauen, malen ihn seinen Erzieher als eine mürrische und lästige Persönlichkeit aus, und einen Lieblingsgegenstand ihrer geheimen Unterredungen bilden die Klatschereien über ihn. Ist es mit dem Zögling erst so weit gekommen, dann kann der Erzieher sein Amt nur getrost aufgeben; Gutes vermag er nicht mehr zu wirken.

Weshalb wählt sich nun aber das Kind solche seltsame Vertraute? Regelmäßig wegen der Tyrannei derer, welche seine Erziehung leiten. Weshalb sollte es gegen dieselben Zurückhaltung beobachten, wenn es nicht dazu gezwungen würde? Weshalb sollte es sich über sie beklagen, wenn es keinen Grund zur Klage hätte? Sie sind naturgemäß seine ersten Vertrauten; an dem Eifer, mit dem es kommt, ihnen alle seine Gedanken mitzuteilen, kann man wahrnehmen, dass es sie nur zur Hälfte gedacht zu haben meint, solange es ihnen dieselben nicht bekannt hat. Ihr könnt mit Sicherheit darauf rechnen, dass das Kind, sobald es von eurer Seite weder Strafpredigt noch Rüge zu befürchten hat, euch stets alles sagen wird, und dass man sich nicht unterfangen wird, ihm etwas anzuvertrauen, was er euch verschweigen muss, wenn man sich überzeugt halten kann, dass es euch nie etwas verschweigt.

Was mir die Richtigkeit meiner Methode am augenscheinlichsten macht, ist der Umstand, dass ich, wenn ich mir über ihre Erfolge so genau wie möglich Rechenschaft ablege, doch nie im Leben meines Zöglings auch nur eine einzige Lage finde, die

mir irgendein freundliches Bild von ihm hinterließe. Selbst in dem Augenblick, wo ihn die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments hinreißt, und in welchen er, voller Empörung gegen die Hand, die ihn zurückhält, sich sträubt und mir zu entschlüpfen beginnt, erkenne ich in der Unruhe seines Gemüts, in seinem Aufbrausen noch immer seine ursprüngliche Einfalt wieder. Sein Herz, das noch so rein wie sein Körper ist, kennt ebenso wenig Verstellung wie Laster. Noch haben Vorwürfe und verächtliche Behandlung sein Ehrgefühl nicht abgestumpft; nie hat elende Furcht ihm den Gedanken, sich zu verstellen, eingeflößt. Noch besitzt er die ganze Unbedachtsamkeit der Unschuld, ohne Bedenken überlässt er sich seiner Naivität, er weiß noch nicht, welchen Nutzen eine Täuschung verschaffen könnte. Keine Bewegung geht in seinem Innern vor, die sein Mund oder seine Augen nicht erraten ließen, und oft sind mir die Gedanken, welche ihn erfüllen, früher bekannt als ihm selbst.

Solange er fortfährt, mir in solcher Offenherzigkeit seine Seele zu enthüllen und mit alles, was er fühlt, mit Freuden zu offenbaren, habe ich nichts zu befürchten; die Gefahr ist noch nicht nahe. Sobald er jedoch schüchterner und zurückhaltender wird, sobald mir in seinen Unterhaltungen die erste Verlegenheit der Scham auffällt, dann regt der Trieb sich in ihm schon, ja, dann beginnt sich bereits die Vorstellung des Bösen mit demselben zu verbinden. Jetzt gilt es, keinen Augenblick mehr zu verlieren, und wenn ich mich nicht beeile, ihn selbst zu unterrichten, so wird er bald auch wider meinen Willen unterrichtet sein.

Mehr als einer meiner Leser wird, selbst wenn er auf meine Ideen eingeht, die Ansicht hegen, dass es sich hierbei nur um eine gelegentlich herbeigeführte Unterredung mit dem jungen Manne handle, und dass nun damit alles abgemacht sei. Ach, dass sich das menschliche Herz leider nicht auf diese Weise lenken lässt! Worte sind bedeutungslos, wenn man nicht den Augenblick der Unterredung vorbereitet hat. Bevor man den Samen ausstreut, muss man das Erdreich bestellen. Der Same der Tugend geht schwer auf. Es bedarf langwieriger Vorbereitungen, ehe er Wurzel

zu schlagen vermag. Eine der Ursachen, infolge deren die Predigten so äußerst wenig Nutzen stiften, liegt darin, dass man sie ohne Unterschied und Wahl an alle Welt richtet. Wie kann man sich nur einbilden, dass ein und dieselbe Predigt sich für so viele Zuhörer eignen könnte, die sich in so verschiedener Stimmung befinden und an Geist, Temperament, Alter, Geschlecht, Lebensstellung und Ansichten einander so unähnlich sind? Es gibt vielleicht nicht zwei, auf welche das, was an alle gerichtet ist, vollkommen passt, und alle unsere Seelenzustände haben so wenig Beständigkeit, dass es im Leben eines jeden Menschen vielleicht wieder nicht zwei Augenblicke gibt, in denen dieselbe Rede den gleichen Eindruck auf ihn hervorbringt. Be urteilt nun selbst, ob dann, wenn die entbrannte Sinnlichkeit den Verstand zum Schweigen bringt und den Willen beherrscht, wohl die rechte Zeit ist, auf die ernstesten Lehren der Weisheit zu lauschen. Redet deshalb mit jungen Leuten nie von Vernunft, nicht einmal wenn sie das Alter der Vernunft erreicht haben, bevor ihr sie nicht in den Stand versetzt habt, euch zu verstehen. An der Wirkungslosigkeit der meisten Reden tragen weit mehr die Lehrer als die Schüler die Schuld. Der Pedant und der wahre Erzieher sagen ungefähr dasselbe, allein ersterer sagt es bei jeder Gelegenheit, während letzterer es nur dann in Worte kleidet, wenn er des Erfolges sicher ist.

Wie ein Nachtwandler, der im Schlaf umherirrt, mit geschlossenen Augen am Rande eines Abgrundes dahinschreitet, in den er beim plötzlichen Erwachen hinabstürzen würde, so entgeht auch mein Emil im Schlafe der Unwissenheit Gefahren, die er bis jetzt noch gar nicht bemerkt; erwecke ich ihn plötzlich, so ist er verloren. Unser Bemühen muss deshalb zunächst darauf gerichtet sein, ihn vom Abgrunde zu entfernen; erst dann werden wir ihn wecken können, um ihn denselben aus der Ferne zu zeigen.

Lesen, Einsamkeit, Müßiggang, weichliche und sitzende Lebensweise, Umgang mit Frauen und jungen Leuten, das sind die gefährlichen Abwege, auf die er in seinem Alter gar leicht gerät und die ihn unaufhörlich dicht neben der Gefahr erhalten. Durch andere sinnliche Gegenstände suche ich seine Sinnlichkeit von ihnen

abzulenken. Dadurch, dass ich seinen Lebensgeistern eine andere Richtung vorzeichne, leite ich sie von derjenigen ab, die sie schon einzuschlagen anfangen. Durch stete Übung seines Körpers in allerlei anstrengenden Arbeiten hemme ich die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft, die ihn fortzureißen droht. Wenn die Arme unablässig arbeiten, so ruht die Einbildungskraft; wenn der Körper völlig ermüdet ist, fängt das Herz nicht Feuer. Die kürzeste und leichteste Vorsichtsmaßregel besteht darin, ihn der örtlichen Gefahr zu entrücken. Zunächst darf er seinen Wohnsitz nicht länger in Städten haben, auch trenne ich ihn von den Gegenständen, die ihn möglicherweise zu versuchen vermöchten. Das ist indes noch nicht genügend; in welcher Wüste, in welcher Wildnis könnte er wohl den ihn verfolgenden Bildern seiner Einbildungskraft entrinnen? Ihn nur von den gefährlichen Gegenständen trennen, ist ganz erfolglos, wenn ich nicht gleichzeitig dafür Sorge, dass auch die Erinnerung an dieselben in ihm erblasst. Wenn ich nicht die Kunst entdecke, ihn von allem loszulösen, wenn ich nicht von sich selbst ablenke, dann hätte ich ihn ebenso gut lassen können, wo er war.

Emil versteht ein Handwerk, aber hierbei nehmen wir nicht zu demselben unsere Zuflucht. Er liebt und versteht die Landwirtschaft, indes die Landwirtschaft genügt uns jetzt nicht. Die ihm schon bekannten Beschäftigungen werden ihm zu einer äußerlichen Fertigkeit. Wenn er sich mit ihnen befasst, so ist dies als täte er nichts. Er denkt dabei an etwas ganz anderes. Kopf und Arme sind auf ganz verschiedener Weise tätig. Für ihn ist jetzt eine ganz neue Beschäftigung nötig, die ihm durch ihre Neuheit Interesse einflößt, ihn in Atem erhält, ihm gefällt, die ihm Mühe macht und mit körperlicher Übung verbunden ist, kurz eine Beschäftigung, die ihn leidenschaftlich erregt und in der er fortan lebt und webt. Die einzige, welche mir alle diese Bedingungen in sich zu vereinen scheint, ist die Jagd. Wenn die Jagd je ein unschuldiges Vergnügen ist, wenn sie je für den Menschen passt, so muss man jetzt seine Zuflucht zu ihr nehmen. Emil besitzt alle Eigenschaften eines tüchtigen Jägers; er ist kräftig, gewandt,

geduldig, unermüdlich. Unfehlbar wird er Gefallen an dieser Übung finden. Er wird sie mit dem ganzen Feuer seines Alters betreiben und dabei, wenigstens auf eine Zeit, die gefährlichen Neigungen verlieren, welche die Verweichlichung zur Folge hat. Die Jagd härtet Leib und Seele gleichermaßen ab. Sie gewöhnt an Blut, an Grausamkeit. Diana gilt als Feindin der Liebe, und diese Allegorie ist durchaus richtig. Das Schmachten der Liebe keimt nur im Schoße süßer Ruhe; heftige körperliche Bewegung erstickt die zärtlichen Empfindungen. In den Wäldern und ländlichen Gegenden werden Liebende und Jäger von so verschiedenartigen Gefühlen beseelt, dass sie an die nämlichen Gegenstände ganz verschiedene Vorstellungen knüpfen. In dem kühlen Schatten, den Hainen, den süßen Plätzen verschwiegener Liebe, die die ersteren erblicken, sehen letztere nur Weideplätze des Wildes, Schonungen und Wildlager; wo jene nur Schalmeien, Nachtigallen und Vogelgesang vernehmen, hören diese nur den Klang der Jagdhörner und Rüdengebell heraus. Den einen spiegelt Phantasie Dryaden und Nymphen vor, den anderen Jäger, Jagdhunde und Pferde. Macht mit diesen beiden Arten von Menschen einen Ausflug auf das Land hinaus, und ihr werdet an der Verschiedenheit ihrer Ausdrucksweise bald erkennen, dass ihnen die Erde nicht in demselben Lichte erscheint, und dass der Ideengang ebenso verschieden ist wie die Wahl ihrer Vergnügungen.

Ich begreife, wie sich diese verschiedenen Geschmacksrichtungen vereinigen können und wie man schließlich Zeit für alles findet. Indes lassen sich die Leidenschaften der Jugend noch nicht auf solche Weise teilen. Gebt ihr eine einzige Beschäftigung, die ihr zusagt, und bald wird alles übrige vergessen sein. Die Mannigfaltigkeit der Wünsche hat die Mannigfaltigkeit der Kenntnisse zur Quelle, und die Vergnügungen, die man zuerst kennen gelernt hat, sind lange Zeit die einzigen, die man sucht. Es ist durchaus nicht mein Wunsch, dass Emil seine ganze Jugend ausschließlich damit zubringen soll, Wild zu erlegen, und ich bin nicht einmal willens, diese wilde Leidenschaft in allen Stücken zu rechtfertigen. Für mich genügt schon, dass sie dazu dient, eine

noch gefährlichere Leidenschaft zurückzuhalten, so dass er mich, wenn ich davon rede, kaltblütig anzuhören vermag, und mir Zeit zu lassen, sie ihm zu schildern, ohne dass sie in ihm wachgerufen wird.

Es gibt Epochen im Menschenleben, welche dazu bestimmt sind, nie wieder aus dem Gedächtnis zu entschwinden. Eine solche ist für Emil die Zeit der Unterweisung, von der ich eben rede. Sie soll einen bleibenden Einfluss auf sein ganzes übriges Leben ausüben. Verwenden wir deshalb allen Fleiß darauf, sie seinem Gedächtnis dergestalt einzugraben, dass sie unauslöschlich darin haftet. Es gehört zu den Irrtümern unserer Zeit, die Vernunft in allzu nackter Form in Anwendung zu bringen, als ob die Menschen nur geistige Wesen wären. Dadurch, dass man die Zeichensprache vernachlässigt, welche so beredt zur Einbildungskraft spricht, entbehrt man die allerüberzeugendste Sprache. Der Eindruck des Wortes ist stets nur schwach, und man spricht zum Herzen ungleich besser durch die Augen als durch die Ohren. Weil wir uns in allem nur auf die logische Beweisführung verlassen wollen, haben wir uns bei unseren Vorschriften auf Worte beschränkt und sie nicht gleichzeitig in Handlungen verlegt. Die bloße Vernunft ist nicht wirksam, sie hält von zuweilen etwas zurück, aber selten gibt sie einen starken Anreiz, und noch nie hat sie etwas Großes hervorgerufen. Fortwährendes Klügeln ist die Sucht kleiner Geister. Starke Seelen reden eine ganz andere Sprache; durch diese Sprache überzeugt man und gibt den Impuls zu Taten.

Ich habe die Bemerkung gemacht, dass in neuerer Zeit die Menschen nur durch Ausübung von Gewalt oder durch Erregung des Interesses einander beeinflussen, während die Alten vielmehr durch Überredungen und Gemütsbewegungen eine Einwirkung aufeinander ausübten, weil sie die Zeichensprache nicht vernachlässigten. Um den Verträgen einen unverbrüchlichen Charakter zu verleihen, fand ihr Abschluss unter großer Feierlichkeit statt. Ehe die Gewalt zur Geltung kam, waren die Götter die Obrigkeit des menschlichen Geschlechts. Vor ihnen schlossen die einzelnen Persönlichkeiten ihre Verträge und Bündnisse und gaben ihre festen Zusagen. Die Oberfläche der Erde

bildete das Buch, in welchem sie ihre Urkunden aufbewahrten. Felsen, Bäume, Steinhaufen, die durch solche Akte geheiligt und den rohen Menschen ehrwürdig gemacht waren, dienten als Blätter dieses vor aller Augen beständig offen daliegenden Buches. Der Brunnen des Eides, der Brunnen des Lebendigen und Sehenden, die alte Eiche zu Mamre, der Steinhaufe des Zeugnisses, das waren die zwar rohen, aber hehren Denkmale der Heiligkeit der Verträge. Niemand hätte gewagt, sich mit ruchloser Hand an diesen Denkmalen zu vergreifen, und die Treue der Menschen war durch die Bürgschaft dieser stummen Zeugen gesicherter als heutzutage durch alle nichtige Strenge der Gesetze.

Hinsichtlich der Staatsregierung flößte der majestätische Prunk königlicher Macht den Völkern Achtung ein. Zeichen der Würde, ein Thron, ein Zepter, ein Purpurgewand, eine Krone, eine Stirnbinde galten ihnen als geheiligte Dinge. Diese in Ehren gehaltenen Zeichen machten ihnen auch den Mann ehrwürdig, den sie damit geschmückt sahen. Ohne Soldaten, ohne Drohungen wurde ihm auf das Wort gehorcht. Gegenwärtig gefällt man sich darin, diese Zeichen abzuschaffen;<sup>149</sup> was ist aber die Folge dieser Missachtung? Dass die königliche Majestät in aller Herzen mehr und mehr in Vergessenheit gerät, dass sich der den Königen schuldige Gehorsam nur noch durch Truppenmacht erzwingen lässt und dass die Ehrfurcht den Untertanen nur in der Furcht vor der Strafe besteht. Die Könige sind zwar der Mühe überhoben, ihr Diadem zu tragen, und die Großen brauchen die Abzeichen ihrer Würde nicht

---

<sup>149</sup> Der römische Klerus hat dieselben klüglich beibehalten, und nach seinem Beispiel auch einige Republiken, unter anderen Venedig. Deshalb genießt die venezianische Regierung, trotz des Verfalls des Staates, unter dem Gepränge ihrer alten Majestät auch jetzt noch immer die ganze Liebe, die ganze Ehrerbietung des Volks, und nächst dem mit seiner Tiara geschmückten Papste gibt es vielleicht keinen König, keinen Monarchen, keinen Menschen in der Welt, dem man so viel Ehrerbietung erwiese, als dem Dogen von Venedig, welcher zwar keine Macht, kein Ansehen besitzt, dem aber sein Gepränge und der Schmuck einer Frauenfrisur unter seinem Herzogshute einen Schein der Heiligkeit verleiht. Die bekannte Feierlichkeit auf dem Buzentaur, die das Gelächter der Toren erregt, würde doch die ganze Bevölkerung von Venedig dazu hinreißen, ihr Blut für die Aufrechterhaltung ihrer tyrannischen Regierung zu vergießen.

mehr stets mit sich zu führen, aber sie müssen dafür beständig hunderttausend Arme zur Verfügung haben, um über die Ausführung ihrer Befehle zu wachen. Obgleich ihnen dies vielleicht angenehmer erscheint, so lässt sich doch leicht einsehen, dass auf die Länge dieser Tausch nicht zu ihrem Vorteile ausfallen kann.

Die Erfolge, welche die Alten durch die Beredsamkeit erzielt haben, sind geradezu wunderbar. Diese bestand indes nicht allein in schönen und wohlgesetzten Worten; vielmehr konnte sie nie auf eine größere Wirkung rechnen, als wenn der Redner am wenigsten sprach. Was den lehrhaftesten Eindruck hervorbrachte, drückte man nicht durch Worte, sondern durch Zeichen aus; man sagte es nicht, man zeigte es. Der Gegenstand, den man den Blicken darbietet, ergreift die Einbildungskraft, erregt die Neugier, versetzt den Geist in Spannung auf das, was man sagen will, und oft liegt in seinem Anblicke schon alles ausgedrückt. Lag in der Handlungsweise des Thrasybulus und Tarquinius, als sie Mohnköpfe abschlugen, des Alexander, als er seinem Liebling sein Siegel auf den Mund drückte, des Diogenes, als er vor dem Zeno herging, nicht mehr ausgesprochen, als wenn sie lange Reden gehalten hätten? Wie wäre man wohl bei aller Weitschweifigkeit imstande gewesen, dieselben Ideen mit Worten ebenso gut auszudrücken? Als Darius mit seinem Heere in Szythien eingedrungen ist, empfängt er vom Könige des Landes einen Vogel, einen Frosch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Gesandte übergibt sein Geschenk und kehrt, ohne ein einziges Wort zu sagen, zurück. Heutigestags würde dieser Mann freilich für einen Narren gegolten haben, allein damals wurde diese furchtbare Sprache verstanden, und Darius hatte nichts Eiligeres zu tun, als so schnell er nur konnte, wieder in sein Land zurückzukehren. Ersetzt diese Zeichen durch einen Brief; je drohender er wäre, desto weniger würde er Furcht einzujagen vermögen; er hätte wie Prahlerei geklungen, die Darius nur verlacht hätte.

Wie viel Aufmerksamkeit wandten die Römer dieser Zeichensprache zu! Die nach Alter und Lebensstellung verschiedenartige Kleidung, die Toga, das Sagum, die Prätexa, die

Bulla, das Laticlarium, die Sella curulis, die Liktores, die Faszes, die Beile, die Kränze von Gold, Gräsern und Blättern, die Ovationen, die Triumphzüge: alles war bei ihnen ein Pomp, Repräsentation, Zeremonie, und alles machte auf die Herzen der Bürger Eindruck. Der Staat legte Gewicht darauf, ob sich das Volk lieber an diesem oder an jenem Orte versammelte, ob es seine Augen auf das Kapitol richtete oder nicht, ob es sich dem Senate zuwandte oder von ihm abwandte, ob es für seine Beratungen diesem oder jenem Tage den Vorzug gab. Die Angeklagten wechselten ihre Kleidung, und dieselbe Sitte beobachteten diejenigen, welche sich um ein Amt bewarben; die Krieger rühmten sich nicht ihrer Heldentaten, sondern zeigten ihre Wunden. Stelle ich mich vor, dass bei dem Tode Cäsars einer unserer Redner das Volk erregen wollte, wie verschwenderisch würde er mir allen Gemeinplätzen der Kunst um sich werfen, um eine recht rührende Schilderung von den Wunden, dem Blut und dem Leichnam desselben zu entwerfen. Antonius sagt, so beredt er auch ist, von alledem kein Wort; er lässt den Leichnam herbeibringen. Was für eine Rhetorik!

Diese Abschweifung führt mich indes unvermerkt von meinem Gegenstand ab. Wenn nun auch viele andere denselben Fehler begehen, so kehren doch meine Abschweifungen allzu häufig wieder, als das man sie bei ihrer Länge erträglich finden könnte. Ich komme also wieder zur Sache.

Lasst euch der Jugend gegenüber nie auf trockene Erörterungen ein. Wollt ihr die Vernunft derselben fassbar machen, so umkleidet sie auch mit einem fassbaren Körper. Lasst die Sprache des Geistes ihren Weg durch das Herz nehmen, damit sie verständlich werde. Noch einmal sei es gesagt: frostige Vernunftschlüsse sind wohl imstande, unsere Ansichten, nicht aber unsere Handlungen zu bestimmen; sie sind die Quelle des Glaubens, aber nicht des Handelns. Man beweist, was man denken, aber nicht, was man tun muss. Wenn diese Wahrheit schon in bezug auf alle Menschen gilt, mit wie viel mehr Grund gilt sie dann in bezug auf junge Leute, die sich von den Banden der Sinnenwelt noch nicht

freigemacht haben und nur das zu denken vermögen, was sie sich sinnlich vorstellen können.

Selbst nach den Vorbereitungen, von denen ich bereits gesprochen habe, werde ich mich deshalb wohl hüten, Emil plötzlich auf seinem Zimmer aufzusuchen und ihm über den Gegenstand, über welchen ich ihn belehren will, ungeschickterweise eine lange Rede zu halten. Ich werde zunächst seine Einbildungskraft anzuregen suchen und Ort, Zeit und Umstände so wählen, wie ich sie für den Eindruck, den ich hervorzurufen beabsichtige, am günstigsten halte. Ich werde gleichsam die ganze Natur zur Zeugin unserer Unterredung herbeirufen, werde das ewige Wesen, dessen Werk sie ist, zum Zeugen der Wahrheit meiner Rede anrufen und es als Richter zwischen Emil und mir aufstellen; werde auf den Platz, an dem wir weilen, auf die Felsen, Haine und Berge, die uns umgeben, als auf Denkmale seiner und meiner Versprechungen hinweisen; werde ich in meinem Blicke, in meinem Ton, in meine Gebärden die Begeisterung und das Feuer hineinlegen, mit welchen ich zu erfüllen wünsche. Dann erst werde ich zu ihm sprechen, und er wird auf mich hören; Rührung wird sich meiner bemächtigen, und auch er wird sich bewegt fühlen. Dadurch, dass ich selbst von der Heiligkeit meiner Pflichten durchdrungen bin, werde ich ihm die seinigen um so achtbarer erscheinen lassen. Die Stärke der Beweisgründe werde ich durch die Bilder und bildliche Ausdrücke beleben; ich werde mich nicht lang und weitschweifig in kalten Grundsätzen ergehen, sondern mein übervolles Herz wird von Gefühlen überströmen. Meine Vernunft wird mir ernste und sentenzreiche Worte in den Mund legen, aber mein Herz wird nie genug gesagt haben. Wenn ich vor seiner Seele dann alles vorüberziehen lasse, was ich für ihn getan habe, werde ich es ihm so schildern, als ob ich es um meinetwillen getan hätte. Er wird dann den Grund aller meiner Sorgfalt in meiner zärtlichen Zuneigung erblicken. Wie überrascht, wie bewegt wird er sich fühlen, wenn ich in dieser Weise plötzlich die Sprache ändere! Anstatt ihm die Seele niederzudrücken, indem ich beständig nur

von seinem Interesse rede, werde ich von nun an nur von meinem eigenen reden und seine Rührung dadurch nur noch erhöhen. In seinem jungen Herzen werde alle jene Gefühle der Freundschaft, des Edelmutts und der Dankbarkeit, die ich schon vorher wachgerufen habe, und deren Pflege so süß ist, mehr und mehr anfachen. Unter tränen der Rührung werde ich ihn in meine Arme schließen und zu ihm sagen: „Du bist mein Reichtum, mein Kind, bist mein Werk; von deinem Glück erwarte ich das meine; wenn du meine Hoffnungen täuschest, raubst du mir zwanzig Jahre meines Lebens und machst mich noch in meinen alten Tagen unglücklich.“ So muss man es anfangen, um sich bei einem jungen Manne Gehör zu verschaffen und ihm die Erinnerung an das, was man ihm sagt, tief in das Herz zu graben.

Bisher habe ich mich bemüht, an Beispielen nachzuweisen, wie ein Erzieher bei der Unterweisung seines Zöglings in schwierigen Fällen verfahren muss. Auch in bezug auf den letztangeregten Fall habe ich versucht, ein solches Beispiel zu geben. Aber nach diesen vielfachen Versuchen stehe ich endlich davon ab, da ich mich nicht gegen die Überzeugung verschließen kann, dass die französische Sprache viel zu gekünstelt ist, um je in einem Buche die Naivität der ersten Unterweisungen hinsichtlich gewisser Punkte ertragen zu können.

Die französische Sprache soll, wie behauptet wird, die keuscheste aller Sprachen sein; ich für meinen Teil halte sie indes für die allerunzüchtigste, denn die Keuschheit einer Sprache besteht meinem Bedünken nach nicht sowohl in dem Vermögen, unanständige Wendungen vermeiden zu können, als vielmehr in den völligen Mangel an denselben. In der Tat muss man ja, um sie vermeiden zu können, an sie denken, und es gibt keine Sprache, in welcher es schwieriger wäre, rein zu sprechen, welchen Sinn man auch mit diesem Worte auch verbinden möge, als die französische. Da der Leser stets eine größere Geschicklichkeit besitzt, einen unkeuschen Sinn herauszufinden, als die Schriftsteller, ihn von seinen Werken fernzuhalten, so nimmt derselbe an allen Anstoß und Ärgernis. Wie sollte das, was durch unreine Ohren

hindurchgeht, von ihrer Unreinheit nicht etwas annehmen? Ein Volk von guten Sitten hat dagegen für alle Dinge einen bezeichnenden Namen, und diese Bezeichnungen sind stets anständig, weil sie nie anders als in anständiger Weise angewendet werden. Es ist unmöglich, sich eine züchtigere Sprache als die der Bibel zu denken, ebendeswegen, weil in derselben alles mit völliger Unbefangenheit herausgesagt wird. Um die nämlichen Dinge unzüchtig erscheinen zu lassen, ist es ausreichend, sie in das Französische zu übersetzen. Was ich meinem Emil zu sagen habe, wird für sein Ohr nur keusch und ehrbar sein; damit es aber diesen Charakter beim Lesen nicht verliert, muss man ein ebenso reines Herz haben wie er.

Ich bin sogar der Ansicht, dass solchen Betrachtungen über die wahre Reinheit der Rede und über die falsche Zartheit des Lasters eine nützliche Stelle in den moralischen Unterhaltungen, auf welche dieses Thema uns führt, eingeräumt werden könnte; denn indem mein Zögling die Sprache der Ehrbarkeit lernt, muss er auch die des äußeren Anstands lernen, und er muss notwendigerweise erfahren, weshalb diese beiden Sprachen in so hohem Grade voneinander abweichen. Wie dem nun aber auch immer sein mag, so stelle ich doch die Behauptung auf: wenn man, anstatt der Jugend vor der Zeit immer und immer wieder leere Vorschriften zu predigen, über welche sich dieselbe in dem Alter, in welchem sie angebracht wären, doch nur lustig macht, den Augenblick, wo man sich verständlich machen kann, ruhig abwartet und vorbereitet; wenn man ihr alsdann die Gesetze der Natur in ihrer ganzen Wahrheit darlegt; wenn man ihr dadurch, dass man sie auf die physischen und moralischen Übel aufmerksam macht, welche die Übertretung dieser Gesetze nach sich zieht, die Richtigkeit derselben nachweist; wenn man, sobald man mir ihr von dem unbegreiflichen Geheimnis der Zeugung spricht, mit der Idee des Reizes, den der Schöpfer der Natur an diesem Akt geknüpft hat, noch die Idee einer ausschließlichen Zuneigung, die ihn gerade erst so entzückend macht, sowie die von den Pflichten der Treue und Schamhaftigkeit verbindet, welche ihn umhüllen und seinen Zauber durch die Befriedigung seines Gegenstandes verdoppeln; wenn

man ihr die Ehe nicht nur als die süßeste aller Vereinigungen, sondern als auch den unverletzlichsten und heiligsten aller Verträge darstellt, und ihr mit größtem Nachdruck alle Gründe auseinandersetzt, aus welchem ein so heiliges Band allen Menschen ehrwürdig ist, und weshalb derjenige, welcher die Reinheit desselben zu beflecken wagt, vor aller Welt mit Hass und Fluch bedeckt dasteht; wenn man vor ihr ein treffendes und treues Gemälde von den Gräueln der Ausschweifung, von der Stumpfsinnigen Vertierung, von der unmerklichen Steigerung des Triebes entrollt, in folgedessen der erste Fehltritt zu immer neuen Ausschweifungen fortreißt und denjenigen, der sich ihnen hingibt, rettungslos ins Verderben stürzt; wenn man ihr, sage ich, den Nachweis liefert, dass sich nur mit keuschem Sinne Gesundheit, Kraft und Tugend paaren, ja dass sogar von ihm die Liebe und alle wahre Güter des Menschen abhängen: dann, behaupte ich, wird man ihr die Keuschheit wünschenswert und teuer erscheinen lassen und ihren Geist für die Mittel, die man ihr zur Bewahrung derselben empfiehlt, empfänglich finden. Denn solange man sie bewahrt, hält man sie auch in Ehren; man verachtet sie erst, nachdem man sie verloren hat.

Es ist durchaus nicht wahr, dass die Neigung zum Bösen unbezähmbar sei und dass man sie nicht zu überwinden vermöge, bevor es zur Gewohnheit geworden sei, ihr zu unterliegen. Aurelius Victor berichtet, dass mehrere Männer, von glühender Liebe zur Kleopatra erfüllt, gern eine mit ihr zugebrachte Nacht mit ihrem Leben erkauft hätten,<sup>150</sup> und im Rausche der Leidenschaft ist dies Opfer allerdings nicht unmöglich. Wir wollen aber einmal annehmen, ein Mann, der von leidenschaftlicher Liebe ergriffen wäre und seine Sinnlichkeit nicht mehr zu beherrschen vermöchte, sähe die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung und wäre sicher, eine Viertelstunde später sein Leben unter qualvollen Martern zu enden: so würde dieser Mensch nicht allein seine Versuchungen sofort besiegen, sondern es würde ihm sogar nur wenig Mühe

---

<sup>150</sup> Aur. Vict., de vir. ill. cap. 86.

kosten, ihnen zu widerstehen. Das entsetzliche Bild, das in ihrer Begleitung erschiene, würde ihn bald von denselben ablenken, und beständig zurückgewiesen, würden sie endlich gar nicht mehr in ihm auftauchen. Nur aus der Schlawheit unseres Willens entsteht alle unsere Schwäche; um das zu tun, was man mit aller Kraft will, besitzt man stets die Kraft. *Volenti nihil difficile!* (Dem, der da will, ist nichts schwer.) Ach, wenn wir das Laster ebenso verabscheuten, wie wir das Leben lieben, so würden wir auch vor einem lockenden Verbrechen ebenso zurückschauern wie vor einem tödlichen Gift in einem leckeren Gerichte!

Wie vermag man sich nur gegen die Einsicht zu verschließen, dass, wenn alle Belehrungen, die man einem Jüngling über diesen Punkt erteilt, dennoch erfolglos bleiben, die Ursache darin zu suchen ist, dass sie ihm auf seiner Altersstufe unverständlich sind, und das es für jedes Lebensalter von Wichtigkeit ist, auch das an sich Vernünftige stets in solche Formen einzukleiden, die imstande sind, für den Gegenstand Interesse zu erwecken? Redet mit ernst zu ihm, wenn es sich nötig macht; aber das, was ihr sagt, muss jedes Mal so fesselnd sein, dass er sich angetrieben fühlt, euch Gehör zu schenken. Bekämpfet seine Begierden nicht durch lieblose Schroffheit; erstickt seine Phantasie nicht, sondern leitet diese vielmehr, aus Besorgnis, dass sie durch ihre traurigen Ausgeburten seine Sinnlichkeit noch mehr erhitzen könnte. Redet mit ihm von Liebe, von Frauen und Lustbarkeiten; tragt Sorge, dass er in euren Unterhaltungen einen Reiz findet, der sein junges Herz angenehm berührt. Unterlasst nichts, was euch zu seinem Vertrauten machen kann; nur in dieser Stellung werdet ihr in Wahrheit Gewalt über ihn besitzen. Dann braucht ihr keine Furcht mehr zu hegen, dass ihm euere Unterhaltungen Langeweile bereiten werden. Es wird euch mehr Veranlassung zum Sprechen geben, als euch vielleicht angenehm ist.

Ich zweifle keinen Augenblick, dass Emil, wenn ich es verstanden habe, unter Befolgung dieser Grundsätze alle nötigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen und ihm gegenüber eine Sprache zu führen, die die Umstände sowie sein Fortschreiten im Alter mit

Recht erfordern, von selbst dahin gelangen wird, wohin ich ihn bringen möchte, dass er sich nämlich gern unter meine Obhut stellt, und, betroffen von den Gefahren, von welchen er sich umringt sieht, mit der ganzen Wärme seines Alters zu mir sagt: „O mein Freund, mein Beschützer, mein Lehrer, behalten Sie nach wie vor Autorität, auf welche Sie gerade in dem Zeitpunkte verzichten wollen, wo es mein eigener Vorteil am meisten erheischt, dass sie in Ihren Händen bleibe. Bisher befassen Sie dieselbe nur infolge meiner Schwäche, von nun an solle Sie sie mit meinem eigenen Willen ausüben, und sie wird mir deshalb nur um so heiliger sein. Verteidigen Sie mich gegen alle Feinde, die mich umlagern, hauptsächlich aber gegen diejenigen, die ich in mir trage und die mich verraten. Wachen Sie über Ihr Werk, damit es Ihrer würdig bleibe. Ich will Ihren Gesetzen gehorchen, ich will es immer; es ist mein unerschütterlicher Wille. Sollte ich Ihnen je ungehorsam sein, so würde es unabsichtlich geschehen. Machen Sie mich frei, indem Sie mich gegen meine Leidenschaften schützen, deren ich mich nicht selbst erwehren kann. Halten Sie mich davon zurück, ihr Sklave zu werden, zwingen Sie mich, meiner selbst insoweit Herr zu sein, dass ich nicht meinen Sinnen, sondern meiner Vernunft gehorche.“

Habt ihr nun aber eueren Zögling bis zu diesem Punkte gebracht (und die Schuld wird lediglich an euch liegen, wenn er nicht dahin gelangt), dann hütet euch ja, ihn allzu schnell beim Worte zu nehmen, denn ihr liefert sonst Gefahr, dass er sich, sobald ihm je eure Herrschaft doch gar zu streng erschiene, für berechtigt halte, sich ihr zu entziehen, indem er euch beschuldigte, ihr hättet sein Versprechen erschlichen. In einem solchen Augenblick ist Zurückhaltung und Würde am Platze, und dieser Ton wird ihm um so mehr Ehrerbietung abnötigen, als es das erstemal sein wird, dass er ihn euch annehmen sieht.

Ihr müsst deshalb zu ihm sagen: „Junger Mann, du übernimmst mit großer Leichtfertigkeit schwere Verbindlichkeiten; ehe du das Recht hattest, sie freiwillig zu übernehmen, hättest du sie genau kennen lernen sollen. Du weißt nicht, mit welchem

leidenschaftlichem Eifer die Sinne junge Leute deines Alters unter den Lockungen des Vergnügens in den Abgrund des Lasters reißen. Du hasst, wie ich wohl weiß, kein verworfenes Gemüt. Dein einmal gegebenes Wort wirst du nie brechen, aber wie oft wirst du vielleicht bedauern, es gegeben zu haben! Wie oft wirst du den verwünschten, der dich lieb hat, wenn er, um dich den Übeln, die dich bedrohen, zu entreißen, sich gezwungen sehen wird, deinem Herzen wehe zu tun! Wie Ulysses, beim Gesang der Sirenen von glühender Leidenschaft ergriffen, seine Begleiter aufforderte, seine Fesseln zu lösen, so wirst auch du, durch den Reiz des Vergnügens verführt, die Bande zerreißen wollen, die dich beengen, wirst mich mit deinen Klagen verfolgen, wirst mir gerade dann Tyrannei vorwerfen, wenn ich am zärtlichsten mit dir beschäftigt sein werde. Während ich nur darauf sinne, dich glücklich zu machen, werde ich mir deinen Hass zuziehen. O mein Emil, ich könnte den Schmerz, mich von dir gehasst zu wissen, niemals ertragen; um diesen Preis ist mir selbst dein Glück zu teuer. Guter Jüngling, begreifst du nicht, dass du durch die übernommene Verpflichtung, mir Gehorsam zu leisten, auch mich gleichzeitig verpflichtest, dich zu führen, mich zu vergessen, um mich ganz dir widmen zu können, weder auf dein Klagen noch auf dein Murren zu hören und unaufhörlich gegen deine und meine Wünsche anzukämpfen? Du legst mir ein Joch auf, das härter als das deinige ist. Bevor wir uns beide diese Last aufbürden, lass uns erst unsere Kräfte prüfen. Nimm dir Bedenkzeit und lass sie auch mir und wisse, dass, wer sich am längsten besinnt, ein Versprechen abzulegen, es auch stets am treuesten halten wird.“

Lasst es euch aber auch selbst gesagt sein: je bedenklicher ihr bei der Übernahme einer Verpflichtung zu Werke geht, desto mehr erleichtert ihr deren Ausführung. Es ist von großer Bedeutung, dass der junge Mensch es selbst fühlt, wie viel er verspricht, und dass ihr trotzdem noch mehr verspricht. Ist aber der Augenblick einmal gekommen und hat er den Kontrakt gleichsam unterzeichnet, dann führt eine andere Sprache und lasst durch euere Herrschaft soviel Milde hindurchleuchten, als ihr vorher Strenge angekündigt habt.

Sagt zu ihm: „Mein junger Freund, es mangelt dir zwar an Erfahrung, indes habe ich dafür Sorge getragen, dass es dir nicht an Vernunft mangelt. Du bist imstande, überall klar einzusehen, welche Beweggründe mich bei meinem Verfahren geleitet haben. Hierzu ist nur nötig, dass du wartest, bis du bei kaltem Blute bist. Zuerst gehorche mir jederzeit, ehe du von mir Auskunft über meine Anordnungen verlangst. Ich werde immer bereit sein, dir jeden Aufschluss zu geben, sobald du imstande sein wirst, mich ruhig anzuhören, und ich werde nie Bedenken tragen, dich zum Richter zwischen dir und mir zu machen. Du versprichst, mir gehorsam zu sein, und ich meinerseits verspreche dir, diesen Gehorsam nur dazu zu benutzen, dass ich dein wahres Glück begründe. Als Bürgschaft meines Versprechens kann dir das glückliche Los dienen, das dir bis jetzt zuteil geworden ist. Findest du einen Altersgenossen, dessen Leben ebenso glücklich verfließen ist wie das deinige, dann höre ich auf, dir etwas zu versprechen.“

Nachdem ich meine Autorität auf solche Weise selbst begründet habe, wird es meine Hauptsorge sein, der Notwendigkeit, sie in Anmerkung zu bringen, vorzubeugen. Ich werde nichts unversucht lassen, um mich mehr und mehr in seinem Vertrauen zu befestigen, mich zum Vertrauten seines Herzens und zum Herrn seiner Vergnügungen zu machen. Weit davon entfernt, die Neigungen seines Alters zu bekämpfen, werde ich mir vielmehr aus ihnen selber die Mittel zu verschaffen suchen, die sie meiner Herrschaft unterwerfen können. Ich werde auf seine Ansichten eingehen, damit ich sie zu lenken imstande bin, und werde für ihn keineswegs auf Kosten seines gegenwärtigen Glückes einem entfernten nachjagen. Es ist nicht meine Absicht, dass er dereinst, sondern dass er womöglich immer glücklich sei.

Diejenigen, welche die Jugend durch verständige Leitung vor den Schlingen der Sinnlichkeit zu bewahren wünschen, pflegen sie mit Abscheu vor der Liebe zu erfüllen und möchten es ihr gern als ein Verbrechen anrechnen, in ihrem Alter auch nur einen Gedanken daran zu hegen, als ob die Liebe nur für Greise bestimmt wäre. Allen diesen auf Täuschung ausgehenden Lehren, deren

Unwahrheit das Herz doch nachweist, wohnt keine überzeugende Kraft bei. Der junge Mann, welcher von einem sicheren Instinkt geleitet wird, lacht im geheimen über diese langweiligen Grundsätze, stellt sich auch, als ob er ihre Richtigkeit einsähe, wartet aber in der Tat nur auf den Augenblick, wo er den Beweis ihrer Nutzlosigkeit liefern kann. Alles dies ist wider die Natur. Auf dem entgegengesetzten Wege werde ich dasselbe Ziel mit größerer Sicherheit erreichen. Ich werde kein Bedenken tragen, das süße Gefühl in ihm, auf das all sein Sehnen gerichtet ist, zu nähren; ich werde es ihm als das höchste Glück des Lebens ausmalen, weil es dies ja wirklich ist, und es ist mein Wunsch, dass er sich demselben bei meiner Schilderung hingeebe. Indem ich ihn zum Bewusstsein bringe, mit welchem Reize die Vereinigung der Herzen den Sinnengenuss erhöht, flöße ich ihm Ekel vor der Ausschweifungen ein und mache ihn weise, während ich sein Herz mit Liebe erfülle.

Es gehört ein hoher Grad von Beschränktheit dazu, die erwachenden Begierden eines jungen Mannes lediglich als ein den Lehren der Vernunft sich entgegenstellendes Hindernis aufzufassen. Ich meinerseits erblicke in ihnen gerade das wahre Mittel, ihn für die Lehren derselben recht empfänglich zu machen. Nur durch Leidenschaften lässt sich auf Leidenschaften wirken; durch ihre eigene Macht muss man ihre Tyrannei bekämpfen, und stets muss man der Natur selbst die Mittel entlehnen, welche sich zu ihrer Regelung eignen.

Emil ist nicht bestimmt, beständig ein einsames Leben zu führen. Als Glied der Gesellschaft hat er Pflichten gegen dieselbe zu erfüllen. Bestimmt mit Menschen zu leben, muss er sie auch kennen. Den Menschen im allgemeinen kennt er zwar schon, nun bleibt ihm aber noch übrig, die Menschen im einzelnen kennen zu lernen. Er weiß, was man in der Welt tut; nun muss er auch noch sehen, wie man in ihr lebt. Es ist nun an der Zeit, ihm auch die Außenseite der großen Schaubühne zu zeigen, deren Spiel er schon kennt, wengleich es ihm bisher verhüllt war. Er wird ihr nicht mehr das törichte Anstaunen eines jungen Laffen zuwenden, sondern mit

der Urteilskraft eines gesunden und scharfen Verstandes vor sie treten. Seine Leidenschaften werden ihn auf Abwege führen können, das ist ja keinem Zweifel unterworfen; wann täuschten sie diejenigen nicht, welche sich ihnen überlassen? Aber er wird sich wenigstens nicht durch die Leidenschaften anderer betrügen lassen. Wenn er sie bemerkt, wird er sie mit dem Auge eines Weisen betrachten, ohne durch ihr Beispiel hingerissen oder durch ihre Vorurteile verführt zu werden.

Wie es ein Alter gibt, welches sich besonders zum Studium der Wissenschaften eignet, so gibt es wiederum eins, welches am meisten zur Erwerbung der Weltkenntnis geeignet ist. Wer sich diese zu früh aneignet, lässt sich von ihr sein ganzes Leben hindurch leiten, ohne Wahl, ohne Überlegung und ohne bei all seinem Eigendünkel recht zu wissen, was er tut. Wer sie aber erwirbt, während er sich gleichzeitig über ihre Gründe Rechenschaft abzulegen vermag, folgt ihr mit mehr Einsicht und folglich auch mit mehr Sicherheit und taktvollerem Auftreten. Gebt mir ein Kind von zwölf Jahren, welches noch völlig unwissend ist, und ich will es euch im fünfzehnten mit ebenso reichem Wissen ausgestattet zurückgeben, als dasjenige ist, welches ihr von seiner frühen Jugend an unterrichtet habt, und noch dazu mit dem Unterschiede, dass sich das meinige sein Wissen mit dem Verstand angeeignet hat, während es bei dem eurigen nichts als Gedächtniswerk ist. Ebenso wird es sich verhalten, wenn man einen jungen Mann in seinem zwanzigsten Jahr in die Welt einführt; unter richtiger Leitung wird er in einem Jahre lebenswürdiger sein und einen vernünftigeren Anstand besitzen als derjenige, den man von Kindheit an in der Welt erzogen hat; denn da der erstere fähig ist, die Gründe zu dem in Rücksicht auf Alter, Stand und Geschlecht abgemessen seinen Benehmen, das eben die Weltkenntnis ausmacht, einzusehen, so vermag er es auch auf feste Prinzipien zurückzuführen und auf nichtvorhergesehene Fälle anzuwenden, während der andere, der sich nur auf seine Routine verlassen kann, in Verlegenheit gerät, sobald ihm etwas davon Abweichendes entgegentritt.

Die jungen Mädchen werden in Frankreich ausnahmslos bis zu ihrer Verheiratung in Klöstern erzogen. Nimmt man aber wohl wahr, dass es ihnen viele Mühe kostete, sich dann noch jenes seine gesellschaftliche Benehmen anzueignen, welches ihnen doch so neu ist? Kann man wohl den Pariser Frauen ein linkisches und unbeholfenes Betragen zum Vorwurf machen und sie beschuldigen, dass ihnen die Umgangssitten fremd wären, weil sie sich nicht von Kindheit an in der großen Welt bewegt haben? Dieses Vorurteil geht von den Weltmenschen selbst aus, welche, da sie nichts Wichtigeres als diese nichtige Wissenschaft kennen, sich fälschlich einbilden, man könnte nicht früh genug mit der Erwerbung derselben anfangen.

Wahr ist indes, dass man nicht allzu lange damit warten darf. Wer seine ganze Jugend fern von der großen Welt verlebt hat, behält zeitlebens ein verlegenes und gezwungenes Wesen, ergreift stets zur Unzeit das Wort und gewöhnt sich schwerfällige und unbeholfene Manieren an, die er nie abzulegen vermag und welche gerade durch das Bestreben, sich von ihnen loszumachen, nur neue Veranlassung zum Lachen geben. Jede Art von Belehrung hat ihre besonders geeignete Zeit, die man kennen, und ihre Gefahren, die man vermeiden muss. Letztere zeigen sich nun am zahlreichsten gerade bei der Belehrung, die wir jetzt unserem Zögling erteilen müssen, doch setze ich ihnen den meinigen nicht aus, ohne zu seinem Schutze die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.

Wenn sich meine Methode auch nur an einem einzigen Gegenstand in jeder Beziehung bewährt, wenn sie einen Übelstand vorbeugt, indem sie einen anderen abwendet, dann ist sie nach meinem Urteil gut, und ich habe das Richtige getroffen. Das scheint mir das Auskunftsmittel zu beweisen, welches sie mir in diesem Fall an die Hand gibt. Wenn ich meinem Schüler gegenüber streng und kalt auftreten will, so werde ich sein Vertrauen verlieren, und bald wird er sich vor mir verbergen. Will ich dagegen gefällig und nachsichtig sein oder gar die Augen zudrücken, welchen Nutzen hat er dann davon, dass er sich unter meiner Obhut befindet? Alsdann billige ich förmlich seine Ausschweifung

und erleichtere nur sein Gewissen auf Kosten des meinigen. Führe ich ihn in die Welt lediglich in der Absicht ein, ihn zu unterrichten, so wird er sich mehr unterrichten, als mir wünschenswert ist. Halte ich ihn aber von ihr bis zum letzten Augenblick fern, was wird er dann von mir gelernt haben? Alles vielleicht, nur nicht die Kunst, die der Mensch und Bürger am nötigsten gebraucht, die Kunst, mit seinen Nebenmenschen leben zu können. Verfolge ich einen zu fernem Nutzen, so wird er ihm nicht den geringsten Wert beimessen, nur das Gegenwärtige hat für ihn Wert. Fühle ich mich damit zufriedengestellt, dass ich ihm Zerstreungen verschaffe, welchen Gewinn hat er dann davon? Statt sich zu unterrichten, verweichlicht er sich.

Nichts von alledem. Mein Auskunftsmittel beseitigt alle diese Übelstände. „Dein Herz“, sage ich zu dem Jüngling, „bedarf einer Gefährtin; lass uns eine suchen, die für dich passt. Vielleicht ist sie nicht so leicht aufzufinden, denn das wahre Verdienst ist stets selten. Indes wollen wir uns weder übereilen noch uns abschrecken lassen. Unzweifelhaft gibt es eine, und wir werden sie, oder wenigstens doch eine andere, welche ihr so weit als möglich nahe kommt, schließlich schon noch finden.“ Mit dieser für ihn so schmeichelhaften Absicht führe ich ihn in die Welt ein. Was brauche ich wohl noch weiter darüber zu sagen? Seht ihr nicht ein, dass ich damit alles getan habe?

Ihr könnt euch selbst vorstellen, ob es mir gelingen wird, mir bei Schilderung seiner Geliebten Gehör zu verschaffen, ob ich ihm die Eigenschaften, die er lieben soll, werde lieb und angenehm machen können, und ob ich imstande sein werde, alle seine Gefühle dem zuzuwenden, was er suchen oder fliehen soll. Ich müsste der Ungeschickteste der Menschen sein, wenn ich ihm nicht schon im voraus eine Neigung einzuflößen verstünde, ohne dass er es wüsste, zu wem. Es verschlägt nichts, dass der Gegenstand, den ich ihm schildere, nur in meiner Phantasie existiert; es genügt, dass er ihn mit Widerwillen gegen die erfüllt, welche ihm sonst verführerisch erscheinen könnten, und dass sich ihm überall Vergleichungspunkte darbieten, die seinem Ideal vor den wirklichen

Gegenständen, die auf ihn Eindruck machen, den Vorzug sichern. Und was ist die wahre Liebe den überhaupt anders als Trugbild, Lüge und Täuschung? Man liebt ungleich mehr das Bild, das man sich selbst ausmalt, als den Gegenstand, auf welchem man es überträgt. Sähe man den geliebten Gegenstand genau so, wie er wirklich ist, so würde es keine Liebe mehr auf Erden geben. Wenn man zu lieben aufhört, so bleibt die Person, welche man liebte, dieselbe die sie zuvor war, aber man blickt sie nicht mehr mit denselben Augen an. Der blendende Schleier fällt und die Liebe schwindet. Dadurch aber, dass ich ein Bild meiner eigenen Phantasie entwerfe, bin ich der Vergleichungspunkte Herr und verhindere leicht die Illusion, mit der uns wirkliche Gegenstände oft erfüllen.

Gleichwohl wünsche ich nicht, dass man einen jungen Mann täusche und ihm ein Muster von Vollkommenheit entwerfe, das gar nicht existieren kann; indes werde ich die Mängel seiner Geliebten so auswählen, dass sie ihm gefallen, nicht unangenehm sind und dazu dienen, die seinigen zu verbessern. Ebenso wenig wünsche ich, dass man ihn durch die fälschliche Versicherung belüge, der geschilderte Gegenstand sei in Wirklichkeit vorhanden. Findet er an dem Bilde jedoch gefallen, so wird er sich bald nach einem ihm gleichenden Original sehnen. Vom Wunsche zur Voraussetzung findet ein leichter Übergang statt; es sind dazu nur einige geschickte Beschreibungen nötig, welche durch etliche mehr in die Augen fallende Züge diesem Wesen der Phantasie den Charakter größerer Wahrheit verleihen. Ich würde selbst so weit gehen, ihm einen Namen beizulegen. Lächelnd würde ich zu ihm sagen: „Wir wollen deine künftige Sophie nennen. Sophie ist ein Name von guter Vorbedeutung. Sollte diejenige, auf welche einst deine Wahl fallen wird, ihn auch nicht führen, so wird sie seiner doch wenigstens würdig sein; wir können ihr diese Ehre deshalb schon im voraus erweisen.“ Nach all diesen Einzelheiten werden sich seine Vermutungen, wenn man sich anders seinem Forschen, ohne ja oder nein zu sagen, geschickt zu entziehen weiß, in Gewissheit verwandeln; er wird wähnen, man mache ihm aus der Gattin, die

man für ihn bestimmt hat, nur ein Geheimnis, und er werde sie schon sehen, sobald es an der Zeit sein werde. Ist es mit ihm erst so weit gekommen, und hat man die Züge, die man ihm vor Augen führen muss, gut gewählt, so ist alles übrige leicht; man kann ihn fasst ohne Gefahr in die Welt einführen; ihr braucht ihn nur vor seiner Sinnlichkeit zu schützen, sein Herz ist in Sicherheit.

Möge er sich das Musterbild, das ich ihm liebenswürdig zu machen verstanden habe, unter dem Bild einer bestimmten Person vorstellen oder nicht, so wird es ihn doch, ist es nur gut gezeichnet, nicht weniger zu allen hinziehen, was ihm ähnlich ist, und ihn nicht weniger mit Widerwillen gegen alles das erfüllen, was ihm unähnlich ist, als wenn es das Bild einer geliebten Person darstellte. In welche vorteilhafte Lage bin ich dadurch versetzt, sein Herz vor den Gefahren zu schützen, denen seine Person notwendig ausgesetzt ist, seine Sinnlichkeit durch seine Phantasie im Zaume zu halten, und vor allen Dingen ihn den Händen jener Frauen zu entreißen, die es sich angelegen sein lassen, junge Männer zu erziehen, sich ihre Mühe aber gar teuer bezahlen lassen und die Ausbildung ihres Zöglings im äußern Anstande nur dadurch zuwege bringen, dass sie ihm gleichzeitig alle Ehrbarkeit rauben! Sophie ist so sittsam! Mit welchen Blicken wird er deshalb das herausfordernde Wesen jener betrachten? Sophie zeichnet sich durch so große Einfachheit aus! Wie könnte ihm das Betragen jener gefallen? Zwischen seinem Ideal und seinen Beobachtungen zeigt sich ein zu großer Abstand, als dass ihm jene Frauen je gefährlich werden könnten.

Alle diejenigen, welche über Kindererziehung sprechen, lassen sich von den nämlichen Vorurteilen und den nämlichen Grundsätzen leiten, weil sie eine schlechte Beobachtungsgabe und ein noch schlechteres Reflexionsvermögen besitzen. Die Verirrungen der Jugend haben weder in dem Temperamente noch in der Sinnlichkeit, sondern in den vorgefassten Meinungen ihre Wurzel. Handelte es sich hier um Knaben, welche in Instituten, und um Mädchen, die in Klöstern ihre Erziehung erhalten, so würde ich den Nachweis führen, dass dies selbst im Hinblick auf diese

vollkommen wahr ist; denn die ersten Unterweisungen, welche sie bereits erhalten, und die einzigen, welche auf fruchtbaren Boden fallen, sind die Unterweisungen im Laster; nicht die Natur, sondern das Beispiel verdirbt sie. Überlassen wir jedoch die Kostschüler der Institute und Klöster ihren schlechten Sitten. Für sie werden sich nie Heilmittel auffinden lassen. Ich rede hier nur von der häuslichen Erziehung. Nehmt einen im väterlichen Hause verständig erzogenen jungen Mann aus der Provinz und unterwerft ihn in dem Augenblicke, wo er in Paris ankommt oder in die Welt tritt, einer Prüfung. Ihr werdet euch davon überzeugen, dass er über alles Ehrbare richtige Gedanken hat, und dass sein Wille ebenso gesund ist als seine Vernunft. Ihr werdet finden, dass er von Verachtung des Lasters und von Abscheu vor Ausschweifungen erfüllt ist. Schon bei dem bloßem Namen einer Prostituierten werdet ihr in seinen Augen das Ärgernis aufleuchten sehen, welches die Unschuld nimmt. Ich behaupte, dass es auch nicht einen gibt, der sich entschließen könnte, allein die traurigen Wohnungen dieser Unglücklichen zu betreten, selbst wenn er ihren Zweck kennen und das Bedürfnis danach fühlen sollte.

Sechs Monate später betrachtet nun aber denselben jungen Mann wieder; ihr werdet ihn nicht wiedererkennen. Nach seinen freien Worten, seinen Grundsätzen des weltmännischen Tons, seinem lockeren Wandel würdet ihr ihn für einen ganz anderen Menschen halten, wenn nicht seine Witzeleien über seine frühere Einfalt und seine Scham, wenn man ihn an dieselbe erinnert, bewiesen, dass er derselbe ist, und dass er über sie errötet. O, wie hat er sich in so kurzer Zeit entwickelt! Woher kommt ein so großer und plötzlicher Umschlag? Etwa von der naturgemäßen Entwicklung seines Temperaments? Würde sich sein Temperament im väterlichen Hause nicht ebenfalls entwickelt haben? Und gleichwohl hätte er in demselben diesen Ton und diese Grundsätze sicherlich nicht angenommen. Oder von den ersten sinnlichen Genüssen? Im Gegenteil. Wenn man sich denselben zu überlassen beginnt, ist man furchtsam, unruhig, flieht das helle Tageslicht, scheut jedes Geräusch. Die ersten Sinnengenüsse hüllen sich immer

in Geheimnis; die Scham würzt und verbirgt sie. Die erste Geliebte macht uns nicht frech, sondern schüchtern. In einem ihm so neuen Zustand ganz versunken, geht der junge Mann völlig in dem Bestreben auf, ihn zu genießen, und lebt in beständiger Angst, ihn zu verlieren. Wenn er es an die große Glocke hängt, ist er weder wollüstig noch zärtlich; solange er damit prahlt, hat er noch nicht genossen.

Eine andere Denkungsart hat diesen Umschlag allein hervorgerufen. Sein Herz ist noch dasselbe, aber in seinen Ansichten hat sich eine Wandlung vollzogen. Seine Gefühle, bei denen ein Wechsel langsamer eintritt, werden sich infolgedessen endlich auch ändern, und erst dann wird er wirklich verdorben sein. Kaum ist er in die Welt eingetreten, so erhält er eine zweite, der ersten ganz entgegengesetzte Erziehung, die ihm gegen das, was er sonst hochschätzte, Verachtung, und Achtung vor dem, was er sonst verachtete, einflößt. Man ruht nicht eher, bis er die Lehren seiner Eltern und Lehrer als pedantisches Geschwätz und die Pflichten, welche sie ihm eingeprägt haben, als eine kindische Moral betrachtet, denen man als Erwachsener seine Verachtung zollen müsse. Er wähnt, die Ehre gebiete ihm, dass er seinen Wandel ändere; wer wird, ohne dass ihn die Begierden dazu treiben, den Frauen gegenüber unternehmend und geckenhaft aus falscher Scham. Ehe er noch an den schlechten Sitten Geschmack gefunden hat, treibt er mit den guten Sitten seinen Spott, und sucht etwas darin, einen ausschweifenden Lebenswandel zu führen, ohne dass er ausschweifend zu sein versteht. Nie werde ich das Geständnis eines jungen Offiziers der Schweizergarde vergessen, der zwar die lärmenden Vergnügungen seiner Kameraden höchst langweilig fand, aber trotzdem nicht wagte, sich von denselben fernzuhalten, aus Furcht, deshalb von ihnen verspottet zu werden. „Trotz meiner Abneigung“, sagte er, „übe ich mich darin, wie im Schnupfen. Mit der Gewohnheit wird auch der Geschmack schon kommen; man kann doch nicht immer ein Kind bleiben.“

Ein junger Mann muss folglich bei seinem Eintritt in die Welt weniger vor der Sinnlichkeit, als vielmehr vor der Eitelkeit bewahrt werden. Er gibt mehr den Neigungen anderer als seinen eigenen nach, und die Eigenliebe macht mehr Wüstlinge als die Liebe.

Dies angenommen, so frage ich, ob es wohl auf der ganzen Erde jemand gibt, der besser als mein Zögling gegen alles gewaffnet ist, was seine Sitten, seine Gefühle, seine Grundsätze gefährden könnte, und ob wohl jemand mehr imstande ist, der Strömung zu widerstehen. Denn gegen welche Versuchung besitzt er nicht Verteidigungswaffen? Wenn ihn seine Begierden zum anderen Geschlechte hinziehen, so findet er bei demselben nicht, was er sucht, und sein vorher eingenommenes Herz hält ihn zurück. Wenn ihn seine Sinnlichkeit in Wallung bringt und anstachelt, wo wird er Befriedigung derselben finden können? Der Abscheu vor Ehebruch und Ausschweifung hält ihn sowohl vor Freudenmädchen wie von verheirateten Frauen fern, und von einer dieser beiden Klassen gehen die Ausschweifungen der Jugend stets aus. Ein Mädchen, dass sich zu verehelichen gedenkt, kann gefallsüchtig, nie aber frech sein; es wird sich einem jungen Manne, der es vielleicht heiraten könnte, wenn er es für sittsam hält, nie an den Hals werfen. Übrigens wird stets irgend jemand mit seiner Überwachung betraut sein. Emil wird sich seinerseits ebenfalls nicht völlig selbst überlassen bleiben; wenigstens werden beiden Schüchternheit und Schamgefühl, welche von den ersten Begierden unzertrennlich sind, schützend zur Seite stehen. Sie werden nicht sofort zu der äußersten Stufe der Vertraulichkeit übergehen und keine Zeit haben, ohne Hindernisse nach und nach zu ihr zu gelangen. Sollte er dabei ein anderes Benehmen zeigen, so müssten ihm seine Kameraden schon Anleitung gegeben, so müsste er von ihnen gelernt haben, über seine Zurückhaltung zu spotten, und nach ihrem Beispiel mit frecher Stirn einherzugehen. Welcher Mensch auf Erden hat aber weniger Nachahmungstrieb als Emil? Welcher Mensch lässt sich weniger durch einen alles in das Scherzhaftes hinabziehenden Ton leiten, als derjenige, der von allen eigenen Vorurteilen frei ist, und nichts auf diejenigen gibt, welche

andere hegen? Zwanzig Jahre habe ich daran gearbeitet, ihn gegen die Spötter zu waffnen; sie wer den sich länger als vierundzwanzig Stunden abmühen müssen, ehe es ihnen gelingt, ihn hinter das Licht zu führen, denn das Lächerliche gilt in seinen Augen nur für die Toren als Beweisgrund, und nichts macht gegen die Spöttereien unempfindlicher, als über die allgemeine Meinung erhaben zu sein. Anstatt der Spöttereien bedarf es ihm der Gründe, und hat er sich erst einmal bis zu dieser Höhe emporgeschwungen, dann hege ich keine Furcht, dass ihn mir junge Toren entführen werden; ich habe das Gewissen und die Wahrheit für mich. Sollte sich aber das Vorurteil gleichwohl einmischen, so muss eine zwanzigjährige Zuneigung doch auch in Anschlag gebracht werden; man wird ihm niemals die Überzeugung aufdrängen können, dass ich ihn mit nichtigen Lehren gelangweilt habe, und in einem redlichen und fühlenden Herzen wird die Stimme eines treuen und wahren Freundes das Geschrei von zwanzig Verführern leicht verstummen lassen. Da es sich alsdann nur darum handelt, ihm den Nachweis zu führen, dass sie ihn betrügen, und dass sie ihn, während sie sich den Anschein geben, als behandelten sie ihn als Mann, in Wahrheit doch nur als Kind behandeln, so werde ich mich bestreben, bei der Darlegung meiner Gründe stets einfach, aber ernst und klar zu sein, damit er herausfühlt, dass umgekehrt ich es gerade bin, der ihn als Mann behandelt. Ich werde zu ihm sagen: „Du begreifst, dass dein Interesse allein, welches mit dem meinigen zusammenfällt, mich antreibt, mit dir zu reden; ich kann mich dabei von keinem anderen Interesse leiten lassen. Weshalb gehen aber jene jungen Leute darauf aus, dich zu überreden? Deshalb, weil sie dich verführen wollen. Sie lieben dich weder, noch nehmen sie Anteil an dir. Sie lassen sich von keinem anderen Beweggrunde bestimmen, als von einem geheimen Ärger darüber, dass du, wie ihnen nicht entgeht, besser bist als sie. Sie wollen dich erniedrigen, bis du mit ihnen auf gleicher Stufe stehst, und machen dir nur deshalb den Vorwurf, du lassest dich leiten, damit sie dich selbst beherrschen möchten. Kannst du dich wohl dem Wahn hingeben, dass du bei dem Tausch gewinnen wirst? Zeichnen sie sich denn durch eine so

hervorragende Weisheit aus, und ist ihre nur nach Stunden zählende Zuneigung denn stärker als die meinige? Um ihren Gespött irgendein Gewicht beizumessen, müsste man doch auf ihre Autorität etwas geben können. Auf welche Erfahrung können sie sich aber wohl stützen, um ihren Grundsätzen den Vorrang vor den unsrigen anzuweisen? Wie sie immer nur andere Leichtsinnige nachgeahmt haben, so verlangen sie jetzt ihrerseits nachgeahmt zu werden. Um sich über die angeblichen Vorurteile ihrer Väter zu erheben, unterwerfen sie sich denen ihrer Kameraden. Was sie dabei gewinnen, vermag ich nicht einzusehen. Sicherlich aber verlieren sie, soviel ist mir klar, zwei große Vorteile: die väterliche Liebe, deren Ratschläge so wohlmeinend und aufrichtig sind, und die Erfahrung, welche den Menschen in den Stand setzt, über das zu urteilen, was er kennt, denn sie Väter sind Kinder gewesen, nicht aber die Kinder Väter.

Hältst du sie bei ihren törichten Grundsätzen aber wenigstens für aufrichtig? Auch das nicht einmal, mein lieber Emil. Sie täuschen sich selbst, um dich zu täuschen; es fehlt ihnen an der inneren Übereinstimmung. Ihr Herz straft sie unaufhörlich Lügen, und häufig widerspricht ihnen ihr eigener Mund. Hier macht einer von ihnen alles, was ehrbar ist, zum Gespött, und würde doch in Verzweiflung geraten, wenn seine Gattin seine Gesinnung teilte. Dort dehnt ein anderer die Gleichgültigkeit gegen die guten Sitten bis auf die Sittlichkeit der Frau aus, die er noch gar nicht hat, oder, um der Schamlosigkeit die Krone aufzusetzen, auf die Sittsamkeit der Frau, die er wirklich besitzt. Gehe aber noch einen Schritt weiter. Rede mit ihm von seiner Mutter und sieh, ob es ihm angenehm ist, für ein in Ehebruch erzeugtes Kind, für den Sohn eines anrühigen Weibes, für einen Menschen zu gelten, der sich den Namen einer Familie widerrechtlich anmaßt, der den rechtmäßigen Erben um sein Erbteil bringt, kurz, ob er sich geduldig als Bastard behandeln lassen wird. Wer unter ihnen wird wünschen, dass man seiner Tochter die Ehre raube, wie er sie den Töchtern anderer geraubt hat? Nicht einen einzigen gibt es unter ihnen, der nicht dein Leben bedrohen würde, wenn du dich im

Verkehr mit ihm nach all den Grundsätzen, die er sich dir einzuimpfen bemüht, richten wolltest. So verraten sie schließlich ihre Inkonsequenz, und man überzeugt sich, dass keiner von ihnen glaubt, was er sagt. Damit habe ich dir meine Gründe erklärt, lieber Emil; erwäge nun auch die ihrigen, wenn sie solche für sich anführen können, und vergleiche. Wollte ich mich wie sie der Verachtung und des Spottes als Waffen bedienen, so würdest du sehen, dass sie der Spottsucht eine ebenso große, ja vielleicht noch größere Zielscheibe darbieten würden als ich. Allein ich scheue eine ernstliche Prüfung nicht. Der Triumph der Spötter ist von kurzer Dauer. Die Wahrheit hat Bestand, aber jener unverständiges Gelächter verstummt.“

Es ist euch unerklärlich, wie folgsam Emil noch in seinem zwanzigsten Jahre sein kann. Wie verschiedene Gedanken wir doch in Bezug darauf haben! Ich meinerseits kann nicht begreifen, wie er es in seinem zehnten Jahre hat sein können, den was für eine Handhabe bot er mir wohl in diesem Alter dar? Fünfzehn Jahre lang habe ich die größte Sorgfalt aufwenden müssen, um es dahin zu bringen. Damals erzog ich ihn noch nicht, sondern bereitete ihn erst vor, dass er erzogen werden konnte. Jetzt ist es hinreichend, um lenksam zu sein; er erkennt die Stimme der Freundschaft und weiß der Vernunft zu gehorchen. Ich lasse ihm allerdings den Schein der Freiheit, allein nie war er mir in Wahrheit mehr unterworfen, denn er ist es, weil er es sein will. Solange ich mich nicht habe zum Herrn seines Willens machen können, bin ich Herr seiner Person geblieben; ich verließ ihn keinen Schritt. Jetzt überlasse ich ihn mitunter sich selbst, weil ich beständig die Herrschaft über ihn ausübe. Beim Abschied umarme ich ihn und sage mit zuversichtlichem Tone zu ihm: „Emil, ich vertraue dich meinem Freunde an; ich übergebe dich seinem ehrlichen Herzen; er wird mir gegenüber die Verantwortlichkeit für dich tragen.“

Es ist nicht das Werk eines Augenblicks, feste Gewohnheiten, die noch keine vorausgehende Trübung erlitten haben, zu verderben und Grundsätze, welche unmittelbar aus den ursprünglichen Einsichten der Vernunft abgeleitet sind, in

Vergessenheit zu bringen. Wenn während meiner Abwesenheit irgendeine Wandlung vor sich gehen sollte, so würde sie doch nie von so langer Dauer sein, und er vermöchte nie sie so vollkommen vor mir zu verbergen, dass ich die Gefahr nicht noch vor Eintritt des Übels bemerken und nicht Zeit haben sollte, Heilmittel anzuwenden. Wie man nicht mit einem Male schlecht wird, so lernt man sich auch nicht plötzlich verstellen, und wenn sich je ein Mensch in dieser Kunst ungeschickt benimmt, so ist es Emil, der in seinem ganzen Leben nicht eine einzige Gelegenheit gehabt hat, sie anzuwenden.

Durch diese sowie ähnliche Beweise meiner Sorgfalt halte ich ihn vor fremden Zwecken und gemeinen Grundsätzen so gut bewahrt, dass ich ihn lieber inmitten der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen möchte, als allein in seinem Zimmer oder in einem Parke, der ganzen Unruhe seines Alters überlassen. Was man auch immer tun möge, so wird doch von allen Feinden, welche einen jungen Mann bedrohen können, der gefährlichste und der einzige, den man nicht fernhalten kann, stets er selbst sein. Dieser Feind ist indes nur durch unsere eigene Schuld gefährlich; denn wie ich schon tausendmal gesagt habe, wird die Sinnlichkeit lediglich durch die Einbildungskraft wachgerufen. Ihr Bedürfnis ist im eigentlichen Sinne gar kein physisches Bedürfnis; es beruht durchaus nicht auf Wahrheit, dass es ein wirkliches Bedürfnis ist. Hätte sich nie ein unzüchtiger Gegenstand unseren Blicken dargeboten, nie ein unreiner Gedanke in unseren Geist Eingang gefunden: so hätte sich uns dies angebliche Bedürfnis vielleicht nie fühlbar gemacht, und wir wären dann ohne Versuchungen, ohne Anstrengungen und ohne Verdienst keusch geblieben. Man macht sich keine Vorstellung davon, welche geheime Gärung gewisse Situationen und gewisse Bilder im Blute der Jugend erregen, ohne dass sie sich selbst über sie Ursache dieser ersten Unruhe, die sich nicht leicht stillen lässt und nicht wiederzukehren säumt, Rechenschaft abzulegen vermag. Je mehr ich nun aber über diese wichtige Krisis sowie über ihre näheren oder ihre entfernteren Ursachen nachdenke, desto mehr bildet sich in mir die Überzeugung aus,

dass ein Mensch, der einsam in einer Wüste, ohne Bücher, ohne Unterricht, und ohne Weiber erzogen wäre, daselbst in jungfräulicher Reinheit sterben würde, ein wie hohes Alter er auch erreichen möge.

Allein hier handelt es sich nicht um einen Wilden dieser Art. Wenn man einen Menschen im Kreise seiner Mitmenschen und für die Gesellschaft erzieht, so ist es unmöglich, ja nicht einmal empfehlenswert, ihn beständig in dieser heilsamen Unwissenheit zu erhalten. Nichts ist für die Bewahrung der Keuschheit schlimmer als ein halbes Wissen. Die Erinnerung an die Gegenstände, die unsere Blicke auf sich gezogen, die Ideen, welche wir erworben haben, begleiten uns in die Einsamkeit, bevölkern sie wider unseren Willen mit Bildern, die weit verführerischer sind als die Gegenstände selbst, und machen die Einsamkeit für denjenigen, welcher jene mit dahin nimmt, ebenso unheilvoll, wie sie demjenigen, welcher sich stets allein in ihr aufhält, Nutzen bringt.

Wachet deshalb mit aller Sorgfalt über den jungen Mann; vor allem übrigen wird er sich schon zu schützen wissen, euch aber liegt es ob, ihn vor sich selbst zu schützen. Lasst ihn weder bei Tage noch bei Nacht allein; schlafet wenigstens in einem Zimmer mit ihm; nur vom Schlafe übermannt, lege er sich zu Bett, und verlasse es unmittelbar nach dem Erwachen. Misstrauet dem Instinkte, sobald ihr euch nicht mehr auf ihn beschränkt. Obwohl er gut ist, solange er allein wirkt, so wird er doch verdächtig, sobald er sich mit menschlichen Einrichtungen verbindet. Man darf ihn nicht vernichten, sondern muss ihn regeln, und letzteres macht vielleicht größere Schwierigkeiten als seine völlige Vernichtung. Es wäre sehr gefährlich, wenn er euerem Zögling Anleitung gäbe, seine Sinnlichkeit zu täuschen und für die Gelegenheit zu ihrer Befriedigung Ersatz zu gewähren. Kennt er erst einmal diesen gefährlichen Ersatz, so ist er verloren. Von da ab wird sein Körper und Geist für immer entnervt sein; bis zum Grabe wird er mit den traurigen Folgen dieser Gewohnheit, der unheilvollsten, welcher ein junger Mann unterworfen sein kann, behaftet bleiben. Ohne Zweifel würde es noch besser sein... Wenn die Glut eines feurigen

Temperaments unbezähmbar wird, dann, mein lieber Emil, beklage ich dich; aber nicht einen Augenblick werde ich schwanken, unter keinen Umständen werde ich dulden, dass der Zweck der Natur umgangen werde. Wenn du dich einmal der Herrschaft eines Tyrannen fügen musst, so will ich dich doch lieber dem überliefern, von welchem ich dich wieder zu befreien imstande bin. Was sich auch immer ereignen möge, so werde ich dich doch leichter den Frauen als dir selbst entreißen können.

Bis zum zwanzigsten Jahre wächst der Körper und hat dazu alle ihm zugeführten Nahrungsstoffe nötig. Bis dahin wird die Enthaltbarkeit von der Ordnung der Natur verlangt, und nur auf Kosten seiner Konstitution versündigt man sich gegen dieselbe. Vom zwanzigsten Jahr an ist die Enthaltbarkeit dagegen eine sittliche Pflicht. Sie hat darum eine so hohe Bedeutung, weil sie uns lehrt, uns selbst zu beherrschen und unsere Begierden zu zügeln. Indes haben die sittlichen Pflichten ihre Modifikationen, ihre Ausnahmen und Regeln. Sobald die menschliche Schwachheit eine Alternative unvermeidlich macht, verdient das kleinste von zwei Übeln den Vorzug. In jedem Fall ist es besser, einen Fehler zu begehen, als sich an ein Laster zu gewöhnen.

Seid eingedenk, dass ich hier nicht mehr von meinem Zögling rede, sondern von dem eurigen. Seine Leidenschaften, die durch eure Zulassung in Gärung geraten sind, unterjochen euch. Fügt euch also offen in sie, und zwar ohne ihm seinen Sieg zu verhehlen. Wenn ihr es versteht, ihm denselben in seinem wahren Lichte zu zeigen, so wird er sich darüber weniger stolz als vielmehr beschämt fühlen, und ihr werdet euer Recht aufrechterhalten, ihn auch während seine Verirrung zu leiten, um ihn wenigstens nicht in den Abgrund versinken zu lassen. Es ist von Wichtigkeit, dass der Schüler ohne Wissen und Willen des Lehrers nichts, nicht einmal wenn es böse ist, tue, und es ist hundertmal besser, dass der Lehrer einen Fehler billigt, wenn er sich dabei auch einer Täuschung hingibt, als dass er von seinem Zögling getäuscht und der Fehltritt ohne sein Wissen begangen würde. Wer sich einredet, die Augen bei irgend etwas zudrücken zu müssen, wird sich bald genötigt

sehen, sie bei allem zuzudrücken. Der erste geduldete Missbrauch führt in seinem Gefolge einen anderen mit sich, und diese Kette endet erst mit dem Umsturz jeglicher Ordnung und mit der Verachtung jeder gesetzlichen Vorschrift.

Ein anderer Fehler, gegen den ich schon angekämpft habe und der Leuten von geringen Gaben stets eigen sein wird, besteht darin, dass man sich beständig mit einer gewissen schulmeisterlichen Würde umhüllt und darauf ausgeht, in den Augen seines Schülers für einen vollkommenen Mann zu gelten. Diese Methode ist widersinnig. Vermögen Erzieher dieser Art denn nicht einzusehen, dass sie ihr Ansehen gerade durch das vernichten, wodurch sie es befestigen wollen? dass man sich, um seinen Worten Gehör zu verschaffen, an deren Stelle versetzen muss, an welcher sie gerichtet sind, und dass man Mensch sein muss, um zum menschlichen Herzen reden zu können? Alle diese vollkommenen Leute sind außerstande, zu rühren oder gar zu überzeugen; man sagt sich beständig, es sei für sie sehr leicht, Leidenschaften, die sie nicht fühlen, zu bekämpfen. Zeigt euerem Zögling eure Schwächen, wenn ihr anders darauf Anspruch macht, ihn von den seinigen zu heilen. Möge er bei euch dieselben Kämpfe wahrnehmen, die er zu bestehen hat; möge er an eurem Beispiel sich besiegen lernen und nicht wie die anderen sagen: „Diese Greise sind voller Verdross darüber, dass sie nicht mehr jung sind, und wollen deshalb die Jünglinge wie Greise behandeln, und weil ihre eigenen Begierden sämtlich erloschen sind, rechnen sie uns die unsrigen zum Verbrechen an.“

Montaigne berichtet, er habe den Herrn von Langey eines Tages gefragt, wie oft er sich als Gesandter in Deutschland im Dienste des Königs habe betrinken müssen. Ich möchte wohl den Hofmeister eines gewissen jungen Herrn fragen, wie oft er zum Heil seines Zöglings ein verrufenes Haus betreten habe. Wie oft? Ich irre mich. Wenn nicht schon das erstemal dem jungen Wüstling die Lust austreibt, je wieder seinen Fuß über jene Schwelle zu setzen, wenn nicht Scham und Reue seine Begleiterinnen auf dem Rückwege sind, wenn er nicht die Ströme von Tränen an eurer Brust vergießt,

dann gebt ihn sofort auf, dann ist er nur ein Unmensch oder ihr seid nur Schwachköpfe. Ihr werdet nicht mehr zu seinem Nutzen wirken können. Doch lassen wir diese alleräußersten Auswege beiseite, die ebenso traurig als gefährlich sind und mit unserer Erziehungsweise nichts zu schaffen haben.

Wie viele Vorsichtsmaßregeln müssen getroffen werden, bevor man einen jungen Mann von guter Herkunft den anstoßerregenden Sitten der heutigen Zeit aussetzen darf! Diese Vorsichtsmaßregeln sind zwar lästig, aber sie sind unerlässlich. Gerade die Nachlässigkeit in diesem Punkt ist es, welche die ganze Jugend dem Verderben entgegenführt. Infolge der Ausschweifungen in frühen Jahren entarten die Menschen und sinken zu der Stufe hinab, auf der wir sie heutzutage erblicken. Selbst in ihren Lastern verächtlich und feig, haben sie nur gemeine Seelen, weil ihre abgelebten Körper schon frühzeitig zugrunde gerichtet sind. Kaum ist ihnen noch soviel Lebenskraft übriggeblieben, dass sie sich rühren können. Ihre umherirrenden, haltlosen Gedanken verraten Geister ohne Stoff; für etwas Großes und Edles fehlt ihnen das Gefühl. Sie besitzen weder Natürlichkeit noch Kraft. In jeder Beziehung verworfen und boshaft bis zur Niederträchtigkeit, zeichnen sie sich nur durch Eitelkeit, betrügerischen Sinn und Falschheit aus. Sie haben nicht einmal Mut genug, hervorragende Bösewichte zu werden. So sind die verächtlichen Menschen beschaffen, welche das in Völlerei und Ausschweifung zugebrachte Leben der Jugend erzeugt. Fände sich unter derselben ein einziger, der ein mäßiges und nüchternes Leben zu führen verstünde, der in ihrer Mitte sein Herz, sein Blut, seine Sitten vor der Ansteckung ihres Beispiels zu bewahren wüsste, so würde er in seinem dreißigsten Jahre imstande sein, dieses ganze Geschmeiß zu zertreten, und würde sich zum Herrn über dasselbe mit weniger Mühe emporschwingen können, als er anwenden musste, seiner selbst Herr zu bleiben.

Hätten Geburt und Glück meinem Emil nur einigermaßen helfend zur Seite gestanden, so würde er, falls er wollte, dieser Mann sein; aber er würde sie in zu hohem Grade verachten, als dass er sich herabließe, sich zu ihrem Herrn aufzuwerfen. Beobachten

wir jetzt, wie er in die von ihnen eingefüllte Welt eintritt, nicht um darin eine dominierende Stellung einzunehmen, sondern um sie kennen zu lernen und in ihr eine Gefährtin zu finden, die seiner würdig ist.

Welcher Rang ihm auch durch seine Geburt beschieden sein und in welchem Gesellschaftskreis er sich auch zuerst einführen möge, sein erstes Auftreten wird einfach und anspruchslos sein, Gott wolle ihn davor bewahren, dass er so unglücklich sei, darin zu glänzen! Mit jenen Eigenschaften, welche gleich auf den ersten Blick bestechen, ist er nicht ausgestattet; er besitzt sie gar nicht und will sie gar nicht besitzen. Er legt zu wenig Wert auf die Urteile der Menschen, als dass er ihren Vorurteilen einen solchen zugestehen sollte, und hat gar kein Verlangen danach, dass man ihn achte, bevor man ihn kennt. Die Art und Weise seines Auftretens ist ebenso frei von übertriebener Zurückhaltung wie von einem eitlen Hervordrängen; sie ist natürlich und wahr. Er kennt weder Zwang noch Verstellung, und ist inmitten einer Gesellschaft der nämliche, der er allein und ohne Zeugen ist. Wird er nun deshalb etwa gegen irgend jemand grob, zurückstoßend oder unaufmerksam sein? Ganz im Gegenteil. Hegt er, schon wenn er allein ist, keine nichtachtenden Gedanken gegen seine Mitmenschen, weshalb sollte er sie dann wohl, wenn er unter ihnen lebt, mit Nichtachtung behandeln? Äußerlich räumt er ihnen allerdings keinen Vorzug vor sich ein, weil er sie in seinem Herzen in sich nicht vorzieht, aber er trägt auch ebenso wenig Gleichgültigkeit zur Schau, die seinem Wesen völlig fremd ist. Ist er auch nicht mit den Höflichkeitsphrasen vertraut, so erzeigt er doch die Aufmerksamkeiten, welche in der allgemeinen Menschenliebe ihre Wurzel haben. Er sieht nicht gern jemanden leiden; aus Ziererei wird er zwar einem anderen seinen Platz nicht anbieten, aus Gutmütigkeit wird er ihm dagegen denselben gern abtreten, sobald er wahrnimmt, dass derselbe zurückgesetzt wird, und glaubt, dass ihn diese Vernachlässigung kränke; denn es wird meinem jungen Manne weniger sauer werden, freiwillig stehenzubleiben, als mit anzusehen, dass ein anderer gezwungenerweise stehenbleibe.

Obgleich Emil im allgemeinen keine hohe Achtung vor den Menschen hat, so wird er ihnen doch auch keineswegs Verachtung bezeigen, weil er sie beklagt und von Mitleid mit ihnen erfüllt ist. Da er ihnen keinen Geschmack an den wirklichen Gütern einzuflößen vermag, so lässt er ihnen die eingebildeten Güter, an denen sie ihr Genüge finden, weil er sich der Besorgnis nicht entschlagen kann, dass er sie nur noch unglücklicher machen würde, als sie schon sind, wenn er sie ihnen raubte, ohne ihnen einen Ersatz für dieselben bieten zu können. Er leidet daher weder an Streitsucht noch an Rechthaberei, und spricht den Leuten ebenso wenig nach dem Munde wie er ihnen schmeichelt. Er spricht seine Ansicht aus, ohne die eines anderen zu bekämpfen, weil er die Freiheit über alles liebt und ihm Freimütigkeit als eines der beneidenswertesten Rechte erscheint.

Er spricht wenig, weil er nichts danach fragt, ob man sich mit ihm beschäftige. Aus demselben Grunde redet er nur von nützlichen Dingen. Was sollte ihn auch wohl sonst zum Sprechen bewegen? Emil ist zu unterrichtet, um sich je zum Schwätzer herabzuwürdigen. Die Schwatzhaftigkeit kann nur eine doppelte Quelle haben; entweder entspringt sie der krankhaften Einbildung, man besitze Geist, wovon weiter unten die Rede sein soll, oder dem hohen Werte, welchen man auf Kleinigkeiten legt, und dem damit verbundenen Wahne, dass andere sie mit denselben Augen betrachten wie wir. Wer genug Einsicht besitzt, um jedem Ding seinen wahren Wert beizulegen, spricht niemals zu viel; denn er vermag ja auch schon vorauszusehen, welche Aufmerksamkeit man ihm schenken kann und welches Interesse sein Gespräch zu erwecken imstande ist. Im allgemeinen sprechen die Leute, welche wenig wissen, viel, während die Leute, welche viel wissen, wenig reden. Es hängt sehr einfach zusammen, dass ein unwissender Mensch alles, was er weiß, für höchst wichtig hält und es vor aller Welt ausposaunt. Allein ein unterrichteter Mann öffnet nicht leicht die Fundgrube seines Wissens; er hätte zu viel zu sagen und weiß nur zu wohl, dass auch nach ihm noch weit mehr zu sagen wäre. So schweigt er denn.

Weit davon entfernt, an den Sitten anderer Anstoß zu nehmen, findet er sich vielmehr in dieselben und richtet sich willig nach ihnen, nicht etwa um den Anschein zu gewinnen, als ob er mit den Gebräuchen vertraut sei, noch um sich den Anstrich eines Weltmannes zu geben, sondern im Gegenteil aus Besorgnis, er könnte sich sonst von den anderen unterscheiden und Aufsehen erregen; und nie fühlt er sich wohler, als wenn er gar keine Beachtung findet.

Obgleich ihm bei seinem Eintritt in die Welt die Gebräuche derselben völlig fremd sind, ist er doch deswegen weder schüchtern noch furchtsam. Wenn er sich trotzdem im Hintergrunde hält, so geschieht es durchaus nicht aus Verlegenheit, sondern weil der, welcher gut beobachten will, nicht gesehen werden darf; was man von ihm denkt, beunruhigt ihn wenig, und der Gedanke, sich vielleicht dem Gelächter auszusetzen, flößt ihm nicht die geringste Furcht ein. Das ist die Ursache, dass er stets Ruhe und kaltes Blut bewahrt und sich durch falsche Scham nicht beirren lässt. Mag man ihn bemerken oder nicht, so tut er doch alles, was er vornimmt, stets so gut er kann, und da seine Gedanken beständig gesammelt sind, um andere richtig beobachten zu können, so eignet er sich ihre Sitten mit einer Leichtigkeit an, welche die Sklaven der Vorurteile nicht haben können. Man kann behaupten, dass er den seinen Ton gerade deshalb um so leichter annehme, weil er so wenig Wert auf ihn legt.

Täuscht euch gleichwohl nicht über seine Haltung und vergleicht sie nicht mit der eurerer junger Herren, die so vortrefflich den Angenehmen zu spielen wissen. Er ist fest, aber nicht voller Selbstgefälligkeit; sein Benehmen ist frei, aber nicht wegwerfend. Ein unverschämtes Wesen ist nur ein Kennzeichen der Sklaverei; mit der Unabhängigkeit paart sich nichts Affektiertes. Noch nie habe ich gesehen, dass ein Mann, in dessen Herz ein edler Stolz wohnte, denselben auch in seiner Haltung verraten hätte. Diese Sucht ist vielmehr niedrigen und eitlen Seelen eigen, die sich nur

dadurch Geltung verschaffen können. Ich habe in einem Buche<sup>151</sup> gelesen, dass der Berühmte Marcell, als sich ihm eines Tages ein Fremder in seinem Salon vorstellte, denselben gefragt habe, aus welchem Lande er sei. „Ich bin ein Engländer,“ erwiderte der Fremde. „Sie, ein Engländer?“ versetzte der Tanzlehrer, „Sie sollten aus dieser Insel stammen, wo die Bürger Anteil an der Staatsverwaltung haben und einen Teil der höchsten Gewalt ausmachen?“<sup>152</sup> Nein, mein Herr, diese gesenkte Stirn, dieser furchtsame Blick, dieses unsichere Auftreten lassen mich in Ihnen nur den betitelten Sklaven eines Kurfürsten erkennen.“

Ich weiß nicht, ob dieses Urteil eine große Kenntnis des wahren Verhältnisses, welches zwischen dem Charakter eines Menschen und seinem Äußeren stattfindet, bekundet. Ich meinerseits, der ich nicht auf die Ehre Anspruch machen kann, Tanzmeister zu sein, würde das gerade Gegenteil gedacht haben. Ich hätte gesagt: „Dieser Engländer ist kein Hofmann. Nie habe ich vernommen, dass Hofschranzen eine gesenkte Stirn und ein unsicheres Auftreten hätten; ein Mann, der sich einem Tanzmeister gegenüber schüchtern benimmt, braucht deshalb noch nicht im Hause der Gemeinen verlegen aufzutreten.“ Sicherlich muss dieser Herr Marcell seine Landsleute für lauter alte Römer halten.

Wenn man liebt, will man geliebt werden. Emil liebt die Menschen; er will ihnen deshalb gefallen. Um so mehr will er den Frauen gefallen; sein Alter, seine Sitten, sein Plan, alles trägt dazu bei, diesen Wunsch in ihn zu nähren. Ich sage seine Sitten, denn diese haben hierbei einen großen Einfluss. Die Männer, welche sich durch Sittlichkeit auszeichnen, sind die wahren Verehrer der

---

<sup>151</sup> *De l'Esprit, Disc. II, chp. V.*

<sup>152</sup> Als ob es Bürger gäbe, die keine Glieder der Bürgerschaft (*cité*) wären und als solche keinen Anteil an der höchsten Gewalt hatzen! Aber dadurch, dass die Franzosen es für gut befunden haben, den achtbaren Namen Bürger, welcher ehemals nur den Gliedern der gallischen Städte zukam, zu usurpieren, haben sie den Begriff dieses Wortes so verkehrt, dass sich gar kein Sinn mehr mit demselben verbinden lässt. Ein Mann, welcher unlängst viele Albernheiten gegen die „Neue Heloise“ geschrieben, hat seine Unterschrift mit dem Titel „Bürger von Paimboeuf“ geziert und dadurch einen köstlichen Scherz mit mir zu machen geglaubt.

Frauen. Es ist ihnen zwar jene eigentümliche artige Sprache der Galanterie fremd, aber sie treten den Frauen mit einer weit wahreren, zärtlicheren und von Herzen kommenden Freundlichkeit und Aufmerksamkeit entgegen. Unter hunderttausend Wüstlingen, die eine junge Frau umflattern, würde ich einen gesitteten und seine Natur beherrschenden Mann auf der Stelle herauserkennen. Urteilt nun selbst, wie Emil bei seiner eben erst erwachten Sinnlichkeit und bei so vielen Gründen, derselben nicht nachzugehen, sich benehmen wird. Ich glaube wohl, dass er im Verkehr mit Frauen bisweilen schüchtern und verlegen sein wird, aber sicherlich wird ihnen diese Verlegenheit nicht missfallen, und selbst diejenigen, welche am wenigsten zur Schelmerei geneigt sind, werden nur zu oft alle Kunst aufbieten, um sich an ihr zu weiden und sie zu erhöhen. Übrigens wird sich seine zuvorkommende Aufmerksamkeit nach den Umständen merklich ändern. Gegen verheiratete Frauen wird er bescheidener und ehrfurchtsvoller, gegen Jungfrauen lebhafter und zärtlicher sein. Er verliert den Gegenstand seines Suchens nie aus den Augen, und stets beweist er der Jungfrau, welche ihn an sein Ideal erinnert, die größte Aufmerksamkeit.

Niemand wird pünktlicher in der Beobachtung alles dessen sein, was sich auf die Ordnung der Natur und selbst auf die gute gesellschaftliche Ordnung gründet; indes wird er die erstere beständig der letzteren vorziehen, und wird deshalb einem Privatmann, der älter ist als er, mit größerer Ehrerbietung nahen, als einer obrigkeitlichen Person, die mit ihm in gleichen Alter steht. Da er nun für gewöhnlich einer der jüngsten Herren in jeder Gesellschaft sein wird, so wird er auch stets zu den Bescheidensten gehören, nicht etwa aus Eitelkeit, um demütig zu erscheinen, sondern aus einem natürlichen und auf die Vernunft gegründeten Gefühl. Er wird nicht das ungezogene Benehmen eines jungen Gecken nachahmen, der, um die Gesellschaft zu erheitern, lauter spricht als die Weisen und den Älteren das Wort abschneidet. Er wird für seine Person nicht zu der Antwort berechtigen, die ein alter Edelmann Ludwig XV. auf die Frage gab, ob er dem

gegenwärtigen oder dem verflossenen Jahrhundert den Vorzug gäbe: „Sire, in meiner Jugend habe ich dem Alter Ehrfurcht erwiesen, und jetzt, in meinem Alter, muss ich der Jugend mit Ehrfurcht entgegenkommen.“

Da Emil ein weiches und gefühlsvolles Herz hat, sich aber dabei von der hergebrachten Meinung nicht beeinflussen lässt, so wird er, obgleich es ihm Freude macht, anderen zu gefallen, doch wenig danach fragen, ob er bei ihnen in hoher Achtung steht. Daraus folgt, dass er mehr herzlich als höflich, weder hochmütig noch prunkvoll sein wird, und dass ihn eine Liebkosung mehr zu rühren vermag als tausend Lobsprüche. Aus denselben Gründen wird er weder seine Manieren noch seine Haltung vernachlässigen, er wird sogar auf seine Kleidung alle Sorgfalt verwenden können, nicht um als ein Mann von Geschmack zu erscheinen, sondern um ein gefälligeres Äußere zu gewinnen. Aber nie wird er zum „vergoldeten Rahmen“ zu greifen nötig haben, nie wird ein Zeichen des Reichtums seine Kleidung verunzieren.

Man begreift, dass dies alles von meiner Seite keine jahrelange Einprägung von Vorschriften erfordert, sondern dass es nur die Wirkung von Emils erster Erziehung ist. Die Erlangung der Weltkenntnis wird uns gewöhnlich als ein schwer zu enthüllendes Geheimnis dargestellt, als ob ihre Erwerbung in dem Alter, in welchem man sich dieselbe aneignet, nicht etwas ganz Natürliches wäre, und als ob ihre Hauptgesetze nicht in einem ehrbaren Herzen zu finden wären! Die wahre Höflichkeit besteht darin, dass man einander mit Wohlwollen entgegenkommt. Sobald es uns an diesem nicht gebricht, tritt sie ohne Mühe hervor. Nur für diejenigen, welchen es eine unbekannte Tugend ist, hat man die Kunst erfinden müssen, sich wohlwollend zu stellen.

„Die unheilvollste Wirkung der gewohnheitsmäßigen Höflichkeit zeigt sich darin, dass sie die Kunst lehrt, sich von den Tugenden freizuhalten, die sie nachahmt. Flöße man uns durch die Erziehung nur Menschenliebe und Wohltätigkeitssinn ein, so wird

es uns auch an Höflichkeit nicht fehlen, oder wir werden derselben vielmehr gar nicht erst bedürfen.

Besitzen wir auch nicht die Höflichkeit, die ihren Ausdruck in einem artigen Benehmen findet, so werden wir uns doch derjenigen zu erfreuen haben, welche den Ehrenmann und den Bürger erkennen lässt; wir werden unsere Zuflucht nicht zur Falschheit zu nehmen brauchen.

Statt durch Verstellung zu gefallen, wird es genügen, gut zu sein; statt falsch zu sein, um den Schwächen anderer zu schmeicheln, wird es ausreichen, Nachsicht zu üben.

Leute, denen gegenüber man ein so freundliches Benehmen beobachtet, werden dadurch weder stolz gemacht noch verderbt werden; sie werden es nur dankbar annehmen und dadurch gebessert werden.“<sup>153</sup>

Es scheint mir, dass, wenn irgendeine Erziehung die Art von Höflichkeit hervorrufen muss, welche der Herr Duclos hier verlangt, es diejenige ist, welche ich bisher in ihren Grundzügen entworfen habe.

Ich räume indes ein, dass Emil bei so abweichenden Grundsätzen nicht aller Welt gleichen wird, und Gott behüte ihn davor, dass er ihr je ähnlich werde! Gleichwohl wird in dem, worin er sich von allen übrigen unterscheidet, nichts Anstößiges oder Lächerliches liegen. Die Verschiedenheit wird sich bemerkbar machen, ohne Missfallen zu erregen. Emil wird, wenn man will, wie ein liebenswürdiger Fremdling erscheinen. Zuerst wird man ihm seine Sonderbarkeiten verzeihen und sagen: „Er wird sich schon noch bilden.“ In der Folge wird man sich an seine Manieren gewöhnen, und wenn man sich überzeugt, dass er sie dich nicht ändert, wird man ihm schließlich auch vergeben und sagen: „Er ist nun einmal so.“

Er wird nicht als ein liebenswürdiger Mensch gefeiert werden, aber gleichwohl wird man ihn lieben, ohne eigentlich zu wissen,

---

<sup>153</sup> *Considérations sur les mœurs de ce siècle, par M. Duclos.*

weshalb. Niemand wird seinen Geist rühmen, aber man wird ihn mit Vorliebe zum Schiedsrichter unter Männern von Geist wählen. Sein Geist wird klar sein und sich in festen Grenzen halten; er wird einen geraden Sinn und ein gesundes Urtheil haben. Da er nie nach neuen Ideen hascht, so wird er auch nie darauf ausgehen, mit seinem Witze zu glänzen. Ich habe ihm den Nachweis geführt, dass alle heilsamen und den Menschen wahrhaft nützlichen Ideen am frühesten bekannt gewesen sind, dass sie zu jeder Zeit einzig und allein die wahren Bande der Gesellschaft ausmachen, und dass Männer von hoher Begabung, die sich auszuzeichnen wünschen, nichts übrigbleibt, als durch verderbliche und dem Menschengeschlecht unheilvolle Ideen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Diese Art, Bewunderung zu erregen, hat für ihn nichts Verlockendes. Er weiß, wo sein Lebensglück zu finden ist, und wodurch er zum Glück anderer beizutragen vermag. Das Bereich seiner Kenntnisse dehnt sich nicht weiter als auf das aus, was nützlich ist. Sein Weg ist schmal und genau abgesteckt. Nie in der Versuchung, von ihm abzuweichen, verliert er sich unter denen, die mit ihm die nämlich Straße ziehen; er will sich weder verirren noch hervorragen. Emil ist ein Mensch von gesundem Verstand und will nichts anderes sein. Vergeblich wird man ihn mit diesem Titel zu beleidigen suchen, da er sich durch denselben stets geehrt fühlen wird.

Ogleich ihn der Wunsch, zu gefallen, nicht mehr völlig gleichgültig gegen fremdes Urtheil sein lässt, so wird er von diesem Urtheile doch nur das annehmen, was sich unmittelbar auf seine Person bezieht, ohne sich um die willkürlichen Wertbestimmungen zu kümmern, bei deren Festsetzung nur die Mode oder die Vorurtheile als Gesetz gelten. Er wird seinen Stolz darein setzen, alles, was er tut, gut, ja sogar noch besser machen zu wollen als ein anderer. Beim Laufen wird er sich durch Schnelligkeit, im Ringkampf durch Stärke, bei der Arbeit durch Geschicklichkeit, beim Spiel durch Gewandtheit auszeichnen; dagegen wird er sich wenig angelegen sein lassen, sich eine Überlegenheit in solchen Dingen zu erwerben, bei denen sich nicht ein klar erkennbarer

Vorteil erzielen lässt, sondern wo derselbe von fremdem Urteil abhängt, zum Beispiel einen schärferen Witz, eine größere Rednergabe, eine umfassendere Gelehrsamkeit als ein anderer zu haben usw. Noch weniger Wert wird er auf solche Vorteile legen, die in keiner Weise etwas mit der Person zu schaffen haben, wie zum Beispiel aus einer vornehmeren Familie abzustammen, für reicher gehalten zu werden, angesehener zu sein, durch größeren Aufwand zu blenden.

Obgleich er die Menschen im allgemeinen liebt, weil sie seinesgleichen sind, so wird er dich vorzüglich denen seine Liebe schenken, die ihm an Herzengüte am ähnlichsten sind; und da er diese Ähnlichkeit nach der Übereinstimmung des Geschmacks in moralischen Dingen beurteilt, so wird es ihm Freude bereiten, wenn er bei allem, was in einem guten Charakter seine Quelle hat, Anerkennung findet. Er wird sich zwar nicht geradezu sagen: „Ich freue mich, dass mir die Welt ihre Anerkennung nicht versagt,“ aber wohl: „Ich freue mich, dass man das, was ich Gutes getan habe, billigt; ich freue mich, weil die Leute, welche mir Ehre erweisen, sich damit nur selbst ehren. Solange sie ein so gesundes Urteil fällen, wird es schön sein, ihre Achtung zu besitzen.“

Während er so die Menschen nach ihren Sitten im treiben der Welt studiert, wie er sie zuvor nach ihren Leidenschaften in der Geschichte studierte, wird sich ihm oft Gelegenheit darbieten, über das nachzudenken, was das menschliche Herz angenehm oder unangenehm berührt. So beginnt er denn nun über die Prinzipien des Geschmacks zu philosophieren und sich damit einem Studium hinzugeben, welches für ihn in diesem Lebensabschnitt am angemessensten ist.

Je weiter man die Begriffsbestimmungen des Geschmacks herholen will, desto mehr verirrt man sich; der Geschmack besteht in nichts anderem als der Fähigkeit, sich über das, was der großen Mehrzahl gefällt oder missfällt, ein richtiges Urteil zu bilden. Sobald man weiterschweift, weiß man nicht mehr, was Geschmack ist. Daraus folgt noch nicht, dass die Zahl derer, welchen man

Geschmack nachsagen kann, größer sei als die jener Leute, welchen er fehlt; denn obgleich die Mehrzahl über jeden Gegenstand richtig urteilt, so gibt es gleichwohl wenig Menschen, die über alles dasselbe Urteil fällen wie sie; und obgleich die Gesamtsumme des Gemeinsamen der verschiedenen Geschmacksrichtungen den guten Geschmack bildet, so gibt es doch nur wenige Leute von Geschmack, ebenso wie es nur wenig schöne Personen gibt, obgleich die Schönheit durch die Vereinigung der am häufigsten vorkommenden Gesichtszüge gebildet wird.

Man darf indes nicht außer acht lassen, dass es sich hierbei nicht um das handelt, was man liebt, weil es uns nützlich ist, noch um das, was man hasst, weil es uns Schaden bringt. Der Geschmack macht sich nur bei gleichgültigen Dingen geltend, oder höchstens bei solchen, die durch das von ihnen gehoffte Vergnügen unser Interesse in Anspruch nehmen, nie aber bei solchen, die zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen. Zur Beurteilung solcher Gegenstände bedarf es nicht des Geschmacks, dazu genügt schon der bloße sinnliche Trieb. Das ist es, was die reinen Entscheidungen des Geschmacks so schwierig und, dem Anscheine nach, so willkürlich macht. Denn außer dem Instinkte, der bestimmend auf den Geschmack einwirkt, lässt sich weiter kein Grund für seine Entscheidung auffinden. Ferner muss man unterscheiden, nach welchen Gesetzen er in moralischen und nach welchen er in physischen Dingen verfährt. In letzteren erscheinen die Grundsätze des Geschmacks völlig unerklärbar.<sup>154</sup> Es ist eine Beobachtung von großer Bedeutung, dass bei allem, wobei es auf Nachahmung ankommt, die Moral mit beteiligt ist.<sup>155</sup> Auf diese Weise erklärt man Schönheiten, welche in das Gebiet des Physischen zu gehören

---

<sup>154</sup> „Völlig unerklärbar.“ Variante:... unerklärbar; denn wer sagt uns zum Beispiel, weshalb dieser Gesang geschmackvoll ist und ein anderer nicht? Wer macht uns mit den Grundsätzen über die Zusammenstellung der Farben bekannt? Wem verdanken wir die Lehre, dass bei einem Rasenplatze die ovale Form besser gefällt als die runde, bei dem Bassin eines Springbrunnens dagegen die runde besser ist als die ovale?

<sup>155</sup> Dies ist in einer Abhandlung über den Ursprung der Sprachen bewiesen, welche man in der Ausgabe meiner sämtlichen Werke finden wird.

scheinen, während es in Wirklichkeit gar nicht der Fall ist. Ich will noch hinzufügen, dass sich der Geschmack auch nach lokalen Gesetzen richtet, welche ihn in tausenderlei Dingen von dem Klima, den Sitten, der Regierungsform und anderen gesellschaftlichen Einrichtungen abhängig machen. Dazu treten endlich noch andere Gesetze, die sich in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter gebildet haben, und in diesem Sinn ist es völlig wahr, dass über den Geschmack nicht zu streiten ist.

Alle Menschen haben Geschmack als eine Mitgabe der Natur erhalten; aber nicht alle besitzen ihn in gleichem Maße, er entwickelt sich nicht bei allen bis zu demselben Grade, und bei allen ist er aus verschiedenen Ursachen Wandlungen unterworfen. Das Maß des Geschmacks, das man besitzen kann, hängt von der Empfänglichkeit ab, mit der man ausgestattet ist. Die Ausbildung und Ausdrucksweise desselben hängen von den gesellschaftlichen Kreisen ab, in denen man sich bewegt hat. Erstens muss man zahlreiche gesellschaftliche Kreise aufsuchen, um viele Vergleiche anstellen zu können; zweitens müssen es Gesellschaften des Vergnügens und der Muße sein, denn in Vereinen, die zu geschäftlichen Zwecken zusammentreten, will man nicht Vergnügen, sondern Vorteil finden. Drittens müssen es Gesellschaften sein, in denen die Ungleichheit nicht allzu groß ist, die Tyrannei der hergebrachten Meinung nicht allzu schroff hervortritt, und in denen man mehr dem Genuss als der Eitelkeit frönt, denn im entgegengesetzten Fall erstickt die Mode den Geschmack und man trachtet nicht mehr nach dem, was gefällt, sondern nach dem, was auszeichnet.

In letzterem Falle kann man den guten Geschmack in Wahrheit nicht mehr den Geschmack der Mehrzahl nennen. Weshalb denn nicht? Weil sich das Objekt ändert. Alsdann hat die Menge kein eigenes Urteil mehr, sie lässt sich von dem Urteile derjenigen bestimmen, die sie für erleuchteter hält als sich selbst; sie zollt nicht dem Anerkennung, was gut ist, sondern dem, was andere als gut anerkannt haben. Traget deshalb allezeit dafür Sorge, dass sich ein jeder Mensch sein eigenes Urteil bildet, dann wird auch

sicherlich das, was das Angenehmste an sich ist, stets die meisten Stimmen für sich haben.

Nur durch Nachahmung vermögen die Menschen in ihren Werken Schönes hervorzubringen. Alle wahren Vorbilder des Geschmacks werden der Natur entnommen. Je mehr uns wir von dieser Meisterin entfernen, desto entstellter werden unsere Nachbildungen. Dann müssen wir uns die Gegenstände, die wir lieben, als Muster dienen; aber das Schöne aus dem Reiche der Phantasie ist, weil es sich der Laune und der Autorität unterworfen sieht, nichts weiter als das, was denen gefällt, unter deren Leitung wir stehen.

Diejenigen nun, deren Leitung wir folgen, sind Künstler, Große und Reiche, welche sich wieder ihrerseits durch ihr Interesse oder ihre Eitelkeit leiten lassen. Eifrig sieht man sie neue Mittel des Aufwands aufsuchen, die einen, um mit ihrem Reichtum zu prunken, die anderen, um daraus Vorteil zu ziehen. Dadurch legt der große Luxus den Grund zu seiner Herrschaft und flößt uns Liebe für das ein, was schwer zu erlangen und kostbar ist. Alsdann ist das, was für schön ausgegeben wird, weit von der Nachahmung der Natur entfernt, und wird deshalb nur so genannt, weil es mit der Natur nicht in Übereinstimmung steht. Das ist die Ursache, weshalb Luxus und schlechter Geschmack Hand in Hand gehen. Überall, wo die Befriedigung des Geschmacks mit großen Kosten verbunden ist, ist er falsch.

Besonders im Umgang beider Geschlechter gewinnt der Geschmack, sei er gut oder schlecht, eine bestimmte Form; seine Ausbildung ist eine notwendige Folge dieses geselligen Verkehrs. Lässt jedoch die Leichtigkeit, mit welcher man sich den Genuss verschaffen kann, das Verlangen zu gefallen erkalten, so muss der Geschmack ausarten, und hierin liegt, wie mir scheint, einer der augenscheinlichsten Gründe, weshalb der gute Geschmack auf den guten Sitten beruht.

In physischen wie in solchen Angelegenheiten, die ein Urteil der Sinne zulassen, zieht den Geschmack der Frauen zu Rate, den

der Männer jedoch in moralischen und allen übrigen Angelegenheiten, zu deren Beurteilung ein größerer Verstand nötig ist. Sind die Frauen, was sie sein sollen, so werden sie sich auf Dinge beschränken, für welche sie ein Verständnis haben, und werden stets richtig urteilen. Seitdem sie sich jedoch auch über die Literatur die Herrschaft angemaßt, seitdem sie sich unterfangen haben. Bücher zu kritisieren und sogar mit aller Gewalt selbst zu schreiben, seitdem verstehen sie sich auf nichts mehr. Schriftsteller, welche sich über ihre Werke bei gelehrten Frauen Rats erholen, können stets versichert sein, schlechte Ratschläge zu erhalten. Stutzer, welche ihren Anzug nach dem Rate der Frauen wählen, sind stets lächerlich gekleidet. Es wird sich mir bald Gelegenheit darbieten, von den wirklichen Talenten dieses Geschlechts, von der Art und Weise ihrer Ausbildung, sowie von denjenigen Dingen zu sprechen, in welchen man auf die Entscheidung desselben hören muss.

Das sind die einfachen Betrachtungen, die ich als Grundsätze aufstellen werde, wenn ich mit meinem Emil einen Stoff bespreche, der ihm in der Lage, in welcher er sich befindet, und bei den Nachforschungen, mit welchen er beschäftigt ist, nichts weniger als gleichgültig sein kann. Und wem könnte er auch wohl gleichgültig sein? Die Kenntnis dessen, was den Menschen angenehm oder unangenehm sein kann, ist nicht allein für denjenigen notwendig, welcher ihrer bedarf, sondern auch für den, welcher ihnen nützen will. Selbst wenn man ihnen dienen will, kommt viel darauf an, dass man ihnen gefalle, und die Kunst zu schildern ist nichts weniger als ein müßiges Studium, wenn man sich ihrer dazu bedient, der Wahrheit Gehör zu verschaffen.

Wenn mir zur Ausbildung des Geschmacks meines Zöglings die Wahl zwischen solchen Ländern, in denen die Geschmacksbildung erst im Entstehen begriffen ist, und anderen, in welchen sich bereits eine Entartung derselben bemerkbar machte, freistünde, so würde ich die umgekehrte Reihenfolge innehalten; ich würde ihn zunächst die letzteren und zuletzt die ersteren besuchen lassen. Der Grund, der mich bei dieser Wahl leitet, besteht darin, dass der Geschmack bei einer zu übertriebenen Verfeinerung, die die

Aufmerksamkeit auf Dinge lenkt, welche die meisten Menschen gar nicht gewahren, allmählich entartet. Diese Verfeinerung erfüllt uns mit Streitsucht. Denn je scharfsinniger man über die Gegenstände nachsinnt, desto mehr vervielfältigen sie sich; der dabei aufgebotene Scharfsinn macht das Gefühl zwar feiner, aber auch weniger übereinstimmend. Es bildet sich dann ein so vielfacher Geschmack, als es Köpfe gibt. In den Erörterungen darüber, wem der Vorzug eingeräumt werden muss, erweitern sich die Einsichten sowie die philosophischen Anschauungen, und auf diese Weise lernt man denken. Feine Beobachtungen können kaum von anderen als solchen Leuten angestellt werden, denen eine reiche Weltkenntnis zur Seite steht, weil sie sich erst nach Vorangang vieler anderer dem Beobachter aufdrängen, und weil die Aufmerksamkeit solcher Leute, welche sich wenig in zahlreichen Gesellschaften bewegt haben, schon durch die gewöhnlichen und sofort in die Augen fallenden Vorkommnisse völlig in Anspruch genommen wird. Es gibt gegenwärtig auf Erden vielleicht keinen zivilisierten Ort, wo der Geschmack im allgemeinen schlechter wäre als in Paris. Trotzdem wird gerade in dieser Hauptstadt der gute Geschmack ausgebildet, und es erscheinen wenige Bücher von europäischem Rufe, deren Verfasser nicht in Paris ihre Bildung empfangen hätten. Wer jedoch wähnt, es genüge schon, die Bücher, welche dort geschrieben werden, zu lesen, der befindet sich im Irrtum; man lernt aus dem Umgang mit den Schriftstellern mehr als aus ihren Büchern. Und selbst die Schriftsteller sind es nicht einmal, von denen man am meisten lernt. Nein, der Geist der Gesellschaft ist es, der einen denkenden Kopf weiter fördert und seinen Gesichtskreis mehr und mehr erweitert. Besitzt ihr auch nur einen Funken von Genie, so bringet ein Jahr in Paris zu; bald werdet ihr dann alles sein, was ihr überhaupt zu sein vermögt, oder ihr werdet es nie zu etwas bringen.

Man ist imstande, auch an Orten, wo ein schlechter Geschmack herrscht, denken zu lernen; aber man darf freilich nicht wie diejenigen denken, welche diesen schlechten Geschmack teilen, und es ist in der Tat sehr schwierig, sich bei längerem Verkehr mit

ihnen davor zu hüten. Durch ihre Beihilfe muss man gleichsam das Instrument, vermittels dessen wir unsere Urteil bilden, vervollkommen, dabei aber vermeiden, es in gleicher Weise wie sie anzuwenden. Ich werde mich hüten, Emils Urteilsvermögen bis zu dem Grad auszubilden, dass es eine bleibende Schwächung davonträgt, und wenn sein Gefühl fein genug sein wird, um die Verschiedenheiten im Geschmacke der Menschen zu erkennen und zu vergleichen, so werde ich ihn zur Befestigung seines eigenen Geschmacks auf einfachere Gegenstände zurückführen.

Ich werde mich sogar, um ihm einen reinen und gesunden Geschmack zu bewahren, noch nach entfernteren Mitteln umsehen. In dem Geräusche der Zerstreuungen werde ich es trotzdem nicht an Unterhaltungen über nützliche Gegenstände fehlen lassen, und indem ich sie stets auf solche lenken werde, die ihm zu gefallen geeignet sind, werde ich sie ihm ebenso angenehm als lehrreich zu machen suchen. Das ist nun die Zeit, in welcher ich ihm unterhaltende Bücher zur Lektüre vorlegen werde, die Zeit, ihn eine Rede analysieren zu lehren und für die Schönheiten der Beredsamkeit und des Ausdrucks empfänglich zu machen. Die Erlernung der Sprachen um ihrer selbst willen hat wenig Wert; ihr Nutzen ist nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt; aber das Studium der Sprache leitet auf das Studium der allgemeinen Sprachgesetze. Man muss Lateinisch lernen, um gut Französisch zu verstehen; beide Sprachen muss man studieren und vergleichen, um die Regeln der Redekunst zu begreifen.

Es gibt überdies eine gewisse Einfachheit des Geschmacks, welche zu Herzen geht und sich nur in den Schriften der Alten vorfindet. In der Beredsamkeit, in der Poesie, in jedem Literaturzweige wird Emil die Alten so wiederfinden, wie sie ihm die Geschichte gezeichnet hat: reich an hervorragenden Erscheinungen und nüchtern im Urteil. Unsere Schriftsteller sagen dagegen wenig, soviel Worte sie auch machen. Uns unaufhörlich ihr eigenes Urteil als Gesetz vorschreiben, ist nicht das Mittel, das unsrige zu bilden. Die Verschiedenheit unseres Geschmacks vor dem der Alten kann man an allen Denkmälern, sogar an den Grabmälern erkennen. Die

unsrigen sind mit Lobeserhebungen bedeckt; auf denen der Alten las man nur Taten.

*Sta viator; heroem calcas.*<sup>156</sup>

Selbst wenn ich diese Grabschrift auf einem antiken Monumente gefunden hätte, würde ich doch sofort erraten haben, dass sie unserer Zeit angehört; denn nichts ist unter uns so gewöhnlich als Helden, während sie bei den Alten gar selten waren. Anstatt zu sagen, dass ein Mann ein Held gewesen sei, würden sie die Taten angegeben haben, die ihn dieses Namens würdig machten. Vergleiche nun mit der Grabschrift dieses Helden die des weibischen Sardanapal:

An einem Tage ließ ich Tarsus und Anchialus bauen und nun bin ich tot.

Welche sagt wohl eurem Bedünken nach mehr? Unser schwülstiger Lapidarstil ist nichts nütze, als Zwerge aufzublasen. Die Alten stellten uns die Menschen mit natürlichen Farben dar, und man sah, dass es Menschen waren. Um das Andenken einiger auf dem Rückzuge der zehntausend verräterischerweise erschlagener Krieger zu ehren, sagt Xenophon: „Sie starben, unsträflich als Krieger und als Freunde!“ Das ist alles. Bedenkt indes, von welchen Gedanken das Herz dieses Mannes erfüllt sein musste, als er dieses so kurze und so einfache Lob niederschrieb. Beklagenswert derjenige, der es nicht hinreißend findet!

Auf einem Marmorstein bei Thermopylä las man die Worte eingegraben:

Wanderer, verkündige es in Sparta, dass wir hier seinen heiligen Gesetzen getreu, gestorben sind.

Man fühlt es sofort heraus, dass die Akademie der Inschriften diese hier nicht verfasst hat.<sup>157</sup>

---

<sup>156</sup> „Verweile, Wanderer, du stehst auf einem Hel den.“ So lautet die Grabschrift des in der Schlacht bei Nördlingen am 3. August 1645 gefallenen österreichischen Generals Mercy; cf. Voltaire, *siècle de Louis XIV.*, chap. 3.

Ich würde mich in einer großen Täuschung befinden, wenn meinem Zögling, der so wenig Wert auf Worte legt, dieser Unterschied nicht sofort auffallen und einen Einfluss auf die Wahl seiner Lektüre ausüben sollte. Hingerissen von der männlichen Beredsamkeit des Demosthenes, wird er sagen: „Das ist ein Redner,“ während er bei der Lektüre des Cicero sagen wird: „Das ist ein Advokat.“

Im allgemeinen werden die Schriften der Alten Emils Geschmacke mehr zusagen als die unsrigen, schon aus dem alleinigen Grunde, weil die Alten, als die der Zeit nach früheren, der Natur am nächsten kommen, und weil ihr Genie mehr ihnen selbst angehört. Was la Motte und der Abbé Terasson auch immer gesagt haben mögen, es gibt doch bei dem Menschengeschlechte keinen wahren Fortschritt der Vernunft, weil alles, was auf der einen Seite als Gewinn angesehen werden kann, durch Verluste auf der anderen Seite wieder aufgewogen wird. Alle Geister müssen stets von demselben Punkt ausgehen, und weil nun die Zeit, welche man zur Erlernung dessen, was andere gedacht haben, aufwendet, naturgemäß für die Ausbildung des Selbstdenkens verloren geht, so hat man zwar mehr Einsichten gewonnen, besitzt aber dafür weniger Geisteskraft. Wie unsere Arme darin geübt sind, alles nur mit Hilfe von Werkzeugen und nichts durch sich selbst zu verrichten, so verhält es sich auch mit dem Geiste. Fontenell äußerte, der ganze Streit über die Alten und Neueren lasse sich in die Frage zusammenfassen, ob die Bäume ehemals eine größere

---

<sup>157</sup> Der erwähnte Ausspruch Xenophons findet sich gegen Ende des 2. Buches der Anabasis, und die Grabschrift der bei Thermopylä gefallenen Spartaner berichtet Herodot, Buch VII, S. 228.

Was das Epitaph des Sardanapal betrifft, so wird uns dasselbe von Strabo mitgeteilt, ist aber bei diesem Autor weit ausführlicher und trägt eine ganz anderen Charakter, als den ihm von Rousseau untergeschobenen. Es lautet: „Sardanapal, Sohn des Anacyndaraxes, ließ an einem einzigen Tage die Städte Anchialus und Sardes bauen. Wanderer, trink, iss und ergötze dich, denn alles übrige ist nicht einmal einen Nasenstüber wert.“

Anmerk. des  
Herrn Petitain.

Höhe erreicht hätten als heutigestags. Wäre im Landbau eine Umgestaltung eingetreten, so würde es gar nicht ungehörig sein, diese Frage aufzuwerfen.

Nachdem ich Emil nun bis zu den Quellen der reinen Literatur habe zurückgehen lassen, zeige ich ihm gleichfalls die Kanäle, durch welche sich dieselben in die Behälter der modernen Kompilatoren ergossen haben, mache ihn mit Journalen, Übersetzungen und Wörterbüchern bekannt. Er wirft auf dies alles einen einzigen Blick, um dann nie wieder darauf zurückzukommen. Zu seiner Erheiterung lasse ich ihn auch das Geschwätz der Akademien anhören. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass jedes Mitglied derselben, so bald es für sich allein ist, stets höhere Geltung hat, als innerhalb der Körperschaft; daraus wird sich dann schon selbst ein Urteil über den Nutzen dieser prächtigen Anstalten bilden.

Auch ins Theater führe ich ihn, nicht etwa um die Sitten, wohl aber um den Geschmack zu studieren; denn denjenigen, welche an Nachdenken gewöhnt sind, zeigt er sich dort ganz besonders. „Lass die moralischen Vorschriften beiseite“, würde ich zu ihm sagen. „Hier ist nicht die Stätte, wo wir uns über sie belehren sollen. Das Theater hat nicht die Bestimmung, der Wahrheit zu dienen; seine Aufgabe ist, die Menschen angenehm zu unterhalten, ihnen Vergnügen zu bereiten; in keiner Schule lässt sich die Kunst, ihnen zu gefallen und das Menschenherz zu fesseln, so vollkommen wie dort erlernen.“ Das Studium des Theaters führt zu dem der Poesie; beide verfolgen genau dasselbe Ziel. Mit welcher Freude wird er, wenn er auch nur einen Funken von Geschmack für letztere hat, dann die Sprachen der Dichter, Griechisch, Lateinisch, Italienisch, erlernen! Ein je zwangloseres Vergnügen ihm diese Studien bereiten werden, desto größeren Gewinn wird er von ihnen haben; mit köstlicher Freude werden sie sein Herz gerade in einem Alter und unter Umständen erfüllen, wo es einer jeden Art Schönheit, die dazu angetan ist, das Herz zu rühren, mit solcher Wärme entgegenklopft. Man stelle sich vor, wie einerseits mein Emil, andererseits ein Schüler einer öffentlichen Anstalt das vierte Buch der Äneide oder den Tibull oder das Symposium des Plato liest.

Welch ein Unterschied! Wie tief fühlt sich das Herz des einen von dem bewegt, was den anderen ganz ungerührt lässt! O, lieber Jüngling, halte ein, unterbrich deine Lektüre, ich sehe dich in zu hohem Grade erschüttert. Es ist zwar mein Wunsch, dass du an der Sprache der Liebe Gefallen findest, aber nicht, dass sie dich irreleite! Sei ein für die Liebe empfänglicher Mensch, aber auch ein verständiger Mensch! Bist du nur eins von beiden, so bist du nichts. – Ob übrigens mein Zögling in den toten Sprachen, in den schönen Wissenschaften und in der Poesie große Fortschritte mache oder nicht, darauf kommt wenig an. Er wird mir darum nichts an Wert verlieren, wenn er auch von alledem nichts weiß; um alle diese nichtigen Tändeleien handelt es sich bei seiner Erziehung durchaus nicht.

Der Hauptzweck, den ich bei dem Bestreben, ihn das Schöne nach jeder Richtung hin empfinden und lieben zu lehren, verfolge, ist darauf gerichtet, seine Neigungen und seinen Geschmack für immer demselben zuzuwenden, die Entartung seiner natürlichen Triebe zu verhindern und vorzubeugen, dass er nicht eines Tages die Mittel, glücklich zu sein, die er weit näher finden soll, in seinem Reichtum suche. Ich habe mich bereits an einem anderen Ort<sup>158</sup> darüber ausgesprochen, dass der Geschmack nur in der Kunst bestände, sich auf Kleinigkeiten zu verstehen, und dies ist vollkommen die Wahrheit. Da nun aber einmal die Annehmlichkeit des Lebens von einem Gewebe von Kleinigkeiten abhängig ist, so ist die Sorge für dieselben nichts weniger als gleichgültig. Durch ihre Beihilfe lernen wir das Leben mit Gütern erfüllen, welche in der ganzen Wirklichkeit, die sie für uns zu haben imstande sind, völlig in unserem Bereiche liegen. Ich verstehe hierunter nicht etwa die moralischen Güter, die von der Seelenreinheit abhängen, sondern das allein, was, die Vorurteile und die allgemeine Meinung beiseite gesetzt, in das Gebiet der Sinnlichkeit, der wirklichen Sinnenlust gehört.

---

<sup>158</sup> In einem Briefe an d'Alembert

Man solle mir gestatten, dass ich zur besseren Klarlegung meiner Idee von meinem Emil, dessen reines und gesundes Herz niemanden als Regel zu dienen vermag, einen Augenblick absehe und mich selbst als ein deutlicheres und den Sitten des Lehrers näherliegendes Beispiel hinstelle.

Es gibt Stände, welche die Natur zu verändern und die Glieder derselben, sei es zum Bessern, sei es zum Schlechtern, umzuwandeln scheinen. Ein Feiger wird tapfer, sobald er in das Regiment Navarra eintritt. Indes nimmt man nicht allein im Soldatenstand einen gewissen Korpsgeist an, und nicht nur nach der guten Seite hin lassen sich seine Wirkungen wahrnehmen. Wohl hundertmal habe ich mit Schrecken daran gedacht, dass, wenn ich das Unglück hätte, heute in einem gewissen Lande ein Amt, wie ich es im Sinne habe, zu bekleiden, ich morgen fast unvermeidlich ein Tyrann, ein Leuteschinder, ein Mann, der die Volks- wie Fürstenrechte zu schädigen suchte, kurz, schon infolge meiner amtlichen Stellung ein Feind aller Menschlichkeit, aller Billigkeit und jeglicher Tugend sein würde.

Ebenso würde ich, besäße ich Reichtümer, alles getan haben, was man zur Erlangung derselben tun muss. Ich würde mich also übermütig und gemein benehmen, gegen mich allein rücksichtsvoll und zärtlich sein, gegen alle übrigen aber schonungslos und hart auftreten und auf das Elend des Lumpengesindels mit Verachtung herabblicken, denn den Dürftigen würde ich keinen anderen Namen geben, um dadurch in Vergessenheit zu bringen, dass ich einst selbst ihrer Klasse angehörte. Endlich würde ich mein Vermögen nur als Mittel benutzen, mir Vergnügen zu verschaffen, in denen ich ausschließlich leben und weben würde; und damit wäre ich auf die Stufe aller anderen herabgesunken.

In einem Punkte würde ich mich jedoch, wie ich glaube, wesentlich von ihnen unterscheiden, darin nämlich, dass ich eher sinnlich und wollüstig als stolz und eitel sein, und dass ich mich in weit höherem Grade dem Luxus der Weichlichkeit als dem der Prunksucht überlassen würde. Es würde mich sogar ein gewisses

Schamgefühl zurückhalten, meinen Reichtum allzu sehr zur Schau zu stellen, und ich würde immer glauben, einen Neidischen mir vor Augen schweben zu sehen, der, da ich ihn durch meinen Prunk in Schatten stellen würde, seinem Nachbar ins Ohr raunte: „Sieh einmal diesen Schuft! Welche entsetzliche Angst quält ihn doch, als solcher erkannt zu werden.“

Aus der unermesslichen Fülle von Gütern, welche die Erde bedecken, würde ich mir das aussuchen, was mir am angenehmsten wäre und was ich am besten in meinen Besitz zu bringen vermöchte. Aus dem Grunde würde die erste Anwendung meines Reichtums darin bestehen, dass ich mir Muße und Freiheit erkaufte. Diesen Gütern würde ich dann noch Gesundheit hinzufügen, wenn sich dieselbe erkaufen ließe. Da sie indes nur für Mäßigkeit käuflich ist und es außerdem ohne Gesundheit keine wahre Lebensfreude gibt, so würde ich aus Sinnlichkeit mäßig sein.

Stets würde ich der Natur so nahe als möglich bleiben, um den Sinnen, die ich aus ihrer Hand empfangen habe, zu schmeicheln, da ich mich nicht gegen die Überzeugung zu verschließen vermag, dass ich desto wahreren Genuss finden würde, je mehr ich ihn aus der Natur schöpfte. Bei der Wahl zur Nachbildung bestimmter Gegenstände würde ich sie beständig zum Muster nehmen; bei der Befriedigung meiner Begierden würde ich ihr stets den Vorzug einräumen; in Sachen des Geschmacks würde mir stets zu Rate ziehen; von den Speisen würden mir stets diejenigen am besten gefallen, zu deren Zubereitung sie selbst das meiste beigetragen hat, und die durch die wenigsten Hände zu gehen brauchen, ehe sie auf unseren Tisch gelangen. Den Fälschungen, mit denen man uns zu täuschen sucht, würde ich vorbeugen; dem Vergnügen würde ich entgegenkommen. Meine törichte und rohe Esslust würde keinen Haushofmeister bereichern. Er sollte mir nicht schweres Gold wie Gift wirkende Leckerbissen verkaufen.<sup>159</sup> Meine Tafel sollte gewiss nicht mit dem Prunk kostbaren Schmutzes und aus

---

<sup>159</sup> Unübersetzbares Wortspiel: *Il ne me vendrait point au poids de l'or du poison pour du poisson.*

weiter Ferne herbeigeschafften Aases besetzt werden. Ich würde mich zur Befriedigung meiner Sinnlichkeit keine Mühe verdrießen lassen, weil diese Mühe schon an und für sich ein Vergnügen ist und das erwartete dadurch erhöht. Gelüftete es mich nach einem Gericht vom äußersten Ende der Welt her, so würde ich lieber, wie Apicius, mich aufmachen, um es an Ort und Stelle zu genießen, als es mir kommen zu lassen; denn auch den ausgesuchtesten Speisen fehlt es stets an einer Würze, die man nicht gleichzeitig mit ihnen versenden kann und die kein Koch zu ersetzen vermag: die Luft des Klimas, welches sie hervorgebracht hat.

Aus demselben Grunde würde ich mir auch nicht an denen ein Beispiel nehmen, welche sich immer nur da wohl zu befinden glauben, wo sie nicht sind, und deshalb die Jahreszeiten untereinander und die Klimate mit den Jahreszeiten in Widerspruch setzen; welche, da sie im Winter den Sommer und im Sommer den Winter suchen, der Kälte wegen Italien und der Wärme wegen den Norden besuchen, ohne zu bedenken, dass sie die Strenge der Jahreszeiten, welcher sie zu entrinnen wähnen, gerade in den Gegenden antreffen müssen, wo man noch nicht gelernt hat, sich vor ihr zu schützen. Ich für meinen Teil würde entweder ruhig an meinem Wohnort ausharren, oder gerade das umgekehrte Verfahren einschlagen; ich würde einer Jahreszeit alles, was sie an Annehmlichkeiten darbietet, und einem Klima alles Besondere, was ihm eigentümlich ist, abzugewinnen suchen. Ich würde eine Mannigfaltigkeit von Vergnügungen und Gewohnheiten in mir vereinen, die sich zwar untereinander nicht ähneln würden, aber stets mit der Natur im Einklange ständen. Den Sommer würde ich in Neapel, den Winter in Petersburg zubringen, bald hingelagert in einer kühlen Grotte Tarents, den sanften Zephir atmend, bald im hellerleuchteten Eispalast, außer Atem und von den Vergnügungen des Balles ermattet.

Bei meinem Tafelgerät und der Ausschmückung meines Zimmers würde ich durch sehr einfache Verzierungen den Wechsel der Jahreszeiten bildlich darstellen, und mich an den Annehmlichkeiten einer jeden erfreuen, ohne mich um den Genuss

der nachfolgenden zu bringen. Es verursacht Mühe, gewährt aber keinen Genuss, die Ordnung der Natur in dieser Weise zu stören, ihr unfreiwillige Gaben abzudringen, die sie nur ungern und unter Verwünschungen gegen den Empfänger gibt, und die, da es ihnen an Güte und Geschmack fehlt, weder den Magen ernähren noch den Gaumen kitzeln können. Nichts ist unschmackhafter als Treibhausfrüchte. Nur unter großen Kosten bringt es der Reiche in Paris mit Hilfe seiner Öfen und Glashäuser dahin, dass es ihm das ganze Jahr hindurch nicht an schlechten Gemüsen und schlechtem Obst auf seiner Tafel fehlt. Hätte ich auch Kirschen, wenn es friert, und duftende Melonen mitten im Winter, welchen Genuss könnte ich davon haben, da mein Gaumen keiner Erquickung oder Erfrischung bedarf? Würde mir wohl in der Hitze der Hundstage die fastlose Marone Labung gewähren? Würde ich sie wohl, wenn sie soeben aus der Pfanne kommt, der Johannisbeere, der Erdbeere und all den Durst löschenden Früchten vorziehen, die sich mir mühelos überall auf Erden darbieten? Mitten im Monat Januar seinen Kamin mit einer der Natur nur gewaltsam abgerungenen Vegetation, mit bleichen, geruchlosen Blumen bedecken, heißt weniger den Winter schmücken, als den Frühling seines Schmuckes berauben, heißt sich selber um das Vergnügen bringen, im Walde das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe zu entdecken und voller Wonne auszurufen: „Sterbliche, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!“

Um gut bedient zu werden, würde ich mich mit weniger Dienerschaft umgeben. Das ist zwar schon einmal gesagt worden, aber es schadet nicht, es zu wiederholen. Ein Bürger wird von seinem einzigen Diener in Wirklichkeit besser bedient, als ein Herzog von den zehn Herren, die ihn dienstfertig umringen. Ich habe schon hundertmal bei mir überlegt, dass ich bei Tische, mit meinem Glase neben mir, trinken kann, so oft es mir gefällt, während an einer großen Tafel erst zwanzig Stimmen meinen Befehl weiterbefördern müssten, bevor ich meinen Durst zu stillen vermöchte. Alles, was man durch andere ausrichten lässt, wird mangelhaft ausgeführt, möge man es anstellen wie man will. Ich

würde nicht zu den Kaufleuten schicken, sondern selbst zu ihnen gehen. Ich würde diesen Schritt tun, damit meine Leute nicht vor mir mit ihnen ein Abkommen treffen könnten, damit mir möglich wäre, eine bessere Auswahl zu treffen und billiger einzukaufen. Ich würde selbst gehen, um mir eine angenehme Bewegung zu machen, um ein wenig Umschau zu halten und zu sehen, was außerhalb meiner vier Pfähle vorgeht. Dies dient zur Erholung und kann auch bisweilen belehrend sein. Endlich würde ich gehen, um zu gehen, und das ist doch auch immer etwas. Bei einem allzu eingezogenen Leben beginnt sich die Langeweile zu regen; macht man sich dagegen viel Bewegung, so empfindet man wenig Langeweile. Türsteher und Lakaien sind schlechte Dolmetscher. Ich wünschte wahrlich nicht, dass diese Leute die stete Vermittlung zwischen mir und der übrigen Welt bildeten. Ebenso wenig möchte ich immer in rasselnder Kutsche einherfahren, als ob ich befürchtete, angeredet zu werden. Die Pferde eines Menschen, der sich seiner eigenen Beine bedient, sind stets bereit. Sind sie ermüdet oder krank, so weiß er es eher als jeder andere, und braucht nicht zu besorgen, dass er unter diesem Vorwande das Haus hüten muss, wenn es seinem Kutscher einmal einfällt, sich einen guten Tag zu machen. Unterwegs stellen sich ihm nicht tausenderlei Hindernisse entgegen, dass er vor Ungeduld vergehen möchte, und nötigen ihn nicht, in dem Augenblick, wo er sich Flügel wünschte, stillzuhaltend. Kurz, wenn uns niemand so gut bedient als wir selbst, so sollten wir uns auch, und wären wir mächtiger als Alexander und reicher als Krösus, von anderen nur solche Dienste erweisen lassen, die wir selbst nicht verrichten können.

Ich möchte als Wohnung keinen Palast haben, denn in diesem Palaste würde ich doch nur ein einziges Zimmer bewohnen. Jedes gemeinschaftliche Gemach gehört niemandem, und das Zimmer eines jeden meiner Leute würde mir gerade ebenso fremd sein wie das meines Nachbars. Trotz ihrer großen Üppigkeit haben die Orientalen doch nur höchst einfache Wohnungen und Hausgeräte. Sie betrachten das Leben als eine Reise und ihr Haus als eine Herberge. Dieser Grund bei uns abendländischen Reichen, die wir

uns einrichten, als sollten wir ewig leben, wenig Anklang. Für mich würde jedoch ein ganz anderer Grund den Ausschlag geben, um dieselbe Wirkung hervorzubringen. Ließe ich mich an einem Orte nieder und richtete mich daselbst mit so großem Aufwand ein, so würde es mir vorkommen, als verbannte ich mich dadurch von allen anderen und lebte in meinem Palaste gleichsam hinter verschlossenen Türen. Einen wie schönen Palast bildet doch die Welt! Gehört dem Reichen eigentlich nicht alles, wenn es nur genießen will? *Ubi bene, ibi patria* (wo es mir wohl geht, da ist mein Vaterland); das ist sein Wahlspruch. Dort schlägt er seinen Herd auf, wo sein Geld alles vermag; seine Heimat reicht so weit, wie seine Geldkiste gelangen kann, gleichwie Phillip Festung schon für erobert hielt, in welche ein mit Geldsäcken beladenes Maultier eindringen konnte.<sup>160</sup> Weshalb sich also zwischen Mauern und Türen einschließen, als ob man sich in der Welt nie wieder blicken lassen wollte? Verjagt mich eine ansteckende Krankheit, ein Krieg oder ein Aufruhr von einem Orte, so begeben sich nach einem anderen und finde mein Haus schon vor mir daselbst angekommen. Weshalb soll ich mich erst der Mühe unterziehen, mir selbst eins zu bauen, da sich über den ganzen Erdboden hin die Bautätigkeit für mich regt? Weshalb sollte ich mir, da uns Eile not tut, zu leben, schon solange im voraus Genüsse vorbereiten, die ich schon heute zu befriedigen vermag? Vergeblich ist jedes Bemühen, sich ein angenehmes Los zu bereiten, wenn man sich unaufhörlich in Widerspruch mit sich selbst setzt. Deshalb tadelte Empedokles die Argentinier, dass sie sich von einem Vergnügen in das andere stürzten, und bauten, als ob sie niemals sterben würden.<sup>161</sup>

Welchen Nutzen würde mir übrigens eine so weitläufige Wohnung gewähren, da ich mich mit so wenigen Leuten, mit denen ich sie beleben könnte, zu umgeben gedenke, und noch weniger Sachen zu ihrer Ausstattung anschaffen würde. Mein Hausgerät

---

<sup>160</sup> Ein durch seine prächtige Kleidung aufsehenerregender Fremder antwortete, als man ihn in Athen fragte, aus welchem Lande er wäre: „Ich bin reich!“ Ich halte diese Antwort für sehr treffend.

<sup>161</sup> Montaigne, *livre II, chap. I*

würde einfach sein, wie mein Geschmack; ich würde mir weder eine Gemäldesammlung noch eine Bibliothek anlegen, zumal wenn ich die Lektüre liebte und Verständnis für die Malerei besäße. Ich würde dann die Einsicht haben, dass dergleichen Sammlungen nie Anspruch auf Vollständigkeit machen können, und dass wir über den Mangel dessen, was und fehlt, mehr Verdruss empfinden als darüber, dass wir gar nichts besitzen. Auf diesem Gebiete ruft gerade der Überfluss Elend hervor. Es möchte sich schwerlich ein Sammler finden, der dies nicht erfahren hätte. Wer ein wirklicher Kenner ist, darf sich keine Sammlung anlegen. Man wird nicht leicht eine Sammlung haben, um sie anderen zu zeigen, wenn man sie für sich selbst benutzen versteht.

Für einen reichen Mann ist das Spiel durchaus kein Zeitvertreib; nur ein Tagedieb greift nach diesem Unterhaltungsmittel. Meine Lustbarkeiten würden mir viel zu viel Beschäftigung geben, um mir viel Zeit zu lassen, für die es keine bessere Verwendung gäbe. In der Verlassenheit und Armut, in der ich lebe, spiele ich gar nicht außer hin und wieder eine Partie Schach, und das ist schon zuviel. Wäre ich indessen reich, so würde ich noch weniger spielen, und zwar zu einem ganz niedrigen Einsatz, damit ich weder anzusehen brauchte, dass irgend jemand missmutig wäre, noch ich selbst es würde. Da die Gewinnsucht für einen Reichen unmöglich einen Antrieb zum Spiele bilden kann, so kann das Interesse am Spiel auch nur bei einer schon tief gesunkenen Seele bis zur Leidenschaft ausarten. Der Gewinn, welchen ein Reicher beim Spiele machen kann, übt stets weniger Eindruck auf ihn aus als der Verlust, und da bei der Art der mäßig hohen Spiele, bei welchen der etwaige Gewinn auf die Länge der Zeit doch wieder zugesetzt wird, der Verlust den Gewinn im allgemeinen übertrifft, so kann man sich bei richtiger Überlegung nicht allzu sehr zu einem Zeitvertreibe hingezogen fühlen, bei dem das Risiko nicht unbedeutend ist. Wem es zur Befriedigung seiner Eitelkeit dient, dass ihm das Glück günstig ist, der kann eine gleiche Gunst des Glückes bei weit reizenderen Gegenständen suchen; auch tritt diese Gunst in dem niedrigsten Spiel ebenso wie im höchsten hervor. Geschmack am

Spiele, der lediglich die Frucht des Geizes und der Langweile ist, kann nur in einem leeren Geiste und leeren Herzen Wurzel fassen, und ich denke doch Gefühl und Kenntnisse genug zu besitzen, um eine solche Beihilfe nicht nötig zu haben. Man wird selten bemerken, dass Denker.

großes Gefallen am Spiele finden, da es die Eigenschaft hat, die Gewohnheit des Denkens zu unterbrechen, oder zu unfruchtbaren Berechnungen zu führen. Hierin zeigt sich auch eine der guten Folgen, die der Geschmack an den Wissenschaften hervorgebracht hat, und vielleicht die einzige, dass er nämlich diese schmutzige Leidenschaft einigermaßen dämpft; man wird sich lieber damit beschäftigen, den Beweis für den Nutzen des Spieles zu führen, als sich ihm selbst zu überlassen. Ich für meinen Teil würde mitten unter den Spielern wider das Spiel ankämpfen und mehr Vergnügen daran finden, sie auszulachen, wenn ich sie ihr Geld verlieren sähe, als es ihnen selbst abzugewinnen.

In meinem Privatleben wie im Umgang mit der Welt würde ich mir stets gleich bleiben. Nach meinem Wunsche müsste mein Vermögen überall Behaglichkeit verbreiten und nie ein Gefühl der Ungleichheit aufkommen lassen. In tausendfacher Hinsicht ist der Flitter des Putzes mit Unbequemlichkeit verbunden. Um mir unter den Menschen alle nur mögliche Freiheit zu bewahren, würde ich mich so kleiden, dass ich in jedem Stand an meinem Platz zu sein schiene, und man mich in keinem als nicht zu ihm gehörend betrachten könnte, dass ich ohne Ziererei und ohne eine Änderung an meiner Kleidung vorzunehmen, in der Schenke für einen Mann aus dem Volke und im Palais-Royal als zur guten Gesellschaft gehörig gelten müsste. Da ich hierdurch mehr Herr über mein Benehmen wäre, würde ich mir die Vergnügungen aller Stände zugänglich machen.

Es soll Frauen geben, die vor gestickten Manschetten ihre Tür verschließen und nur Personen in Spitzenmanschetten empfangen: deshalb würde ich meine Zeit anderswo verbringen. Wären diese Frauen indes jung und hübsch, so könnte ich wohl auch hin und

wieder Spitzen anlegen, um allenfalls eine Nacht mit ihnen zu verleben.

Das einzige Band, welches meine Gesellschaften zusammenhielte, würde gegenseitige Zuneigung, Übereinstimmung im Geschmack und Gleichheit der Charaktere sein. Ich würde als Mensch und nicht als Reicher in ihnen leben. Nie würde ich zugeben, dass ihr Reiz durch Eigennutz vergiftet würde. Wenn mein Reichtum noch einen Rest von Menschlichkeit in mir zurückgelassen hätte, so würde ich meinen Diensten und Wohltaten eine sehr weite Ausdehnung geben. Allein ich wünschte eben nur eine Gesellschaft und nicht einen Hof, wünschte Freunde und keine Schützlinge um mich zu sehen; deshalb würde ich nicht der Gönner, sondern nur der Wirt meiner Gäste sein. Die Unabhängigkeit und Gleichheit würde meinen freundschaftlichen Verhältnissen die ganze Reinheit des Wohlwollens lassen; und da, wo Verpflichtung und Eigennutz schweigen, gilt Vergnügen und Freundschaft als das einzige Gesetz.

Weder Freundschaft noch Liebe lässt sich erkaufen. Frauen kann man zwar leicht für Geld bekommen, aber auf diesem Wege wird man nie wahre Liebe finden. Liebe ist für Geld nicht käuflich, sondern wird von demselben vielmehr unfehlbar ertötet. Wer Liebe bezahlt, wird, und wäre er der allerliebenswertigste Mensch, schon aus dem einzigen Grunde, weil er bezahlt, nicht lange geliebt werden. Bald wird er für einen anderen bezahlen, oder dieser andere wird vielmehr mit eigenen Gelde bezahlt werden, und bei dieser doppelten, aus Eigennutz, aus Wollust, ohne Liebe, ohne Ehre, ohne wahres Vergnügen angeknüpften Verbindung verscherzt das habgierige, untreue und elende Weib, das von dem Schändlichen, welcher von ihr Bezahlung annimmt, ebenso behandelt wird, wie es den Toren behandelt, welcher sie bezahlt, beider wahre Zuneigung. Es würde süß sein, gegen den Gegenstand seiner Liebe den Freigebigen zu spielen, wenn sich nur nicht eine Art Kaufverhältnis daraus entwickelte! Mir ist nur ein Mittel bekannt, dieser Neigung gegen seine Geliebte nachzukommen, ohne die Liebe gleichzeitig zu vergiften. Es bleibt kein anderer Rat

übrig, als ihr alles zu geben und sich von nun an von ihr ernähren zu lassen. Ich möchte aber wohl wissen, wo die Frau wäre, der gegenüber eine solche Handlungsweise nicht als ein sehr törichtes Wagnis erscheinen müsste?

Jener Mann, welcher sich rühmte: „Ich besitze die Lais, ohne dass sie mich besitzt,“ sprach ein Wort ohne Sinn. Der Besitz welcher nicht auf Gegenseitigkeit beruht, ist so gut wie gar keiner; es ist höchstens der Besitz des Geschlechts, aber nicht der Person. Wo die Liebe nicht die Sittlichkeit zur Grundlage hat, ist an dem übrigen nicht viel gelegen. Nichts lässt sich so leicht finden als das. In diesem Punkte steht ein Maultiertreiber dem Glücke näher als ein Millionär.

O, wenn man imstande wäre, die Inkonsequenzen des Lasters genügend nachzuweisen, wie oft würde man sich da überzeugen können, dass sich der, welcher demselben frönte, trotz Erlangung des Begehrten, sehr verrechnet hat! Wo schreibt sich diese rohe Begierde her, die Unschuld zu verführen, eine junge Person, der man schützend hätte zur Seite stehen wollen, sich als Schlachtopfer auszusuchen, und sie mit diesem ersten Schritt unvermeidlich in einen Abgrund des Elends zu stürzen, aus der ihr nur der Tod Rettung bringen kann? Von viehischer Luft, Eitelkeit, Unverschämtheit, Verwirrung und von nichts weiter. Sogar dieses Vergnügen ist nichts Natürliches, es beruht auf einem Vorurteil und zwar auf einem der verächtlichsten Art, weil es von der Selbstverachtung unzertrennlich ist. Wem sein Gefühl sagt, dass er der erbärmlichste unter den Menschen ist, der fürchtet den Vergleich mit jedem anderen, obgleich er als der beste gelten möchte, um weniger Verachtung einzuflößen. Überzeugt euch doch selbst, ob diejenigen, welche nach diesem eingebildeten Genuss am lüsternsten sind, je zu den liebenswürdigen jungen Männern gehören, ob sie wohl wert sind, Gefallen zu erregen, und mehr Entschuldigung verdienen, wenn sie deshalb schwer zu befriedigen sind! Nein, bei einem gefälligen Äußeren, bei wirklichem Wert und Gefühl fürchtet man die Erfahrung seiner Geliebten nur wenig. Voll gerechter Zuversicht sagt man zu ihr: „Du

bist mit den Freuden zwar schon bekannt, gleichviel, mein Herz verheißt dir Genüsse, die du noch nie kennen gelernt hast.“

Allein ein alter, in Folge seiner Ausschweifungen abgelebter Satyr, ohne jegliche Anmut, ohne Zurückhaltung, ohne Rücksicht, ohne irgendeine Spur von Ehrbarkeit, unfähig und unwürdig, irgendeinem Weibe, welches mit liebenswürdigen Leuten Umgang gehabt hat, Gefallen einzuflößen, glaubt bei einer jungen Unschuld dies alles dadurch ersetzen zu können, dass er sich ihre Unerfahrenheit zunutze macht und ihre noch schlummernde Sinnlichkeit wachruft. Ihm bleibt nur noch die eine Hoffnung übrig, durch die Neuheit zu gefallen. Unstreitig ist dies der geheime Beweggrund dieser seltsamen Neigung. Trotzdem täuscht er sich. Der Abscheu, den er erregt, ist nicht weniger natürlich als die Gelüste, die er erregen möchte. Auch in seiner törichten Erwartung sieht er sich getäuscht; dieselbe Natur trägt auch dafür Sorge, ihre Rechte wieder zurückzufordern. Jedes Mädchen, welches sich verkauft, hat sich schon zuvor hingegeben, und da es dabei seiner eigenen Wahl gefolgt ist, so ist es doch imstande, die Vergleichung, welche jener fürchtet, anzustellen. Er erkaufte sich folglich nur ein eingebildetes Vergnügen und wird darum nicht weniger verabscheut.

Würden in mir, wenn ich zu Reichtum gelangte, auch noch so viele Veränderungen vorgehen, in einem Punkte würde ich mich sicherlich nie verändern. Vermöchte ich mir auch weder Sitte noch Tugend zu bewahren, so würde mir doch wenigstens einiger Geschmack, einige Vernunft, einiges Zartgefühl bleiben, und dies würde mich dagegen schützen, mein Vermögen wie ein Narr dazu anzuwenden, dass ich Hirngespinnsten nachjagte und meine Börse und mein Leben erschöpfte, um mich dem Verrate und dem Gespötte von Kindern auszusetzen. Solange ich jung wäre, würde ich die Vergnügen der Jugend suchen, und da ich sie in ihrer ganzen Wollust genießen möchte, würde ich sie nicht in der Rolle eines reichen Mannes. Blicke ich wie ich bin, so würde es freilich etwas anderes sein. Ich würde mich klugerweise auf die Vergnügungen meines Alters beschränken, würde nur an dem Gefallen finden,

wovon ich wirklichen Genuss haben könnte, und alle Neigungen ersticken, die mir nur zur Qual wären. Ich würde meinen grauen Bart nicht dem höhnischen Gespötte junger Mädchen aussetzen, würde es nicht ertragen, wahrzunehmen, dass meine widerwärtigen Liebkosungen sie mit Ekel erfüllten und ihnen auf meine Kosten den Stoff zu den lächerlichsten Erzählungen lieferten, würde die Vorstellung nicht ertragen können, wie sie die abscheuliche Wollust des alten Affen schilderten, um Rache dafür an ihm zu üben, dass sie dieselbe hatte ertragen müssen. Hätten schlecht unterdrückte Gewohnheiten meine alten Lüste in Bedürfnisse verwandelt, so würde ich sie vielleicht befriedigen, aber mit Scham, mit Erröten vor mir selbst. Ich würde mich dem Bedürfnis nicht mit Leidenschaft hingeben, zur Befriedigung desselben meine Wahl auf eine möglichst geeignete Persönlichkeit lenken, und dabei würde es sein Bewenden haben; indes würde ich aus meiner Schwäche keine Beschäftigung mehr machen, und vor allem würde ich wünschen, dass es nur einen Zeugen derselben gäbe. Das menschliche Leben bietet andere Freuden dar, wenn ihm jene fehlen. Dadurch, dass man vergeblich nach den fliehenden hascht, beraubt man sich auch noch derer, welche uns geblieben sind. Lasst uns unsere Neigungen mit den Jahren ändern und die Lebensalter ebenso wenig wie die Jahreszeiten verrücken; jeder muss zu allen Zeiten er selbst sein und nicht wider die Natur ankämpfen. Die vergeblichen Anstrengungen sind für das Leben aufreibend und hindern uns, dasselbe recht anzuwenden.

Das Volk langweilt sich nicht, es bringt sein Leben in Tätigkeit hin; sind seine Vergnügungen auch nicht sehr abwechselnd, so sind sie dafür selten. Nach vielen Tagen mühevoller Arbeit bereiten ihm seine wenigen Feiertage desto größere Genüsse. Die Abwechslung langer Arbeit mit kurzer Muße verleiht den Vergnügungen dieses Standes eine eigene Würze. Für die Reichen bildet die Langweile eine furchtbare Plage; im Schoße so vieler mit großen Kosten erkaufte Vergnügungen, inmitten so vieler Leute, die nur darauf ausgehen, ihnen zu gefallen, verzehrt und tötet sie die Langweile. Ihr ganzes Leben hindurch fliehen sie vor ihr und fallen ihr wieder

zur Beute. Sie vermögen ihre unerträgliche Last nicht abzuschütteln; namentlich werden die Frauen, die sich nicht mehr zu beschäftigen noch die Zeit zu vertreiben wissen, von ihr unter dem Namen „Vapeurs“ aufgerieben. Sie nimmt ihren gegenüber die Gestalt eines entsetzlichen Übels an, das ihnen bisweilen den Verstand und am Ende wohl gar das Leben raubt. Ich meinerseits kenne kein traurigeres Los als das einer hübschen Pariserin, ausgenommen das ihres Anbeters, der in ihren Fesseln schmachtet und sich, da er wie sie die Rolle eines müßigen Frauenzimmers spielen muss, auf diese Weise in doppelter Beziehung von seinem Stand entfernt, und dem nur die Eitelkeit, die Gunst seiner Dame erlangt zu haben, die Länge der trübseligsten Tage, die je eine menschliche Kreatur ausgestanden hat, erträglich macht.

Die Regeln der Schicklichkeit, die Moden, die Gebräuche, welche der Luxus und die vornehme Lebensweise herbeigeführt haben, zwingen das ganze Leben in die Schranken der widerwärtigen Einförmigkeit ein. Jede Freude, die man in den Augen anderer genießen will, ist für alle verloren: weder erkennen andere sie als solche an, noch empfindet man sie selbst.<sup>162</sup> Die Lächerlichkeit, welche die allgemeine Meinung mehr als alles fürchtet, geht ihr fortwährend zur Seite, um sie zu tyrannisieren und zu strafen. Man macht sich nie so lächerlich als gerade durch einmal feststehende Formen. Wer bei den Verhältnissen, in denen er sich bewegt, und bei seinen Vergnügen ein gewisse Abwechslung zu beobachten versteht, verwischt heute den Eindruck, den er gestern hervorgebracht hat. Er verliert in den Augen der Menschen alle Bedeutung, aber er hat einen wirklichen Genuss, denn er ist zu jeder Stunde und bei allen Dingen mit ganzer

---

<sup>162</sup> Um sich den Anschein zu geben, als führten sie ein sehr genussreiches Leben, haben es sich zwei Weltdamen zum Gesetze gemacht, sich nie vor fünf Uhr morgens schlafen zu legen. Mitten im strengsten Winter müssen ihre Leute die Nacht auf der Straße zubringen, um sie zu erwarten; während sie sich oft kaum vor dem Erfrieren zu schützen vermögen. Eines Abends, oder richtiger eines Morgens, kommt man zufällig in das Zimmer, in welchem die beiden Frauen, die einen so lustigen Lebenswandel führten, die Stunden ungezählt verrinnen ließen, und findet sie ganz allein, jede in ihrem Lehnstuhle schlafend.

Seele. Meine einzige feste Form würde die sein, dass ich mich in jeder Situation nie mit einer anderen beschäftigen und jeden Tag für sich selbst genießen würde, unabhängig vom Vorhergehenden und vom Folgenden. Wie ich mich unter den niederen Ständen als ein Glied derselben betrachten würde, so würde ich mich auf dem Lande zu den Bauern zählen, und wenn ich vom Ackerbau spräche, sollte der Landmann keine Gelegenheit haben, sich über mich lustig zu machen. Auf dem Lande würde ich mir keine Stadt erbauen, noch mitten in der Provinz Tuilerien vor meinem Zimmer aufführen. Am Abhang eines freundlichen schattenreichen Hügels würde ich mir ein Häuschen nach ländlicher Weise einrichten; weithin müsste es durch seine weiße Farbe und seine grünen Fensterläden sichtbar sein: und obgleich ein Strohdach für jede Jahreszeit das Beste ist, so würde ich gleichwohl, um meiner Wohnung ein freundlicheres Äußere zu verleihen, zwar nicht dem düstern Schiefer, wohl aber einem Ziegeldache den Vorzug geben, weil dieses ein saubereres und gefälligeres Ansehen hat als Stroh. Da man sich nun auch in meiner Heimat keines anderen Deckungsmittels bedient, so würde es mich hin und wieder an die glückliche Zeit meiner Jugend erinnern. Mein Hof würde sich in einen Hühnerhof, mein Pferdestall in einen Kuhstall verwandeln, damit es mir nicht an Milch fehlte, die ich sehr liebe. Mein einziger Garten würde ein Gemüsegarten sein, und als Park würde ich einen hübschen Obstgarten benutzen, dem ähnlich, von welchem sogleich die Rede sein wird. Das Obst, dessen Genuss den Spaziergängern unbenommen bliebe, ließe ich von meinem Gärtner weder zählen noch pflücken. Meine in mancher Beziehung doch nur karge Prachtliebe würde den Blicken nicht herrliche Spaliere, die man kaum zu berühren wagt, zur Schau stellen. Diese geringe Verschwendung würde gleichwohl nur mit geringen Kosten verbunden sein, da ich meinen Wohnsitz in irgendeiner entfernten Provinz aufschlagen würde, wo wenig Geld aber viele Lebensmittel zu finden sind, und wo Überfluss und Armut herrschen.

Dort würde ich eine mehr gewählte als zahlreiche Gesellschaft um mich versammeln, einen Kreis von Freunden, die das Vergnügen

liebten und sich darauf verstünden, von Frauen, die fähig wären, sich von ihren Lehnstühlen zu erheben und in ländliche Spiele zu mischen, und die, statt immer zum Weberschiffchen und zu den Karten, ihre Zuflucht zu nehmen, mitunter auch nach der Angel, der Leimrute, dem Heurechen und dem Korbe der Winzerinnen griffen. Dort, wo aller Stadttön vergessen werden würde und wo wir uns auf dem Lande nur als Landleute fühlten, würden wir uns einer Menge verschiedenartiger Vergnügungen hingeben können, die uns jeden Abend nur in die Verlegenheit setzen würden, für den folgenden Tag eine Auswahl zu treffen. Die Bewegung und das tätige Leben würden unseren Magen verjüngen und uns einen neuen Geschmack geben. All unsere Mahlzeiten würden sich in Festessen verwandeln, bei denen uns mehr die Fülle als die Leckerhaftigkeit Behagen einflößen würde. Frohsinn, ländliche Arbeiten und muntere Spiele sind die besten Köche der Welt, und seine Ragouts können Leuten, welche von Sonnenaufgang an in Atem sind, nur höchst lächerlich vorkommen. In der Zurüstung der Tafel dürfte sich ebenso wenig künstliche Ordnung als Eleganz ausprechen. Überall ließe sich der Speisesaal herstellen, im Garten, in einem Boote, unter einem Baum; hin und wieder in größerer Entfernung, in der Nähe einer rieselnden Quelle, auf grünem, frischem Rasenplatze, unter Erlen- und Haselgebüsch. Ein langer Zug fröhlicher Gäste müsste unter Gesang alles, was das Fest erforderte, herbeitragen. Der Rasen müsste die Stelle der Tafel und der Stühle vertreten, die Einfassung einer Quelle den Schenktisch ersetzen, und den Nachtsch müssten die Bäume darbieten. Obgleich die Speisen ohne bestimmte Ordnung würden aufgetragen werden, würde der Appetit alle Komplimente unnötig machen. Jeder würde zuerst ungeniert für sich selber sorgen und es ganz recht finden, wenn jeder andere ebenso handelte. Aus dieser herzlichen und nicht in Überschwänglichkeit ausartenden Vertraulichkeit, die sich von Grobheit, Falschheit und Zwang fernzuhalten wüsste, würde sich ein scherzhafter Wettstreit entwickeln, der hundertmal reizender wäre als die herkömmliche Höflichkeit, und sich auch weit mehr dazu eignen würde, die

Herzen zu vereinigen. Kein lästiger Diener dürfte auf unsere Gespräche horchen, unser Benehmen in gemeiner Weise bekritteln, uns mit neidischen Auge die Bissen in den Mund zählen, sich damit belustigen, uns auf da Trinken warten zu lassen, oder darüber murren, dass sich die Mahlzeit zu lange hinzöge. Wir würden, um unsere eigenen Herren zu sein, selbst unsere Diener spielen; jeder würde auf die Dienste aller zählen können; die Zeit würde verrinnen, ohne dass jemand daran dächte, die Stunden zu zählen; die Mahlzeit würde uns als Ruhezeit dienen und solange wie die Tageshitze währen. Ginge nicht weit von und uns ein Landmann vorüber, der sich, mit seinen Werkzeugen auf der Schulter, wieder an die Arbeit begäbe, so würde ich durch einige freundliche Worte, durch ein paar Schluck guten Weines sein Herz erfreuen, so dass er freudiger sein Elend ertrüge. Auch für mich würde es eine Freude sein, zu fühlen, dass mein Inneres bewegt ist, und im stillen zu mir sagen: „Ich bin doch noch immer ein Mensch!“

Versammelte irgendein ländliches Fest die Bewohner des Ortes, so würde ich mit dem Kreise meiner Freude zu den ersten gehören, die dazu einträfen. Würden in meiner Nachbarschaft Hochzeiten, die hier vom Himmel gesegneter als in der Stadt find, gefeiert, so würde man wissen, dass ich die Freude liebe, und mich dazu einladen. Ich würde diesen guten Leuten einige Geschenke mitbringen, die mit ihrer eigenen Einfachheit in Einklang ständen und geeignet wären, zur Erhöhung der Festlichkeit beizutragen, und dafür würde mir ein Lohn von unschätzbarem Werte zuteil werden, Güter würden mein Lohn sein, welche meinen Standesgenossen so wenig bekannt sind, nämlich Offenherzigkeit und wirkliches Vergnügen. Heiter würde ich am Ende ihres langen Tisches mit ihnen essen, mit dem Chor in die Schlussverse eines alten Volksliedes einfallen, und auf ihrer Tenne mit größerem Frohsinn tanzen als auf einem Ball im Opernhaus.

Soweit ist ja alles ganz herrlich, wird man sagen; aber wie steht es denn mit der Jagd? Kann man auf dem Lande wohl weilen, ohne zu jagen? Ja, ja, ich begreife; ich wünschte mir nur eine Meierei, und darin hatte ich unrecht. Ich habe ja angenommen, dass ich reich

bin, und da habe ich ganz besondere Vergnügungen nötig, Vergnügungen, bei denen alles auf das Vernichten ausgeht. Das ist natürlich etwas ganz anderes. Ich bedarf Ländereien, Waldungen, Waldhüter, Grundzinsen, herrschaftliche Ehren, vor allem aber Weihrauch und Weihwasser.

Sehr gut. Dieses Landgut wird indes Nachbarn haben, die nicht allein auf ihre Rechte eifersüchtig, sondern auch von dem Wunsche beseelt sind, die Rechte anderer an sich zu reißen. Unsere Waldhüter werden in Streitigkeiten geraten, und vielleicht sogar die Herren. Daraus entwickeln sich denn Hader, Zwistigkeiten, Hass, und wenigstens Prozesse; das gehört schon nicht zu den Annehmlichkeiten. Meine Pächter werden es auch gerade nicht mit Vergnügen ansehen, wenn meine Hasen auf ihren Äckern täglich junge Statt abfressen, oder meine Wildschweine ihre Bohnen verwüsten. Obgleich keiner wagen wird, den Feind, der seine Arbeit vergeblich macht, zu töten, so wird ihn doch jeder von seinem Feld verjagen wollen. Nachdem sie den Tag über ihre Äcker bestellt hätten, würden sie dieselben des Nachts beschützen müssen. Sie werden sich dazu ihrer großen Hunde bedienen, werden sich Trommeln, Hörner und Schellen anschaffen und mich durch all diesen Höllenlärm aus meinem Schlaf aufschrecken. Ich mag wollen oder nicht, so werde ich an das Elend dieser armen Leute denken müssen und nicht umhin können, mir darüber im stillen Vorwürfe zu machen. Hätte ich die Ehre, ein Fürst zu sein, so würde dies alles auf mich freilich keinen Eindruck machen; aber ich, ein junger Emporkömmling, der ich vor kurzem erst in den Besitz meines Reichtums gelangt bin, habe mein bürgerliches Herz noch nicht so schnell verwandeln können.

Das ist noch nicht einmal alles. Der Überfluss an Wild wird die Jagdliebhaber in Versuchung führen. Es wird nicht lange dauern, so werde ich Wilddiebe zu bestrafen haben; ich werde der Gefängnisse, der Kerkermeister, Häscher und Galeeren bedürfen. Dies alles kommt mir in hohem Grade grausam vor. Die Frauen dieser Unglücklichen werden meine Türe belagern und mir mit ihrem Geschrei beschwerlich fallen; man wird sie entweder

forttreiben oder misshandeln müssen. Die armen Leute, welche sich nicht soweit vergessen haben, zu wildern, deren Ernte aber mein Wild zerstört hat, werden erscheinen, um ihrerseits Klage zu führen. Die einen werden dafür gestraft werden, dass sie das Wild getötet haben, die anderen werden zugrunde gehen, weil sie es geschont haben. Was für eine traurige Alternative! Auf allen Seiten werde ich nur Gegenstände des Elends wahrnehmen, nur Seufzer vernehmen. Das muss doch, wie mich bedünken will, das Vergnügen, ganze Ketten von Rebhühnern und Scharen von Hasen in aller Bequemlichkeit fast unmittelbar unter seinen Füßen erlegen zu können, gewaltig stören.

Wollt ihr eure Vergnügungen von den ihnen anhaftenden Unannehmlichkeiten freimachen, so nehmet ihnen den ausschließlichen Charakter. Je mehr ich darauf bedacht sein werdet, auch alle übrigen an denselben teilnehmen zu lassen, einen desto reineren Genuss werden sie euch gewähren. Deshalb werde ich von alledem, was ich eben aufgeführt habe, nichts tun; ohne meine Neigungen zu ändern, werde ich mich indes von derjenigen leiten lassen, deren Befriedigung, meiner Ansicht nach, den wenigsten Kostenaufwand verlangt. Ich werde meinen ländlichen Aufenthalt nach einem Landesteile verlegen, wo jedermann zur Ausübung der Jagd berechtigt ist, und wo ich mich diesem Vergnügen, ohne Verdrießlichkeiten befürchten zu müssen, hingeben kann. Das Wild wird allerdings seltener sein, dafür wird es aber auch eine desto größere Geschicklichkeit erfordern, es aufzusuchen, und mehr Vergnügen bereiten, es zu erlegen. Ich werde stets des Herzklopfens eingedenk bleiben, von welchem mein Vater beim ersten Auffliegen eines Rebhuhnes befallen wurde, und des Entzückens, das sich seiner bemächtigte, als er den Hasen fand, den er den ganzen Tag gesucht hatte. Ja, ich behaupte, dass er, allein mit seinem Hunde, die Flinte über der Schulter, Jagdtasche und Pulverhorn an der Seite, des Abends mit seiner geringen Beute, trotz aller Ermüdung und aller davongetragenen Dornenrisse, weit zufriedener mit seinem Tagewerke heimkam, als alle eure weibischen Jäger, welche, auf schnellem Rosse, zwanzig

geladene Gewehre hinter sich, nichts zu tun haben, als stets ein frisch geladenes zu nehmen, abzufeuern und alles um sich her ohne Kunst, ohne Ruhm und fast ohne Anstrengung zu töten. Das Vergnügen ist deshalb also nicht geringer, während die Übelstände gleichzeitig ferngehalten werden, wenn man weder sein Jagdterrain zu bewachen noch Wilddiebe zu bestrafen noch Unglückliche zu quälen hat. Darin liegt doch wohl ein triftiger Grund, meiner Art, mir Vergnügungen zu verschaffen, den Vorzug zu geben. Wie dem nun auch immer sein mag, man quält die Menschen nicht unaufhörlich, ohne sich nicht selbst dadurch das Leben recht unbehaglich zu machen; die anhaltenden Verwünschungen des Volkes müssen den Genuss des Wildes doch früher oder später verbittern.

Noch einmal sei es gesagt: die Vergnügen, welche man für sich allein beansprucht, sind der Tod des Vergnügens. Zu den wahren Vergnügungen können nur die gerechnet werden, welche man mit dem Volke teilt; diejenigen, welchen man sich allein hingeben will, verlieren den Charakter des Vergnügens. Wenn die Mauern, welche ich um meinen Park aufführen lasse, demselben einen düstern, klösterlichen Anstrich geben, so habe ich mich mit großen Kosten nur um das Vergnügen gebracht, ihn als Spaziergang benutzen zu können, weshalb ich mich genötigt sehe, ihn in der Ferne zu suchen. Der Dämon des Besitzes verpestet alles, was er berührt. Ein Reicher will überall den Herrn spielen und befindet sich nirgends wohl, wo er es nicht ist. So ist er genötigt, stets vor sich selber auf der Flucht zu sein. Was mich jedoch anlangt, so werde ich in meinem Reichtume genau dasselbe Verfahren beobachten wie in meiner Armut. Schon jetzt durch fremdes Gut reicher, als ich es je mein eigenes Gut sein werde, bemächtige ich mich alles dessen, was mir in meiner Nachbarschaft zusagt. Kein Eroberer wird entschlossener auftreten als ich. Selbst fürstliches Gut eigne ich mir zu. Ohne Unterschied nehme ich jede offene Landschaft, die meinen Beifall findet, in Besitz, lege ihr einen Namen bei, erkläre die eine zu meinem Park, die andere zu meiner Terrasse, und bin so der Herr derselben. Von nun an lustwandle ich darin ungescheut;

oft kehre ich dahin zurück, um meinen Besitz zu behaupten; so oft es mir behagt, benutze ich den Grund und Boden, indem ich mich auf ihm ergehe, und man wird nie imstande sein, mich davon zu überzeugen, dass der Titularherr des Grundstücks, das ich mir aneigne, aus dem Gelde, welches er daraus erzielt, einen größeren Nutzen ziehe, als mir seine Ländereien gewähren. Sollte man mir durch Gräben und Hecken Hindernisse in den Weg legen, so macht mir das wenig Kummer. Ich nehme meinen Park auf meine Schultern und weise ihm einen anderen Platz an. An tauglichen Stellen fehlt es in der Umgegend nicht, und es wird mir lange Zeit möglich sein, meine Nachbarn zu plündern, ehe es mir an einem Zufluchtsorte fehlen wird.

Obiges kann als ein geringer Versuch über den wahren Geschmack in der Wahl der wirklich angenehmen Zeitvertreibe gelten; es erhellt daraus in welchem Geiste man genießen muss; alles übrige ist nur Illusion, Hirngespinnst törichte Eitelkeit. Wer sich nicht an diese Regeln hält, wird sein Gold, er sei so reich als er wolle, für einen Kehrichthaufen wegwerfen und nie den Wert des Lebens kennen lernen.

Man wird mir ohne Zweifel den Einwurf machen, dass dergleichen Vergnügungen allen Menschen zugänglich sind, und dass man, um sich ihren Genuss zu verschaffen, nicht reich zu sein brauche. Das ist es gerade, worauf ich kommen wollte. Man hat Vergnügen, sobald man es haben will; lediglich die herkömmliche Meinung ist es, die uns alles so schwer macht und das Glück von uns scheucht. Es ist hundertmal leichter, glücklich zu sein, als es zu scheinen. Ein Mann, der Geschmack besitzt und der Sinnlichkeit in richtiger Weise ergeben ist, kann den Reichtum entbehren; für ihn genügt es, frei und sein eigener Herr zu sein. Wer sich der Gesundheit zu erfreuen hat und keinen Mangel an den nötigen Lebensbedürfnissen leidet, ist reich genug, wenn er sich in seinem Herzen von den eingebildeten Gütern loszureißen vermag. Dies ist die *Aurea mediocritas* (die goldene Mittelstraße) des Horaz. Sucht deshalb, ihr Leute mit vollen Kisten und Kasten, eine andere Verwendung für euren Reichtum, denn euch Vergnügen zu

verschaffen ist er unvermögend. Obwohl Emil das alles nicht besser wissen wird als ich, so hat er doch ein reineres und gesünderes Herz und wird es deshalb noch besser empfinden. Auch werden ihn alle Beobachtungen in der Welt hierin nur noch bestärken.

Während wir in der angegebenen Weise die Zeit verleben, suchen wir beständig Sophie, ohne sie jedoch zu finden. Es war von wesentlicher Wichtigkeit, dass sie sich zu schnell finden ließ, und wir haben sie deshalb auch da gesucht, wo ich mit Sicherheit annehmen konnte, dass sie nicht sein würde.<sup>163</sup>

Endlich aber ist der Augenblick erschienen, wo Eile nötig ist. Es ist jetzt an der Zeit, sie ernstlich zu suchen, weil sonst Besorgnis ist, er könnte sich selbst eine schaffen, welche er für die wahre hielte, und zu spät zur Erkenntnis seines Irrtums kommen. Lebe wohl denn, Paris, du berühmte Stadt, du geräuschvolle Stadt voller Rauch und Schmutz, in der die Frauen nicht mehr an Ehre, noch die Männer an Tugend glauben! Lebe wohl Paris, wir suchen die Liebe, das Glück, die Unschuld; nie werden wir uns weit genug vor dir flüchten können!

### **Fünftes Buch**

Wir sind jetzt beim letzten Akte der Jugend angelangt, noch aber stehen wir vor der Lösung des Knotens.

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Emil ist Mensch; wir haben ihm eine Gefährtin ist verheißen und müssen sie ihm nun auch geben. Diese Gefährtin ist Sophie. Wo wird sie weilen? Wo werden wir sie auffinden? Ehe wir sie finden können, müssen wir sie kennen. Lasst uns deshalb zunächst erfahren, was sie ist, dann werden wir uns ein sichereres Urteil über ihren Aufenthaltsort bilden können. Und wenn wir sie nun auch endlich aufgefunden haben, so wird damit noch nicht alles getan sein. Da unser Junker,

---

<sup>163</sup> *Mulierem fortem quis inveniet? Procul et de ultimis finibus pretium eius.* (Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Spr. Sal. 31, 10)

sagt Locke, im Begriffe steht, sich zu vermählen, so ist es Zeit, ihn von dem Umgang mit seiner Geliebten nicht zurückzuhalten. Und damit schießt er sein Werk. Ich meinerseits, der ich nicht die Ehre habe, einen Junker zu erziehen, werde mich wohl hüten, hierin Lockes Beispiele zu folgen.

### ***Sophie oder das Weib***

Sophie soll ein Weib sein, wie Emil Mann ist. Sie soll nämlich alles besitzen, was zur Beschaffenheit ihrer Gattung und ihres Geschlechtes gehört, damit sie in physischer wie moralischer Beziehung die ihr angewiesene Stellung ausfüllen kann. Es wird deshalb notwendig sein, zunächst das Übereinstimmende und die Verschiedenheiten ihres und unseres Geschlechtes näher zu untersuchen.

In allem, was nicht das Geschlecht berührt, gleicht das Weib dem Manne. Es ist mit denselben Organen, denselben Bedürfnissen und Fähigkeiten ausgestattet. Der Körper ist auf dieselbe Weise gebaut, die Glieder sind dieselben, auch deren Gebrauch ist derselbe. Die Figur ist ähnlich, kurz: unter welchen Beziehungen man beide auch betrachten möge, sie unterscheiden sich nur durch ein Mehr oder Weniger.

In allem dagegen, was sich auf das Geschlecht bezieht, finden wir bei Mann und Weib neben den Ähnlichkeiten auch überall Verschiedenheiten. Ihre Vergleichung ist jedoch schwierig, weil sich schwer bestimmen lässt, was in der Beschaffenheit eines jeden das Geschlecht angeht und was nicht. Durch die vergleichende Anatomie und selbst durch eine bloße oberflächliche Besichtigung stößt man auf allgemeine Unterschiede, die vom Geschlechte nicht abzuhängen scheinen, trotzdem aber findet eine solche Abhängigkeit statt, und zwar infolge von Verbindungen, die wir wahrzunehmen außerstande sind. Wir wissen eben nicht, wie weit sich diese Verbindungen erstrecken können. Das einzige, was wir bestimmt wissen, ist, dass sich alles Gemeinsame auf die Gattung, alles Verschiedene auf das Geschlecht bezieht. Unter diesem

doppelten Gesichtspunkte betrachtet, stoßen uns zwischen ihnen so viele Ähnlichkeiten und so viele Gegensätze auf, dass es zu den größten Wundern der Natur gerechnet werden muss, wie sie zwei so ähnliche und doch zu gleicher Zeit so verschiedene Wesen hat bilden können.

Diese Übereinstimmungen und Unterschiede müssen notwendig auch auf das Sittliche von Einfluss sein. Die Folgerung ist klar und stimmt mit der Erfahrung überein. Sie zeigt zugleich, wie töricht es ist, sich über den Vorzug des einen Geschlechtes vor dem anderen oder über ihre Gleichheit zu streiten. Wird doch ein jedes von beiden dadurch vollkommener, dass es seiner besonderen Bestimmung gemäß die Endzwecke der Natur zu erreichen strebt, als dass es dem anderen zu gleichen strebt. In dem, was die Gemeinsames haben, gleichen sie sich; in dem aber, worin sie sich unterscheiden, kann auch keine Vergleichung stattfinden. Ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann sollen sich ebenso wenig in bezug auf ihre geistigen Gaben als im Gesicht ähneln; und bei der Vollkommenheit kann ja von einem Mehr oder Weniger nicht die Rede sein.

In der Vereinigung beider Geschlechter ist jedes für den gemeinsamen Zweck gleich tätig, aber freilich nicht in derselben Weise. Aus dieser Verschiedenheit ergibt sich der erste bestimmbare Unterschied beider Geschlechter in moralischer Beziehung. Das eine soll tätig und stark sein, das andere empfangend und schwach; bei dem einen muss notwendig Wille und Kraft herrschen, bei dem anderen zarte Nachgiebigkeit.

Wenn man diesen Grundsatz anerkennt, so muss man auch weiter daraus folgern, dass das Weib besonders dazu geschaffen ist, dem Manne zu gefallen. Dass nun auch der Mann seinerseits dem Weibe gefallen müsse, ist jedoch nicht, so unmittelbar notwendig. Sein Verdienst beruht auf seiner Macht, er gefällt allein durch seine Kraft. Freilich gibt sich hierin noch nicht das Gesetz der Liebe zu erkennen, wohl aber das Gesetz der Natur, das älter ist als die Liebe selbst.

Wenn die Frau die Bestimmung hat, dem Manne zu gefallen und sich ihm zu unterwerfen, so muss sie sich ihm angenehm machen, anstatt sich ihm feindlich gegenüberzustellen. In ihren Reizen besitzt sie eine eigentümliche Gewalt über ihn; durch sie soll sie den Mann zwingen, seiner Macht eingedenk zu sein und sie auszuüben. Das sicherste Mittel nun, diese Macht anzufeuern, besteht darin, sie durch Widerstand herauszufordern. Alsdann vereinigt sich mit der Begierde die Eigenliebe, und letztere triumphiert über den Sieg, den erstere für die sie davongetragen hat. Daraus gehen Angriff und Verteidigung, Kühnheit des einen und Schüchternheit des anderen Geschlechts, endlich auch Sittsamkeit und Scham hervor die Natur den Schwachen als Waffen verlieh, um den Starken durch sie zu unterwerfen.

Wer sollte wohl den Wahn hegen, dass die Natur beiden Geschlechtern gleicherweise dieselbe Art der Annäherung vorgeschrieben habe, und dass dasjenige Geschlecht auch zuerst das Verlangen äußere, bei dem es sich zuerst geregt hat? Das würde ein seltsamer Schluss sein. Das Unternehmen hat für beide Geschlechter gar verschiedene Folgen. Wäre es deshalb wohl naturgemäß, dass sich ihm beide mit gleicher Kühnheit hingeben sollten? Man darf eben nicht übersehen, dass bei der so großen Verschiedenheit des gemeinschaftlichen Einsatzes der Untergang beider erfolgen würde, wenn nicht die Zurückhaltung dem einen die Mäßigkeit auferlegte, welche die Natur dem anderen auferlegt. Das Menschengeschlecht würde dann durch dieselben Mittel zugrunde gerichtet werden, die zu seiner Erhaltung bestimmt sind. Außer dem wird es den Frauen leicht, die Sinnlichkeit der Männer zu reizen und in deren Herzen sogar den Funken eines fast erloschenen Gefühls anzufachen. Wenn es nun auf Erden irgendwo ein unglückliches Land gäbe, wo jene Zurückhaltung nicht gefunden würde, zumal in den heißen Ländern, in denen mehr Frauen als Männer geboren werden, so würden diese von den Frauen tyrannisiert werden, würden ihnen zum Opfer fallen und sich ohne Rettung frühzeitig der Lebenskraft beraubt sehen.

Den Weibchen der Tiere ist jene Schamhaftigkeit nicht eigen. Sie haben aber auch nicht wie die Frauen ein schrankenloses Verlangen, welchem jene Scham als Zügel dient. Das Verlangen tritt bei ihnen nur mit dem Bedürfnisse hervor. Mit Befriedigung desselben hört das Verlangen auf. Sie weisen das Männchen nicht aus Verstellung, sondern in vollem Ernste ab.<sup>164</sup> Ihre Handlungsweise ist der Tochter des Augustus gerade entgegengesetzt: Wenn das Schifflein seine Ladung hat, nehmen sie keine Reisenden mehr auf. Selbst in der Freiheit ist die Zeit ihrer Willfährigkeit nur von kurzer Dauer und geht schnell vorüber. Der Instinkt treibt sie und hält sie zurück. Worin wäre wohl für die Frauen ein Ersatz dieses negativen Instinktes zu finden, wenn man ihnen das Schamgefühl rauben würde? Wollte man warten, bis sie sich nichts mehr aus den Männern machen, so hieße das warten, bis ihnen dieselben nichts mehr nützen können.

Das höchste Wesen hat das Menschengeschlecht in jeder Weise bevorzugen wollen. Indem es dem Manne Neigungen ohne Maß eingepflanzt, stellt es ihn zugleich unter das Gesetz, welches sie regelt, damit er frei sei und sich selbst beherrsche. Mit den maßlosen Leidenschaften verband es wiederum die Vernunft, um sie zu leiten. Den grenzenlosen Begierden, die es im Weibe anfachte, stellte es die Scham zur Seite, um sie in Schranken zu halten. Zum Überflus hat es der guten Anwendung der verliehenen Fähigkeiten noch eine Belohnung zuerkannt, das Wohlgefallen nämlich, das man am Sittlichen empfindet, sobald man es zur Richtschnur seiner Handlungen gemacht hat. Dies alles kann man wohl mit Recht zum Instinkte der Tiere gleichstellen.

Ob nun das Weib das Verlangen des Mannes teilen möge oder nicht, es zu befriedigen Lust habe oder nicht, so weist es ihn doch beständig zurück und sucht sich zu verteidigen, freilich nicht immer mit derselben Energie und deshalb auch nicht immer mit dem

---

<sup>164</sup> Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, dass Weigerung aus Ziererei und Koketterie fast bei allen Weibchen, selbst unter den Tieren vorkommt, sogar dann, wenn sich in ihnen die größte Neigung regt, sich zu ergeben. Unmöglich kann derjenige, welcher dies in Abrede stellt, ihr Benehmen beobachtet haben.

gleichen Erfolge. Soll der Angreifende den Sieg davontragen, so muss die Angegriffene es gestatten oder ihm wohl gar Vorschub leisten, denn wie viele geschickte Mittel stehen nicht zu ihrer Verfügung, den Angreifenden zur Entfaltung aller seiner Kraft zu zwingen. Die freieste und süßeste aller Handlungen duldet keine wirkliche Gewalttätigkeit; Natur und Vernunft widersetzen sich derselben. Erstere hat den schwächeren Teil mit soviel Kraft ausgestattet, als er gebraucht, um Widerstand zu leisten, wenn es ihm gefällt, und letztere bezeichnet eine wirkliche Gewalttätigkeit nicht nur als die rohste aller Handlungen, sondern auch als eine solche, die ihrem Endzwecke völlig widerstrebt. Erklärt doch der Mann in diesem Falle seiner Gefährtin den Krieg und berechtigt sie, ihre Person und ihre Freiheit, selbst auf Lebensgefahr des Angreifers hin, zu verteidigen. Ferner steht auf Lebensgefahr des Angreifers hin, zu verteidigen. Ferner steht doch auch wohl der Frau allein das Recht zu, über den Zustand zu urteilen, in welchem sie sich befindet. Kein Kind würde einen Vater haben, wenn sich jeder Mann dessen Rechte anmaßen könnte.

Eine dritte Folge der Beschaffenheit der beiden Geschlechter ist die eigentümliche Erscheinung, dass der Stärkere nur scheinbar der Herr ist, während er in der Tat von dem schwächeren Teil abhängt, und zwar nicht etwa infolge eitler Schmeichelei oder der stolzen Großmut des Beschützers, sondern infolge eines unveränderlichen Naturgesetzes, welches es dem Weibe leichter machte, Verlangen anzufachen, als dem Manne, es zu befriedigen. Dieses Naturgesetz hat also den Mann, er mag wollen oder nicht, von der Geneigtheit des Weibes abhängig gemacht und ihn gezwungen, auch seinerseits bemüht zu sein, demselben zu gefallen, so dass es folglich in den Willen des Weibes gesetzt ist, ihn als den Stärkeren gelten zu lassen oder nicht. Die Ungewissheit nun, in welcher der Mann schwebt, ob die Schwachheit der Stärke gewichen sei, oder ob sie sich mit Absicht ergab, ist eben für ihn das Süßeste bei seinem Siege. Darin besteht auch eine gewöhnliche List des Weibes, dass es diese Ungewissheit beständig zu erhalten weiß. Diese Schlauheit der Frauen steht auch vollkommen mit ihrer

Körperbeschaffenheit im Einklang. Weit davon entfernt, über ihre Schwäche zu erröten, rühmen sie sich derselben vielmehr. Ihre zarten Muskeln sind ohne Widerstandskraft; sie tun, als vermöchten sie nicht die leichteste Last zu heben, ja sie schämen sich förmlich, als stark zu gelten. Und weshalb das? Nicht bloß, um sich den Anstrich der Zartheit zu geben, nein, sie benutzen es in ihrer Verschmitztheit als eine Vorsichtsmaßregel, sie wollen sich im voraus entschuldigen und sich sogar das Recht vorbehalten, im Notfalle schwach zu sein.

Der Fortschritt der durch unsere Laster erworbenen Einsichten hat die über diesen Punkt unter uns herrschenden alten Ansichten wesentlich geändert. Man redet kaum noch von Notzucht, seitdem sie so wenig nötig ist und die Männer nicht mehr daran glauben,<sup>165</sup> während sie in den ältesten Zeiten bei Griechen und Juden zu den gewöhnlichsten Verbrechen gerechnet wurde. Damals herrschte noch in den Ansichten eine natürliche Einfachheit, die uns durch unser zügelloses Leben verloren gegangen ist. Wenn in unseren Tagen wenige Fälle der Notzucht vorkommen, so hat dies seinen Grund nicht etwa darin, dass die Männer enhaltsamer geworden sind, sondern es erklärt sich dieser Umstand dadurch, dass die Menschen heutzutage weniger leichtgläubig sind, so dass eine derartige Klage, die ehemals bei den einfachen Völkern Glauben gefunden hätte, nur spöttisches Gelächter erregen würde – es ist vorteilhafter, zu schweigen. Im 5. Buche Mosis (Kap. 22, V. 23-27) steht ein Gesetz, nach welchem ein geschändetes Mädchen mit dem Verführer bestraft werden sollte, sobald das Verbrechen innerhalb der Stadt geschehen wäre. Für den Fall aber, dass es auf freiem Felde oder an abgelegenen Orten begangen wäre sollte der Mann allein bestraft werden „denn“, sagt das Gesetz, „er fand sie auf dem Felde, und die vertraute Dirne schrie, und war niemand,

---

<sup>165</sup> Es kann freilich unter Umständen eine solche Ungleichheit des Alters und der Kraft stattfinden, dass eine wirkliche Notzucht vorkommt. Da ich aber hier von dem in der Ordnung der Natur begründeten Zustande beider Geschlechter rede, so betrachte ich sie beide in dem gewöhnlichen Verhältnis, welches diesem Zustande zugrunde liegt.

der ihr half“. Diese nachsichtige Deutung lehrte die Mädchen, sich nicht an besuchten Orten überraschen zu lassen.

Diese Verschiedenheit der Ansichten ist nicht ohne Einfluss auf die Sitten geblieben. Eine Folge derselben ist die heutige Galanterie. Da sich nämlich die Männer überzeugten, dass ihre Freuden doch mehr, als sie wähten, von dem freien Willen des schönen Geschlechts abhingen, so haben sie dieselben durch gefälliges Entgegenkommen sich geneigt zu machen gesucht und sind reichlich dafür entschädigt worden.

Es wird eurer Aufmerksamkeit nicht entgehen, wie uns das Physische unmerklich auf das Moralische führt, und wie sich aus der rein äußerlichen Vereinigung der Geschlechter nach und nach die süßesten Gesetze der Liebe bilden. Nicht weil die Männer es gewollt haben, sind die Frauen zur Herrschaft gelangt, sondern weil es der Wille der Natur ist. Sie gehörte ihnen schon, noch bevor sie dieselbe auszuüben schienen. Derselbe Herkules, der sich einbildete, den fünfzig Töchtern des Thespius Gewalt anzutun, ließ sich dennoch zwingen, bei der Omphale zu spinnen; und der starke Simson besaß nicht die Stärke der Delila. Die Herrschaft liegt einmal in den Händen der Frauen und kann ihnen nicht entzogen werden, selbst wenn sie Missbrauch mit derselben treiben. Sie können sie auch nie verlieren, sonst hätten sie sie längst eingebüßt.

In bezug auf die Folgen der geschlechtlichen Verhältnisse gibt es zwischen beiden Geschlechtern keine Gleichstellung. Der Mann zeigt seine Mannheit nur in gewissen Augenblicken, die Frau dagegen bleibt Frau ihr ganzes Leben oder wenigstens ihre ganze Jugend hindurch. Unaufhörlich wird sie an ihr Geschlecht gemahnt, und um ihre Pflichten genau erfüllen zu können, bedarf sie einer den Anforderungen derselben entsprechenden Körperbeschaffenheit. Ihre Schwangerschaft macht ihr Schonung zur Pflicht; im Kindbett hat sie Ruhe nötig; solange sie ihre Kinder stillt, muss sie sich einer bequemen, sitzenden Lebensweise befleißigen, und zur Pflege der Erziehung derselben gehört viel Geduld und Sanftmut, viel Eifer und herzliche Liebe, die sich durch

nichts zurückschrecken lässt. Sie ist das Band zwischen dem Vater und den Kindern, erfüllt ihn mit Liebe zu denselben und beseelt ihn mit dem Vertrauen, sie wirklich die Seinen nennen zu dürfen. Wie großer Zärtlichkeit und Sorgfalt bedarf nicht die Frau, um die Eintracht in der Familie aufrechtzuerhalten! Und nicht etwa die Tugend soll sie zu dem allen antreiben, sondern Neigung und angeborene Lust, ohne welche das Menschengeschlecht längst ausgestorben wäre.

Die Strenge der gegenseitigen Pflichten beider Geschlechter ist und kann nicht dieselbe sein. Wenn sich die Frau über diese Ungleichheit zwischen sich und dem Manne beklagt, als ob ihr dadurch eine Ungerechtigkeit zugefügt würde, so begeht sie ein Unrecht. Diese Ungleichheit rührt durchaus nicht von einer menschlichen Einrichtung her, wenigstens ist sie keineswegs das Ergebnis eines Vorurteils. Sie hat ihren Grund einfach darin, dass dasjenige Geschlecht, dem die Kinder von der Natur als ein teures Gut anvertraut sind, auch dem anderen für dieselben bürgen muss. Unzweifelhaft ist es niemand erlaubt, die Treue zu brechen, und jeder ungetreue Mann, welcher seiner Gattin den einzigen Lohn für die schweren Pflichten ihres Geschlechtes entzieht, handelt ungerecht und grausam. Aber die ungetreue Frau begeht ein noch größeres Unrecht, sie löst geradezu die Familie auf und trennt alle süßen Bande der Natur. Wenn sie dem Manne Kinder gibt, die nicht die seinigen sind, so betrügt sie beide und fügt zur Untreue noch den Meineid. Mann kann sich kaum denken, welche Unordnungen und Verbrechen sich hieraus entwickeln müssen. Gibt es wohl einen unglückseligeren Menschen in der Welt als einen Vater, der, des Vertrauens zu seinem Weibe beraubt, nicht wagt, sich den süßesten Regungen seines Herzens hinzugeben? Wenn er sein Kind umarmt, muss er nicht fürchten, dass er das Kind eines anderen umarmt, das Pfand seiner Entehrung, den Räuber des Guts seiner eigenen Kinder? Die Familie ist dann nur eine Vereinigung geheimer Feinde, welche die schuldbeladene Frau gegeneinander aufreizt, indem sie dieselben zwingt, einander Liebe zu heucheln.

Es kommt demnach viel darauf an, dass die Frau nicht nur wirklich treu sei, sondern dass sie auch von ihrem Gatten, von ihren Verwandten, von jedermann dafür gehalten werde. Sie muss sittsam und zurückhaltend sein und ebenso in den Augen der anderen als in ihrem eigenen Gewissen das Zeugnis ihrer Tugend bestätigt finden. Wenn ein Vater seine Kinder lieben soll, so muss er vor allen Dingen Achtung vor ihrer Mutter hegen. Aus diesem Grunde muss man selbst den Schein der Tugend zu den Pflichten des Weibes rechnen, so dass ihr Ehre und guter Name ebenso unverbrüchlich heilig sind, wie die Keuschheit selbst. So folgt also aus diesen Grundsätzen sowie aus dem moralischen Unterschiede der Geschlechter für die Frauen die besondere Pflicht, in bezug auf ihre Führung, ihr Benehmen und ihre Haltung die peinlichste Aufmerksamkeit zu beobachten. Wollte man eben leichthin behaupten, dass beide Geschlechter gleich und ihre Verpflichtungen dieselben seien, so würde man sich nur in leeren Reden ergehen, man würden nichts sagen, solange man auf das Obige nicht geantwortet hat.

Es ist in der Tat eine leichte Art des Urteils, wenn man auf so allgemeine und wohlbegründete Gesetze mit Ausnahmen antwortet. Die Frauen, wendet man ein, bekommen ja nicht immer Kinder. Nein, aber trotzdem ist es doch ihre eigentliche Bestimmung, Kinder zu gebären. Wie? Weil es auf dem ganzen weiten Erdenrunde vielleicht hundert große Städte gibt, in denen die Frauen infolge ihres lockeren Lebenswandels nur wenig mit Kindern gesegnet sind, deshalb wollt ihr behaupten, dass dies die Bestimmung der Frauen sei? Was würde wohl aus euren Städten werden, wenn nicht das flache Land, wo die Frauen in größerer Einfachheit und Keuschheit leben, die Unfruchtbarkeit jener Damen ausgleiche? In wie viel Provinzen sind doch die Frauen, welche sich nur von vier bis fünf Kindern umringt sehen, für wenig fruchtbar verschrien!<sup>166</sup> Und was kann es endlich auf die allgemeine Sache für

---

<sup>166</sup> Sonst würde das Menschengeschlecht auch aussterben. Soll es sich erhalten, so muss jede Frau durchschnittlich ungefähr vier Kinder haben. Von den Kindern, die geboren werden, stirbt nämlich ziemlich die Hälfte, bevor sie selbst wieder

Einfluss haben, wenn diese oder jene Frau wenige Kinder hat? Es ist deshalb nicht weniger die Bestimmung der Frau, Mutter zu werden, und nicht nur die allgemeinen Naturgesetze, sondern auch die Sitten müssten dieser Anschauung günstig sein.

Gesetzt, die Zwischenräume zwischen den Schwangerschaften wären wirklich immer so groß, als man anzunehmen pflegt, würde trotzdem eine Frau ohne alle Gefahr ihrer Lebensweise so schnell eine gerade ins Gegenteil umschlagende Änderung geben können? Wird sie imstande sein, heute als Amme und morgen als Kriegerin aufzutreten? Wird sie Temperament und Neigungen wie das Chamäleon die Farben wechseln können? Ist es ihr möglich, aus ihrer stillen Zurückgezogenheit und Häuslichkeit hervorzutreten und sich dann sofort der rauen Witterung, den Anstrengungen, Mühen und Gefahren des Krieges auszusetzen? Vermag sie bald furchtsam<sup>167</sup> und bald tapfer, bald zart und bald kräftig zu sein? Wenn es den in Paris aufgewachsenen jungen Männern Mühe macht, die Beschwerden des Kriegshandwerks auszuhalten, wie sollen es dann wohl Frauen, die nie der Sonnenglut getrotzt und kaum marschieren gelernt haben, nach fünfzig Jahren eines bequemen Lebens zu ertragen imstande sein? Sollen sie dieses raue Handwerk etwa in einem Alter zu betreiben beginnen, in dem die Männer es bereits aufgeben?

Allerdings gibt es Länder, in denen die Frauen fast schmerzlos gebären und ihre Kinder beinahe ohne alle Mühe großziehen. Das räume ich gern ein. Aber in diesen Ländern gehen auch die Männer bei jedem Wetter halb nackt, bekämpfen mutig die wilden Tiere, tragen ein Boot wie einen Ranzen, dehnen ihre Jagdzüge oft sieben- bis achthundert Meilen aus, schlafen unter freiem Himmel auf bloßer Erde, ertragen unglaubliche Mühseligkeiten und können

---

Kinder haben können, und zwei müssen doch notwendig übrigbleiben, um Vater und Mutter zu ersetzen. Es ist fraglich, ob die Städte eine solche Bevölkerung liefern.

<sup>167</sup> Die Furchtsamkeit der Frauen ist noch ein weiterer Beweis ihres natürlichen Instinktes gegen die doppelte Gefahr, die sie während ihrer Schwangerschaft bedroht.

tagelang ohne Nahrung aushalten. Wenn die Frauen kräftig werden, ist dasselbe bei den Männern in noch höherem Maße der Fall. Verweichlichen sich jedoch die Männer, so nimmt die Verweichlichung bei den Frauen erst recht überhand. Wenn sich demnach beide Geschlechter immer auf gleiche Weise verändern, so bleibt der Unterschied stets der nämliche.

Plato lässt in seiner Republik die Frauen dieselben Übungen wie die Männer betreiben. Das musste er auch, denn da in seinem Staate keine einzelnen Familien bestehen sollten, und er nun nicht mehr wusste, was mit den Frauen anzufangen wäre, so blieb ihm nichts anderes übrig, als Männer aus ihnen zu machen. Dieser treffliche Kopf, alles vorhersehend und berechnend, kam dadurch einem Einwurfe zuvor, an den vielleicht sonst niemand gedacht hätte. Der Einwand aber, den man wirklich gegen ihn erhoben hat, fand seinerseits eine schlechte Widerlegung. Ich rede hier keineswegs von dem vermeintlichen gemeinsamen Besitze der Frauen. Es ist ein Vorwurf, der, so oft man ihn auch gegen Plato wiederholt haben mag, nur den Beweis liefert, dass diejenigen, die ihn machten, Plato nie gelesen haben. Ich spreche vielmehr von jener gesellschaftlichen Vermischung, die in jeder Beziehung die beiden Geschlechter, sogar in ihren Beschäftigungen und Arbeiten, zusammenwirft und sicherlich nicht verfehlen kann, die unerträglichsten Missbräuche hervorzurufen. Ich spreche von dieser Zerstörung der süßesten natürlichen Empfindungen, die einem erkünstelten Gefühle geopfert werden, welches ohne sie gar nicht einmal bestehen könnte. Als ob nicht ein natürliches Mittel nötig wäre, um die Bande inniger Gemeinschaft zu knüpfen! Als ob die Liebe, die man zu den Seinen hegt, nicht die Quelle der dem Staate schuldigen Liebe wäre! Als ob nicht gerade erst durch das kleine Vaterland, welches gleichsam die Familie bildet, das Herz an das große gefesselt würde! Als ob nicht gerade der gute Sohn, der gute Gatte, der gute Vater auch den guten Bürger abgeben!

Steht nun soviel fest, dass Mann und Frau in bezug auf Charakter und Temperament weder gleich beschaffen sind noch gleich beschaffen sein dürfen, so folgt daraus auch, dass sie keine

gleichmäßige Erziehung erhalten können. Sie sollen zwar in Beobachtung der von der Natur angedeuteten Richtungen in Übereinstimmung handeln, sollen aber deshalb nicht dasselbe tun. Der Zweck ihrer Arbeiten ist ein gemeinsamer, aber die Arbeiten selbst sind verschieden, und demnach auch die Neigungen, von denen sie sich leiten lassen. Haben wir uns vorher bemüht, einen Mann naturgemäß zu erziehen, so bleibt uns, damit wir unser Werk nicht unvollkommen lassen, noch zu zeigen übrig, wie die Frau zu erziehen ist, die das Gegenstück zu diesem Manne bildet.

Wer stets gut geleitet sein will, der folge beständig den Weisungen der Natur. Alles, was dem Geschlecht eigentümlich ist, muss als deren Werk angesehen und deshalb in Ehren gehalten werden. Ihr werdet nicht müde zu sagen: „Die Frauen haben den und den Fehler.“ Allein euer Stolz täuscht euch. Eigenschaften, welche bei euch als Mängel erscheinen würden, zeigen sich bei ihnen als Tugenden. Besäßen sie dieselben nicht, so würde es in mancher Beziehung schlechter mit uns bestellt sein. Man verhindere nur, dass diese vermeintlichen Fehler ausarten, rotte sie aber nicht aus.

Die Frauen ihrerseits hören nicht auf zu klagen, dass wir sie zur Eitelkeit und Gefallsucht erziehen und dass wir sie beständig nur mit lauter Kindereien zu unterhalten suchen, um desto leichter die Herren spielen zu können. Sie wollen die Fehler, die wir ihnen vorwerfen, uns aufbürden. Das ist töricht! Seit wann lassen sich denn die Männer auf Mädchenerziehung ein? Wer hindert die Mütter, ihre Töchter völlig so zu erziehen, wie es ihnen beliebt? Sie haben keine hohe Schulen! Das ist wirklich ein großes Unglück! Aber wollte Gott, wir hätten auch keine für die Knaben! Sie würden dann sicherlich vernunftgemäßer und sittsamer erzogen werden. Wer zwingt denn die Mädchen, ihre Zeit mit Tändeleien zu vertreiben und selbst gegen ihren Willen ihr halbes Leben am Putztische zuzubringen? Wer anders als die Mütter durch ihr Beispiel selbst! Man verhindert ja die Mütter nicht, sie nach eigenem Belieben zu erziehen oder erziehen zu lassen. Es ist doch nicht unsere Schuld, dass sie uns durch ihre Schönheit gefallen und

durch ihr Liebäugeln verführen, dass die Künste, die sie von den Müttern erlernten, uns anziehen und angenehm berühren, dass wir sie gern geschmackvoll gekleidet sehen und sie ruhig die Mittel gebrauchen lassen, durch welche sie uns zu fesseln suchen! Nun wohl, man möge sie einmal als Männer erziehen; letztere werden von Herzen ihre Beistimmung geben. Je mehr sie darauf ausgehen werden, ihnen zu gleichen, desto weniger werden sie die Herrschaft über dieselben gewinnen, und erst dann werden sie in Wahrheit die Herren sein.

Die beiden Geschlechtern gemeinsamen Fähigkeiten sind nicht gleichmäßig verteilt, aber im ganzen genommen findet eine Ausgleichung statt. Das Weib hat einen höheren Wert als Weib, einen geringeren, wenn es den Mann spielen will. Es ist überall im Vorteil, wo es seine Rechte geltend macht, im Nachteil aber, wo es sich die unsrigen anmaßen will. Diese allgemeine Wahrheit kann man nur durch Ausnahmen zu bestreiten suchen, wie es die galanten Verteidiger des schönen Geschlechts beständig zu tun pflegen.

Wollte man bei den Frauen nur die männlichen Eigenschaften ausbilden, ihre eigenen dagegen verabsäumen, so würde man denselben offenbar nur Schaden zufügen. Das sehen die Listigen unter ihnen auch nur gut ein, als dass sie sich sollten hinter das Licht führen lassen. Sie suchen sich unsere Vorzüge anzueignen, geben aber darum ihre eigenen keineswegs auf. Eine Vereinigung der Vorzüge beider Geschlechter ist indes nicht möglich, und daher kommt es, dass die Frauen weder die einen noch die anderen recht zu verwerten wissen. Indem sie weder ihre eigenen allseitig ausbilden, noch sich zu unserem Standpunkte vollständig erheben können, verlieren sie die Hälfte ihres Werts. Glaube mir, verständige Mutter, und suche deine Tochter nicht in einen ehrbaren Mann zu verhandeln, als wolltest du die Natur Lügen strafen; bilde vielmehr ein ehrbares Weib aus ihr, und halte dich versichert, dass es für beide Teile sein wird.

Hieraus folgt aber durchaus noch nicht, dass die Frauen in Unwissenheit erzogen und lediglich auf ihre Tätigkeit in der Wirtschaft beschränkt werden sollen. Welcher Mann wird seine Frau zur Magd erniedrigen wollen? Würde er sich dann nicht an ihrer Seite des größten gesellschaftlichen Reizes berauben? Er kann doch unmöglich, nur um sie besser beherrschen zu können, sie zu verhindern suchen, ihr Gemüt und ihren Verstand auszubilden! Er wird doch sicherlich kein willenloses Geschöpf aus ihr machen wollen! Im Gegenteil, da die Natur der Frau einen so anziehenden und gewandten Geist verliehen hat, so soll sie selbständig denken, urteilen, lieben, sich Kenntnisse erwerben und ihren Geist ebenso gut pflegen wie ihren Körper. Diese Waffen hat ihr die Natur als Ersatz für die ihr fehlende Stärke verliehen, um so die unsrige nach ihrem Willen lenken zu können. Sie soll viel lernen, allein nur das, was ihr zu wissen dienlich ist.

Ob ich nun mein Augenmerk auf die besondere Bestimmung des schönen Geschlechts lenke, oder ob ich seine Neigungen berücksichtige, oder ob ich mir seine Pflichten vorhalte, so trägt doch alles gleichmäßig dazu bei, mich auf die für dasselbe geeignete Erziehung hinzuweisen. Frau und Mann sind füreinander bestimmt, aber ihre gegenseitige Abhängigkeit ist keineswegs gleich. Der Mann hängt von der Frau infolge seiner Begierden ab, die Frau aber vom Manne nicht allein hierin, sondern auch in ihren Bedürfnissen. Wir könnten weit eher ohne die Frauen, als die ohne uns bestehen. Ihre Lebensbedürfnisse und Lebensstellung verdanken sie uns allein. Wir müssen sie ihnen gewähren, müssen sie ihnen gewähren wollen, müssen sie derselben würdig erachten. Sie sind aber auch von unserem Urteil abhängig, von unserer Schätzung ihres Wertes, ihrer Reize und ihrer Tugenden. Ja sogar nach dem Gesetz der Natur hängen sie sowohl für sich als für ihre Kinder von dem Urteil der Männer ab. Es genügt nicht, dass sie achtungswürdig sind, sie müssen auch geachtet werden; es genügt für sie nicht, weise zu sein, sie müssen dafür auch Gefallen erregen; es genügt für sie nicht, schön zu sein, sie müssen auch Gefallen erregen; es genügt für sie nicht, weise zu sein, sie müssen dafür

auch gelten. Ihre Ehre ist nicht allein an ihr Betragen, sondern hauptsächlich an ihren Ruf geknüpft, und es ist nicht möglich, dass eine Frau, die sich gefallen ließe, für ehrlos gehalten zu werden, auch wirklich ein rechtschaffenes Weib sein kann. Ein Mann, der recht handelt, hängt nur von sich selbst ab und kann dem öffentlichen Urteil trotzen. Eine Frau jedoch hat, auch wenn sie recht tut, der ihr gestellten Aufgabe dann erst zur Hälfte Genüge getan. An dem, was man von ihr denkt, darf ihr nicht weniger gelegen sein, als an dem, was sie in Wahrheit ist. Ihre Erziehung darf also in dieser Beziehung mit der unsrigen durchaus nicht übereinstimmen. Die Meinung ist bei dem Manne das Grab der Tugend, bei der Frau deren Thron.

Von der guten Konstitution der Mütter hängt zunächst die der Kinder, sowie von der Sorgfalt der Frauen die erste Erziehung der Männer ab. Dann aber hängen weiter noch auch die Sitten, Leidenschaften, Neigungen und Freuden, ja sogar das Glück derselben von ihnen ab. Deshalb soll sich die ganze Erziehung der Frauen um die Männer drehen. Ihnen Gefallen einzuflößen und zu nützen, sich bei ihnen beliebt zu machen und in Ehren zu stehen, sie in der Jugend zu erziehen, und wenn sie herangewachsen sind, für sie zu sorgen, ihnen mit Trost und Rat beizustehen, das Leben zu verschönern und zu versüßen: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, auf die man sie von Kindheit an aufmerksam machen soll. Solange man nicht diesen Grundsatz befolgt, entfernt man sich vom Ziel, und alle Vorschriften, welche man ihnen erteilt, werden weder zu ihrem noch zu unserem Glücke dienen.

Obgleich nun jede Frau von dem Wunsche beseelt ist, den Männern zu gefallen, und auch beseelt sein soll, so ist es doch ein großer Unterschied, ob sie darauf ausgeht, einem verdienstvollen, wahrhaft liebenswürdigen Manne, oder jenen weibischen Männern zu gefallen, die ebenso wenig ihrem eigenen Geschlecht, als dem, welches sie nachzuahmen suchen, zur Zierde gereichen. Es ist weder in der Natur noch in der Vernunft begründet, dass die Frau an den Männern das Weibische liebe, und

ebenso wenig darf sie männliche Sitten annehmen, um sich bei den Männern beliebt zu machen.

Sobald nun eine Frau den sittsamen und züchtigen Ton ihres Geschlechts ablegt und in das Wesen jener törichteren Männer verfällt, entsagt sie ihrem Berufe, statt ihm zu folgen, und begibt sich sogar selbst der Rechte, die sie sich anzueignen gedachte. „Aber“, so sagen manche Frauen, „wir würden den Männern ja gar nicht gefallen, wenn wir es nicht so machten!“ Darin irren sie sich vollständig. Nur eine Närrin vermag einen Narren zu lieben. Der Wunsch, solche Leute zu fesseln, gibt den Geschmack derjenigen zu erkennen, welche sich ihnen hingeben. Gäbe es noch keine frivolen Männer, so würden sie nicht ruhen und rasten, bis sie deren herangebildet hätten, denn unsere Leichtfertigkeit ist in weit höherem Maße das Werk der Frauen als umgekehrt. Die Frau, welche wahre Männer liebt und ihnen zu gefallen strebt, wählt zu ihrem Zwecke die passendsten Mittel. An und für sich ist sie ja gefallsüchtig, aber ihre Koketterie ändert Form und Gegenstand mit ihren Anschauungen. Wenn man nun letztere mit den Absichten der Natur in Übereinstimmung zu bringen versteht, dann wird die Frau die ihrem Wesen entsprechende Erziehung erhalten.

Die kleinen Mädchen lieben fast von ihrer Geburt an den Putz. Nicht zufrieden damit, dass sie hübsch sind, wollen sie dafür auch gelten. Man sieht es an ihrem ganzen Gebaren, dass diese Sorge sie schon früh beschäftigt, und kaum sind sie imstande, zu verstehen, was man zu ihnen sagt, so vermag man sie dadurch zu leiten, dass man sie darauf aufmerksam macht, was die Welt von ihnen denken werde. Wollte man, wie man unüberlegterweise wirklich vorgeschlagen hat, dieses Erziehungsmittel auch auf Knaben anwenden, so würde dasselbe sicherlich bedeutend weniger Gewalt über sie gewinnen. Wenn sie nur ihren freien Willen und ihren Zeitvertreib haben, so bekümmern sie sich wenig darum, was die Leute von ihnen denken. Es gehört viel Zeit und Mühe dazu, um sie unter dasselbe Gesetz zu beugen.

Von welcher Seite her die Mädchen auch diese erste Lehre empfangen mögen, so ist sie doch stets gut, denn da der Körper sozusagen vor der Seele geboren wird, so muss die erste Pflege sich auf den Körper erstrecken. Zwar gilt dies für beide Geschlechter, aber der Gegenstand der Erziehung ist doch ein verschiedener. Bei dem einen Geschlechte soll die Kraft, bei dem anderen die Anmut entwickelt werden; allein nicht etwa so, dass diese Eigenschaften ausschließliches Eigentum eines der beiden Geschlechter werden, sie sollen nur in umgekehrter Ordnung auftreten. Die Frau muss soviel Kraft besitzen, um alles mit Anmut ausführen zu können; der Mann bedarf hinwiederum der Geschicklichkeit, um alles mit Leichtigkeit zu verrichten.

Mit einem Übermaße der Verweichlichung der Frauen nimmt auch die Verweichlichung der Männer ihren Anfang. Wenn die Frauen auch nicht so stark wie diese zu sein brauchen, so müssen sie doch so kräftig sein, um tüchtigen Knaben das Leben geben zu können. In dieser Beziehung sind die Klöster, in denen die Zöglinge zwar eine grobe Kost erhalten, aber viel freie Bewegung haben, viel in der freien Luft und in den Gärten umherlaufen und spielen, mancher häuslichen Erziehung vorzuziehen. Gibt es ja doch leider viele Familien, in denen die Tochter nur an leckere Kost, an Schmeichel- und Scheltworte gewöhnt wird und in denen sie beständig unter den Augen der Mutter im verschlossenen Zimmer sitzen muss. Was ist aber die Folge einer solchen Erziehung? Dass das arme Kind nicht frei aufzustehen, nicht zu gehen, nicht zu sprechen, ja kaum Atem zu holen wagt, und nie einen freien Augenblick hat, nach Herzenslust zu spielen, zu springen, zu laufen, zu schreien und sich dem natürlichen Mutwillen seines Alters zu überlassen. Beides, beständige Nachsicht und übelangebrachte Strenge, ist verderblich und entspricht keineswegs der Vernunft. Durch einseitige Behandlung verdirbt man nur Körper und Seele der Jugend.

Die spartanischen Mädchen wurden wie die Knaben in kriegerischen Spielen ausgebildet, nicht etwa um persönlich in den Krieg zu ziehen, sondern um dereinst Mütter von Knaben werden

zu können, die fähig wären, die Beschwerden des Krieges zu ertragen. Ich kann mich damit zwar nicht völlig einverstanden erklären, denn es ist durchaus nicht notwendig, dass die Mutter, um dem Staate Soldaten zu geben, die Flinte getragen und das preußische Exerzitiu durchgemacht habe, allein im allgemeinen finde ich die griechische Erziehung in diesem Punkte sehr verständig. Die jungen Mädchen erschienen oft öffentlich, freilich nicht mit den Knaben gemeinschaftlich, sondern von ihnen getrennt. Es gab fast kein Fest, keine feierliche Opferhandlung, an denen nicht Scharen von Mädchen der vornehmsten Bürger, mit Blumen bekränzt, teilnahmen. Sie trugen Körbe, Vasen und Ostergaben, sangen Hymnen, führten gemeinschaftliche Tänze auf und boten so den verfeinerten Sinnen der Griechen ein reizendes Schauspiel dar, das geeignet war, der üblen Wirkung ihrer gerade nicht sehr anständigen Gymnastik die Wage zu halten. Abgesehen von dem Eindruck, welchen dieser Brauch auf das Herz der Männer ausüben musste, so war er doch immer in der Beziehung vortrefflich, dass er durch angenehme, mäßige und heilsame Übungen die weibliche Jugend körperlich gut entwickelte und ihr außerdem durch das beständige Bestreben zu gefallen den Geschmack schärfte und bildete, ohne je ihre Sittlichkeit ernstlich zu gefährden.

Sobald diese jungen Mädchen in den Ehestand traten, ließen sie sich öffentlich nicht mehr sehen. In ihre Wohnungen zurückgezogen, widmeten sie alle ihre Sorgfalt lediglich dem Hauswesen und der Familie. Das ist eben die Lebensweise, welche Natur und Vernunft dem weiblichen Geschlechte vorschreiben. Von solchen Müttern wurden denn auch die gesündesten, kräftigsten und wohlgebildetsten Kinder geboren, und daher kam es, dass, ungeachtet des üblen Rufes einiger Inseln, unter allen Völkern der Erde, selbst die Römer nicht ausgenommen, die Frauen der Griechen als die weisesten und liebenswürdigsten galten, bei denen sich Sittlichkeit und Schönheit harmonisch paarten.

Es ist bekannt, dass die bequeme, den Körper nicht einengende Kleidung viel dazu beitrug, demselben bei beiden

Geschlechtern jene schönen Verhältnisse zu bewahren, welche man an ihren Statuen bewundert, und die heutigestags noch als Vorbilder der Kunst dienen, da die verunzierte Natur solche Gestalten unter uns nicht mehr hervorbringt.

Von all den gotischen Fesseln und der Menge von Bändern, welche unseren Körper von allen Seiten einschnüren, wussten sie nichts. Ihre Frauen kannten auch die Schnürleiber nicht, durch welche die unsrigen ihre Figur mehr verunstalten, als ihre wahre Beschaffenheit zeigen. Nach meiner Ansicht muss ein solcher Missbrauch, der in England zum Beispiel zu einer unbegreiflichen Höhe getrieben ist, endlich zur Entartung des Geschlechtes führen, und sicherlich zeigt das Wohlgefallen, das man daran hat, von keinem guten Geschmack. Es ist doch durchaus nicht angenehm, eine Frau wie eine Wespe in zwei Stücke geteilt zu sehen; es beleidigt das Auge und verletzt die Einbildungskraft. Die Schönheit der Figur beruht wie alles übrige auf bestimmten Verhältnissen und Maßen; über dieselben hinauszugehen, ist sicherlich ein Fehler. Schon beim nackten Körper würde dieser Fehler ins Auge fallen; wie sollte er sich nun unter der Kleidung und Schönheit verwandeln?

Ich will nicht nach den Gründen forschen, weshalb die Frauen so hartnäckig darauf bestehen, sich zu panzern. Ein schlaffer Busen, ein aufgetriebener Leib, usw. sind, wie ich nicht leugnen kann, bei einem Mädchen von zwanzig Jahren nichts Schönes. In einem Alter von dreißig Jahren fällt dies indes nicht mehr so auf. Da wir nun in jedem Alter, wir mögen wollen oder nicht, doch stets von der Natur abhängig sind, uns sich überdies das Auge des Mannes hierin auch gar nicht täuschen lässt, so sind jene Mängel, das Alter sei welches es wolle, nicht so unangenehm als die alberne Ziererei einer Kleinen von – vierzig Jahren.

Alles, was die Natur hemmt und einzwängt, ist das Ergebnis eines schlechten Geschmacks. Das hat sowohl bei dem Schmucke des Körpers als bei der Ausbildung des Geistes seine Gültigkeit. Leben, Gesundheit, Vernunft, Wohlbefinden müssen über alles

andere gehen. Es gibt keine Anmut ohne Ungezwungenheit; Zartheit ist nicht schmachtesendes Wesen, und um Gefallen zu erregen, braucht man nicht krank zu sein. Leider erregt Mitleid, aber Freude und Verlangen suchen die Frische der Gesundheit.

Den Kindern beiderlei Geschlechts fehlt es nicht an vielen gemeinsamen Vergnügungen, und so soll es auch sein. Haben sie dieselben denn nicht ebenfalls, wenn sie erwachsen sind? Aber es zeigen sich doch bald die eigentümlichen Neigungen, welche sie unterscheiden. Die Knaben verlangen Bewegung und Lärm: Trommeln, Kreisel, kleine Wagen; die Mädchen haben ihre Freude mehr an dem, was das Auge besticht und zum Schmucke dient: an Spiegeln, Geschmeide, Flitterstaat, besonders aber an Puppen. Die Puppe ist das besondere Spielzeug dieses Geschlechtes, und hiermit bekundet das Mädchen ganz unzweideutig seinen Geschmack an seiner natürlichen Bestimmung. Von der Kunst zu gefallen kann es vorläufig nur das Äußerliche, das Sinnliche, pflegen; dies besteht eben im Putz.

Man sehe und beobachte nur, wie ein kleines Mädchen den ganzen Tag mit seiner Puppe beschäftigt ist. Unaufhörlich verändert es deren Anzug, kleidet sie hundertmal an und aus und sucht immer neue Zierraten, mögen sie nun passen oder nicht, darauf kommt es nicht an. Den Fingern gebricht es wohl an der gehörigen Geschicklichkeit, der Geschmack hat sich noch nicht entwickelt, indes zeigt sich doch schon die Anlage zur Entwicklungsfähigkeit. Bei dieser beständigen Beschäftigung verfließt dem Mädchen unbemerkt die Zeit, die Stunden vergehen, es weiß nicht wie; sogar das Essen wird vergessen, es hat mehr Verlangen nach Putz als nach Nahrung. Aber, so könnte man einwenden, es putzt ja seine Puppe und nicht sich selbst! Darin liegt allerdings eine gewisse Wahrheit. Vorläufig wendet es noch der Puppe seine ganze Aufmerksamkeit zu; für sich selber vermag es, da es seine volle Entwicklung noch nicht erreicht hat, nichts zu tun; es hat bis jetzt dazu weder die nötigen Talente noch die Kraft. Deshalb lebt und webt es nur in seiner Puppe und erschöpft seine ganze Gefallsucht an derselben. Aber es wird sich nicht immer

darauf beschränken, es wartet auf den Augenblick, selber seine Puppe zu werden.

So zeigt sich also in diesem Spiele eine ganz entschiedene Neigung. Es kommt jetzt nur darauf an, derselben nachzugehen und sie auszubilden. Sicherlich würde die Kleine ihre Puppe herzlich gern ganz allein ausputzen, sich selber die Schleifchen, kleinen Tücher, Falbeln und Spitzen verfertigen. Sie fühlt sich in dieser Beziehung in so drückender Weise von der Gefälligkeit anderer abhängig, dass ihr nichts angenehmer wäre, als sich durch eigene Kunstfertigkeit helfen zu können. Hieraus folgt, worin der erste Unterricht bestehen soll, den man kleinen Mädchen erteilt. Man schreibt ihnen damit keine Arbeiten vor, sondern man erweist ihnen sogar einen Gefallen. Und in der Tat lernen sie fast alle lieber mit der Nadel arbeiten als lesen und schreiben. Sie denken schon mit Vergnügen daran, dass ihnen diese Geschicklichkeit, wenn sie einst groß sein werden, dazu dienen kann, sich zu putzen.

Ist dieser Weg erst gebahnt, so ist alles übrige leicht. Das Nähen, Sticken, Klöppeln kommen wie von selbst. Teppichstickerei sagt ihnen dagegen weniger zu. Die Möbel liegen ihnen noch zu fern; außerdem haben sie nichts mit ihrer Person zu schaffen und sind mehr dem Urteil anderer unterworfen. Dergleichen Arbeiten bilden mehr eine Unterhaltung für Frauen; junge Mädchen werden nie daran großes Vergnügen finden.

Mit diesen freiwilligen Arbeiten lässt sich nun leicht das Zeichnen verbinden, denn diese Kunst ist für jeden, der sich geschmackvoll zu kleiden wünscht, durchaus nicht gleichgültig. Ich würde aber freilich wünschen, dass man sie nicht Landschaften, noch weniger aber Figuren zeichnen ließe. Blätter, Früchte, Blumen, Faltenwurf, kurz alles, was zur äußeren Zier der Kleidung dienen kann, sowie die Fähigkeit, sich selbst ein Stickmuster zu entwerfen, wenn man kein passendes aufzutreiben vermag, das ist für sie völlig genügend. Wenn sich die Männer schon im allgemeinen auf das Studium nützlicher Kenntnisse beschränken sollen, so gilt dies für die Frauen in noch höherem Maße. Denn

wenn ihr Leben auch weniger mühevoll ist, so soll sich ihre Tätigkeit doch auf mancherlei Sorgen erstrecken und soll stets unermüdlich sein, so dass sie sich zum Nachteil ihrer Pflichten nie einer Lieblingsbeschäftigung vorherrschend widmen dürfen.

Was man dagegen auch sagen mag: der gesunde Menschenverstand ist beiden Geschlechtern gleich eigen. Die Mädchen sind im allgemeinen gelehriger als die Knaben, und man bedarf bei ihnen sogar größere Autorität. Freilich darf man von ihnen nicht etwas fordern, dessen Nützlichkeit sie nicht einsehen. Die Kunst der Mutter besteht darin, ihnen von allem, was sie anordnet, den Nutzen zu zeigen, und dies ist um so leichter, da sich bei den Mädchen das Verständnis frühzeitiger entwickelt als bei den Knaben. Deshalb belästige man Knaben sowohl wie Mädchen nicht mit einem müßigen Studium, das zu nichts Nützlichem führt, und sogar solche, die es betreiben, bei anderen nicht einmal angenehm macht. Aber auch ein solches Studium ist nicht zu empfehlen, dessen Nutzen in diesem Alter noch nicht einleuchtet, da das Kind noch nicht befähigt ist, sich auf einem späteren Standpunkt zu stellen. Wenn ich nicht wünsche, dass man einen Knaben ängstlich anhalte, lesen zu lernen, so wünsche ich noch viel weniger, dass man ein junges Mädchen dazu zwingt, bevor es den Nutzen des Lesens hat einsehen lernen. Freilich, bei der Art, wie man ihm diesen Nutzen begreiflich machen will, folgt man mehr seinen eigenen Begriffen als der kindlichen Anschauungsweise. Aber worin liegt denn die Notwendigkeit, dass ein Mädchen so früh lesen und schreiben lernt? Soll es denn in kurzer Zeit eine Wirtschaft führen? Es gibt nur sehr wenige, welche keinen Missbrauch mit dieser bedenklichen Kunst treiben. Man sollte sie nicht zwingen; sie werden diese schon lernen, sobald sich Zeit und Gelegenheit findet; dafür sind sie insgesamt viel zu neugierig. Vielleicht sollten sie zunächst rechnen lernen, denn nichts ist in allen Lebenslagen nützlicher, aber auch zugleich schwieriger und so dem Irrtum unterworfen als das Rechnen. Wenn die Kleine ihre Kirschen zum Vesperbrot erst dann bekäme, wenn sie ein

Rechenexempel gelöst, so glaube ich sicher, dass sie bald würde rechnen lernen.

Ich kenne ein junges Mädchen, welches eher schreiben als lesen lernte und mit der Nadel zu schreiben anfang, bevor sie die Feder zu führen vermochte. Von allen Schriftzeichen wollte es zuerst nur das O nachmalen. Es schrieb beständig große und kleine O, schrieb sie von allen möglichen Größen, zwängte ein O in das andere hinein und schrieb dabei regelmäßig von rechts nach links. Unglücklicherweise sah es sich eines Tages, während es sich dieser nützlichen Beschäftigung hingab, im Spiegel: da machte die Kleine die Entdeckung, dass ihr die gekrümmte Haltung ein schlechtes Aussehen gab. Wie eine Minerva warf sie die Feder weg und wollte keine O mehr schreiben. Auch ihr Bruder fand kein Wohlgefallen am Schreiben. Ihn hielt jedoch weniger das ungeschickte Aussehen davon, als der damit verbundene Zwang. Man brachte nun das Mädchen wieder auf folgende Weise zum Schreiben. Es war sehr eigen und wollte durchaus nicht leiden, dass sich die Schwestern seiner Wäsche bedienten. Bisher hatte man ihnen dieselbe gezeichnet, nun unterließ man es. So musste die Kleine dies also von jetzt ab selbst lernen. Das übrige ergab sich nun von selbst.

Deshalb rechtfertigt man stets die Dienstleistungen, die man von jungen Mädchen fordert, aber man beschäftige sie auch stets. Müßiggang und Eigensinn sind für sie die beiden schlimmsten Fehler, die man am allerschwersten auszurotten vermag, sobald man sie erst hat einzuwurzeln lassen. Mädchen müssen sorgsam und arbeitsam sein. Das ist indes noch nicht alles, sie müssen sich auch zeitig fügen lernen. Ein gewisser Zwang ist von ihrem Geschlechte unzertrennlich, und wenn sie sich demselben entziehen wollen, so werden sie es einst bitter bereuen. So sind sie zum Beispiel ihr ganzes Leben einem beständigen und sehr strengen Zwang unterworfen, nämlich dem der Wohlanständigkeit. Sie müssen deshalb schon früh an diesen Zwang gewöhnt werden, damit sie sich leicht in denselben finden lernen: man muss sie beizeiten anhalten, ihre Launen zu beherrschen, um sie dem Willen anderer unterwerfen zu können. Hätten sie Lust, fortwährend zu

arbeiten, so müsste man sie zwingen, sich Erholung zu gönnen. Zerstreutheit, Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit sind Fehler, die sich leicht daraus entwickeln, dass man seine Lieblingsneigungen eine verkehrte Richtung einschlagen und sich beständig von ihnen leiten lässt. Will man dieser Verwirrung vorbeugen, so gewöhne man sie vor allem daran, sich selbst zu beherrschen. Deshalb ist das Leben einer ehrbaren Frau bei den vielen verkehrten Einrichtungen unserer Zeit fast ein beständiger Kampf mit sich selbst. Doch ist es nur billig, dass dies Geschlecht auch seinen Anteil an den Leiden trage, die es uns bereitet hat.

Man verhindere, dass sich die Mädchen bei ihren Beschäftigungen langweilen und ihren Vergnügungen mit zu großer Leidenschaft hingeben, wie dies der gewöhnlichen Erziehung fast regelmäßig zu geschehen pflegt. Hier trägt, wie Fénelon sagt, der eine Teil alle Langeweile, der andere alles Vergnügen. Die genaue Beobachtung der obigen Regeln vorausgesetzt, wird der erste dieser beiden Übelstände nur dann hervortreten, wenn die Personen, von denen das Kind umgeben ist, ihm missfallen. Ein kleines Mädchen, das seine Mutter oder seine Erzieherin liebt, wird den ganzen Tag an ihrer Seite arbeiten, ohne Langeweile zu empfinden; schon das bloße Plaudern entschädigt es für allen Zwang. Wenn es jene nicht leiden kann, wird es alles mit Unlust tun, wozu es unter deren Augen angehalten wird. Es ist sehr schwer, dass die Mädchen gut geraten, denen die Mutter nicht über alles geht. Freilich, um ihre wahren Gefühle richtig beurteilen zu können, muss man sie genauer beobachten und sich nicht allein auf das verlassen, was sie sagen; denn sie sind Schmeichelkätzchen, listig und lieben schon frühzeitig die Verstellung. Auch darf man ihnen nicht vorschreiben, ihre Mutter zu lieben: die Liebe lässt sich nicht gebieten, und hier hilft kein Zwang. Anhänglichkeit, Sorgfalt und schon die süße Gewohnheit werden in der Tochter Liebe zur Mutter erwecken, falls sich diese nicht durch irgendeine Handlung ihren Hass zuzieht. Selbst der verständige Zwang, in welchem die Tochter notwendig gehalten werden muss, wird diese Zuneigung nicht schwächen, sondern nur erhöhen, denn Abhängigkeit ist ein

den Frauen natürlicher Zustand, und schon die Mädchen fühlen, dass sie zum Gehorchen geboren sind.

Die Frauen haben also oder sollen wenigstens nur einen geringeren Grad von Freiheit haben. Aus demselben Grunde geben sie sich aber den Freiheiten, welche man ihnen lässt bis zum Übermaße hin. Geneigt, alles zu übertreiben, entwickeln die Mädchen bei ihren Spielen einen weit ungestümeren Eifer als selbst die Knaben. Das ist der zweite der angedeuteten Übelstände. Dieses Ungestüm muss durchaus niedergehalten werden, denn in ihm wurzeln mehrere Fehler, die den Frauen eigentümlich sind, wie zum Beispiel der Eigensinn und die Eingenommenheit von sich selbst.

So kann sich eine Frau heute für etwas begeistern, was sie morgen kaum beachtet. Eine solche Unbeständigkeit in ihren Neigungen ist ebenso schädlich wie eine zu große Leidenschaftlichkeit in denselben, und beide entstehen aus derselben Quelle. Wir wollen ihnen durchaus nicht ihren Frohsinn, ihr Lachen, ihre Lebhaftigkeit und ihre ausgelassenen Spiele missgönnen, nur muss man zu verhüten suchen, dass sie sich an einer Sache übersättigen und dann voller Unbeständigkeit bald das eine, bald das andere ergreifen. Stets müssen sie fühlen, dass jedes Beginnen nur bis zu einer gewissen Grenze ausgedehnt werden darf; man gewöhne sie, sich mitten im Spiel ohne Murren unterbrechen zu lassen und etwas anderes vorzunehmen. Schon die Gewöhnung tut hierin viel, da sie ja in dieser Beziehung nur eine Unterstützung der natürlichen Neigung ist.

Ist der Zwang zur Gewohnheit geworden, so entsteht daraus eine Fügsamkeit des Geistes, welche den Frauen ihr ganzes Leben hindurch von großem Nutzen ist. Beständig sind sie ja entweder einem Mann oder dem Urteil der Männer unterworfen, und nie dürfen sie sich über diese Urteile hinwegsetzen. Die vornehmste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmut. Dazu bestimmt, einem Wesen zu gehorchen, das in jeder Beziehung so unvollkommen ist und, wenn auch nicht immer geradezu Laster, so

doch stets viele Fehler besitzt, muss die Frau schon früh, ohne sich zu beklagen, Ungerechtigkeit erdulden und die Härte eines Gatten ertragen lernen. Sie muss weniger seinetwegen als um ihrer selbst willen sanft sein. Verstimmung und Halsstarrigkeit der Frauen tragen nur dazu bei, ihre Leiden zu vergrößern und das Verhältnis zu dem Manne zu verschlimmern. Nicht mit diesen Waffen sollen sie über die Männerwelt zu siegen suchen. Der Himmel hat ihnen nicht deshalb jenes einschmeichelnde und bestrickende Wesen verliehen, um zänkisch zu werden, hat ihnen ihre Schwäche nicht gegeben, um sie als Mittel zur Erlangung der Herrschaft zu benutzen, hat sie mit ihrer sanften Stimme nicht zum Schmähen und Schelten und mit ihrem zarten Gesichtsausdruck nicht dazu ausgestattet, um ihn durch Ausbrüche des Zornes zu entstellen. Wenn sie sich ärgern, vergessen sie sich. Oft haben sie wohl recht, sich zu beschweren, sobald sie aber schmälern, ist das Unrecht stets auf ihrer Seite. Jedes muss den Ton seines Geschlechtes beibehalten. Zeigt der Mann zuviel Sanftmut, so kann sich die Frau dadurch leicht zur Ungezogenheit verleiten lassen; sofern aber der Mann nicht völlig verkommen ist, wird ihn die Sanftmut der Frau stets wieder auf den rechten Weg zurückbringen und früher oder später doch stets den Sieg davontragen.

Die Töchter sollen also immer gehorsam, die Mütter jedoch auch nicht immer unerbittlich sein. Um ein junges Mädchen an Folgsamkeit zu gewöhnen, braucht man es nicht unglücklich zu machen; um es zur Sittsamkeit anzuhalten, braucht man nicht das Gefühl in ihm zu ertönen. Ich würde es im Gegenteil einem jungen Mädchen nicht verargen, wenn es hin und wieder eine kleine List anwendete, zwar nicht, um der Strafe für seinen Ungehorsam zu entgehen, sondern um der Notwendigkeit, gehorchen zu müssen, auf eine Art aus dem Wege zu gehen. Die Abhängigkeit braucht nicht gerade lästig und beschwerlich zu werden, es ist schon hinreichend, wenn man sich ihrer bewusst ist. Da nun die List eine natürliche Anlage des weiblichen Geschlechtes ist und nach meiner Ansicht alle Naturanlagen an für sich gut und berechtigt sind, so

glaube ich, dass man auch diese Anlage wie alle anderen pflegen muss, nur soll man die Ausartung derselben verhüten.

In bezug auf die Richtigkeit dieser Bemerkung möchte ich mich auf das Urteil eines jeden gewissenhaften Beobachters berufen. Von den Frauen müssen wir in diesem Punkte freilich absehen; sie haben vielleicht schon infolge unserer zwangsvollen gesellschaftlichen Einrichtungen Gelegenheit und Anregung genug, ihren Geist zu schärfen. Wir wollen hier nur von den kleinen Mädchen reden, die gleichsam erst zu leben beginnen. Vergleicht man sie mit Knaben von gleichem Alter, so werden diese sicherlich gegen jene schwerfällig, unbeholfen und linkisch erscheinen. Ich will nur ein Beispiel anführen, und das verschiedene Benehmen beider Geschlechter in ihrer kindlichen Einfalt zu zeigen.

Man pflegt den Kindern zu verbieten, bei Tische etwas zu fordern. Ich halte dies allerdings nicht für richtig, denn man soll die Kinder nicht mit unnützen Vorschriften überladen. Es ist ja leicht, ihnen einen Bissen von diesem oder jenem Gerichte zu gewähren oder zu verweigern.<sup>168</sup> Man martert dann wenigstens das arme Kind nicht mit seiner durch die Hoffnung gesteigerten Lüsterheit fast zu Tode. Bekannt ist nun die List eines kleinen Knaben, dem dies Gesetz ebenfalls auferlegt war, und der sich, als man ihn bei Tische vergessen hatte, ein Herz fasste und um ein wenig Salz hat. Man hätte ihn freilich deswegen doch schelten können, weil er direkt zwar nur Salz, indirekt aber damit gleichzeitig Fleisch gefordert hatte. Doch will ich dagegen nichts einwenden, denn in jenem Übersehen lag etwas so Grausames, dass ich mir die Möglichkeit seiner Bestrafung selbst in dem Falle nicht denken kann, wenn er das Gebot geradezu übertreten und ohne Umschweife gesagt hätte, dass ihn hungere. Ich will hier nur die List mitteilen, welche ein kleines Mädchen von sechs Jahren in meiner Gegenwart in einem ungleich schwierigeren Fall anwendete; denn nicht allein war auch diesem auf das strengste

---

<sup>168</sup> Ein Kind wird ungestüm bitten, wenn es dadurch zum Ziele gelangt. Nie wird es doch zweimal dasselbe verlangen, wenn die erste Antwort regelmäßig unwiderruflich ist.

untersagt worden, weder mittelbar noch unmittelbar irgend etwas zu fordern, sondern sein Ungehorsam wäre hier auch insofern unverzeihlich gewesen, als das Kind, mit Ausnahme eines einzigen Gerichtes, bereits von allen übrigen gegessen hatte. Von diesem hatte man ihm vorzulegen vergessen, aber gerade nach ihm trug es besonders Verlangen.

Um nun auf diesen Akt der Vergesslichkeit aufmerksam zu machen, ohne gerade ungehorsam zu erscheinen, ließ es mit erhobenem Finger seine Blicke über alle Gerichte schweifen und sagte, indem es auf jedes einzelne hinwies, dabei ganz laut: „Hiervon habe ich gegessen, hiervon habe ich gegessen!“ Als es aber an das Gericht gelangte, von dem man ihm vorzulegen vergessen hatte, überschlug es dasselbe mit so auffälligem Stillschweigen, dass es jemand bemerkte und fragte: „Hast du denn von diesem Gerichte nicht auch gegessen?“ – „Ach nein,“ versetzte leise das kleine Leckermäulchen mit niedergeschlagenen Augen. Ich brauche wohl nichts weiter hinzuzufügen. Man vergleiche nur die List des Mädchens mit der des Knaben.

Alles, was ist, ist gut, und kein allgemeines Gesetz ist schlecht. Die dem Weibe verliehene eigentümliche List ist nur ein völlig billiger Ersatz für seine geringere Stärke. Ohne sie würde die Frau nicht als Gefährtin des Mannes auftreten können, sondern zu seiner Sklavin herabsinken. Durch diese Überlegenheit des Talents erhält sie ihre Ebenbürtigkeit aufrecht und beherrscht den Mann, trotzdem sie ihm gehorcht. Die Frau hat alles gegen sich: unsere Fehler ihre Schüchternheit und ihre Schwäche; die Waffen, welche sie für sich ins Feld führen kann, sind allein ihre List und ihre Schönheit. Ist es deshalb nicht billig, dass sie beide ausbildet? Allein die Schönheit ist nicht jeder Frau verliehen, auch leidet sie unter tausend Zufälligkeiten, verwelkt mit den Jahren, und selbst die Gewohnheit verringert ihren Reiz. Im Geist allein liegt die Hauptstärke des schönen Geschlechts, freilich nicht in jenem oberflächlichen Geist, auf den die Welt so großen Wert legt und der zur Begründung eines wahren Lebensglücks doch völlig wertlos ist, sondern in der den Frauen eigentümlichen geistigen Befähigung,

sich unseren Geist dienstbar zu machen und somit aus unseren eigenen Vorzügen Vorteil zu ziehen. Man glaubt kaum, wie nützlich diese Kunst uns selbst ist, in wie hohem Grade sie den Reiz des persönlichen Umgangs beider Geschlechter untereinander erhöht, wie ersprießlich sie ist, den Mutwillen der Kinder zurückzuhalten und raue Ehemänner zu besänftigen, und wie viel sie zum Gedeihen der Haushaltung beiträgt, welche sonst durch Zwietracht so leicht gestört werden würde. Ränkevolle und böse Weiber machen zwar, wie mir recht wohl bewusst ist, einen schlechten Gebrauch davon, aber womit triebe das Laster nicht Missbrauch? Man darf die Mittel zur Glückseligkeit nicht zerstören, weil sich einige Böse derselben hin und wieder zu unserem Nachteile bedienen.

Man kann durch Putz glänzen, gefallen kann man aber nur durch seine Person. Der Anzug ist nicht der Mensch selbst; oft entstellt er den, welcher zu großer Sorgfalt auf ihn verwendet, und wer ihn recht bemerkbar machen will, findet oft selbst am wenigsten Beachtung. Die Erziehung der jungen Mädchen befindet sich in diesem Punkt auf einem schlimmen Abweg. Man verspricht ihnen Putz als Belohnung und impft ihnen auf diese Weise Gefallen an einem auffallenden Putz ein. „Wie schön sie ist!“ ruft man wohl aus, wenn sie recht aufgeputzt einhergehen. Man sollte den Mädchen im Gegenteil die Überzeugung beibringen, dass soviel Putz nur Fehler bedecken solle, und dass die Schönheit ihren Haupttriumph darin suche, nur durch sich selbst zu glänzen. Die Modesucht ist ein Zeichen schlechten Geschmacks. Da sich das Gesicht nicht mit der Mode ändert und die Figur stets dieselbe bleibt, so wird ihr das, was ihr einmal gut stand, auch immer gut stehen.

Ich würde ein junges Mädchen, das zu großen Wert auf seine Kleidung legt, auf folgende Weise von seinem Irrtume zu heilen suchen. Zunächst würde ich mich stellen, als ob ich wegen der so verdeckten Gestalt besorgt wäre und mich über das, was man darüber sagen könnte, beunruhigt fühlte. Dann würde ich sagen: „Alle diese Zierraten putzen leider zu sehr! Glaubst du wohl, dass deine Figur auch einfachere vertragen könnte? Besitzt sie genug

Schönheit, um dieses oder jenes entbehren zu können?“ Vielleicht wird dann die Kleine die erste sein, welche uns ersucht, ihr irgendeinen Schmuck abzunehmen, und uns dann selbst ein Urteil darüber zu bilden. In diesem Falle müsste man, wenn es möglich wäre, mit dem Lobe nicht zurückhalten. Ich würde ihr stets am meisten Lob spenden, wenn sie am einfachsten gekleidet ginge. Sobald sie den Putz nur als eine Ergänzung der Anmut ihrer Person und gleichsam als ein stillschweigendes Eingeständnis betrachtet, dass sie eines solchen Hilfsmittels bedürfe, um Gefallen zu erregen, so wird sie sicherlich nicht mehr stolz auf ihren Putz sein. Sie wird vielmehr demütig werden, und wenn sie sich ja einmal mehr putzt als gewöhnlich und dann den Ausruf vernimmt: „Wie schön sie ist!“ so wird sie vor Verdruss darüber erröten.

Übrigens finden sich allerdings Figuren, welche einen gewissen Putz nötig haben, aber keine, welche einen überreichen Schmuck erfordern. Ein Putz, welcher imstande ist, zugrunde zu richten, beruht auf einer durch die Rangstufe genährten Eitelkeit, wird aber nicht durch die Eitelkeit der Person hervorgerufen. Er ist einzig und allein auf Vorurteile zurückzuführen. Die wirkliche Gefallsucht hat wohl hin und wieder eine Vorliebe für das Gesuchte, aber nie für das Prunkvolle. Juno kleidete sich weit prachtvoller als Venus. „Da du es nicht vermochtest, Helena in ihrer vollen Schönheit darzustellen, hast du sie mit Reichtümern ausgestattet,“ sagte Apelles zu einem schlechten Maler, welcher die Helena auf seinem Gemälde mit Putz überladen hatte.<sup>169</sup> Mir ist ebenfalls die Bemerkung nicht entgangen, dass die prächtigsten Kleider gewöhnlich hässliche Frauen vermuten lassen; man kann sich keine weniger angebrachte Eitelkeit denken. Gebt einem jungen Mädchen, das Geschmack besitzt und nichts nach der Mode fragt, Bänder, Flor und Mußelin und Blumen, und es wird sich ohne dass es der Zutaten von Diamanten, Zierraten und Spitzen<sup>170</sup> bedarf,

---

<sup>169</sup> Clemens v. Alex., *Pædag. lib. II. cap. 12.*

<sup>170</sup> Frauen, deren Haut weiß genug ist, um der Spitzen zu entbehren zu können, würden ihren Mitschwestern, wenn sie keine tragen wollten, großen Verdruss bereiten. Fast immer werden die Moden von den Hässlichen erfunden, denen sich die Schönen törichterweise unterwerfen.

einen Anzug herstellen, der ihm hundertmal reizender steht als der glänzendste Flitterstaat des ersten Modehändlers.

Da das Gute seinen Wert stets behält und man immer so gut wie möglich sein muss, so treffen auch die Frauen, welche sich auf den Anzug verstehen, stets eine gute Wahl und werden dem Ausgesuchten nicht so leicht untreu. Sie wechseln nicht alle Tage und sind deshalb weniger beschäftigt als diejenigen, deren unausgebildeter Geschmack niemals befriedigt ist. Ein wahrhaft sorgfältig gewählter Anzug braucht den Putztisch wenig zu Rate zu ziehen. Der Putztisch junger Mädchen ist gewöhnlich nicht sehr reich ausgestattet. Arbeit und Unterricht nehmen sie den ganzen Tag über in Anspruch. Trotzdem sind sie gewöhnlich, wenn man von der Schminke absieht, mit ebenso großer Sorgfalt, ja sogar nicht selten mit weit feinerem Geschmacke gekleidet als die Frauen. Über die Übertreibung der Toilettenkünste hegt man oft ganz irrthümliche Anschauungen; sie hat ihre Quelle weit häufiger in der Langweile als in der Eitelkeit. Eine Frau, die sechs Stunden vor ihrem Spiegel zubringt, ist sich recht wohl bewusst, dass sie deshalb durchaus nicht besser gekleidet ist als diejenige, welche auf ihren Anzug nur eine halbe Stunde verwendet. Aber man hat doch glücklich ebensoviel von der tödlich langweilenden Zeit überstanden, und es ist doch immer noch besser, sich die Zeit mit sich selbst zu vertreiben, als sich von allem anderen langweilen zu lassen. Was in aller Welt sollte man nur mit seinem Leben von Mittag bis neun Uhr abends angeben, wenn der Putztisch fehlte? Im Kreise seiner Kammerfrauen kann sich belustigen, sie in Harnisch bringen, und das ist doch immer etwas. Man vermeidet ein vertrauliches Zusammensein mit seinem Gatten, dem nur in diesen Stunden der Zutritt gestattet ist, und das ist noch von ungleich höherem Werte. Und nun erscheinen die Kaufleute, die Kunsthändler, die Anbeter, die Dichterseelen, nun dreht sich das Geplauder um Verse, um Lieder und Flugschriften. Ohne den Putztisch ließe sich das unmöglich so schön miteinander in Einklang bringen. Der einzige wirkliche Gewinn, der dabei abfällt, besteht darin, dass man seinen Körper ein wenig mehr zur Schau stellen

kann, als wenn ihn das neidische Gewand verhüllt. Indes ist dieser Gewinn vielleicht doch nicht so groß, als man sich einbildet, und die Frauen stellen sich vor ihrem Putztische nicht ein vorteilhaftes Licht, als sie sich selber vorreden. Erteilt den Frauen ohne Bedenken eine weibliche Erziehung. Tragt Sorge, dass sie an den Geschäften ihres Geschlechtes Gefallen finden, sich durch Sittsamkeit auszeichnen, ihrem Haushalte gut vorstehen und sich häuslich zu beschäftigen wissen. Die übertriebene Toilette wird dann von selbst fortfallen und die Frauen werden gleichwohl stets nach dem besten Geschmack gekleidet sein.

Das erste, was die jungen Mädchen beim Heranwachsen bemerken, ist, dass alle diese erborgten Reize nicht ausreichend sind, wenn sie nicht eigene besitzen. Schönheit kann man sich nie selber geben, und ein einnehmendes Wesen vermag man sich nicht so bald anzueignen. Aber man kann sich wenigstens bemühen, sich ein gefälliges Äußere zu geben, seiner Stimme einen angenehmen Klang zu verleihen, sich in seiner Haltung zusammennehmen, einen schwebenden Gang zu erhalten, sich an anmutige Stellungen zu gewöhnen und sich überall in seinem vorteilhaftesten Lichte zu zeigen. Die Stimme nimmt an Fülle zu, wird fest und klangvoll; die Arme runden sich, der Gang wird sicher, und man macht die Entdeckung, dass es eine Kunst gibt, wie man auch immer gekleidet sein möge, bemerkbar zu machen. Von dem Augenblick an handelt es sich nicht mehr bloß um Nadel und Kunstfertigkeit; neue Talente kommen zum Vorschein und lassen ihren Nutzen schon in die Augen fallen.

Ich weiß, dass strenge Lehrer die Anforderung stellen, man solle sie jungen Mädchen weder im Singen noch im Tanzen oder in anderen gefälligen Künsten unterrichten. Dies Verlangen kommt mir lächerlich vor. Wen soll man ihrer Ansicht nach darin unterweisen? Etwa die Knaben? Für wen ist es wohl am passendsten, sich diese Geschicklichkeiten zu erwerben, für die Männer oder für die Frauen? „Für niemanden!“ werden sie mir erwidern. „Jeder Gesang eines weltlichen Liedes ist ein Verbrechen. Der Tanz ist eine Erfindung des Teufels. Ein junges Mädchen darf

nur an der Arbeit und am Gebet seine Freude finden.“ Das sind allerdings merkwürdige Unterhaltungen für ein Kind von zehn Jahren! In mir steigt wenigstens die Befürchtung auf, dass alle diese kleinen Heiligen, welche, dem Zwange nachgebend, ihre Kindheit unter Gebet verleben, ihre reifere Jugend dafür ganz anderen Dingen widmen und sich nach ihrer Verheiratung alle Mühe geben werden, die Zeit, welche sie als Mädchen verloren zu haben glauben, aufs beste wieder einzubringen. Ich huldige der Ansicht, man müsse auf beides Rücksicht nehmen, auf das, was mit dem Alter, sowie auf das, was mit dem Geschlecht in Einklang steht; dass ein junges Mädchen nicht das Leben seiner Großmutter führen darf; dass es lebendig, heiter und mutwillig sein, nach Herzenslust singen und tanzen, und alle unschuldigen Vergnügungen seines Alters genießen soll. Nur zu früh wird die Zeit da sein, wo es ein gesetztes Wesen und eine ernstere Haltung annehmen muss. Beruht denn aber dieser Wechsel auf einer wirklichen Notwendigkeit? Ist er nicht vielleicht auch schon eine bloße Folge unserer Vorurteile? Dadurch, dass man den sittsamen Frauen nur solche ernste und alle Freude verscheuchende Pflichten auferlegte, hat man alles aus der Ehe alles verbannt, was sie den Männern in einem freundlichen Lichte erscheinen lassen konnte. Kann es deshalb befremden, wenn die erkältende Stille, die sie in ihrem Hause herrschen sehen, sie von dannen treibt, oder wenn sie sich wenig versucht fühlen, sich eine so unbefriedigende Häuslichkeit zu schaffen? Dadurch, dass das Christentum alle Pflichten zu hoch spannt, macht es sie selbst unausführbar und nutzlos. Durch Verbot des Gesanges, Tanzes und aller weltlichen Lustbarkeiten hat es den Frauen einen unfreundlichen und zänkischen Charakter eingepflegt, der sie in ihren Häusern unerträglich macht. Es gibt keine Religion, in welcher die Ehe mit so strengen Pflichten verbunden wäre, und keine, in welcher eine so heilige Verbindung in solcher Verachtung stände. Man hat es sich so angelegen sein lassen, den Frauen alle Liebenswürdigkeit zu rauben, dass es endlich gelungen ist, die Ehemänner mit völliger Gleichgültigkeit gegen sie zu erfüllen. „Das sollen sie durchaus nicht,“ höre ich versichern. Ich aber behaupte

demgegenüber, dass sie es absolut werden müssen, da am Ende die Christen doch auch nur Menschen sind. Ich für meinen Teil stelle die Forderung, dass eine junge Engländerin ihre fesselnden Gaben mit der gleichen Sorgfalt ausbilde, um ihrem künftigen Gatten zu gefallen, wie sie eine junge Albanesin für den Harem zu Ispahan ausbildet. Die Ehemänner, wird man mir entgegenhalten, fragen nichts nach dergleichen Gaben und Eigenschaften. Gegen diese Wahrheit will ich mich nicht verschließen, wenn nämlich diese Talente leider nicht dazu angewendet werden, den Männern zu gefallen, sondern nur als Köder dienen, um junge Lüstlinge anzulocken, die nur darauf ausgehen, sie zu entehren. Allein meint ihr nicht auch, dass eine lebenswürdige und verständige Frau, welche sich solcher Talente zu erfreuen hätte und sie nur Unterhaltung ihres Mannes zur Geltung brächte, zum Glücke seines Lebens beitragen und ihn abhalten würde, seine Erholung auswärts zu suchen, wenn er nach anstrengender Kopfarbeit sein Zimmer verlässt? Sind euch denn keine Familien bekannt, in denen alle Glieder in so glücklichem Vereine nebeneinander leben und sich jedes bestrebt, seinen Anteil an der gemeinschaftlichen Unterhaltung zu tragen? Wer will wohl auftreten und behaupten, dass in dem Vertrauen und in der mit demselben verbundenen Vertraulichkeit, in der Unschuld und in der Süßigkeit der Freuden, die sie uns gewähren, kein voller Ersatz für das geräuschvolle Treiben der öffentlichen Vergnügungen liegt?

Man hat die gefälligen Talente in zu hohem Grade in Künste verwandelt, hat sie zu sehr zum Gemeingute zu machen gesucht, sie in Grundsätze und Regeln gekleidet und dadurch den jungen Mädchen das, was für sie nur Unterhaltung und heiteres Spiel sein soll, äußerst langweilig gemacht. Ich kann mir keinen lächerlicheren Anblick vorstellen als den eines Tanzmeisters oder Gesanglehrers, wenn er jungen Mädchen, die so schon alles lächerlich finden, mit sauertöpfischer Miene entgentritt und nun beim Unterricht in seiner nichtigen Kunst einen so pedantischen und schulmeisterlichen Ton anschlägt, als handelte es sich um eine Katechismuslehre. Ist zum Beispiel die Gesangkunst etwa von der

geschriebenen Musik abhängig? Sollte man nicht im imstande sein, die Stimme biegsam und klangvoll zu machen, geschmackvoll einen Gesang vortragen, ja selbst begleiten zu lernen, ohne auch nur eine einzige Note zu kennen? Eignet sich die gleiche Sangesweise für jede Stimme und die nämliche Methode für jede Auffassung? Man wird mich nie zu der Überzeugung bringen, dass dieselben Stellungen, dieselben Schritte, dieselben Bewegungen, dieselben Gebärden, dieselben Tänze sich bei einer kleinen lebhaften und anziehenden Brünnetten und einer schlanken schönen Blondine mit schmachtenden Augen gleich anmutig ausnehmen. Gewahre ich einen Lehrer, der alle beide trotzdem genau in derselben Weise unterrichtet, so werde ich deshalb sagen: Dieser Mensch betreibt sein Geschäft mechanisch und handwerksmäßig, von einer Kunst ist jedoch bei ihm nicht die Rede.

Man hat die Frage aufgestellt, ob die Erziehung der Mädchen von Lehrern oder Lehrerinnen geleitet werden müsse. Ich weiß es nicht. Mein Wunsch wäre, dass sie mit den einen wie mit den anderen verschont blieben, dass sie zwanglos das lernten, wozu ihre Neigung sie hintriebe, und dass man in unseren Städten nicht unablässig so viele theatralisch aufgeputzte Balletttänzer umherhüpfen sähe. Ich halte mich überzeugt, dass den jungen Mädchen der Verkehr mit solchen Leuten ebenso schädlich wie ihr Unterricht unnütz ist, und dass sich ihre Schülerinnen gerade zuerst durch die Ausdrucksweise, den Ton und das Benehmen derselben verleiten lassen, Geschmack an diesen Armseligkeiten zu finden, auf welche jene einen so hohen Wert legen, und welche sie nach dem Beispiele dieser ihrer Vorbilder nicht zögern werden, von nun an zu ihrer ausschließlichen Beschäftigung zu machen.

In den Künsten, welche nur das gesellige Vergnügen bezwecken, kann alles bei den jungen Mädchen Lehrerstelle vertreten: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Freundinnen, Gouvernanten, der Spiegel, vor allem aber der eigene Geschmack. Man darf sich freilich nicht selbst anbieten, ihnen Unterricht zu erteilen, man muss es ihnen überlassen, darum, zu bitten. Man darf aus dem, was als eine Belohnung gelten soll, nicht eine regelmäßige

Aufgabe machen. Bei diesem eigentümlichen Unterrichte liegt der erste Erfolg schon darin, dass man auf Erfolg ausgeht. Wenn übrigens schlechterdings ein regelrechter Unterricht stattfinden soll, so will ich über das Geschlecht derer, denen er anzuvertrauen ist, durchaus keine bestimmte Entscheidung treffen. Ich weiß nicht, ob es die Notwendigkeit dringend erfordert, dass gerade ein Tanzlehrer eine junge Schülerin an der zarten weißen Hand fasst, ihr befiehlt, den Rock zierlich aufzunehmen, die Augen aufzuschlagen und Gefühle in ihr erregt, dass ihr wallender Busen höher wogt. Soviel aber weiß ich, dass ich um alles in der Welt nicht jener Tanzlehrer sein möchte.

Durch Fleiß und Fähigkeiten bildet sich der Geschmack; durch den Geschmack öffnet sich der Geist nach und nach den Ideen des Schönen auf jedem Gebiet und zuletzt auch noch den sittlichen Begriffen, welche mit ihnen im Zusammenhange stehen. Hierin hat man vielleicht einen der Gründe zu erkennen, weshalb bei den Mädchen das Gefühl für Schicklichkeit und Sittsamkeit eher erwacht als bei den Knaben; denn wollte man sich etwa dem Wahne hingeben, dass das frühzeitige Erwachen dieses Gefühles das Werk der Erzieherinnen wäre, so verriete man dadurch doch eine gar zu geringe Kenntnis von dem Wesen ihres Unterrichtes und von dem Entwicklungsgange des menschlichen Geistes. Die Gabe zu reden behauptet in der Kunst zu gefallen den ersten Rang. Durch sie allein lassen sich zu den Reizen, an welche sich die Sinne schon gewöhnt haben, neue gesellen und sie noch erhöhen. Dem Geiste verdanken wir nicht allein die Belebung, sondern gewissermaßen auch die Erneuerung des Körpers. Durch die sich rastlos aneinander reihende Kette von Gefühlen und Ideen bringt er Leben und Abwechslung in die Züge; und durch die Rede, zu welcher er die Gedanken eingibt, fesselt er unausgesetzt die Aufmerksamkeit und erhält lange Zeit das gleiche Interesse für den nämlichen Gegenstand wach. Aus all diesen Gründen eignen sich meiner Ansicht nach junge Mädchen so schnell das anmutige Geplauder an, betonen ahnungsvoll ihre Worte, bevor sie selbst ihre ganze Tragweite verstehen, und hören Männer ihnen so gern

zu, und zwar schon zu einer Zeit, in welcher die Mädchen noch nicht die Gründe verstehen. Die Männer warten auf den ersten Moment, wo jenen dieses Verständnis aufgeht, um so den ersten Moment benutzen zu können, wo ihr Gefühl erwacht.

Die Frauen haben eine gewandte Zunge; sie sprechen zeitiger, leichter und angenehmer als die Männer. Man macht ihnen auch den Vorwurf, mehr zu sprechen. Das soll indes so sein, und ich möchte ihnen diesen Vorwurf gern als ein Lob anrechnen. Mund und Augen sind bei ihnen stets gleichzeitig in Tätigkeit, und zwar aus demselben Grunde. Während der Mann das sagt, was er weiß, spricht die Frau das, was gefällt. Ersterer bedarf zum Reden Kenntnisse letztere Geschmack. Bei dem Manne soll das Nützliche, bei der Frau das Angenehme den Lieblingsgegenstand bilden. Das einzige Gemeinsame in ihren Reden muss in der Wahrheit bestehen.

Deshalb darf man das Geplauder der Mädchen nicht wie das der Knaben durch die schroffe Frage „wozu nützt das?“ in Schranken halten. Bei ihnen muss man eine andere stellen, deren Beantwortung freilich auch nicht leichter fällt, nämlich die Frage: „Welchen Eindruck wird das hervorbringen?“ In dem zarten Alter, in welchen sie sich, da sie Gutes und Böses noch nicht zu unterscheiden vermögen, über niemanden zum Richter aufwerfen dürfen, muss es ihnen als heiliges Gesetz gelten, denen mit welchen sie reden, nur Angenehmes zu sagen. Der Umstand jedoch, dass diese Regel stets der Hauptregel, nie eine Unwahrheit zu sagen, untergeordnet bleibt, macht ihre Ausübung schwerer, als man denken sollte.

Ich erblicke zwar noch viele andere Schwierigkeiten, aber sie machen sich erst in einem vorgerückten Alter geltend. In dem Alter, in welchem die jungen Mädchen jetzt noch stehen, werden sie immer wahr sein, wenn sie sich von Unhöflichkeit freizuhalten wissen; und da ihnen dieselbe von Natur widerwärtig ist, so lernen sie durch die Erziehung leicht sie vermeiden. Bei der Beobachtung des Verkehrs in der Welt habe ich im allgemeinen die

Wahrnehmung gemacht, dass die Höflichkeit der Männer mehr dienst fertiger, die der Frauen mehr einschmeichelnder Natur ist. Dieser Unterschied ist keine Folge der Erziehung, sondern liegt in der Natur begründet. Der Mann scheint mehr darauf auszugehen, euch zu dienen, die Frau, euch zu gefallen. Daraus ergibt sich, dass, wie der Charakter der Frauen auch im übrigen beschaffen sein möge, ihre Höflichkeit weniger auf Falschheit beruht als die unsrige, da sie dabei nur ihrem ursprünglichen Instinkte Folge leisten. Wenn sich jedoch ein Mann den Anschein gibt, als ob er meinem Interesse den Vorzug vor dem seinigen einräume, so weiß ich mit Bestimmtheit, dass er sich einer Lüge schuldig macht, möge er sie auch verhüllen wie er wolle. Es wird den Frauen deshalb nicht sehr sauer, höflich zu sein, und folglich auch den Mädchen nicht, es zu werden. Die erste Lehrmeisterin ist die Natur, die Aufgabe der Kunst besteht nur darin, ihrer Methode zu folgen, und im Anschluss an unsere Sitten zu entscheiden, in welcher Form sie sich zeigen soll. Was nun freilich die Höflichkeit anlangt, die sie im gegenseitigen Verkehr untereinander beobachten, so verhält es sich damit völlig anders. Sie nehmen unter sich ein so gezwungenes Wesen und eine so kalte Höflichkeit an, dass sie sich große Mühe geben, zu verbergen, welchen Zwang sie sich antun müssen, um sich auch nur mit der allergewöhnlichsten Höflichkeit entgegenzutreten. Ihre Lüge erhält einen Anstrich von Offenherzigkeit, da sie dieselbe gar nicht zu verdecken suchen. Trotzdem entstehen unter jungen Mädchen hin und wieder im vollen Ernste die aufrichtigsten Freundschaften. In ihrem Alter ersetzt noch der Frohsinn das gute Herz. Zufrieden mit sich selbst, find sie mit aller Welt zufrieden. Auch kann es als eine ausgemachte Tatsache gelten, dass sie sich vor den Augen der Männer herzlicher küssen und anmutiger liebkosn, als wenn sie unter sich allein sind, da es sie mit einem gewissen Stolzgefühl erfüllt, die Lüsternheit jener durch den Austausch von Liebkosungen, um welche sie sich beneidet wissen, ungestraft reizen zu können.

Darf man schon Knaben nicht gestatten, vorwitzige Fragen zu stellen, so hat man noch weit triftigere Gründe dazu, sie jungen

Mädchen zu untersagen, deren befriedigte oder in falscher Weise getäuschte Neugier sehr wohl imstande ist, eine ganz andere Folge nach sich zu ziehen, da ihr Scharfsinn die Geheimnisse ahnt, welche man ihnen verhehlt, und ihre listige Feinheit sie auch wirklich entdeckt. Ohne ihre Fragen zu dulden, wünschte ich indes, dass man ihnen selbst allerlei Fragen vorlegte, dass man es ihnen am Stoff zum Plaudern nicht fehlen ließe, dass man sie dazu aufmunterte, um sie in einer gewandten Ausdrucksweise zu üben, sie schlagfertig zu machen, ihnen eine gewisse geistige Freiheit zu verleihen und ihre Zunge zu lösen, solange es noch auf ungefährliche Weise geschehen kann. Solche Gespräche, die immer einen heiteren Charakter an sich tragen, aber nur mit aller Vorsicht herbeigeführt und geschickt geleitet werden müssten, würden diesem Alter eine angenehme Unterhaltung gewähren und könnten in den unschuldigen Herzen der jungen Mädchen die ersten und vielleicht nützlichsten Lehren der Moral, die ihnen überhaupt das Leben geben kann, Wurzel schlagen lassen. Dies würde stets der Fall sein, wenn man sie unter dem Genusse eines Vergnügens und der Befriedigung ihrer Eitelkeit auf die Eigenschaften aufmerksam machte, welchen die Männer in Wahrheit ihre Achtung schenken, und ihnen zeigte, worin die Ehre und das Glück einer sittsamen Frau besteht.

Man wird es begreiflich finden, dass, wenn schon die Knaben außerstande sind, sich einen richtigen Begriff von der Religion zu bilden, sich dieser Begriff in noch weit höherem Maße der Fassungskraft der Mädchen entziehen muss. Aber gerade aus diesem Grunde wünschte ich mit ihnen schon früher von der Religion zu reden. Wollte man etwa warten, bis diese tiefen Fragen methodisch zu behandeln vermöchten, so liefere man Gefahr, nie dahin zu gelangen. Die Vernunft der Frauen ist eine praktische Vernunft, welche sie zwar die Mittel, welche zur Erreichung eines bekannten Zieles gehören, sehr geschickt finden lässt, nie aber das Ziel selbst. Die geschichtliche Stellung beider Geschlechter zueinander ist bewundernswert. Aus diesem geselligen Verkehr entwickelt sich ein moralisches Wesen, dessen Auge die Frau,

dessen Arm aber der Mann bildet. Beide stehen indes in einem so abhängigen Verhältnis zueinander, dass die Frau erst von dem Manne lernen muss, was sie sehen, und der Mann umgekehrt von der Frau, was er tun soll. Vermöchte die Frau ebenso gut wie der Mann bis zu den Prinzipien zurückzugehen, und wäre der Geist des Mannes ebenso befähigt wie der der Frau, das einzelne in sich aufzunehmen, so würden sie, da sie sich voneinander völlig unabhängig fühlen müssten, in einem ewigen Zwiespalte leben, und ein geselliger Verkehr könnte zwischen ihnen überhaupt nicht bestehen. Aber in der Harmonie, welche nun zwischen ihnen herrscht, hat jedes von ihnen das gemeinschaftliche Ziel im Auge; man weiß nicht, wer von ihnen am meisten dazu beiträgt; jedes folgt dem Impulse des anderen, jedes gehorcht, und alle beide sind Herren.

Schon deshalb, weil das Betragen der Frau der öffentlichen Meinung unterworfen ist, muss sich auch ihr Glaube der Autorität unterwerfen. Jede Tochter muss sich zu der Religion ihrer Mutter, jede Frau zu der ihres Mannes bekennen. Sollte sich diese Religion als eine falsche herausstellen, so wird die Folgsamkeit, mit welcher sich Mutter wie Tochter der Ordnung der Natur unterwerfen, vor Gott sicherlich die Sünde des Irrtums sühnen. Außerstande, sich hierüber selber ein richtiges Urteil zu bilden, müssen sie die Entscheidung der Väter und Ehemänner annehmen, als ginge sie von der Kirche selbst aus.

Da die Frauen unvermögend sind, ihre Glaubensregeln aus sich selbst zu schaffen, so ist es ihnen auch unmöglich, sie innerhalb der Grenzen des Gewissen und Vernünftigen zu halten. Tausenderlei fremdartigen Antrieben gehorchend, erreichen sie entweder das Wahre nicht, oder gehen weit über dasselbe hinaus. Sich immer in Extremen bewegend, sind sie entweder Freidenkerinnen oder Betschwestern, nie findet man, dass sich Klugheit und Frömmigkeit in ihnen paaren. Die Quelle dieses Übels hat man nicht allein in dem überspannten Charakter ihres Geschlechtes zu suchen sondern ebenso sehr in der schlecht geregelten Autorität des unsrigen. Die Lockerheit der Sitten muss unsere Autorität verächtlich, die von der

Reue in uns gewirkte Angst sie tyrannisch machen. Darin liegt es, dass wir stets zu viel oder zu wenig tun.

Da sich die Religion der Frauen also auf die Autorität stützen muss, so handelt es sich sowohl darum, ihnen die Gründe für das, was man zu glauben hat, zu entwickeln, als vielmehr darum, ihnen den Inhalt des Glaubens klar und deutlich auseinanderzusetzen. Klarheit ist und bleibt die Hauptsache, denn der Glaube an dunkle Vorstellungen ist die erste Quelle des Fanatismus, während der Glaube, den man auf völlig Absurdes lenkt, zum Wahnsinn oder zum Unglauben treibt. Ich weiß nicht, ob unsere Katechismen mehr zur Gottlosigkeit oder zum Fanatismus beitragen, soviel weiß ich aber mit Gewissheit, dass sie notwendigerweise zur einen oder zum anderen führen müssen.

Wollt ihr junge Mädchen in der Religion unterrichten, so lasst es euch zur ersten Regel dienen, sie ihnen nie in einem trübseligen Licht erscheinen zu lassen oder ihnen einen Zwang aufzuerlegen; ebenso macht nie aus ihr eine Aufgabe oder eine Pflicht. Lasst sie aus diesem Grunde nie etwas auswendig lernen, was das religiöse Gebiet berührt, nicht einmal Gebete. Vergnügt euch damit, euer Gebet regelmäßig in ihrer Gegenwart zu sprechen, ohne sie jedoch zur Teilnahme zu zwingen. Wählt kurze Gebete, wie Jesus selbst verlangt. Verrichtet sie mit der gebührenden Andacht und Ehrfurcht; bedenket, dass, wenn wir vom höchsten Wesen verlangen, es solle uns aufmerksam anhören, dasselbe mit ungleich höherem Rechte von uns verlangen kann, wir sollen dem, was wir ihm sagen, unsere volle Aufmerksamkeit zuwenden.

Es ist von geringerer Wichtigkeit, dass junge Mädchen ihre Religion früh kennen lernen, als dass sie dieselbe richtig und gründlich kennen lernen, und dass sie sie vor allem lieben. Wird sie ihnen durch eure Schuld zur Last, malt ihr ihnen Gott stets als ein über sie zorniges Wesen aus, legt ihr ihnen in seinem Namen tausenderlei beschwerliche Verpflichtungen auf, in deren Erfüllung sie euch selbst lässig sehen: welcher anderer Gedanke kann dann in ihrer Seele aufsteigen, als dass Katechismenlernen und

Gebetsprechen nur Pflichten junger Mädchen seien? Welch anderen Wunsch können sie dann hegen, als erst erwachsen zu sein, um sich wie ihr dieses Zwanges überhoben zu sehen? Geht ihnen mit gutem Beispiel voran! Ohne das eigene Beispiel vermag man bei den Kindern nichts auszurichten.

Bei der Erklärung der Glaubensartikel bedient euch der Form des direkten Unterrichtes, lasst euch auf Fragen und Antworten nicht ein. In ihren Antworten sollen sie ja stets nur das sagen, was sie denken, und nicht, was man ihnen eingegeben hat. Alle Antworten des Katechismus widersprechen der gesunden Vernunft, denn in ihnen ist es der Schüler, welcher den Lehrer unterrichtet. Ja, im Munde der Kinder sind es geradezu Lügen, da sie erklären, was ihnen durchaus unverständlich ist, und versichern, was sie zu glauben außerstande sind. Man suche mir unter den intelligentesten Männern diejenigen aus, welche sich beim Hersagen ihres Katechismus keine Lüge schuldig machen.

Die erste Frage in unserem Katechismus lautet: „Wer hat dich geschaffen und auf die Welt gesetzt?“ Darauf antwortet nun das kleine Mädchen ohne zu stocken „Gott“, obgleich es völlig überzeugt ist, dass es seine Mutter gewesen. Das einzige, was der Kleinen hierbei deutlich wird, ist, dass sie auf eine Frage, für welche ihr alles Verständnis abgeht, eine Antwort erteilt, welche sie erst recht nicht versteht.

Ich wünschte, dass ein mit dem Entwicklungsgange des kindlichen Geistes vertrauter Mann es übernähme, einen für Kindern geeigneten Katechismus zu schreiben. Es würde vielleicht das nützlichste Buch sein, das je aus der Feder eines Schriftstellers hervorgegangen ist, und dies würde meines Erachtens nicht eben die geringste Ehre sein, die es seinem Verfasser brächte. Mit Sicherheit lässt sich aber voraussagen, dass dieses Buch, wenn es gut wäre, unseren Katechismen nicht in vielen Punkten gleichen würde.

Ein solcher Katechismus könnte nur dann Anspruch auf Brauchbarkeit machen, wenn das Kind auf die einzelnen Fragen

selbständige, nicht auswendig gelernte Antworten geben müsste, und wohl verstanden, wenn ihm hin und wieder selbst Gelegenheit gegeben würde, seinerseits einige Fragen zu stellen. Um meine Meinung verständlich zu machen, bedürfte es einer Art Musterkatechese. Obgleich ich mir sehr wohl bewusst bin, was mir fehlt, um einer solchen Arbeit gewachsen zu sein, so will ich doch wenigstens den Versuch machen, eine annähernde Idee davon zu geben.

Ich stelle mir also vor, dass der Verfasser, um zur ersten Frage unseres Katechismus zu kommen, ungefähr folgendermaßen beginnen müsste:

*Erzieherin.* Erinnerst du dich noch der Zeit, als deine Mutter ein Mädchen war?

*Die Kleine.* Nein, meine Liebe.

*Erzieherin.* Wie kommt das, da du doch sonst ein so gutes Gedächtnis hast?

*Die Kleine.* Ich lebte ja damals noch gar nicht.

*Erzieherin.* Du hast also nicht immer gelebt?

*Die Kleine.* Nein.

*Erzieherin.* Wirst du immer leben?

*Die Kleine.* Ja.

*Erzieherin.* Bist du jung oder alt?

*Die Kleine.* Ich bin jung.

*Erzieherin.* Ist deine Großmutter jung oder alt?

*Die Kleine.* Sie ist alt.

*Erzieherin.* Ist sie jung gewesen?

*Die Kleine.* Ja.

*Erzieherin.* Weshalb ist sie es jetzt nicht mehr?

*Die Kleine.* Weil sie alt geworden ist.

*Erzieherin.* Wirst du ebenfalls alt werden?

*Die Kleine.* Ich weiß nicht.<sup>171</sup>

*Erzieherin.* Wo sind deine vorjährigen Kleider?

---

<sup>171</sup> Wenn die Kleine überall da, wo ich schreibe: „Ich weiß nicht,“ eine andere Antwort geben sollte, so ist derselben nicht zu trauen, und man muss sie dieselbe sorgfältig erklären lassen.

*Die Kleine.* Man hat sie zertrennt?  
*Erzieherin.* Und weshalb hat man sie zertrennt?  
*Die Kleine.* Weil sie mir zu klein geworden waren.  
*Erzieherin.* Und weshalb waren sie dir zu klein geworden?  
*Die Kleine.* Weil ich gewachsen bin.  
*Erzieherin.* Wirst du noch größer werden?  
*Die Kleine.* O gewiss!  
*Erzieherin.* Und was werden die großen Mädchen?  
*Die Kleine.* Sie werden Frauen?  
*Erzieherin.* Und was werden die Frauen?  
*Die Kleine.* Sie werden Mütter.  
*Erzieherin.* Und die Mütter was werden sie?  
*Die Kleine.* Sie werden alt.  
*Erzieherin.* Wirst du denn auch alt werden?  
*Die Kleine.* Wenn ich eine Mutter bin.  
*Erzieherin.* Und was werden die alten Leute?  
*Die Kleine.* Ich weiß nicht.  
*Erzieherin.* Was ist aus dem Großpapa geworden?  
*Die Kleine.* Er ist gestorben.<sup>172</sup>  
*Erzieherin.* Und weshalb ist er gestorben?  
*Die Kleine.* Weil er alt war.  
*Erzieherin.* Was wird also aus den alten Leuten?  
*Die Kleine.* Sie sterben.  
*Erzieherin.* Wenn du nun also alt wirst, was...  
*Die Kleine*(sie unterbrechend). O meine Liebe, ich will nicht sterben.  
*Erzieherin.* Liebes Kind, niemand will sterben und doch muss jeder sterben.  
*Die Kleine.* Wie? Wird denn meine Mama auch sterben?

---

<sup>172</sup> Die Kleine wird dies sagen, weil sie es hat erzählen hören. Allein man muss sich davon überzeugen, ob sie auch eine richtige Vorstellung vom Tode hat; denn diese Vorstellung ist weder so einfach noch der kindlichen Fassungskraft so leicht erklärlich, als man anzunehmen pflegt. An dem kleinen Gedichte „Abel“ kann man ein Beispiel von der Art und Weise sehen, wie man den Kindern diese Vorstellung beibringen muss. Dieses reizende Gedicht atmet eine köstliche Einfalt, der man sich bei der Unterhaltung mit Kindern nicht genug befleißigen kann.

*Erzieherin.* Wie alle Menschen. Die Frauen altern ebenso gut wie die Männer, und das Alter führt zum Tode.

*Die Kleine.* Was muss man tun um erst recht spät alt zu werden?

*Erzieherin.* In seiner Jugend vernünftig leben.

*Die Kleine.* Dann werde ich beständig vernünftig leben.

*Erzieherin.* Um so besser für dich. Glaubst du dann aber wirklich ewig leben zu können?

*Die Kleine.* Wenn ich recht, recht alt werde...

*Erzieherin.* Nun, dann?

*Die Kleine.* Ach, wenn man so alt ist, muss man, wie Sie sagen, sterben.

*Erzieherin.* So wirst du also auch einmal sterben?

*Die Kleine.* Leider! Ja.

*Erzieherin.* Wer lebte aber vor dir?

*Die Kleine.* Mein Vater und meine Mutter.

*Erzieherin.* Und wer lebte wieder vor ihnen?

*Die Kleine.* Ihr Vater und ihre Mutter.

*Erzieherin.* Wer wird nach dir leben?

*Die Kleine.* Meine Kinder.

*Erzieherin.* Und wer wird wieder nach diesen leben?

*Die Kleine.* Ihre Kinder.

usw. usw.

Wenn man diesen Weg innehält, so findet man durch überzeugende Schlüsse, wie bei allen Dingen so auch bei dem menschlichen Geschlechte, einen Anfang und ein Ende, das heißt einen Vater und eine Mutter, welche weder Vater noch Mutter gehabt haben, und Kinder, welche keine Kinder haben werden.<sup>173</sup> Erst nach einer langen Reihe ähnlicher Fragen ist die erste Frage des Katechismus hinreichend vorbereitet; nun erst kann man sie stellen und das Kind sie verstehen. Welch ein ungeheuer Sprung ist

---

<sup>173</sup> Der Begriff der Ewigkeit kann unter Zustimmung der Vernunft nicht auf das Menschengeschlecht angewendet werden. Jede zur Wirklichkeit gewordene numerische Aufeinanderfolge ist mit dieser Idee unvereinbar.

nun aber von da ab bis zur zweiten Frage, welche gleichsam eine Definition des göttlichen Wesens gibt! Wann wird diese Kluft ausgefüllt werden? Gott ist ein Geist! Was ist denn nun ein Geist? Soll ich den kindlichen Geist sich etwa in das dunkle Gebiet der Metaphysik hinauswagen lassen, aus dem sich selbst die Männer nur mit äußerster Mühe wieder herausfinden vermögen? Es ist nicht die Aufgabe eines kleinen Mädchens, diese Fragen zu lösen, ihr kommt es höchstens zu, sie zu stellen. In diesem Falle würde ich der Kleinen ganz einfach erwidern: „Du fragst mich, was Gott ist? Das ist nicht leicht zu erklären. Man kann ihn nicht hören, nicht sehen und nicht fühlen; nur an seinen Werken kann man ihn erkennen. Um dir eine richtige Vorstellung von dem machen zu können, was er ist, musst du zuvor lernen, was er getan hat.“

Können unsere Glaubenssätze auch alle auf die gleiche Wahrheit Anspruch machen, so sind sie deshalb noch nicht von gleicher Wichtigkeit. Für die Ehre Gottes ist es höchst gleichgültig, ob wir sie an allen Dingen zu erkennen fähig sind. Dagegen ist es für die menschliche Gesellschaft sowie für jedes ihrer Glieder wichtig, dass jeder Mensch die Pflichten, deren Beobachtung ihm das Gesetz Gottes gegen seinen Nächsten und sich selbst auferlegt, kenne und erfülle. Das ist es, was wir einander unaufhörlich vorbehalten müssen; das ist es vor allem auch, worüber Väter und Mütter ihre Kinder zu belehren verpflichtet sind. Ob eine Jungfrau die Mutter ihres Geschöpfes ist, ob sie Gott oder nur einen Menschen geboren hat, mit welchem Gott sich erst vereinigt, ob Vater und Sohn gleichen oder nur ähnlichen Wesens sind, ob der Heilige Geist von einem dieser beiden, die einander gleich sind, oder von beiden gemeinschaftlich ausgeht: das sind Fragen, die dem Anscheine nach allerdings wesentlich sind, deren Entscheidung aber meiner Ansicht nach für das menschliche Geschlecht nicht wichtiger ist, als zu wissen, an welchem Datum man Ostern feiern muss, ob man den Rosenkranz beten, fasten, sich des Fleisches enthalten, im Gotteshause sich der lateinischen oder der Muttersprache bedienen, ob man Heilige verehren, die Messe lesen oder hören soll, und ob man als Geistlicher heiraten

darf. Möge ein jeder darüber denken, wie ihm beliebt; ich begreife nicht, wie dies andere interessieren kann; ich für meinen Teil habe nicht das geringste Interesse daran. Was aber für mich wie für alle meine Mitmenschen von höchster Wichtigkeit sein muss, ist, dass jedermann wisse, es gibt einen Lenker der menschlichen Geschicke, dessen Kinder wir allesamt sind, welcher uns allen befiehlt, gerecht zu sein, uns untereinander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu sein, unseren Verpflichtungen gegen jedermann, selbst gegen unsere und seine Feinde nachzukommen; dass das scheinbare Glück dieses Lebens nichtig ist; dass es nach diesem irdischen Leben ein anderes gibt, in welchem das höchste Wesen die Guten belohnen und die Bösen bestrafen wird. Es hängt viel davon ab, dass die Jugend in diesen und ähnlichen Dogmen unterrichtet und alle Bürger von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Wer sie bekämpft, verdient unzweifelhaft Strafe; er ist unstreitig ein Störer der Ordnung und ein Feind der Gesellschaft. Wer über sie hinausgeht und uns seinen eigenen Anschauungen unterwerfen will, gelangt, wenn auch auf entgegengesetztem Wege, schließlich doch zu dem nämlich Resultat. Um eine Ordnung, wie sie ihm zusagt, einzuführen, stört er die Ordnung. In seinen vermessenen Stolze wirft er sich zum Dolmetscher der Gottheit auf, verlangt im eigenen Namen die Huldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen der Menschen und macht sich, soweit es ihm in seiner Stellung möglich ist, selbst zum Gott. Man müsste ihn als Gotteslästerer bestrafen, wenn man ihn nicht schon um seiner Unduldsamkeit willen strafen wollte.

Übergeht deshalb alle solche geheimnisvollen Glaubenssätze, die für uns nur Worte ohne klare Begriffe sind, alle diese seltsamen Lehren, deren nichtiges Studium bei denen, welche sich ihnen überlassen, die Tugend ersetzt und eher dazu dient, sie zu Narren zu machen als zu guten Menschen. Haltet eure Kinder immer innerhalb des engen Kreises derjenigen Glaubenssätze, welche es mit der Moral zu tun haben. Bringt ihnen die feste Überzeugung bei, dass uns kein anderes Wissen Nutzen bringt als das, was uns lehrt, rechtschaffen zu handeln. Hütet euch davor, aus euren

Töchtern Theologen und Philosophen zu machen. Wählet zu ihrem Unterricht aus dem Gebiete der himmlischen Dinge nur diejenigen, welche der menschlichen Weisheit von Nutzen sind. Gewöhnt sie daran, sich beständig unter den Augen Gottes zu wissen, in ihm den Zeugen ihrer Handlungen, ihrer Gedanken, ihrer Tugend und ihrer Vergnügungen zu sehen; das Gute ohne Aufsehen, nur weil er es liebt, zu tun; Leiden ohne Murren zu tragen, weil er uns dafür entschädigen wird; kurz, alle Tage ihres Lebens das zu sein, was sie an dem Tage, wo sie vor seinem Richterstuhl erscheinen müssen, wünschen werden, gewesen zu sein. Das ist die wahre Religion, das ist die einzige, in deren Schoße weder Missbräuche noch Gottlosigkeit noch Fanatismus aufwachsen können. Möge man erhabener predigen, soviel man wolle, ich werde mich trotzdem zu keiner anderen bekennen.

Übrigens möchte ich noch besonders darauf aufmerksam machen, dass bis zu dem Alter, in welchem die Vernunft an Klarheit gewonnen hat und das erwachende Gefühl dem Gewissen Sprache verleiht, den jungen Leuten das als gut oder böse gelten muss, was ihre Umgebung dafür anerkennt. Was man ihnen befiehlt, ist gut, was man ihnen verbietet, ist schlecht. Mehr brauchen sie darüber gar nicht zu erfahren. Hieraus ist zugleich ersichtlich, wie für die Mädchen die richtige Wahl der Personen, welche sie umgeben und eine gewisse Autorität über sie ausüben sollen, noch von ungleich größerer Wichtigkeit ist als für die Knaben. Endlich erscheint der Augenblick, wo sie sich selber über die Dinge ein Urteil zu bilden beginnen, und nun ist es an der Zeit, in dem Plan ihrer Erziehung einen Wechsel eintreten zu lassen.

Vielleicht habe ich darüber bis jetzt schon zuviel gefragt. Wohin würden wir die Frauen wohl bringen, wenn wir ihnen nur die allgemeinen Vorurteile als Gesetz vorhielten! Bis zu dem Grade wollen wir aber das Geschlecht, welches uns regiert und uns zur Ehre gereicht, sobald wir es nicht selbst erniedrigt haben, doch nicht herabsetzen. Es besteht für das ganze menschliche Geschlecht ein Gesetz, welches eher da gewesen ist als eine allgemeine Meinung. Auf die unwandelbare Leitung dieses

Gesetzes müssen sich alle übrigen beziehen. Es wirft sich sogar zum Richter des Vorurteils auf, und nur insoweit die Achtung der Menschen mit demselben im Einklang ist, darf diese Achtung uns als Autorität gelten.

Dieses Gesetz ist das innere Gefühl. Ich will das bereits früher darüber Gesagte hier nicht noch einmal wiederholen. Ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass, wenn bei der weiblichen Erziehung diese beiden Gesetze miteinander nicht Hand in Hand gehen, diese stets mangelhaft ausfallen wird. Das Gefühl ohne die Meinung kann den Frauen nicht jene Zartheit der Seele geben, welche den guten Sitten die Ehre der Welt einbringt, während wiederum die Meinung ohne das Gefühl die Frauen falsch und unsittlich machen wird und den Schein an die Stelle der Tugend setzt.

Es ist deshalb von wesentlicher Bedeutung für sie, ein Seelenvermögen auszubilden, welches als Schiedsrichter zwischen diesen beiden Führern dient, das Gewissen vor Täuschungen bewahrt und die Irrtümer des Vorurteils berichtigt. Dieses Seelenvermögen ist die Vernunft. Allein welche Fragen erheben sich bei diesem Worte! Sind die Frauen richtiger Vernunftschlüsse fähig? Ist es wichtig dass sie die Urteilskraft ausbilden? Können sie dieselbe mit Erfolg ausbilden? Ist diese Ausbildung für die besonderen Aufgaben, welche ihnen gestellt sind, von Nutzen? Lässt sie sich überhaupt mit der Einfalt, welche ihnen ziemt, vereinbaren?

Je nach dem verschiedenen Standpunkt, von welchem aus man diese Fragen betrachtet und zu lösen sucht, gelangt man zu einem ganz entgegengesetzten Resultat. Die einen beschränken sich darauf, die Frauen im engen Kreise ihrer Häuslichkeit in Gemeinschaft ihrer Mägde nähen und spinnen zu lassen, und verwandeln sie dadurch selbst nur zur ersten Magd ihres Gebieters. Nicht zufrieden damit, ihnen ihre eigenen Rechte zu sichern, wollen die anderen dagegen, dass sie uns noch obendrein unsere Rechte streitig machen sollen. Denn wenn man sie in den ihrem Geschlecht

eigentümlichen Eigenschaften über uns stellt und in allem übrigen uns ebenbürtig macht, was heißt das wohl anders, als dass man den Vorrang, welchen die Natur dem Manne verleiht, auf das Weib überträgt?

Zu der Vernunft, welche den Mann zur Erkenntnis seiner Pflichten leitet, gehören nicht viele Stücke. Die Vernunft, jedoch welche die Frau zur Erkenntnis der ihrigen führt, ist noch viel einfacher. Die Gehorsam und die Treue, welche sie ihrem Gatten, die Zärtlichkeit und die Pflege, die sie ihren Kindern schuldet, sind so natürliche und so augenscheinliche Folgen ihrer Stellung, dass sie dem inneren Gefühle, welches sie leitet, ohne unaufrichtig zu sein, ihre Zustimmung unmöglich versagen noch ihre Pflicht verkennen kann, solange ihre Neigung unverdorben ist.

Ich möchte es nicht unterschiedslos tadeln, dass eine Frau lediglich auf die Arbeiten ihres Geschlechts beschränkt würde und dass man sie in allem übrigen in tiefster Unwissenheit ließe, aber dann müssten sich freilich die öffentlichen Sitten durch große Einfachheit und Reinheit auszeichnen, oder man müsste in größter Zurückgezogenheit leben. Innerhalb großer Städte oder im Umgang mit verdorbenen Männern würde eine solche Frau nur zu leicht zu verführen sein. Häufig genug würde ihre Tugend nur eine Sache des Zufalls sein. In diesem philosophischen Jahrhundert hat sie indes eine Tugend nötig, welche die Probe zu bestehen weiß. Sie muss im voraus wissen, was man ihr wohl sagen kann, und was sie davon zu denken hat.

Da sie sich außerdem vor dem Urteil der Männer zu beugen hat, so muss sie sich deren Achtung verdienen, vor allem sich aber die ihres Gatten bewahren. Sie muss nicht allein dafür Sorge tragen, dass ihm ihre Person gefalle, sondern dass er auch ihr Betragen billige. Sie muss die Wahl, die er getroffen hat, vor der Öffentlichkeit rechtfertigen und ihm die Ehre, welche man ihr, als seiner Gattin, erweist, zur Ehre gereichen lassen. Wie soll ihr dies alles jedoch gelingen, wenn sie unsere Einrichtungen nicht kennt, von unseren Sitten und Schicklichkeitsregeln nichts weiß, wenn sie

weder mit der Quelle der menschlichen Urteile, noch mit den Leidenschaften, welche sie bestimmen, bekannt ist? Gerade deshalb, weil sie zugleich von ihrem Gewissen und von fremder Meinung abhängig ist, muss sie lernen, beide, die ihr in gleicher Weise als Richtschnur dienen, miteinander vergleichen, sie vereinigen und dem ersteren nur in dem Falle den Vorzug einräumen, wenn sie miteinander in Widerspruch getreten sind. Sie wird dadurch zur Richterin ihrer Richter und fällt die Entscheidung, wann sie sich ihnen zu fügen und wann sie ihre Urteile abzulehnen hat. Vor Verwerfung oder Anerkennung ihrer Vorurteile wägt sie dieselben. Sie lernt bis zu ihrer Quelle zurückgehen, ihnen vorzubeugen und ihnen eine ihr günstige Wendung geben. Sie trägt Sorge, sich niemals dem Tadel auszusetzen, wenn ihre Pflicht ihr erlaubt, ihm aus dem Wege zu gehen. Von alledem kann ohne Ausbildung ihres Geistes und ihrer Vernunft füglich nichts geschehen.

Ich komme stets wieder auf mein Prinzip zurück und es gibt mir regelmäßig die Lösung aller Schwierigkeiten an die Hand. Ich studiere das, was ist, forsche nach der Ursache und finde schließlich immer, dass alles, was ist, auch gut ist. Ich trete in ein gastfreies Haus, dessen Herr und Herrin miteinander die Wirte machen. Alle beide haben eine gleich gute Erziehung genossen, alle beide zeichnen sich durch gleiche Höflichkeit aus, alle beide besitzen in gleich hohem Grade Geschmack und Geist, alle beide beseelt der gleiche Wunsch, ihre Gäste freundlich aufzunehmen und zufrieden scheiden zu sehen. Der Mann lässt nichts außer acht, um sich in jedem Punkte als aufmerksamer Wirt zu beweisen. Es geht, kommt, macht die Runde und ist unaufhörlich bemüht. Er möchte ganz Aufmerksamkeit sein. Die Frau verlässt ihren Platz nicht. Ein kleiner Kreis versammelt sich um sie und scheint ihr den Überblick über die übrige Gesellschaft zu entziehen. Trotzdem ereignet sich nichts, was sie nicht wahrnimmt, niemand entfernt sich, mit dem sie nicht sie nicht gesprochen hat. Sie hat nichts vergessen, was für jeden von Interesse sein könnte. Sie hat jedem nur etwas Angenehmes gesagt. Sie hat jedem nur etwas Angenehmes gesagt, und ohne

gegen die gesellschaftliche Ordnung zu verstoßen, hat sie den Geringsten in der Gesellschaft ebenso wenig vergessen als den ersten. Das Essen ist aufgetragen, und man nimmt bei Tische Platz. Der Mann setzt die Gäste nach seiner Kenntnis so, wie sie zueinander passen. Selbst wenn der Frau diese Kenntnis abgehen sollte, wird sie sich doch niemals irren; sie hat schon aus den Blicken und dem Benehmen der einzelnen alles herausgelesen, was sie miteinander übereinstimmend haben, und jeder hat einen Platz erhalten, der seinem eigenen Wunsch entspricht. Ich hebe es gar nicht erst hervor, dass bei der Bedienung niemand übersehen wird. Da der Herr ja selbst die Runde macht, ist es unmöglich gewesen, jemanden zu übersehen. Allein die Frau errät schon, wonach jeder besonderes Verlangen trägt, und bietet es ihm an. Obwohl sie mit ihrem Nachbar spricht, überschaut sie unaufhörlich die ganze Tafel. Sie unterscheidet sofort, wer nicht isst, weil sein Hunger befriedigt ist, und wer sich nicht selber vorzulegen oder etwas zu verlangen wagt, weil er unbeholfen oder schüchtern ist. Bei Aufhebung der Tafel ist jeder überzeugt, dass sie nur an ihn gedacht habe. Alle hegen den Gedanken, sie könne keine Zeit gehabt haben, auch nur einen einzigen Bissen zu sich zu nehmen; allein in Wahrheit hat sie mehr als irgendein anderer gegessen.

Nach Aufbruch der Gäste unterhalten sich die Wirte noch von den einzelnen Vorfällen des Tages. Der Mann erzählt, was man ihm mitgeteilt hat, was die, mit denen er sich unterhalten, gesagt und getan haben. Wenn die Frau auch gerade hierüber nicht immer die genaueste Kunde hat, so ist ihr dafür nicht entgangen, was man am anderen Ende des Saales geflüstert hat. Sie hat erraten, was dieser oder jener gedacht hat, worauf diese oder jene Äußerungen, diese oder jene Gebärden hinzielen. Kaum eine ausdrucksvolle Bewegung ist gemacht worden, die sie nicht sofort so zu deuten wüsste, dass sie die Wahrheit fast immer trifft.

Dieselbe Geistesgewandtheit, durch welche sich eine Weltdame in der Kunst, ein Haus zu machen, auszeichnet, macht es einer Buhlerin möglich, sich in der Kunst, gleichzeitig mehrere Anbeter zu unterhalten, hervorzutun. Die List, zu der Koketterie

ihre Zuflucht nehmen muss, verlangt sogar eine noch feinere Unterscheidungskunst als das Benehmen der Höflichkeit; denn hat sich eine höfliche Frau nur gegen jedermann artig betragen, so hat sie damit allen Anforderungen stets Genüge geleistet, während die Buhlerin durch diese ungeschickte Einförmigkeit bald ihre Herrschaft einbüßen würde. Gerade dadurch, dass sie sich all ihren Liebhabern gefällig erweisen wollte, würde sie dieselben sämtlich zurückstoßen. In den gesellschaftlichen Kreisen erregt das Betragen, welches man allen gegenüber beobachtet, allerdings eines jeden Gefallen; erfährt man nur eine freundliche Aufnahme, so nimmt man es mit etwaigen Bevorzungen nicht so genau. In der Liebe gilt jedoch eine Gunst, welche keine ausschließliche ist, für eine Beleidigung. Einem Manne, der etwas auf sich hält, wird es hundertmal lieber sein, wenn er für sich allein eine unwürdige Behandlung zu erdulden hat, als wenn ihm dieselben Liebkosungen wie allen übrigen zuteil werden. Das Schlimmste, was ihm widerfahren kann, ist, sich nicht ausgezeichnet zu sehen. Für eine Frau, welche sich mehrere Liebhaber erhalten will, kommt es also darauf an, jedem von ihnen die Überzeugung zu verschaffen, dass sie ihn allein bevorzuge und ihm diese Überzeugung noch dazu unter den Augen aller übrigen beizubringen, während sie diese wiederum in seiner Gegenwart mit derselben Überzeugung erfüllen muss.

Wollt ihr den Anblick einer Persönlichkeit haben, die vor Verlegenheit nicht weiß, was sie beginnen soll, so stellt einen Mann zwischen zwei Frauen, mit deren jeder er ein geheimes Verhältnis angeknüpft hat, und beobachtet nun, welche traurige Figur er spielen wird. Stellt dagegen eine Frau in der nämlichen Lage zwischen zwei Männern, etwas, was sich gewiss nicht seltner ereignen könnte, und ihr werdet in Bewunderung über die Geschicklichkeit geraten, mit der sie beide hinter das Licht führt und zuwege bringt, dass jeder den anderen zum Gegenstande seines Spottes macht. Wie hätten sie sich nun wohl auch nur einen Augenblick täuschen lassen, wenn diese Frau ihnen ein gleiches Vertrauen bewiesen hätte und ihnen mit der nämlichen

Vertraulichkeit entgegengetreten wäre? O, wie viel besser weiß sie es doch anzustellen! Weit davon entfernt, das gleiche Benehmen gegen sie zu beobachten, trägt sie vielmehr recht auffällig ein ungleiches Betragen gegen sie zur Schau. Sie fängt ihre Sache so geschickt an, dass derjenige, welchem sie zu gefallen sucht, meint, ihr Benehmen sei ein Ausfluss ihrer Zärtlichkeit, während derjenige, welchen sie zurückstoßend behandelt, darin ein Zeichen gekränkter Liebe erblickt. Mit seinem ihm zugefallenen Teile zufrieden, glaubt deshalb jeder, dass sie sich ausschließlich mit ihm beschäftigte, während sie sich in Wahrheit nur mit sich selbst beschäftigt.

Bei dem allgemeinen Wunsche zu gefallen gibt die Koketterie noch andere ähnliche Mittel an die Hand. Launen könnten nur abstoßend wirken, wenn man sich ihrer nicht geschickt zu bedienen verstünde. Aber gerade dadurch, dass die Koketterie sie mit Kunst anwendet, weiß sie ihre Sklaven am stärksten zu fesseln.

*Usa ogn' arte la donna, onde sia colto  
Nella sua rete alcun novello amante;  
Nè con tutti, nè sempre un stesso volto  
Serba; mà cangia à tempo atto a semiante.*<sup>174</sup>

Worauf anders beruht diese ganze Kunst, als auf seinen und unaufhörlichen Beobachtungen, welche der Frau in jedem Augenblick alle Regungen in den Herzen der Männer erkennen lassen, um sie befähigen, bei jeder geheimen Bewegung, die sie bemerkt, alle Kraft zur Zurückhaltung oder Beschleunigung derselben aufzubieten. Lässt sich diese Kunst nun erlernen? Nein, sie ist den Frauen angeboren. Alle besitzen sie, und nie vermögen die Männer sie sich in demselben Maße anzueignen. Sie gehört zu

---

<sup>174</sup> Tasso, „Befr. Jerus.“ 4. Ges. Str. 87; nach der Übersetzung von Gries lautet die Stelle:

Sie (Armida) lockt, anwendend jede Kunst der Frauen,  
Stets neue Buhler in ihr Netz herbei  
Und lässt Gebärd' und Blick oft wechselnd schauen,  
Bleibt allen nicht, noch allezeit einerlei.

den charakteristischen Eigentümlichkeiten des schönen Geschlechts. Geistesgegenwart, Scharfblick, seine Beobachtungsgabe machen das Wissen des Weibes aus; in der Geschicklichkeit, diese Gaben zur Geltung zu bringen, bekundet sich ihr Talent.

So ist es, und wir haben eingesehen, weshalb es so sein muss.

Man will uns einreden, dass die Frauen falsch seien. Nein, sie werden es erst. Gewandtheit und nicht Falschheit ist die ihnen eigentümliche Gabe. In den wahren Neigungen ihres Geschlechts sind sie selbst dann, wenn sie lügen, nicht falsch. Weshalb befragt ihr ihren Mund, wenn doch dieser nicht die Antwort geben soll? Befragt ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihre Atemzüge, ihr schüchternes Wesen, ihren schwachen Widerstand. Das ist die Sprache, die ihnen die Natur verliehen hat, um euch die Antwort zu erteilen. Der Mund sagt stets nein, und muss es sagen; aber der Ton, in dem sie dies Wörtchen sprechen, ist nicht immer der nämliche, und dieser Ton versteht sich nicht aufs Lügen. Teilt nicht die Frau die Bedürfnisse des Mannes, ohne doch dasselbe Recht zu besitzen, sie zu äußern? Ihr Los würde zu grausam sein, wenn ihr nicht einmal bei ihren berechtigten Wünschen eine Sprache zu Gebote stände, die es an Verständlichkeit mit der, welche sie nicht zu führen wagt, aufzunehmen vermag. Muss sie ihre Schamhaftigkeit denn unglücklich machen? Bedarf sie nicht einer Kunst, ihre Neigungen mitzuteilen, ohne sie geradezu selbst zu enthüllen? Welche Gewandtheit muss sie nicht entfalten, um es dahin zu bringen, dass man ihr raube, was sie zuzugestehen auf das sehnlichste wünscht! Von wie großer Wichtigkeit ist es nicht für sie, sich mit der Kunst vertraut zu machen, das Herz des Mannes zu rühren, ohne den Schein zu erwecken, dass sie an ihn denke! Wie reizend ist nicht die Erzählung von dem Apfel der Galathea und ihrer ungeschickten Flucht! Was sollte sie wohl noch hinzufügen? Soll sie dem Hirten, der ihr bis unter die Weiden nachfolgt, auch noch sagen, dass sie nur in der Absicht die Flucht ergriffen habe, ihn nachzulocken? Das würde eigentlich eine Lüge in sich schließen, denn alsdann würde sie ferner nichts Anlockendes mehr für ihn

haben. Je größere Zurückhaltung eine Frau beobachtet, desto mehr Kunst muss sie aufbieten, selbst ihrem Manne gegenüber. Ja, ich behaupte, dass man dadurch, dass man die Koketterie in ihren Schranken hält, derselben den Charakter des Sittsamen und Wahren verleiht, dass man ein Gesetz der Ehrbarkeit aus ihr macht.

„Die Tugend bildet eine unteilbare Einheit,“ behauptet mit vollem Rechte einer meiner Gegner; man kann sie nicht zerlegen, um einen Teil anzunehmen und einen anderen zu verwerfen. Wenn man liebt, so liebt man mit seinem ganzen ungeteilten Wesen. Gefühlen, welche man nicht hegen darf, verschließt man sein Herz, wenn man vermag, seinen Mund aber immer. Das sittlich Wahre ist nicht das, was ist, sondern das, was gut ist. Das Böse sollte gar nicht vorhanden sein und darf nicht eingestanden werden, vorzüglich wenn es durch dieses Eingeständnis eine Wirkung erhält, welche es sonst nicht gehabt hätte. Hätte sich die Versuchung zu stehlen in mir geregt und hätte ich nun durch Mitteilung meiner Absicht einen anderen in die Versuchung geführt, mein Mitschuldiger zu werden, würde dann nicht die Entdeckung meiner Versuchung ebensoviel sein, als wenn ich ihr unterlegen wäre? Weshalb behauptet ihr, dass die Schamhaftigkeit die Frauen falsch mache? Können etwa diejenigen, welche sie am meisten verloren haben, mehr Anspruch auf Wahrheit machen als die anderen? Weit gefehlt! Sie sind tausendmal falscher. Man sinkt bis zu diesem Grade der Verdorbenheit nur durch Laster herab, welche man sämtlich behält, und die nur vermittels der Intrige und der Lüge herrschen.<sup>175</sup> Im Gegenteile sind diejenigen, welche nach

---

<sup>175</sup> Es ist mir wohl sehr bekannt, dass die Frauen, welche in bezug auf einen gewissen Punkt offen gefehlt haben, gerade wegen dieser Offenheit eine gewisse Geltung beanspruchen und schwören, dass jenes abgerechnet, sie in allen anderen Beziehungen höchst achtungswert daständen. Aber ich weiß ebenso gut, dass sich nur Toren davon haben überzeugen lassen. Haben sie sich einmal des stärksten Zügels ihres Geschlechts entledigt, was bleibt dann noch übrig, um sie zurückzuhalten? Und auf welche Ehre werden sie dann noch Wert legen, wenn sie selbst auf diejenige verzichtet haben, welche der schönste Schmuck ihres Geschlechts ist? Wenn sie einmal ihren Leidenschaften die Zügel haben schießen lassen, so haben sie länger kein Interesse, ihnen Widerstand zu leisten. *Nec femina, amissa pudicitia, alia abnuerit* (*Tac. ann. IV, 3*). Hat wohl je ein

Schamgefühl besitzen, welche ihre Fehler nicht mit Stolz zur Schau tragen, welche ihre Wünsche selbst denen, die sie ihnen einflößten, zu verhehlen wissen und sich ihre Geständnisse nur mit Mühe entreißen lassen, auch sonst in allen ihren Verbindungen die wahrsten, die aufrichtigsten und beständigsten, und diejenigen, auf deren Treue man sich im allgemeinen mit größter Sicherheit verlassen kann.

Als einzige Ausnahme zu diesen Bemerkungen hat man meines Wissens Fräulein von Lenclos anführen können; dafür hat Fräulein von Lenclos aber auch für ein Wunder gegolten. Bei ihrer Geringschätzung der Tugenden ihres eigenen Geschlechtes soll sie, wie man sich erzählt, die unseres Geschlechtes beobachtet haben. Man rühmt ihren Freimut, ihre Redlichkeit, ihre Sicherheit in den Umgangsformen, ihre Treue in der Freundschaft, kurz, um ihr Ruhmesbild mit einem einzigen Pinselstriche zu vollenden, man sagt, sie hätte sich förmlich in einen Mann verwandelt. Meinetwegen! Allein trotz seines hochtönenden Rufes hätte ich diesen Mann weder zu meinem Freunde noch zu meiner Geliebten haben mögen.

Alles, was ich soeben erwähnt habe, liegt unserem Thema nicht so fern, als es vielleicht den Anschein hat. Mir ist klar, worauf die Grundsätze der neueren Philosophie, welche die Schamhaftigkeit und vermeintliche Falschheit des weiblichen Geschlechtes zu einem Gegenstande des Gespöttes machen, abzielen. Mir ist aber auch ebenso klar, dass die sicherste Wirkung dieser Philosophie die sein wird, den Frauen unseres Jahrhunderts auch noch das wenige von Ehrbarkeit und Sittsamkeit zu rauben, welches ihnen noch geblieben ist.

Nach diesen Betrachtungen lassen sich, wie ich glaube, schon im allgemeinen Bestimmungen treffen, welche Art von Bildung für den Geist der Frauen am passendsten ist, und auf welche Gegenstände man ihr Nachdenken von Jugend auf lenken muss.

---

Schriftsteller das menschliche Herz bei beiden Geschlechtern besser gekannt als der, welcher diesen Ausspruch getan hat?

Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, dass sich die Pflichten ihres Geschlechtes leichter erkennen als erfüllen lassen. Das erste, was die Frauen lernen müssen, ist, ihre Pflichten dadurch, dass sie sich die Vorurteile vorhalten, welche ihnen dieselben bringen, liebzugewinnen. Hierin liegt das einzige Mittel für sie, sich dieselben leicht zu machen. Jeder Stand um jedes Lebensalter hat seine Pflichten. Man erkennt die seinigen sehr bald, wofern man sie nur liebt. Ehret euren Frauenstand, dann werdet ihr, welche Stellung euch der Himmel auch sonst angewiesen haben möge, stets treue Ehefrauen sein. Das Wesentliche ist, dass wir das sind, wozu uns die Natur gemacht hat. Man ist leider nur immer zu sehr das, wozu die Menschen uns stempeln wollen.

Die Erforschung der abstrakten und spekulativen Wahrheiten, der Prinzipien, der Axiome in den Wissenschaften, kurz alles dessen, was auf die Verallgemeinerung der Ideen ausgeht, gehört nicht in das Gebiet der Frauen. Ihre Studien müssen sich alle auf das Praktische erstrecken. Ihnen kommt es zu, die Grundsätze, welche der Mann aufgefunden hat, zur Anwendung zu bringen, kommt es zu, die Beobachtungen anzustellen, welche den Mann zur Aufstellung der Grundsätze führen. Alle Betrachtungen der Frauen in bezug auf solche Dinge, die nicht unmittelbar mit ihren Pflichten im Zusammenhange stehen, sollen auf das Studium der Männer oder auf solche angenehme Kenntnisse gerichtet sein, welche es nur mit dem Geschmack zu tun haben. Die Werke des Genies übersteigen ihre Fassungskraft, und außerdem fehlt es ihnen an der genügenden Genauigkeit und Aufmerksamkeit, um die exakten Wissenschaften mit Erfolg betreiben zu können. Die Naturwissenschaften eignen sich für dasjenige der beiden Geschlechter welches die meiste Tätigkeit entfaltet, am meisten auf den Aufenthalt im Freien angewiesen ist und deshalb auch die meisten Gegenstände zu sehen bekommt. Demjenigen Geschlecht, welches im Besitze der größten Kraft ist und sie am meisten ausübt, kommt es auch zu, über die Verhältnisse der sinnlich wahrnehmbaren Wesen und über die Naturgesetze zu urteilen. Das Weib, welches sich seiner Schwäche bewusst ist und von der

Außenwelt wenig sieht, schätzt und beurteilt nur die bewegenden Kräfte, welche es anzuwenden vermag, um für seine Schwäche Ersatz zu finden, und diese bewegenden Kräfte sind die Leidenschaften des Mannes. Das Triebwerk, dessen es sich hierbei bedient, ist stärker als das unsrige; alle seine Hebel arbeiten unablässig daran, das menschliche Herz in Schwanken zu versetzen. Zu allem, was sein Geschlecht nicht selbst zu verrichten imstande ist, was ihm aber notwendig oder angenehm ist, bedarf es der Kunst, um uns den Impuls zur Ausführung zu geben. Es muss zu dem Zwecke den Mann bis in die Tiefe seiner Seele studieren, nicht durch Abstraktion die Seele des Mannes im allgemeinen, sondern die Seele der Männer, welche es umgeben, die Seele der Männer, welchen es, sei es durch das Gesetz oder durch die Meinung, unterworfen ist. Es muss aus ihren Reden, Handlungen, Blicken und Gebärden muss es sie mit den Gefühlen zu erfüllen verstehen, welche ihm angenehm sind, ohne dass es auch nur den Anschein hat, als dächte es daran. Die Männer werden besser als das Weib über das menschliche Herz philosophieren, dieses aber wird dafür besser als sie im Menschenherzen zu lesen verstehen. Die Aufgabe der Frauen ist es – wenn ich mich so ausdrücken darf – die Experimental-moral zu erfinden, unsere Aufgabe ist es dagegen, die auf diesem Wege gewonnene Moral in ein System zu bringen. Die Frau hat mehr Geist, der Mann mehr Genie; die Frau beobachtet, der Mann zieht Schlüsse. Aus beider Zusammenwirken entsteht die klarste Einsicht und das vollkommenste Wissen, welche der menschliche Geist aus sich selber zu schöpfen vermag, mit einem Worte die sicherste Kenntnis seiner selbst und anderer, soweit sich diese die menschliche Fähigkeit anzueignen vermag. Da sehen wir an einem Beispiele, wie die Kunst zur Vervollkommnung des uns von der Natur gegebenen Werkzeugs unaufhörlich beizutragen imstande ist.

Die Welt ist das Buch der Frauen. Wenn sie es schlecht zu lesen verstehen, so liegt die Schuld an ihnen, oder an irgendeiner Leidenschaft, die sie verblendet. Weit davon entfernt, eine Welt-dame zu sein, lebt die wahre Hausfrau indes nicht weniger

abgeschlossen in ihrer Häuslichkeit als die Nonne in ihrem Kloster. Man sollte deshalb bei den jungen Mädchen, welche man zu verheiraten beabsichtigt, dasselbe Verfahren in Anwendung bringen, welches man bei denjenigen beobachtet oder doch beobachten sollte, welche man für das Kloster bestimmt; man sollte ihnen die Vergnügungen, deren sie sich später enthalten sollen, zeigen, ehe man sie denselben zu entsagen zwingt, damit das falsche Bild, welches sie sich von den ihnen unbekanntem Unterhaltungen entwerfen, nicht ihre Herzen dereinst irreführen und das Glück ihrer Zurückgezogenheit zu stören vermöge. In Frankreich leben die Frauen in ihrer Jugend in den Klöstern, nach ihrer Verheiratung lassen sie sich aber überall in der Öffentlichkeit sehen. Bei den Alten fand das umgekehrte Verhältnis statt. Die Mädchen nahmen, wie bereits gesagt, an vielen Spielen und öffentlichen Festen teil, die Frauen lebten dagegen zurückgezogen. Dieses Herkommen war ein vernünftigeres und besseres Mittel zur Aufrechterhaltung der Sitten. Eine gewisse Koketterie ist heiratsfähigen Mädchen erlaubt; Vergnügungen sind für sie bis jetzt noch die Hauptsache. Die Frauen werden von anderen Sorgen in Anspruch genommen, denn sie haben keinen Mann mehr zu suchen. Aber mit dieser Reform würden sie ihre Rechnung nicht finden, und unglückseligerweise geben sie den Ton an. Ihr Mütter, macht euch wenigstens zu Gefährtinnen eurer Töchter! Gebt ihnen einen gesunden Sinn und ein reines Herz, und dann haltet ihnen nichts verborgen, was ein keusches Auge erblicken darf. Bälle, Gastereien, Spiele, selbst das Theater, kurz alles, was bei unzulänglicher Kenntnis auf die unerfahrene Jugend einen so bestrickenden Reiz ausüben kann, darf unschuldigen Augen ohne Gefahr vorgeführt werden. Je vollständiger sie dergleichen rauschende Vergnügungen kennen lernen, desto eher werden ihnen dieselben langweilig erscheinen.

Ich vernehme im Geiste schon das Geschrei, welches gegen mich erhoben werden wird. „Welch Mädchen vermöchte wohl solchen gefährlichen Beispielen zu widerstehen? Kaum haben sie etwas von der Welt kennen gelernt, so schwindelt ihnen allen der

Kopf. Nicht ein einziges möchte ihr entsagen!“ Das ist wohl möglich. Habt ihr ihnen indes auch, bevor ihr ihnen dieses trügerische Bild vorhieltet, eine gründliche Vorbereitung gegeben, damit sie es ohne Aufregung anzusehen vermochten? Habt ihr sie auf die Gegenstände, welche ihnen auf demselben entgegentreten, gehörig aufmerksam gemacht? Habt ihr sie ihnen in ihrer vollen Wirklichkeit dargestellt? Habt ihr sie gegen die Täuschungen der Eitelkeit hinreichend gewaffnet? Habt ihr ihren jungen Herzen den Geschmack an den wahren Freuden eingeimpft, welche man in dem Geräusche dieser Welt nie zu fühlen vermag? Welche Vorsichtsmaßregeln habt ihr getroffen, welche Schritte getan, um sie vor dem falschen Geschmack zu bewahren, der sie doch nur irreleiten kann? Aber statt in ihrem Geiste die Herrschaft der allgemeinen Vorurteile zu brechen, habt ihr denselben nur Nahrung gegeben. Schon im voraus habt ihr ihnen an all den frivolen Belustigungen, die sich ihnen darbieten werden, Gefallen eingeflößt. Noch während sie sich denselben schon überlassen, erhöht ihr ihr Wohlgefallen daran. Junge Mädchen, die in die Welt eintreten, haben nur ihre Mütter zu Führerinnen, die oft noch weit seltsamere Anschauungen hegen als die Töchter, und ihnen die Dinge unter keinem anderen Gesichtspunkte zu zeigen vermögen, als unter dem sie diese selbst erblicken. Das Beispiel, welches ihnen dieselben geben und das auf die eine größere Gewalt als die Vernunft selbst ausübt, rechtfertigt sie in ihren eigenen Augen, denn die Autorität der Mutter dient der Töchter als unwiderlegliche Entschuldigung. Wenn trotzdem auch ich den Wunsch hege, dass die Mutter ihre Tochter in die Welt einführe, so geschieht dies selbstverständlich in der Voraussetzung, dass sie ihr diese so zeigt, wie sie in Wirklichkeit beschaffen ist.

Das Übel fängt sogar noch früher an. Die Klöster sind die eigentlichen Schulen der Koketterie, nicht etwa jener unschuldigen Gefallsucht, deren ich bereits Erwähnung getan, sondern derjenigen Koketterie, in welcher alle Verkehrtheiten der Frauen ihre Wurzel haben und die die Schuld an den Verschrobenheiten unserer heutigen eleganten Damenwelt trägt. Scheiden die jungen

Mädchen aus dem Kloster, um aus ihm unmittelbar in das geräuschvolle Gesellschaftsleben einzutreten, so fühlen sie sich von Anfang an ganz an ihrem Platze. Sie sind für ein Leben in der Welt erzogen worden. Darf es uns also wundernehmen, wenn sie sich in ihr wohl fühlen? Ich will das, was ich sogleich sagen werde, zwar nicht mit apodiktischer Gewissheit behaupten, wenn ich auch nicht die Befürchtung hege, ein eingesogenes Vorurteil für eine Beobachtung zu halten, allein es macht den Eindruck auf mich, als ob es in den protestantischen Ländern im allgemeinen eine größere Anhänglichkeit an die Familie, würdigere Gattinnen und zärtliche Mütter gebe als in den katholischen; und wenn es sich so verhält, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass diesen Unterschied zum Teil die klösterliche Erziehung zu verantworten hat.

Um den stillen Frieden eines häuslichen Lebens liebzugewinnen, muss man es kennen, muss man die Süßigkeit desselben von Kindheit an empfunden haben. Nur im väterlichen Hause lernt man seinen eigenen Gefallen finden; nur einer Frau, welche von ihrer eigenen Mutter erzogen ist, wird es eine Freude sein, die Erziehung ihrer Kinder selbst zu leiten. Leider gibt es in den großen Städten keine häusliche Erziehung mehr. Die Gesellschaft besteht hier aus so verschiedenen Elementen und ist so gemischt, dass man sich nicht einmal ein verstecktes Plätzchen für sich selbst zu sichern Vermag und im eigenen Hause wie in der Öffentlichkeit lebt. Da man sich gezwungen sieht, mit aller Welt zu leben, so hat man keine Familie mehr; kaum kennt man noch die Glieder derselben. Man sieht sie nur als Fremde, und die Einfalt der häuslichen Sitten erlischt mit der süßen Vertraulichkeit, die ihren Hauptreiz bildet. So saugt man schon in der Muttermilch den Geschmack an den Vergnügungen des Jahrhunderts und an den Grundsätzen ein, welche in ihm zur Herrschaft gelangt sind.

Man unterwirft die Mädchen einem scheinbaren Zwang, um solcher Toren habhaft zu werden, welche sie ihres äußeren Anstandes wegen heiraten. Allein studiert nur einen Augenblick diese junge Damen. Unter dem Schein äußerlicher Ruhe verhüllen sie nur schlecht die Begierde, welche sie verzehrt. Schon leuchtet

aus ihren Augen das glühende Verlangen hervor, das Beispiel ihrer Mütter zu befolgen. Der Gegenstand ihrer Begehrlichkeit ist nicht ein Gatte, sondern die Ungebundenheit, der sie sich in der Ehe meinen hingeben zu können. Bedarf man etwa eines Gatten, wenn einem so viele Hilfsmittel zu Gebote stehen, die denselben völlig entbehrlich machen? Man bedarf desselben nur, um ebendiese Hilfsmittel verdecken zu können.<sup>176</sup> Sittsamkeit steht auf ihrem Antlitze geschrieben, aber Zügellosigkeit wohnt in der Tiefe ihres Herzens. Ein Anzeichen der letzteren tritt schon in diesem angenommenen Scheine der Sittsamkeit hervor; sie nehmen ihn nur an, um sich desto eher von ihr freimachen zu können. Verzeiht mir, ihr Frauen von Paris und London, ich bitte dringend darum, kein Ort schließt Wunder aus, nur habe ich meinerseits noch keines kennen gelernt; und wenn auch nur eine einzige unter euch ein wahrhaft sittsames Herz besitzt, dann verstehe ich mich auf unsere Einrichtungen nicht.

Alle diese verschiedenen Erziehungsarten tragen in gleicher Weise daran schuld, dass die jungen Mädchen an den Vergnügungen der großen Welt Gefallen finden und sich den Leidenschaften überlassen, welche sich infolgedessen bei ihnen einstellen. In den großen Städten beginnt die Verdorbenheit mit dem Eintritt in das Leben, in den kleinen mit dem Eintritt in das Alter der Vernunft. Die jungen Mädchen aus der Provinz, die man mit Geringschätzung gegen die glückliche Einfachheit ihrer Sitten erfüllt hat, eilen nach Paris, um an der Verderbtheit der unsrigen teilzunehmen. Die Aneignung des Lasters, welches man mit dem schönen Namen Talent schmückt, bildet den einzigen Zweck ihrer Reise. Voller Scham, bei ihrer Ankunft noch so wenig von den lockeren Sitten der eleganten Frauenwelt an sich zu haben, säumen sie nicht, sich sobald wie möglich in vollendete Großstädterinnen zu

---

<sup>176</sup> Der Weg des Mannes in seiner Jugend gehörte zu den vier Stücken, welche der weise Salomo nicht begreifen konnte; das fünfte war die Schamlosigkeit der Ehebrecherin. „Also ist auch der Weg der Ehebrecherin; die verschlinget und wischet ihr Maul und sagt: Ich habe kein Übels getan.“ Spr. XXX, 20.

verwandeln. Wo beginnt nun eurer Ansicht nach das Übel, dort, wo man den Plan dazu fasst, oder wo es zur Ausführung gelangt?

Ich halte es für gut, dass eine vernünftige Mutter aus der Provinz ihre Tochter nach Paris führt, um ihr diese für andere so verderblichen Bilder zu zeigen. Sollte es indes doch vorkommen, so behaupte ich, dass die Tochter dann entweder eine schlechte Erziehung erhalten hat, oder dass ihr diese Bilder wenig Gefahr bereiten werden. Besitzt man Geschmack, Verstand und Liebe für das Sittsame, so findet man sie nicht so verlockend, wie es für diejenigen sind, welche sich von ihnen bestricken lassen. Man kann ja in Paris freilich genug dergleichen unverständiger Mädchen antreffen, welche so schnell wie möglich den großstädtischen Ton anzunehmen suchen und auch wirklich sechs Monate lang als Modedamen Bewunderung erregen, um dann für ihre übrige Lebenszeit der Welt als Zielscheibe zu dienen; wer aber bemerkt diejenigen, welche, angewidert von all diesem lärmenden Treiben, in ihre Provinz zurückkehren und sich mit ihrem Lose zufrieden fühlen, nachdem sie Gelegenheit gehabt hatten, es mit dem sovielfach beneideten der großen Welt zu vergleichen? Wie viele junge Frauen habe ich kennen gelernt, die von ihren Männern in der Absicht, ihnen eine Freude bereiten, nach der Hauptstadt geführt waren, da ihnen ihre Mittel den Aufenthalt daselbst gestatteten, und wie oft bin ich Zeuge gewesen, dass sie ihre Männer selbst davon zurückbrachten, mit größerer Freude abreisten, als sie gekommen waren, und den Tag vor ihrer Abreise gerührt sagten: „Ach, lass uns in unsere Strohütte zurückkehren, man lebt glücklicher in ihr als hier in Palästen!“ Wer will wissen, wie viel edle Frauen es noch sonst gibt, die ihre Knie nicht vor dem Götzenbilde gebeugt haben und seinen unsinnigen Kultus mit Verachtung strafen! Nur die Närrinnen machen viel Aufhebens von sich, verständige Frauen erregen kein Aufsehen.

Wenn ich trotz der allgemeinen Verderbnis, trotz der Vorurteile, die sich überall eingeschlichen haben, trotz der schlechten Erziehung gleichwohl nicht wenige Mädchen ein bewährtes Urteil bewahren, bis zu einem wie hohen Grade würde

sich dieses Urteil erst entwickelt haben, wenn es durch geeignete Belehrungen genährt oder, um mich richtiger auszudrücken, nicht durch fehlerhafte Belehrungen getrübt worden wäre? Denn schließlich kommt doch alles darauf an, das natürliche Gefühl bewahren oder wiederherzustellen. Dazu ist es aber daraus nicht nötig, dass ihre junge Mädchen mit langen Predigten langweilt und mit trocknen Sermonen überschüttet. Das Moralisieren ist bei beiden Geschlechtern der Tod aller guten Erziehung. Dergleichen trübselige Lehren führen nur dazu, sowohl den, welcher sie erteilt, als auch das, was sie enthalten, verhasst zu machen. Wenn man es mit jungen Mädchen zu tun hat, darf man sie nicht mit Angst vor ihren Pflichten erfüllen, noch dadurch das Joch erschweren, welches ihnen die Natur auferlegt hat. Bei Darlegung dieser Pflichten befleißigt euch der Kürze und Deutlichkeit. Bringt ihnen nicht den Wahn bei, dass die Erfüllung derselben etwas Verdrießliches sei. Weg mit allem grämlichen Wesen, weg mit aller schulmeisterlichen Würde! Was zu Herzen gehen soll, muss von Herzen kommen. Ihr Katechismus der Moral muss ich durch gleiche Kürze und gleiche Deutlichkeit wie ihr Katechismus der Religion auszeichnen, darf aber nicht ebenso ernst sein. Erläutert ihnen, wie in ihren Pflichten sowohl die Quelle ihrer Freuden als auch der Grund ihrer Rechte liege. Ist es denn etwas so Lästiges, Liebe zu empfinden, um Liebe einzuflößen, sich liebenswürdig zu machen, um glücklich zu sein, sich liebenswürdig zu machen, um glücklich zu sein, sich Ansehen zu verschaffen, um Gehorsam zu finden, andere Ehre zu erweisen, um sich selbst geehrt zu sehen? Wie schön sind diese Rechte! Wie achtungswert sind sie! Wie teuer werden sie dem Herzen des Mannes sein, wenn sich die Frau derselben zu bedienen versteht! Sie braucht nicht erst die Jahre und das Alter abzuwarten, um in ihren Genuss zu treten. Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden. Kaum enthalten sich ihre Reize, so herrscht uns schon durch die Sanftmut ihres Charakters und nötigt uns durch ihre Sittsamkeit Achtung ab. Welcher sonst gefühllose und rohe Mann sänftigt und sein ungestümes Wesen und zeigt sich entgegenkommender und nachgiebiger im Verkehre mit einem

liebenswürdigen und verständigen Mädchen von sechzehn Jahren, welches wenig spricht, aufmerksam zuhört, sich durch Sittsamkeit im Benehmen, durch Züchtigkeit in den Worten auszeichnet, das auch im Bewusstsein seiner Schönheit nicht einen Augenblick sein Geschlecht oder seine Jugend vergisst, ja das sogar durch seine Schüchternheit zu fesseln und sich die Achtung zu erwerben weiß, die es selbst jedermann erweist?

Obgleich diese Merkmale rein äußerlich sind, so fehlt es ihnen doch gleichwohl nicht an Wert. Sie beruhen keineswegs auf bloßem Sinnesreize. Sie ergeben sich aus der inneren Überzeugung des Mannes, dass alle Frauen die natürlichen Richterinnen des Verdienstes der Männer sind. Wer wünschte wohl, sich von den Frauen missachtet zu sehen? Niemand in der ganzen Welt, nicht einmal derjenige, der sich vorgenommen hat, sie nicht mehr zu lieben! Und meint ihr etwa, dass mir, der ich ihnen doch so herbe Wahrheiten sage, ihr Urteil in der Tat gleichgültig ist? Im Gegenteil! Ihre Zustimmung ist mir wertvoller als die eurige, meine Leser, die ihr oft weit mehr Weiber seid als sie. Obgleich ich vor ihren Sitten keine Achtung hege, will ich ihre Gerechtigkeit doch in Ehren halten. An ihrem Hass ist mir wenig gelegen, wenn ich sie nur zwingen, mich zu achten.

Wie viel Großes ließe sich mit diesen Mitteln erzielen, wenn man sich ihrer richtig zu bedienen verstünde. Wehe dem Zeitalter, in welchem die Frauen ihren Einfluss verlieren und die Männer ihre Urteile unbeachtet lassen! Es ist die tiefste Stufe der Verkommenheit. Alle gesitteten Völker haben die Frauen geachtet. Seht Sparta, seht Deutschland, seht Rom an, Rom, diese Stätte des Ruhms und der Tugend, wenn sie überhaupt je auf Erden eine Heimat gehabt haben! In Rom war es, wo die Frauen die Taten der großen Feldherren ehrten, wo sie die Väter des Vaterlandes öffentlich beweinten, wo ihre Huldigungen oder ihre Klagen in dem heiligen Ansehen des feierlichsten Urteils der Republik standen. Alle großen Staatsumwälzungen gingen hier von den Frauen aus: durch eine Frau errang Rom seine Freiheit, durch eine Frau erlangten die Plebejer das Konsulat, durch eine Frau wurde der

Gewaltherrschaft der Dezemvirn ein Ende gemacht, durch Frauen wurde Rom aus den Händen eines Verbannten gerettet. Ihr feinen Franzosen, was würdet ihr wohl beim Anblicke dieses in euren Spötteraugen so lächerlichen Aufzuges gesagt haben? Mit Hohngelächter hättet ihr ihn begleitet. Mit wie verschiedenen Augen betrachten wir doch die nämlichen Dinge! Und vielleicht haben wir alle recht. Bildet ihr diesen Aufzug aus hübschen Französinen, so kann ich mir keinen abstoßenderen Anblick vorstellen; lässt ihn aber aus Römerinnen bestehen, und ihr werdet alle die Augen des Volsker und das Herz des Coriolan haben.

Ich bleibe hierbei noch nicht einmal stehen, sondern behaupte sogar, dass die Tugend der Liebe ebenso günstig ist wie all den übrigen Rechten der Natur, und dass die Geliebte dadurch in gleich hohem Grad an Ansehen gewinnt, als die Gattin und Mutter. Es gibt keine wahre Liebe ohne Begeisterung und keine Begeisterung ohne einen Gegenstand von wirklicher oder eingebildeter Vollkommenheit, die aber in der Phantasie stets vorhanden sein wird. Für das sollen die Liebenden glühen, welche an diese Vollkommenheit nicht mehr glauben und in ihren Geliebten nur Gegenstände ihrer Sinnenlust erblicken? Nein, nicht auf diese Weise erwärmt sich das Herz und gibt es sich dem Wonnerausche hin, welcher die beseligende Raserei der Liebenden und den Reiz ihrer Leidenschaft ausmacht. In der Liebe beruht freilich alles, wie ich nicht leugnen kann, nur auf Illusion; aber in Wirklichkeit sind doch die Gefühle vorhanden, mit denen sie uns für das wahrhaft Schöne beseelt und dadurch bewirkt, dass wir dasselbe lieb gewinnen. Dies Schöne liegt nun allerdings gar nicht in dem Gegenstande, welchen man liebt, es ist vielmehr ein Ausfluss unserer Irrtümer. Mag es sein! Allein was hat das zu sagen? Bringt man deshalb weniger alle seine niederen Gefühle diesem geträumten Vorbilde zum Opfer? Wird unser Herz deshalb weniger von den Vorzügen erfüllt, mit welchen wir den Gegenstand unserer Liebe ausschmücken? Legen wir deshalb weniger alle Gemeinheit des menschlichen Ichs ab? Wo ist ein wahrer Liebender, der nicht bereit wäre, sein Leben für seine Geliebte zu opfern? Und wie kann von sinnlicher und grober

Leidenschaft bei einem Menschen die Rede sein, welcher sterben will? Wir machen uns über die fahrender Ritter lustig. Die Ursache liegt darin, dass sie die Liebe kannten, während wir nur die Ausschweifung kennen. Als ihre ritterlichen Grundsätze zu einem Gegenstand des Gespöttes wurden, war dieser Wechsel nicht sowohl das Werk der Vernunft als vielmehr das Ergebnis der schlechten Sitten.

Welches Jahrhundert wir auch betrachten mögen, die natürlichen Verhältnisse unterliegen niemals einem Wechsel, das Angemessene oder Unangemessene, was sich aus denselben ergibt, bleibt sich stets gleich, die Vorurteile vermögen unter dem angemäßen Namen der Vernunft nur den äußeren Schein zu ändern. Selbstbeherrschung wird immer groß und schön sein, übt man sich in ihr auch nur, um eingebildeten Ansichten zu gehorchen; und die wahren Beweggründe der Ehre werden stets einer jeden urteilsvollen Frau, welche das Glück ihres Lebens in ihrer Stellung zu suchen weiß, zu Herzen sprechen. Keuschheit muss vor allem die köstlichste Tugend einer schönen Frau sein, welche nur einige Seelengröße besitzt. Während sie die ganze Welt zu ihren Füßen erblickt, feiert sie über alle und über sich selbst Triumphe. In ihrem eigenen Herzen errichtet sie sich einen Thron, dem alle huldigend nahen. Die zärtlichen und eifersüchtigen, indes stets ehrfurchtsvollen Gefühle beider Geschlechter, die allgemeine wie die eigene Achtung vergelten ihr die Kämpfe weniger Augenblicke mit stets neuem Ruhme. Ihre Entbehrungen sind nur vorübergehend, allein ihr Lohn ist ein bleibender. Welch eine Freude für eine edle Seele, wenn sich der Stolz der Tugend mit der Schönheit paart! Allen Romanheldinnen zum Trotze wird eine solche Frau köstlichere Freuden genießen als Lais und Kleopatra; und selbst wenn ihre Schönheit einst verschwunden sein wird, so werden doch ihre Freuden und ihr Ruhm noch bleiben. Nur einer solchen Frau kann die Vergangenheit Freude bereiten.<sup>177</sup>

---

<sup>177</sup> Variante: ... Freude bereiten. Wenn der von mir vorgezeichnete Weg angenehm ist, desto besser, er führt dann um so sicherer zum Ziele, denn er

Je größer und lästiger die Pflichten sind, desto klarer und stärker müssen die Motive sein, die ihnen zugrunde liegen. Es gibt eine gewisse fromme Sprache, deren man sich unaufhörlich, selbst bei den ernstesten Angelegenheiten, jungen Mädchen gegenüber bedient, ohne sie darum überzeugen zu können. Diese Sprache, welche mit ihren Anschauungen so wenig im Einklange steht, und der geringe Wert, den sie im geheimen auf dieselbe legen, tragen wesentlich dazu bei, sich in ihnen jene Leichtigkeit entwickeln zu lassen, mit der sie sich ihren Neigungen hingeben, da es ihnen an Gründen zur Bekämpfung derselben fehlt, die sie aus der Sache selbst geschöpft hätten. Ein verständig und fromm erzogenes Mädchen besitzt unzweifelhaft starke Waffen gegen die Versuchungen; allein dasjenige, dessen Herz oder vielmehr dessen Ohren man ausschließlich mit solchem frommen Kauderwelsch erfüllt, wird unfehlbar die Beute des ersten geschickten Verführers, der es darauf anlegt. Nie wird ein junges und schönes Mädchen mit Geringschätzung auf seinen Körper blicken, nie wird es sich aufrichtig über die großen Sünden betrüben, zu welcher seine Schönheit verleitet hat, nie wird es aufrichtig vor Gott beweinen, dass es ein Opfer der Lüsternheit wurde, nie wird es sich davon überzeugen können, dass das süßeste Gefühl des Herzens eine Erfindung des Satans sei. Gebt ihm andere innere Gründe, für die es ein Verständnis hat, denn diese werden bei ihm keinen Eingang finden. Noch schlimmer wird es aber, wenn man, wie es nicht selten vorkommt, seine Ideen miteinander in Widerspruch setzt, und nachdem man es dadurch gedemütigt hat, dass man ihm seinen Körper und seine Reize wie vom Sündenschmutz befleckt schildert, von ihm gleich darauf verlangt, diesen nämlichen Körper als einen Tempel Jesu Christi heilig zu halten. Allzu hohe und allzu niedrige Ideen sind gleich unzulänglich und sind nicht imstande, sich zu vereinigen. Es bedarf eines Grundes der dem Geschlecht wie dem Alter angemessen ist. Die Achtung, die man der Pflicht schuldet, hat

---

beruht auf der Ordnung der Natur; und auf ihm werdet ihr das Ziel erreichen können.

nur insoweit Kraft, als man ihr Beweggründe zugesellt, die uns zu ihrer Erfüllung antreiben.

*Quae quia non liceat non facit, illa facit.*<sup>178</sup>

(Die nur des Verbotes wegen etwas unterlässt, tut es endlich doch)

Man kann es sich kaum vorstellen, dass es gerade Ovid ist, welcher ein so strenges Urteil fällt.

Wollt ihr deshalb junge Mädchen mit Liebe zur Sittlichkeit erfüllen, so flößet ihnen, ohne ihnen beständig zuzurufen „Seid sittsam“ das Verlangen ein, es zu werden. Macht ihnen den Wert der Sittsamkeit bewusst, und sie werden sie lieb gewinnen. Es ist nicht ausreichend, dies Verlangen erst für eine ferne Zukunft zu erwecken. Überzeugt sie im Hinblick auf die Gegenwart, auf die Verhältnisse ihres Alters, auf den Charakter ihrer Liebhaber, von wie großem Interesse es für sie ist, sittsam zu sein. Schildert ihnen den rechtschaffenen Mann, den Mann von Verdienst. Lehrt sie denselben kennen lernen und lieben und zwar um ihretwillen lieben. Beweist es ihnen, dass ein solcher Mann allein imstande ist, sie glücklich zu machen, sei es nun in der Eigenschaft seiner Freundin, Gattin oder Geliebten. Rückt ihnen die Tugend auf dem Wege der Vernunft näher. Macht sie besonders darauf aufmerksam, dass die Herrschaft ihres Geschlechts und alle Vorteile desselben nicht allein von ihrer eigenen guten Aufführung, von ihrer eigenen Sittlichkeit, sondern ebenfalls von der der Männer abhängen; dass die Frauenwelt auf feile und niedrige Seelen nur einen geringen Einfluss auszuüben vermag, und dass der Mann nur dann seiner Geliebten wahrhaft huldigen kann, wenn er der Tugend huldigt. Wenn ihr ihnen dann eine getreue Schilderung der heutigen Sitten gebt, so könnt ihr euch versichert halten, dass ihr sie mit einem aufrichtigen Widerwillen gegen dieselben erfüllen

---

<sup>178</sup> Ovid. Amor. III, 4

werdet. Das einfache Bild unserer Modemenschen wird ihnen dieselben verächtlich machen. Sobald ihr ihnen nur Abneigung gegen ihre Grundsätze, Abscheu vor ihren Gefühlen und Verachtung gegen ihre leeren Galanterien einflößt, so werdet ihr dadurch in ihnen einen edleren Ehrgeiz wachrufen, den, über große und starke Herzen zu herrschen, jenen Ehrgeiz der spartanischen Frauen, die nur Männer beherrschen wollten. Eine herausfordernde, sittenlose, intrigante Frau, die ihre Liebhaber nur durch Künste der Koketterie anzulocken und durch Gunstbeweise zu erhalten weiß, legt ihnen wie Dienern allein niedrige und gemeine Dienste auf, bei allen wichtigen und ernsten Dingen fehlt es ihr dagegen an Autorität über dieselben. Allein eine ebenso ehrbare wie liebenswürdige und verständige Frau, die den Ihrigen Achtung abnötigt, sich durch ein zurückhaltendes und sittsames Wesen auszeichnet, mit einem Wort eine Frau, welche sich die Liebe durch die Achtung bewahrt, schickt sie durch einen bloßen Wink bis ans Ende der Welt, in den Kampf, in den Ruhm, in den Tod, wohin es ihr gefällt.<sup>179</sup> Eine solche Herrschaft ist, wie mir scheint, doch schön, und es verlohnt sich der Mühe, sie zu erkaufen.

---

<sup>179</sup> Brantome berichtet, dass zur Zeit Franz I. ein junges Mädchen ihrem Geliebten, der sehr geschwätzig war, ein unbedingtes und unbegrenztes Stillschweigen auferlegte, welches er auch zwei volle Jahre so gewissenhaft beobachtete, dass man allgemein annahm, er wäre infolge einer Krankheit stumm geworden. Eines Tages rühmte sich seine Geliebte, die jedoch zu jener Zeit, in welcher sie ihre Liebe noch geheimhielten, als solche nicht bekannt war, in zahlreicher Gesellschaft, dass sie ihn sofort wiederherzustellen vermöchte, und tat es mit dem einzigen Worte „Sprich!“ Liegt in dieser Liebe nicht etwas Großes und Heroisches? Was hätte wohl die Philosophie des Pythagoras mit all ihrem großartigen Aufwande Größeres vollbringen können? Welche Frau würde in der Gegenwart auf eine ähnliche Schweigsamkeit auch nur einen Tag lang rechnen dürfen, und wollte sie dieselbe auch mit dem höchsten Preise erkaufen, den sie darauf setzen könnte?

Variante: Anstatt des letzten Satzes: „Welche Frau würde..“ heißt es im Manuskripte: Sollte man nicht meinen, man hätte es mit einer Gottheit zu tun, welche einem Sterblichen mit einem einzigen Worte das Organ der Sprache verleiht? Man wird mich nie zu dem Glauben bringen, dass Schönheit ohne Tugend je ein ähnliches Wunder verrichten könnte. Alle Pariser Schönheiten würden mit all ihren Künsten heutigestags nicht imstande sein, ein solches zu wirken.

Darin spricht sich der Geist aus, in welchem Sophie erzogen ist, mit größerer Sorgfalt als mit Mühe und mehr dadurch, dass man ihrer Neigung nachgab, als dass man sie bekämpfte. Fügen wir jetzt noch ein Wort über ihre Person nach dem Bilde hinzu, welches ich Emil von ihr entworfen habe. Es stimmt mit der Vorstellung überein, die er sich selbst von der Frau gebildet hat, welche ihn glücklich zu machen imstande ist.

Ich muss immer von neuem daran erinnern, dass ich alle Wunder beiseite lasse. Emil ist keines, und Sophie ist es ebenso wenig. Emil ist Mann und Sophie Weib: darin besteht ihr ganzer Ruhm. Bei der Vermischung der Geschlechter, die unter uns herrscht, gilt es freilich beinahe für ein Wunder, dem seinigen vollkommen anzugehören.

Sophie besitzt gute Anlagen und einen guten Charakter. Sie hat ein leicht erregbares Herz, und diese ungemein große Erregbarkeit verleiht ihr zuweilen eine Lebendigkeit der Phantasie, die sich nur schwer mäßigen lässt. Ihr Verstand ist weniger scharf als durchdringend, sie ist heiterer, aber sich nicht immer gleichbleibender Laune, von gewöhnlicher, aber einnehmender Figur, und von einer Gesichtsbildung, die Seele verheißt und hierin nicht täuscht. Man kann sich ihr mit Gleichgültigkeit nahen, aber nicht von ihr scheiden ohne einen tiefen Eindruck von ihr erhalten zu haben. Andere zeichnen sich durch gute Eigenschaften aus, die ihr fehlen; wieder andere besitzen die ihrigen in weit höherem Maße, aber bei keiner sind alle Eigenschaften besser zusammengestellt, um einen glücklichen Charakter zu bilden.

Sie versteht sogar aus ihren Fehlern Vorteil zu ziehen, und wenn sie vollkommen wäre, würde sie weit weniger gefallen.

Sophie ist nicht schön; aber neben ihr vergessen die Männer die schönen Frauen, und die schönen Frauen sind mit sich selbst unzufrieden. Auf den ersten Blick kann man sie kaum hübsch nennen, aber je länger man sie betrachtet, desto schöner erscheint sie. Sie gewinnt, wo so viele andere verlieren, und was sie gewinnt, verliert sie nicht wieder. Man kann wohl schönere Augen, einen

schöneren Mund, eine imponierendere Figur finden, aber einen anmutigeren Wuchs, eine schönere Hautfarbe, eine weißere Hand, einen niedlicheren Fuß, einen sanfteren Blick, freundlichere Züge sucht man vergeblich. Ohne zu blenden, fesselt sie. Sie ist reizend, ohne dass man sagen könnte, worin ihre Anziehungskraft besteht.

Sophie putzt sich gern und versteht sich darauf; ihre Mutter hat keine andere Zofe als sie. Sie hat viel Geschmack und weiß sich deshalb vorteilhaft zu kleiden. Allein sie hasst alle reichen Putzsachen. In ihrem Anzuge vereinigt sich Einfachheit mit Eleganz. Sie liebt nicht das Glänzende, sondern das Kleidsame. Wenn sie auch die Modefarben nicht kennt, so weiß sie doch vortrefflich, welche Farben ihr gut stehen. Es gibt kein junges Mädchen, welches weniger Sorgfalt auf seinen Anzug verwendet zu haben scheint, und doch kleidet sich keines gewählter als Sophie. Obgleich sie kein Stück ihres Anzugs ohne volle Überlegung angelegt hat, so verrät sich doch bei keinem die aufgebotene Kunst. Ihr Putz ist dem Ansehen nach sehr bescheiden, in Wirklichkeit aber sehr gefällig und geschmackvoll. Sie stellt ihre Reize nicht zur Schau, sondern verhüllt sie, verbirgt sie aber so, dass man sie unter der Hülle zu ahnen vermag. Bei ihrem ersten Anblick sagt man: „Welch ein sittsames und verständiges Mädchen!“ Weilt man aber erst länger in ihrer Nähe, dann schweifen die Augen, welche nur zu deutlich verkündigen, was im Herzen vorgeht, fortwährend über ihre ganze Person und sind nicht imstande, sich wieder von ihr loszureißen. Man hätte zu behaupten Lust, dieser ganze so einfache Anzug sei nur angelegt, um in der Phantasie Stück für Stück wieder weggenommen zu werden.

Sophie besitzt natürliche Talente. Sie ist sich derselben bewusst und hat sie nicht vernachlässigt. Da sie sich indes nicht in der Lage befand, viel Kunst auf die Ausbildung derselben zu verwenden, so hat sie sich damit begnügt, ihr hübsches Stimmchen in richtigem und geschmackvollem Gesang, ihre kleinen Füße in leichtem, schwebendem und anmutigem Gang zu üben und alle Begrüßungsformen zwanglos und sicher auszuführen. Übrigens hat sie zum Gesanglehrer nur ihren Vater, zur Tanzlehrerin nur ihre

Mutter gehabt, und ein Organist aus der Nachbarschaft hat ihr einige Lektionen erteilt, um sich zu ihrem Gesang auf dem Klaviere selbst begleiten zu können, worin sie sich seitdem allein weiter fortgebildet hat. Anfangs hatte sie nur im Sinn, ihre weiße Hand auf den schwarzen Tasten mit Vorteil zu zeigen,<sup>180</sup> dann entdeckte sie, dass der scharfe und schrille Ton des Klaviers den Ton ihrer Stimme sanfter klingen ließ, allmählich wurde sie für die Harmonie empfänglich, und als sie heranwuchs, fing sie endlich an, die Reize des Ausdrucks herauszufühlen und die Musik um ihrer selbst willen zu lieben. Aber dies ist eigentlich mehr eine Neigung als ein Talent, denn die Noten sind ihr völlig unbekannt.

Was Sophie indes am allerbesten versteht und worin man sie am sorgfältigsten unterrichtet hat, das sind die weiblichen Handarbeiten, selbst diejenigen, welchen man gewöhnlich weniger Aufmerksamkeit zuwendet, wie die Kunst, sich ihre Kleider selbst zuzuschneiden und zu nähen. Es gibt keine Nadelarbeit, die ihr unbekannt wäre und deren Anfertigung ihr nicht Vergnügen machte. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist jedoch das Spitzenklöppeln, weil keine andere Arbeit zu einer so anmutigen Körperhaltung nötigt und die Finger in so zierlicher und leichter Bewegung erhält. In gleicher Weise hat sie sich alle Einzelheiten der Hauswirtschaft angelegen sein lassen. Küche und Speisekammer stehen unter ihrer Leitung. Sie kennt die Preise der Lebensmittel und versteht sich auf ihre Güte, ist mit der Buchführung vertraut und dient ihrer Mutter als Haushofmeister. Bestimmt, selbst einst Hausfrau zu werden, lernt sie in der Leitung des väterlichen Hauswesens ihrem eigenen wohl vorstehen. Sie kann den Dienstboten bei ihren Geschäften helfend zur Seite stehen und tut es stets gern. Nur zu dem, was man selbst auszuführen versteht,

---

<sup>180</sup> Es ist deshalb sehr zu bedauern, dass die Instrumentenmacher gerade von dem Augenblicke an, wo das Pianoforte in unseren Salons das Klavier verdrängte, mit den Farben gewechselt haben, indem sie zu den Untertasten Elfenbein und zu den Obertasten Ebenholz verwenden.

Anmerk. des  
Herrn Petitain.

kann man die richtigen Anordnungen treffen. Aus diesem Grund erhält ihre Mutter sie in ununterbrochener Geschäftigkeit. Sophiens Gedanken sind allerdings noch nicht so weit in die Ferne gerichtet. Ihr einziges Sinnen geht darauf aus, ihrer Mutter zu dienen und ihr einen Teil ihrer Sorgen abzunehmen. Freilich lässt sich nicht leugnen, dass sie nicht alles mit dem gleichen Vergnügen verrichtet. So hat sie zum Beispiel, eine so große Feinschmeckerin sie auch ist, an dem Küchenwesen wenig Gefallen. Die dabei vorkommenden groben Arbeiten haben für sie etwas Widriges. Es geht ihr in der Küche nie sauber genug zu. Sie ist in diesem Punkte von einer übertriebenen Zartheit, und diese bis zum äußersten getriebene Zartheit hat förmlich den Charakter eines Fehlers angenommen. Eher ließe sie das ganze Mittagessen in das Feuer laufen, als dass sie ihre Manschette beschmutzte. Aus demselben Grunde hat sie sich stets gegen die Oberaufsicht über den Garten gesträubt. Die Erde erscheint ihr unreinlich; sobald sie nur einen Düngerhaufen sieht, glaubt sie schon, seinen unangenehmen Geruch wahrzunehmen.

An diesem Fehler trägt der Unterricht der Mutter die Schuld. Nach der Ansicht der letzteren gehört die Reinlichkeit zu den ersten Pflichten des Weibes, ist sie eine besondere, unabweisbare und von der Natur ihm selbst auferlegte Pflicht. Es gibt nichts Widerwärtigeres in der Welt als ein unreinliches Weib, und der Mann, der sich mit Ekel von ihm abwendet, hat nie unrecht. Sie hat ihrer Tochter diese Pflicht von Kindheit auf so unermüdlich vorgepredigt, hat von ihr so streng Reinlichkeit in bezug auf ihre eigene Person wie auf ihre Kleider, ihr Zimmer, ihre Arbeit, ihre Toilette gefordert, dass die zur Beobachtung dieser Pflicht ununterbrochen nötige Aufmerksamkeit, welche bereits zur Gewohnheit geworden ist, einen ziemlich großen Teil ihrer Zeit allein für sich in Anspruch nimmt und auch in dem übrigen stets die erste Rolle spielt. Daher lässt sie die gute Ausführung dessen, was sie unternimmt, erst ihre zweite gute Sorge sein; ihre erste Sorge geht stets darauf aus, es reinlich zu machen.

Indes trägt dies alles nicht den Charakter der Ziererei an sich und ist nicht in Schwäche ausgeartet. Die übertriebene Verfeinerung des Luxus hat in ihren Augen keinen Wert. Nie kommt anderes als einfaches Wasser in ihr Zimmer. Sie kennt keinen anderen Wohlgeruch als den der Blumen, und nie wird ihr Gatte etwas Süßeres atmen als ihren Odem. Endlich lässt die Aufmerksamkeit, welche sie auf das Äußere verwendet, sie nicht vergessen, dass sie ihr Leben und ihre Zeit in den Dienst edlerer Sorgen zu stellen hat. Jene alles Maß übersteigende körperliche Reinlichkeit, welche die Seele besudelt, kennt sie nicht oder verachtet sie. Sophie ist mehr als nur reinlich, sie ist rein.

Wie ich bereits erwähnt habe, war Sophie Feinschmeckerin. Sie war es von Natur; aber infolge der Gewöhnung ist sie frugal geworden, und jetzt ist sie es aus Sittsamkeit. Es verhält sich in dieser Hinsicht mit den Mädchen nicht wie mit den Knaben, dass man sie durch Feinschmeckerei bis zu einem gewissen Grade leiten könnte. Diese Neigung bleibt für das weibliche Geschlecht nicht ohne Folgen; es ist mit großer Gefahr verbunden, sie ihm zu lassen. Wenn in ihrer Kindheit die kleine Sophie allein in das Kabinett ihrer Mutter kam, so kehrte sie aus demselben nie mit leeren Händen zurück, und in Betreff von Konfekt und Bonbons ließ ihre Gewissenhaftigkeit manches zu wünschen übrig. Ihre Mutter ertappte sie, schalt sie aus, bestrafte sie, ließ sie fasten. Endlich gelangte sie dadurch zum Ziele, dass sie ihrem Töchterchen sagte, die Bonbons verdürben die Zähne und das viele Essen triebe den Leib auf. Dies fruchtete und Sophie besserte sich. Als sie heranwuchs, traten bei ihr andere Neigungen hervor und brachten sie von dieser niedrigen Sinnlichkeit zurück. Mit einem Schlage verliert das Laster der Feinschmeckerei seine Herrschaft über Männer wie Frauen, sobald das Herz sich zu regen beginnt. Sophie hat sich den ihrem Geschlecht eigenen Geschmack bewahrt. Sie liebt Milchspeisen und Süßigkeiten, Gebackenes und Zwischenspeisen, findet aber am Fleische wenig Behagen. Nie hat sie Wein oder geistige Getränke über die Lippen gebracht. Übrigens isst sie von allem nur sehr mäßig. Da ihr Geschlecht weniger

mühselige Arbeiten zu verrichten hat als das unsrige, so braucht es für die verlorenen Kräfte auch einen geringeren Ersatz. In allem liebt sie das Gute und weiß es zu würdigen; doch weiß sie auch, ohne dass ihr eine solche Entbehrung schwerfällt, mit dem Vorliebzunehmen, was nicht so gut ist.

Sophie hat einen fesselnden Geist, ohne dass er blendend wäre; er ist gediegen, ohne tief zu sein; kurz, sie hat einen Geist, von dem sich nichts sagen lässt, weil jeder an ihm nur dieselben Eigenschaften entdeckt, die er auch an seinem eigenen Geiste wahrnimmt. So gefällt denn ihr Geist stets denen, mit welchen sie sich unterredet, obgleich er nicht die reiche Bildung verrät, welche nach unserer Vorstellung die richtige Geistespflege den Frauen verleihen muss. Denn ihr Geist verdankt seine Bildung nicht der Lektüre, sondern einzig und allein den Gesprächen mit Vater und Mutter, den eigenen Betrachtungen und Beobachtungen, die sie in dem kleinen Kreise der Welt angestellt hat, welchen zu sehen ihr bisher Gelegenheit geboten war. Sophie ist von Natur heiter, ja in ihrer Kindheit war sie sogar ausgelassen. Aber ihre Mutter hat sich bemüht, ihr leichtsinniges Wesen nach und nach zu dämpfen, damit nicht bald ein viel leicht zu plötzlich eintretender Wechsel sie über den Augenblick belehren möchte, welcher es zu gebieterischer Notwendigkeit gemacht hätte. Sie ist seitdem sehr sittsam und sogar noch vor der Zeit zurückhaltend geworden; und jetzt, wo dieser Zeitpunkt gekommen ist, fällt es ihr nun weit leichter, den bereits angenommenen Ton beizubehalten, als es ihr geworden wäre, ihn erst anzunehmen, ohne die Ursache dieses Wechsels durchblicken zu lassen. Es bietet einen anmutigen Anblick dar, wenn mitunter die alten Gewohnheiten in ihr wieder wach werden und sie sich der vollen Lebhaftigkeit ihrer Kindheit überlässt, dann sich plötzlich wieder besinnt, verstummt, die Augen niederschlägt und errötet. Es ist doch wohl in der Ordnung, dass die Grenzscheide zwischen beiden Lebensaltern ein wenig Anteil an jedem von beiden hat.

Sophie ist zu empfänglich für alle Eindrücke, um eine stets gleichmäßige Laune bewahren zu können, aber sie besitzt zu viel

Herzengüte, um andere darunter leiden zu lassen; ihr allein bereitet es manch trübe Stunde. Ein einziges verletzendes Wort reicht hin, ihr das Herz schwer zu machen, wenn sie ihre gedrückte Stimmung auch nicht zu erkennen gibt; sie wird suchen, sich der Gesellschaft zu entziehen, um sich ausweinen zu können. Der Vater oder die Mutter braucht sie aber unter ihrem Tränenstrome nur zu rufen und ein einziges Wort zu sagen, so wird sie augenblicklich wieder erscheinen, um zu spielen und zu lachen, während sie geschickt die Augen trocknet und ihr Schluchzen zu unterdrücken sucht.

Nicht einmal von Eigensinn ist sie völlig frei. Wenn sie ihre Laune ein wenig auf die Spitze treibt, so artet dieselbe leicht in Trotz aus, und sie pflegt sich in solchen Augenblicken zu vergessen. Lasst ihr indes nur Zeit, sich zu besinnen, und ihr werdet euch überzeugen, dass die Art und Weise, ihr Unrecht wieder gutzumachen, ihr fast als ein Vorzug angerechnet werden muss. Erhält sie Strafe, so ist sie fügsam und unterwürfig, und man erkennt, dass sie sich weniger über die Strafe als über ihren Fehler schämt. Sagt man ihr nichts, so wird sie trotzdem niemals verabsäumen, ihr Versehen selbst zu verbessern, und noch dazu mit solcher Offenheit und so großer Anmut, dass es nicht möglich ist, ihr noch länger böse zu sein. In Gegenwart des niedrigsten Dieners würde sie den Boden küssen, ohne dass ihr diese Erniedrigung schwer würde, und sobald sie Verzeihung erhalten hat, legen ihre Freude und ihre Liebkosungen an den Tag, von welcher Last sich ihr gutes Herz befreit fühlt. Mit einem Worte, sie erträgt mit Geduld das ihr zugefügte Unrecht und macht ihre eigenen Versehen mit Freuden wieder gut. In solcher Weise äußert sich der liebenswürdige Charakter ihres Geschlechts, bevor wir ihn verdorben haben. Das Weib hat die Bestimmung, gegen den Mann nachgiebig zu sein und sogar seine Ungerechtigkeit zu ertragen. Dahin werdet ihr nie einen Knaben bringen; sein inneres Gefühl erhebt und empört sich gegen die Ungerechtigkeit. Die Natur hat ihn nicht dazu bestimmt, es zu ertragen:

*Gravem*

*Pelidae stomachum cedere nescii.*<sup>181</sup>

Sophie besitzt Religion, aber eine vernünftige und einfache Religion, die sich in wenige Glaubenssätze zusammenfassen lässt und noch weniger Andachtsübungen verlangt; oder sie widmet vielmehr, da ihr die Pflege der Moral als die hauptsächliche Übung erscheint, ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes, indem sie sich nur Gutes zu tun bemüht. Aller Unterricht, den ihr ihre Eltern über diesen Punkt erteilten, zielte darauf hin, sie an eine achtungsvolle Unterwerfung zu gewöhnen, indem sie ihr beständig wiederholten: „Meine Tochter, diese Kenntnisse eignen sich nicht für dein Alter; dein Mann wird dich darüber belehren, sobald es an der Zeit sein wird.“ Anstatt ihr übrigens lange Reden über die Frömmigkeit zu halten, lassen sie es dabei bewenden, sie ihr durch ihr eigenes Beispiel zu predigen, und dieses Beispiel ist ihr tief ins Herz gegraben.

Sophie liebt die Tugend; diese Liebe ist förmlich zur herrschenden Leidenschaft geworden. Sie liebt sie, weil es für sie nichts Schöneres als die Tugend gibt. Sie liebt sie, weil in der Tugend der Ruhm des Weibes besteht, und weil ihr eine tugendhafte Frau fast den Engeln gleich erscheint. Sie liebt sie als den einzigen Weg zum wahren Glück, und weil ihr das Leben eines sittenlosen Weibes nur wie eine ununterbrochene Kette von Elend, Hilflosigkeit, Unglück, Schmach und Schande vorkommt. Sie liebt sie endlich noch um deswillen, weil dieselbe ihrem von ihr so hochgeachteten Vater und ihrer so zärtlichen und würdigen Mutter teuer ist. Nicht zufrieden damit, durch ihre eigene Tugend glücklich zu sein, wünschen die Eltern, es auch durch die ihrer Tochter zu werden, und das Hauptglück letzterer wurzelt wieder in der Hoffnung, zu dem Glück der Eltern beitragen zu können. Alle diese Gefühle erfüllen sie mit einer Begeisterung, die ihre Seele erhebt und alle ihre kleinen Neigungen einer so edlen Leidenschaft unterordnet. Bis zu ihrem letzten Atemzuge wird Sophie keusch und züchtig sein; sie hat es sich im Grunde ihres Herzens

---

<sup>181</sup> Hor. lib. I, Od. 6.

zugeschworen, und hat es in einer Zeit geschworen, wo sie schon ein Bewusstsein davon hatte, wie schwierig es ist, einen solchen Schwur zu halten; sie hat es sich zugeschworen, als sie sich gerade von einer solchen Verbindlichkeit hätte lossagen müssen, wäre ihre Sinnlichkeit danach angetan gewesen, die Herrschaft über sie zu gewinnen.

Sophie hat nicht das Glück, eine liebenswürdige Französin zu sein, die, kalt von Temperament und kokett aus Eitelkeit, mehr darauf ausgeht zu glänzen als zu gefallen, und mehr nach Zeitvertreib hascht als wahre Freude sucht. Nur das Bedürfnis zu lieben verzehrt sie; es drängt sich ihr auf und beunruhigt ihr Herz inmitten der Festlichkeiten. Ihr früherer Frohsinn ist von ihr gewichen; sie findet kein Vergnügen mehr an den ausgelassenen Spielen; statt von der Einsamkeit Langweile zu befürchten, sucht sie dieselbe auf. Ihre Gedanken weilen hier bei dem, der sie ihr dereinst versüßen soll. Alle, die ihr gleichgültig sind, belästigen sie. Sie sehnt sich nicht nach Anbetern, wohl aber nach einem Geliebten. Sie möchte lieber einem einzigen braven Manne gefallen und ihm immer gefallen, als in den Ruf einer Modedame kommen, die doch nur einen Tag glänzt, um schon am nächsten Tage dem Hohngelächter preisgegeben zu werden.

Das Urteil der Frauen entwickelt sich weit früher als das der Männer. Da sie sich fast von Kindesbeinen an beständig in Verteidigungszustande verhalten müssen, und ihnen ein so schwer zu bewahrendes Gut anvertraut ist, so muss ihnen das Gute und Böse notwendigerweise früher bekannt sein. Da sich Sophie infolge ihrer glücklichen Anlagen in jeder Beziehung zeitiger entwickelt hat, so hat sich auch ihr Urteil früher als bei anderen Mädchen ihres Alters ausgebildet. Hierin liegt durchaus nichts Außerordentliches; die Reife tritt nicht überall in derselben Zeit ein.

Sophie ist über die Pflichten und Rechte ihres wie unseres Geschlechtes belehrt. Sie kennt die Fehler der Männer und die Laster der Frauen; aber sie kennt auch ebenso gut die entgegengesetzten Eigenschaften und Tugenden und hat sie ihrem

Herzen tief eingepägt. Man kann unmöglich eine höhere Idee von einer sittsamen Frau haben, als die ist, welche sie sich gebildet hat, allein diese Idee vermag ihr keine Furcht einzuflößen. Natürlich weilen ihre Gedanken mit größerem Wohlgefallen bei einem Ehrenmanne, einem Manne von Verdienst. Sie ist es sich bewusst, dass sie für einen solchen Mann geschaffen und seiner würdig ist, ist es sich bewusst, dass sie ihm dasselbe Glück zu bereiten imstande ist, welches sie ihm verdanken wird. Sie fühlt es, dass sie ihn recht gut herausfinden wird, und dass es jetzt nur darauf ankommt, dass er sich zeige.

Die Frauen sind die natürlichen Richter über das Verdienst der Männer, wie letztere es wieder umgekehrt über das der Frauen sind. Das beruht auf einem gegenseitigen Recht, und beide Teile kennen es sehr wohl. Sophie ist mit diesem Rechte bekannt und macht von ihm Gebrauch, allein mit einer Bescheidenheit, wie sie ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit und ihrer Stellung zukommt. Sie urteilt nur über solche Dinge, die ihre Fassungskraft nicht übersteigen, und auch dann nur, wenn es zur Entwicklung irgendeines nützlichen Grundsatzes dienen kann. Von Abwesenden, namentlich wenn es Frauen sind, spricht sie nur mit äußerster Behutsamkeit. Sie hält sich überzeugt, dass es Frauen zur Schmähd- und Spottsucht führt, wenn sie über ihr eigenes Geschlecht sprechen. Solange sie sich darauf beschränken, das unsrige zu ihrem Gesprächsthema, zu wählen, werden sie stets billig denkend sein. Sophie bleibt deshalb in diesen Schranken. Spricht sie jedoch einmal über Frauen, so geschieht es nur, um alles Gute zu sagen, was sie von ihnen weiß. Sie glaubt ihrem Geschlechte diese Ehre schuldig zu sein. Weiß sie jedoch nichts Gutes zu sagen, so beobachtet sie über solche Frauen ein vollkommenes Stillschweigen, und das ist verständlich genug.

Sophie besitzt wenig Weltkenntnis; allein sie ist höflich und aufmerksam und entfaltet bei allem, was sie tut, eine große Anmut. Ihr glückliches Naturell kommt ihr besser zustatten als alle Kunst. Sie hat eine gewisse Feinheit an sich, die sich nicht aus Regeln herleiten lässt noch der Mode unterworfen ist, die mit der letzteren

keinen Wechsel erleidet, noch alles dem leidigen Herkommen zuliebe tut, sondern ihre Quelle in dem wahren Verlangen, zu gefallen, hat, und deshalb auch wirklich gefällt. Alle triviale Höflichkeitsbezeugungen sind ihr fremd, und sie hat ebenso wenig das Bestreben, gewähltere zu erfinden. Sie führt nie Redensarten im Munde, wie: „Ich bin Ihnen sehr verbunden“, „Sie erzeigen mir viel Ehre“, „Bemühen Sie sich nicht“ usw. Eine Aufmerksamkeit, eine ihr erwiesene Höflichkeit erwidert sie mit einer Verneigung oder mit einem einfachen „Ich danke Ihnen“. Allein dies Wort, von einem solchen Munde gesprochen, wiegt wohl ein anderes auf. Für einen wirklichen Dienst lässt sie ihr Herz sprechen, und dieses ergeht sich nicht in Komplimenten. Nie hat sie sich durch das französische Herkommen verleiten lassen, das gezierte Wesen nachzuahmen, wie beim Gehen aus einem Zimmer in das andere ihre Hand auf den Arm eines Sechzigjährigen zu legen, dem sie am liebsten selbst als Stütze dienen möchte. Wenn ein süßlicher Geck so ungezogen ist, ihr diesen Dienst anzubieten, so lässt sie den dienstfertigen Herrn auf der Treppe und schwingt sich mit zwei Sätzen ins Zimmer, indem sie ihm zuruft, dass sie gottlob nicht hinke. Obgleich sie nicht groß ist, hat sie ihre Schuhe nie mit hohen Absätzen versehen lassen; ihre Füßchen sind in der Tat auch niedlich genug, dass sie sich ohne dieselben behelfen kann.

Nicht nur Frauen, sondern auch verheirateten oder älteren Männern gegenüber beobachtet sie Schweigen und Ehrerbietung. Nur aus Gehorsam wird sie einen Platz über denselben einnehmen und sich, sobald es tunlich ist, wieder unter sie setzen, denn sie weiß, dass die Rechte des Alters vor denen ihres Geschlechts den Vortritt behaupten, dass das Alter die Weisheit, welche vor allem Ehre verdient, für sich geltend machen kann.

Bei jungen Leuten ihres Alters ist es freilich etwas anderes; ihnen gegenüber muss sie einen anderen Ton anschlagen, um ihnen Achtung abzugewinnen, und sie weiß ihn zu treffen, ohne das bescheidene Wesen aufzugeben, welches ihr im Verkehre mit denselben ziemt. Benehmen auch sie sich bescheiden und zurückhaltend, so wird sie ihnen gegenüber gern die

liebenswürdige Vertraulichkeit der Jugend bewahren. Ihre unschuldsvollen Unterhaltungen werden sich bei allem Mutwillen stets in den Schranken des Anstands halten. Wenn sie einen ernsten Charakter annehmen, so verlangt sie, dass sie auch nützlich seien. Arten sie jedoch in fades Geschwätz aus, so wird sie diese bald abbrechen; denn sie verachtet namentlich die seichten Redensarten der Galanterie, die sie als tiefe Beleidigung ihres Geschlechts betrachtet. Sie ist sich dessen sehr wohl bewusst, dass sich der Mann, den sie sucht, solcher Redensarten nicht bedient, und nie wird sie leicht von einem anderen dulden, was mit dem Charakter desjenigen, dessen Bild sich ihrem Herzen tief eingepägt hat, nicht in Einklang steht. Die hohe Meinung, die sie von den Rechten ihres Geschlechts hat, die Seelenhoheit, welche ihr die Reinheit ihrer Gesinnungen verleiht, die Tatkraft der Tugend, welche sich in ihr regt und sie mit der Gewissheit erfüllt, dass sie Achtung verdient, bewirken, dass sie nur mit Unwillen die süßlichen Reden anhört, mit denen man sie zu unterhalten bemüht ist. Sie nimmt sie nicht etwa mit anscheinendem Zorne auf, sondern mit jenem ironischen Beifall, der die Redner verwirrt, oder mit einem kalten Ton, auf den man am allerwenigsten gefasst ist. Sollte ein schöner Phöbus seine Artigkeiten an sie verschwenden, sollte er geistreicherweise ihren Geist, ihre Schönheit, ihre Anmut, das unschätzbare Glück, ihr zu gefallen, herausstreichen, so ist sie ganz das Mädchen dazu, ihn zu unterbrechen und höflich zu ihm zu sagen: „Mein Herr, das sind Dinge, die mir besser bekannt sind als Ihnen. Wenn wir einander nichts Merkwürdigeres mitzuteilen haben, so glaube ich, dass wir hiermit unsere Unterhaltung schließen können.“ Diese Worte mit einer tiefen Verneigung begleiten und sich sofort zwanzig Schritte entfernt befinden, ist für sie nur das Werk eines Augenblicks. Fragt nur eure galanten Herren, ob es eine so leichte Sache ist, längere Zeit mit seinem Geschwätze vor einem solchen Widerspruchsgeiste zu prunken.

Das heißt aber noch gar nicht, dass sie sich etwa aus fremdem Lobe nichts mache, wenn dasselbe nur aufrichtig gemeint ist, und sie annehmen kann, dass man wirklich so gut von ihr denkt, als man

ihr sagt. Wer es durchblicken lassen will, dass ihre Vorzüge Eindruck auf ihn gemacht haben, muss erst selbst Vorzüge aufweisen können. Eine auf Achtung gegründete Huldigung vermag ihrem stolzen Herzen zu schmeicheln, aber jede nur artige Spöttelei wirkt abstoßend auf sie. Sophie ist nicht dazu geschaffen, sich zum Übungsstoff für die kleinen Talente eines Tropfes herzugeben.

Bei einer so großen Reife des Urteils und bei einer Entwicklung, wie man sie in jeder Hinsicht nur bei einem zwanzigjährigen Mädchen erwarten kann, wird sie schon in einem Alter von fünfzehn Jahren von ihren Eltern nicht mehr als Kind behandelt werden. Kaum bemerken sie aus den ersten Zeichen, dass sich bei ihr jene Unruhe der Jugend eingestellt hat, so werden sie sich beeilen, dieselbe, ehe sie noch weiter um sich zu greifen imstande ist, aufzuheben. Sie werden liebevolle und verständige Gespräche mit ihr anknüpfen. Solche liebevollen und verständigen Gespräche sind gerade für ihr Alter und ihren Charakter recht geeignet. Ist ihr Charakter so, wie ich ihn mir eben vorstelle, weshalb sollte dann nicht ihr Vater ungefähr folgendermaßen zu ihr sagen dürfen: „Sophie, du bist jetzt ein erwachsenes Mädchen; man wird es aber nicht, um immer ein Mädchen zu bleiben. Wir wünschen, dass du glücklich wirst, wünschen es um unsern Willen, da unser Glück auf dem deinigen beruht. Das Glück eines rechtschaffenen Mädchens besteht darin, das Glück eines rechtschaffenen Mannes zu begründen. Wir müssen deshalb daran denken, dich zu vermählen; wir müssen frühzeitig daran denken, denn von der Ehe hängt das Lebensschicksal ab, und man hat nie zuviel Zeit, daran zu denken.

Nichts ist schwieriger als die Wahl eines guten Gatten, wenn es nicht etwa die einer guten Gattin ist. Du, Sophie, wirst solch ein seltenes Weib sein, du wirst den Ruhm unseres Lebens und das Glück unserer alten Tage ausmachen. Aber mit welchen Vorzügen du auch ausgestattet sein magst, so wird es auf Erden trotzdem nicht an Männern fehlen, die noch mehr Vorzüge als du besitzen. Es gib keinen, der sich durch deinen Besitz nicht geehrt fühlen würde, es gibt aber viele, deren Hand dir noch zu größerer Ehre gereichen würde. Nun kommt es darauf an, aus dieser Zahl einen

herauszufinden, der dir gefällt, ihn kennen zu lernen und dich wiederum mit ihm bekannt zu machen.

Das höchste eheliche Glück hängt von so vielen Rücksichten und Verhältnissen ab, dass es eine Torheit wäre, sie alle vereint sehen zu wollen. Es ist nun zunächst nötig, sich der wichtigsten zu vergewissern; finden sich dann noch die anderen dazu, so zieht man den größtmöglichen Nutzen aus ihnen, sind sie jedoch nicht vorhanden, nun, so setzt man sich darüber hinweg. Auf Erden gibt es einmal kein vollkommenes Glück. Allein das größte Unglück und zugleich dasjenige, dem man immer aus dem Wege gehen kann, ist, sich durch eigene Schuld unglücklich machen.

Es gibt Verhältnisse, die von der Natur bestimmt sind, dann solche, die auf menschlichen Einrichtungen beruhen, und endlich solche, die sich allein auf die allgemeine Meinung zurückführen lassen. Über die beiden letzteren Gattungen steht den Eltern, über die erste den Kindern die Entscheidung zu. Bei den Ehen, die nach dem Willen der Väter geschlossen werden, richtet man sein Augenmerk nur auf die von den menschlichen Einrichtungen und Meinungen ausgehenden Verhältnisse. Den Hauptgegenstand bei der Ehe bildet dann nicht die Person, sondern die Verhältnisse und das Vermögen derselben. Doch in beiden kann eine Veränderung eintreten; nur die Personen bleiben immer; überall tragen sie sich mit hin. Dem Vermögen zum Trotz beruht das Glück oder Unglück einer Ehe nur auf den persönlichen Eigenschaften.

Deine Mutter war vornehmem Stande, ich war reich. Dies waren die einzigen Rücksichten, von welchen sich unsere Eltern bei unserer Vereinigung leiten ließen. Ich habe mein Vermögen verloren, sie hat ihren Namen aufgeben müssen. Was hilft es ihr heute, wo sie von ihrer Familie vergessen ist, als Edelfräulein geboren zu sein? Die Vereinigung unserer Herzen hat uns jedoch in unserem Unglück aber alles getröstet. Die Übereinstimmung unserer Neigungen hat uns diese Abgeschiedenheit wählen lassen. Hier leben wir in unserer Armut glücklich; wir finden ineinander für alles Ersatz. Du, Sophie, bist unser gemeinsamer Schatz; wir preisen

den Himmel, dass er uns in dir einen Schatz gegeben und uns alles übrige genommen hat. Sieh, mein Kind, wohin die Vorsehung uns geleitet: die Verhältnisse, welche die Veranlassung zum Abschluss unserer Ehe gaben, sind verschwunden; unser Glück ist nur durch die begründet worden, welche man gar nicht in Anschlag brachte.

Es ist die Aufgabe derer, welche in den Ehestand treten wollen, sich einen passenden Lebensgefährten zu wählen. Gegenseitige Neigung muss das erste Band sein, welches sie verknüpft. Ihrer Augen, ihrer Herzen müssen sie sich als ihrer ersten Führer bedienen; denn da, sobald sie sich vereinigt haben, ihre höchste Pflicht darin besteht, einander zu lieben, und da es nicht von unserer Willkür abhängt, und zu lieben oder nicht zu lieben, so zieht diese Pflicht notwendig die andere nach sich, dass man sich schon vor der Vereinigung liebt. Das ist ein unumstößliches Naturrecht.

Diejenigen, welche es durch so viele bürgerliche Gesetze eingeschränkt haben, richteten ihren Augen merk mehr auf eine scheinbare Ordnung als auf das Eheglück und die Sittlichkeit der Bürger. Du siehst, Sophie, dass wir dir keine schwer zu erfüllende Moral predigen. Sie zielt nur darauf ab, dich zur Herrin deiner selbst zu machen, und es uns zu ermöglichen, die Wahl deines Gatten allein in deine Hand zu legen.

Nachdem ich dir nun unsere Gründe auseinandergesetzt habe, weshalb wir dir volle Freiheit lassen wollen, ist es auch in der Ordnung, dass ich dich auf diejenigen aufmerksam mache, von denen du dich leiten lassen musst, um von dieser Freiheit einen weisen Gebrauch zu machen. Du bist, liebe Tochter, gut und vernünftig, zeichnest dich durch Redlichkeit und Frömmigkeit aus, besitzt die Talente, welche sittsamen Frauen geziemen, und es fehlt dir nicht an Anmut. Allein du bist arm. Obwohl du die schätzenswertesten Güter dein eigen nennen kannst, gehen dir doch gerade diejenigen ab, welche man am höchsten schätzt. Strebe deshalb nur nach dem Erreichbaren und richte die Ziele deines Ehrgeizes nicht etwa nach deinen oder unseren Urteilen, sondern nach der Meinung der Menschen. Wenn es sich hierbei nur

um eine Gleichheit der Vorzüge handelte, so wüsste ich nicht, wozu ich deinen Hoffnungen Schranken setzen sollte. Erhebe sie indes nicht über deine Vermögensverhältnisse und vergiss nicht, dass dich diese auf die unterste Stufe verweisen. Sollte ein Mann, der deiner würdig ist, diese Ungleichheit nicht als ein Hindernis betrachten, so musst du alsdann tun, was er nicht tun wird. Dann musst du, Sophie, dem Beispiele deiner Mutter folgen und nur in eine Familie hineinheiraten, welche sich dadurch geehrt fühlt. Du bist niemals Zeuge unseres Reichtums gewesen, da du erst während unserer Armut geboren bist. Du versüßest sie uns und teilst sie ohne Kummer. Schenke meinen Worten Glauben, Sophie, hasche nicht nach Gütern, für deren Verlust wir den Himmel, der sie uns genommen hat, aufrichtig preisen; erst nachdem wir unseren Reichtum verloren hatten, ist das Glück bei uns eingekehrt.

Du bist zu liebenswürdig, um niemandem zu gefallen, und deine Dürftigkeit ist nicht derart, dass sie einem Ehrenmann Hindernisse in den Weg legen könnte. Du wirst gesucht werden und vielleicht von Leuten, die deiner nicht wert sind. Würden sie sich dir so zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind, so würdest du sie nach ihrem Werte schätzen; all ihr äußerer Prunk würde dich nicht lange täuschen. Obgleich du indes ein richtiges Urteil hast und dich auf wahres Verdienst verstehst, so fehlt es dir doch an Erfahrung, und du weißt nicht, in wie hohem Grade sich die Menschen zu verstellen vermögen. Ein gewandter Schurke kann, um dich zu bezaubern, deine Neigungen studieren und in deiner Gegenwart Tugenden heucheln, die er durchaus nicht besitzt. Ehe du dich dessen versähest, würde er dich verderben, Sophie, und du würdest deinen Irrtum nur erkennen, um ihn zu beweinen. Der gefährlichste aller Fallstricke und der einzige, dem die Vernunft nicht zu entgehen vermag, ist der der Sinnlichkeit. Solltest du je das Unglück haben, eine Beute derselben zu werden, so würdest du dich nur von Illusionen und Täuschungen umringt sehen, dein Auge würde geblendet, dein Urteil getrübt, dein Wille irregeleitet werden, ja sogar dein Irrtum würde dir teuer sein, und wenn du endlich imstande wärest, ihn einzusehen, würdest du nicht mehr

umkehren wollen. Meine Tochter, ich überlasse dich deiner Vernunft, aber nicht dem Triebe deines Herzens. Solange dein Blut noch nicht in Wallung geraten ist, bleibe dein eigener Richter; sobald sich aber die Liebe in dir regt, lass deine Mutter die Sorge für dich übernehmen.

Ich schlage dir eine Übereinkunft vor, die dir unsere Achtung beweisen und die natürliche Ordnung unter uns wiederherstellen soll. Es ist bei uns üblich, dass die Eltern den Gatten für ihre Tochter wählen und letztere nur zum Scheine fragen. Wir wollen unter uns das umgekehrte Verfahren beobachten; du sollst wählen und uns nachher fragen. Benutze also dein Recht, Sophie, benutze es ungehindert und verständig. Der Gatte, der dir gefallen soll, muss von dir und nicht von uns gewählt werden. Uns kommt jedoch das Urteil zu, ob du dich nicht über die Verhältnisse täuschest, und ob du nicht unwissentlich etwas anderes tust, als du beabsichtigst. Geburt, Vermögen, Rang, öffentliche Meinung sollen auf unser Urteil keinen Einfluss ausüben. Nimm dir einen rechtschaffenen Mann, dessen Persönlichkeit dir gefällt und dessen Charakter mit dem deinigen übereinstimmt; wer er im übrigen auch sein mag, wir werden ihn als unseren Schwiegersohn anerkennen. Hat er gesunde Arme, reine Sitten und Liebe zu seiner Familie, so wird sein Vermögen stets ausreichend sein. Adelt er seinen Stand durch Tugend, so wird es demselben in unseren Augen nicht an Glanz fehlen. Und wenn die ganze Welt uns tadeln sollte, was kann uns daran gelegen sein? Wir jagen nicht nach dem öffentlichen Beifall, uns genügt dein Glück.“

Leser, ich weiß nicht, welche Wirkung eine solche Ansprache auf die nach eurer Weise erzogenen Mädchen ausüben würde. Was Sophie anlangt, so wird sie in Worten keine Erwiderung darauf finden können; Scham und Rührung würden es ihr nicht so leicht gestatten, ihren Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Allein ich bin vollkommen überzeugt, dass diese Worte ihr ganzes Leben lang in ihrem Herzen haften werden, und dass, wenn man sich auf einen menschlichen Vorsatz verlassen kann, es ihr Entschluss ist, sich der Achtung ihrer Eltern würdig zu machen.

Selbst den schlimmsten Fall angenommen, dass sie ein feuriges Temperament besitzt, welches ihr ein langes Harren peinlich macht, so behaupte ich trotzdem, dass ihr Urteil, ihre Kenntnisse, ihr Geschmack, ihr Zartgefühl und namentlich die Gefühle, mit denen ihr Herz seit ihrer Kindheit genährt ist, ein Gegengewicht gegen das Ungestüm ihrer Sinnlichkeit bilden werden, welches ausreichende Kraft besitzt, sie zu besiegen oder ihr doch wenigstens lange Zeit zu widerstehen. Sie würde lieber als Märtyrerin ihres Zustandes sterben, als ihre Eltern durch ihre Vermählung mit einem Manne ohne Verdienst zu betrüben und sich dem Unglück einer unpassenden Ehe auszusetzen. Sogar die ihr eingeräumte Freiheit verleiht ihr einen höheren Seelenadel und macht sie bei der Bestimmung ihres künftigen Gebieters wählerischer. Neben dem Feuer einer Italienerin und der Empfindsamkeit einer Engländerin besitzt sie, um Herz und Sinne zu bezähmen, den Stolz einer Spanierin, die selbst bei der Umschau nach einem Geliebten nicht leicht den findet, welchen sie ihrer für würdig hält.

Freilich vermag nicht jeder zu fühlen, welche Spannkraft die Liebe zum Sittsamen der Seele zu geben imstande ist, und welche Stärke man in sich finden kann, wenn man aufrichtig tugendhaft sein will. Es gibt Leute, welchen alles Große wie ein Traumbild vorkommt, und welche mit ihrem niedern und gemeinen Verstande nie einsehen können, was selbst eine bis zur Überspanntheit getriebene Tugend noch über die menschlichen Leidenschaften vermag. Solchen Leuten gegenüber darf man nur in Beispielen reden. Desto schlimmer für sie, wenn sie eigensinnigerweise auch diese in Abrede stellen wollen. Wenn ich ihnen sagte, dass Sophie keineswegs ein Wesen meiner Einbildung ist, dass nur ihr Name auf meiner Erfindung beruht, dass dagegen ihre Erziehung, ihre Sitten, ihr Charakter, ja selbst ihre Gestalt in vollem Ernste existiert haben, und dass ihr Gedächtnis noch heutigestags einer rechtschaffenen Familie Tränen kostet, so würden sie mir ohne Zweifel keinen Glauben schenken. Welche Gefahr kann ich aber schließlich dabei laufen, wenn ich offen und ehrlich die Geschichte eines Mädchens zu Ende erzähle, welches Sophie so ähnlich sah, dass seine

Geschichte ebenso gut die Sophiens sein könnte, ohne dass uns dies wundernehmen dürfte? Möge man sie für wahr halten oder nicht, das tut wenig zur Sache. Ich werde dann, wenn man einmal so will, Erdichtungen berichtet, aber dabei zugleich meine Methode erklärt haben und gerade auf mein Ziel losgegangen sein.

Das junge Mädchen besaß außer dem Temperamente, welches ich Sophie soeben beilegte, auch im übrigen alle die nämlichen Eigenschaften, welche es dieses Namens würdig erscheinen lassen konnten, weshalb ich ihm denselben auch geben werde. Nach der berichteten Unterredung schickten die Eltern in der richtigen Erwägung, dass sich in dem Dörfchen, in welchem sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, keine passende Partie darbieten würde, Sophie nach der Stadt, um einen Winter bei einer Tante zuzubringen, welche man heimlich über den Zweck dieser Reise in Kenntnis setzte, denn die hochherzige Sophie trug im Grunde ihres Herzens den edlen Stolz, sich selbst zu bezwingen, und wie sehr sie sich auch nach einem Gatten sehnte, so würde sie doch lieber als Jungfrau gestorben sein, als dass sie sich entschlossen hätte, sich selbst nach einem umzusehen.

Um den Absichten ihrer Eltern zu entsprechen, stellte ihre Tante sie in bekannten Familien vor, führte sie in die Gesellschaft ein, nahm mit ihr an Festlichkeiten teil, zeigte ihr die Welt oder zeigte vielmehr sie der Welt, denn Sophie kümmerte sich um all dieses geräuschvolle Treiben äußerst wenig. Jedoch konnte man wahrnehmen, dass sie junge Männer von gefälligem Äußern, deren Benehmen zugleich Anstand und Sittsamkeit verriet, nicht floh. Gerade in ihrem zurückhaltenden Wesen lag eine gewisse Kunst, dieselben an sich zu ziehen, die fast einen Anstrich von Koketterie hatte. Nachdem sie sich jedoch zwei- oder dreimal mit ihnen unterhalten, bewies sie ihnen gegenüber einer Art Abneigung. Bald vertauschte sie dieses anspruchsvolle Wesen, welches die Huldigungen gleichsam herauszufordern scheint, mit einem demütigeren Benehmen und mit einer mehr zurückweisenden Höflichkeit. Fortwährend auf sich selbst aufmerksam, gab sie ihnen keine Gelegenheit mehr, ihr auch nur den geringsten Dienst zu

erweisen. Darin lag deutlich genug für sie ausgedrückt, dass sie nicht Lust hätte, ihre Geliebte zu sein.

Nie haben gefühlvolle Herzen an lärmenden Vergnügungen Gefallen gefunden, an diesem eitlen und unfruchtbaren Glücke solcher Menschen, denen es an Gefühl fehlt und welche sich einbilden, sein Leben betäuben heiße es genießen. Als Sophie nicht fand, was sie suchte, und daran verzweifelte, es auf diesem Wege zu finden, langweilte sie sich in der Stadt. Sie liebte ihre Eltern zärtlich, und da sie nichts für die Trennung von ihnen zu entschädigen vermochte, da nichts imstande war, ihr Bild aus ihrer Erinnerung auszulöschen, so kehrte sie lange vor dem zu ihrer Rückkehr bestimmten Zeitpunkte zu ihnen zurück.

Kaum hatte sie ihre Obliegenheiten im väterlichen Hause wieder aufgenommen, als man bemerkte, dass sich, obwohl sie noch immer dasselbe Benehmen beobachtete, ihre Laune geändert hatte. Bald zeigte sie sich zerstreut und ungeduldig, bald war sie traurig und träumerisch, ja, sie verbarg sich auch wohl, um zu weinen. Man gab sich anfangs dem Glauben hin, sie liebe und schäme sich dessen. Als man jedoch mit ihr darüber sprach, stellte sie es vollständig in Abrede. Sie beteuerte, niemanden gesehen zu haben, der imstande gewesen wäre, Eindruck auf ihr Herz zu machen, und Sophie war keiner Lüge fähig.

Inzwischen nahm ihre Mattigkeit unaufhörlich zu, so dass ihre Gesundheit darunter zu leiden begann. Ihre Mutter, über diese Veränderung beunruhigt, entschloss sich endlich, nach der Ursache zu forschen. Sie sprach mit ihr unter vier Augen und schlug ihr gegenüber jenen gewinnenden Ton an, behandelte sie mit jener unwiderstehlichen Zärtlichkeit, welche nur Mutterliebe einzugeben vermag.

„Liebe Tochter, du, die du unter meinem Herzen geruht hast und mir unablässig im Herzen liegst, schütte das Geheimnis des deinigen in den Busen deiner Mutter aus. Was wären das für Geheimnisse, die eine Mutter nicht wissen dürfte? Wer wird deinen Kummer beweinen, wer wird ihn mit dir teilen, wer wird ihn dir

tragen helfen, wenn nicht Vater und Mutter? Ach, mein Kind, willst du, dass mich dein Kummer in die Grube bringt, ohne dass ich ihn erfahre?“

Weit davon entfernt, ihrer Mutter ihren Kummer verhehlen zu wollen, kannte sie vielmehr keinen höheren Wunsch, als in ihr eine Trösterin und Vertraute zu finden. Indes hielt die Scham sie vom Reden ab, und ihr Zartgefühl fand keine Worte, um einen ihrer so wenig würdigen Zustand, wie die Aufregung, welche ihre Sinne ihr zum Trotz beunruhigte, zu beschreiben. Kurz, ihre Scham selbst diente der Mutter als Anzeichen, und so gelang es denn, ihr jenes demütigende Geständnis zu entreißen. Statt sie durch ungerechte Vorwürfe zu kränken, tröstete sie Sophie, beklagte sie und weinte mit ihr. Sie war zu verständig, ihr ein Übel, welches doch nur infolge ihrer Tugend so schmerzlich auftrat, als Verbrechen anzurechnen. Weshalb aber unnötigerweise ein Übel tragen, für welches es ein so leichtes und erlaubtes Heilmittel gibt? Weshalb machte sie keinen Gebrauch von der Freiheit, welche man ihr eingeräumt hatte? Weshalb nahm sie keinen Bewerber als Gatten an? Weshalb wählte sie keinen? War es ihr denn nicht bekannt, dass ihr Schicksal nur von ihr allein abhing, und dass ihre Wahl, wie sie auch immer ausfallen mochte, genehmigt worden wäre, da sie nur eine passende treffen konnte? In der Stadt, nach welcher man sie geschickt, hatte sie nicht bleiben wollen. Mehrere Partien hatten sich ihr dargeboten, aber sie hatte sie alle ausgeschlagen. Worauf wartete sie also? Was wollte sie eigentlich? Welch unlösbarer Widerspruch?

Die Antwort war einfach. Hätte es sich nur um einen Nothelfer für die Jugend gehandelt, so wäre die Wahl bald getroffen worden; aber es ist gar nicht so leicht, sich einen Herrn für das ganze Leben zu wählen, und da sich diese beiden Wahlen nun einmal nicht voneinander trennen lassen, so muss man wohl warten und oft seine Jugend verlieren, ehe man den Mann findet, an dessen Seite man seine Lebensstage zubringen will. In dieser Lage befand sich Sophie. Sie bedurfte eines Geliebten, aber dieser Geliebte sollte gleichzeitig ihr Gatte sein, und in Hinblick auf das Herz, welches das

ihrige allein zu befriedigen vermochte, war der eine fast ebenso schwer zu finden als der andere. Alle jene so blühenden Jünglinge hatten nur das für sie passende Alter, alle übrigen Eigenschaften aber, welche sie hätten als eine passende Partie erscheinen lassen können, fehlten ihnen. Ihr oberflächlicher Geist, ihre Eitelkeit, ihre Ausdrucksweise, ihre lockeren Sitten, ihre leichtfertigen Nachäffereien flößten ihr Widerwillen gegen dieselben ein. Sie suchte einen Mann und fand nur Affen; sie suchte ein Herz und fand keins.

„Wie unglücklich bin ich!“ sagte sie zu ihrer Mutter; „es ist für mich ein Bedürfnis, zu lieben, und ich sehe nichts, was mir gefällt. Mein Herz stößt mich von allen zurück, zu welchen mich meine Sinne hinziehen. Ich sehe nicht einen, der nicht mein sinnliches Verlangen erregt, und nicht einen, der es nicht bald wieder unterdrückt. Eine Neigung, die sich nicht auf Achtung gründet, kann keinen Bestand haben. Ach, unter ihnen befindet sich nicht der Mann, den deine Sophie braucht! Sein reizendes Bild schwebt mir schon lange vor der Seele. Nur ihn kann ich lieben, nur ihn kann ich glücklich machen, nur mit ihm allein kann ich glücklich werden. Lieber will ich mich im unaufhörlichen Kampfe verzehren, lieber will ich unglücklich und unvermählt sterben, als voller Verzweiflung an der Seite eines Mannes, welchen ich nicht zu lieben vermöchte und nur unglücklich machen würde. Besser ist es, nicht mehr zu leben, als nur zu leben, um zu leiden.“

Über diese eigentümlichen Anschauungen betroffen, fand sie ihre Mutter zu sonderbar, um nicht dahinter ein Geheimnis zu vermuten. Sophie war weder geziert noch lächerlich. Wie ließ sich nun dieses überspannte Zartgefühl bei ihr erklären, bei ihr, die man von Kindheit an zu nichts so sehr angehalten hatte als dazu, sich in die Leute zu schicken, mit welchen sie zu leben hatte, und aus der Not eine Tugend zu machen? Dies Musterbild eines liebenswürdigen Mannes, von welchem sie so bezaubert war, und welches in allen ihren Unterhaltungen immer wieder auftauchte, brachte ihre Mutter auf die Vermutung, dass diese Laune irgendeinen anderen ihr unbekanntem Grund haben musste, und

dass Sophiens Bekenntnis nicht vollständig gewesen war. Die Ärmste, ihrem geheimen Kummer fast unterliegend, trachtete nur danach, ihr Herz auszuschütten. Als die Mutter in sie dringt, zaudert sie zwar anfangs, aber endlich ergibt sie sich, geht, ohne ein Wort zu sagen, hinaus und kehrt einen Augenblick später mit einem Buch in der Hand zurück. „Beklage deine unglückliche Tochter; ihr Schmerz ist unheilbar, ihre Tränen können nicht versiegen. Du verlangst die Ursache zu erfahren. Nun wohl, da ist sie!“ Mit diesen Worten wirft sie ein Buch auf den Tisch. Die Mutter nimmt es und schlägt es auf: es waren „Telemachs Abenteuer“. Anfangs vermochte sie dieses Rätsel nicht zu lösen. Aus einigen Fragen und sehr dunkel gehaltenen Antworten merkt sie endlich zu ihrem leicht begreiflichen Erstaunen, dass ihre Tochter die Nebenbuhlerin der Eucharis ist.

Sophie liebte Telemach und liebte ihn noch dazu mit unheilbarer Leidenschaft. Als ihr Vater und ihre Mutter ihre wunderliche Neigung erfuhren, lachten sie darüber und glaubten sie wieder zur Vernunft bringen zu können. Sie irrten sich jedoch. Das Recht stand nicht ganz auf ihrer Seite; Sophie hatte ebenfalls recht und verstand das ihrige zur Geltung zu bringen. Wie oft vermochten ihr die Eltern nichts zu erwidern, wenn sie sich auf deren eigene Gründe berief und ihnen bewies, dass sie selber die Schuld an all diesem Unheil trügen, weil sie sie nicht für einen Mann ihres Jahrhunderts erzogen hätten; wenn sie ihnen den Nachweis führte, dass sie notwendig die Denkweise ihres Gatten annehmen oder ihn zu der ihrigen würde bekehren müssen, dass ihr die Eltern ersteres durch die Art ihrer Erziehung unmöglich gemacht hätten, letzteres aber genau das wäre, wonach sie strebte. „Gebt mir“, sagte sie, „einen Mann, welcher von meinen Grundsätzen durchdrungen ist, oder den ich für dieselben erwärmen kann, und ich werde ihn heiraten. Weshalb wollt ihr mir aber bis dahin böse sein? Bedauert mich. Obgleich ich unglücklich bin, so bin ich deswegen doch noch keine Närrin. Hängt das Herz vom Willen ab? Hast du, lieber Vater, dies nicht selbst geleugnet? Ist es meine Schuld, wenn ich etwas liebe, was nicht vorhanden ist? Ich bin keine

Phantastin; ich will keinen Fürsten, suche keinen Telemach. Ich weiß, dass er nur ein Gebild der Dichtung ist. Allein ich suche jemand, der ihm gleicht. Und weshalb sollte es einen solchen Mann nicht geben, da ich doch im Dasein bin, ich, die ich es deutlich fühle, dass mein Herz dem seinigen so ähnlich ist? Nein, lasst uns die Menschheit nicht in so hohem Grade entehren, lasst uns nicht dem Wahne huldigen, dass ein lebenswürdiger und tugendhafter Mann nur der Traumwelt angehöre! Er existiert, er lebt, er sucht mich vielleicht, sucht eine Seele, die er lieben kann. Aber wer ist er? Wo ist er? Ich weiß es nicht. In dem Kreise derer, welche ich gesehen habe, ist er nicht zu finden; ohne Zweifel wird er auch unter denen nicht sein, die mir noch vor Augen kommen werden. O, meine Mutter, weshalb hast du mich mit solcher Liebe zur Tugend erfüllt? Wenn ich nur sie zu lieben vermag, dann ist mein Unrecht geringer als das eurige.“ Soll ich etwa diese traurige Erzählung bis zur Katastrophe fortführen? Soll ich die langen Zwistigkeiten mitteilen, welche ihr vorausgingen? Soll ich schildern, wie die Mutter die Geduld verliert und sich ihre frühere freundliche Begegnung der Tochter in Strenge verkehrt? Soll ich beschreiben, wie der Vater allmählich in Zorn gerät, seine früheren Versprechen vergisst und die tugendhafteste aller Töchter wie eine Überspannte behandelt? Soll ich euch endlich eine Schilderung der Unglücklichen selbst entwerfen, die sich um der Verfolgung willen, welcher sie sich ihres Traumbildes wegen ausgesetzt sieht, nur um so inniger der Liebe zu demselben überlässt, während sie langsamen Schrittes dem Tode entgegengeht und in dem Augenblicke in das Grab sinkt, in welchem man sie vor den Altar zu schleppen beabsichtigt? Nein, ich will dieses traurige Bild nicht weiter ausmalen. Ich brauche nicht so weit zu gehen, um an einem, meinem Dafürhalten nach, hinreichend schlagenden Beispiele nachzuweisen, dass trotz der Vorurteile, welche ein Ausflug der Sitten unseres Jahrhunderts sind, die Frauen von der Begeisterung für das Sittliche und Schöne nicht weniger ergriffen werden als die Männer, und dass es nichts gibt, was man unter der Leitung der Natur von ihnen ebenso gut erlangen könne als von uns Männern.

Man wird mich hier vielleicht unterbrechen, um mir die Frage vorzulegen, ob es denn die Natur ist, welche uns befiehlt, so viele Mühe anzuwenden, um ein übermäßiges sinnliches Verlangen zu unterdrücken. Ich sage hierauf: Nein, behaupte aber zugleich, dass es ebenso wenig die Natur ist, welche uns ein so übermäßiges Verlangen einpflanzt. Alles, was nicht in ihr wurzelt, läuft ihr zuwider; ich habe dies tausendmal bewiesen.

Lasst uns nun zu unseres Emils Sophie zurückkehren. Beschäftigen wir uns von neuem mit diesem liebenswürdigen Mädchen, um zu sehen, dass sie eine weniger lebhaftere Einbildungskraft besitzt, und dass ein glücklicheres Los ihrer wartet. Ich beabsichtigte eine gewöhnliche Frau zu schildern, aber indem ich ihrer Seele einen größeren Adel verlieh, habe ich ihre Vernunft verwirrt. Ich selbst habe einen Irrtum begangen. Lasst uns wieder einlenken. Sophie hat nur ein gutes Gemüt in einer gewöhnlichen Seele. Alles, was sie vor anderen Frauen voraus hat, ist das Ergebnis ihrer Erziehung.

\* \* \*

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, in diesem Buch alles zu sagen, was überhaupt ausführbar ist, indem ich es dem freien Ermessen eines jeden überlasse, unter dem dargebotenen Guten sich das herauszuwählen, was sich für ihn am meisten eignet. Schon von Anfang an hatte ich mein Augenmerk darauf gerichtet, frühzeitig Emils Gefährtin heranzubilden und sie füreinander und miteinander zu erziehen. Allein nach reiflicherer Überlegung bin ich zu der Einsicht gelangt, dass alle dergleichen allzu frühzeitigen Maßregeln unzweckmäßig sind, und dass es töricht ist, zwei Kinder zur Vereinigung miteinander zu bestimmen, bevor sich erkennen lässt, ob diese Vereinigung mit der Ordnung der Natur in Einklang steht, und ob ihre gegenseitigen Verhältnisse der Schließung eines solchen Bundes günstig sind. Man darf nicht verwechseln, was im wilden Zustande natürlich ist, und was im Zustand unserer

bürgerlichen Gesellschaft. Im ersten Zustande passt jede Frau für jeden Mann, weil sich beide Teile noch das ursprüngliche gemeinsame Wesen erhalten haben. Im zweiten jedoch, wo die Entwicklung jedes Charakters unter der Einwirkung der sozialen Einrichtungen vor sich geht, und jeder Geist nicht nur infolge der Erziehung, sondern auch vermittels eines gut oder schlecht geleiteten Zusammentreffens der natürlichen Begabung mit der Erziehung seine eigentümliche und bestimmte Form erhalten hat, kann man erst dann daran denken, sie zu vereinigen, wenn man sie miteinander bekannt gemacht hat, um sich zu überzeugen, ob sie auch in jeder Hinsicht füreinander passen, oder um wenigstens diejenige Wahl treffen zu können, welche in den meisten Punkten passend erscheint.

Ein Übelstand ist es nun, dass der gesellschaftliche Zustand bei der Entwicklung der Charaktere auf die Rangunterschiede Rücksicht nimmt, und dass man, da jene beiden Zustände einander so unähnlich sind, auf die Charaktere um so verderblicher einwirkt, je größere Unterschiede man in die Verhältnisse hineinträgt. Davon schreiben sich die unpassenden Ehen und die daraus hervorgehende Sittenlosigkeit her. Hieraus kann man die klare Folgerung ziehen, dass sich die natürlichen Gefühle um so mehr abstumpfen, je mehr man sich von der Gleichheit entfernt. Je mehr sich die Kluft zwischen Hohen und Niedrigen erweitert, desto mehr lockert sich das eheliche Band. Je mehr Reiche und Arme es gibt, desto weniger Väter und Gatten gibt es. Weder Herr noch Sklave haben eine Familie mehr, jeder von beiden hat nur seinen eigenen Stand im Auge.

Wollt ihr diesem Übelstand abhelfen und dazu beitragen, dass die Ehen glücklich werden, so erstickt die Vorurteile, vergesst die menschlichen Einrichtungen und fragt die Natur um Rat. Vereinigt nicht Leute, die nur in bezug auf Rang und Stellung zueinander passen, die aber in keiner Hinsicht mehr zueinander passen, sobald ihre gesellschaftliche Stellung eine Änderung erleidet. Verbindet vielmehr solche Personen miteinander, die sich in jeglicher Lebenslage, in jedem Lande, in welchem sie ihren Wohnsitz

aufschlagen mögen, in jeder gesellschaftlichen Stellung, in die sie eintreten mögen, in gegenseitiger Liebe zueinander hingezogen fühlen. Ich behaupte keineswegs, dass die konventionellen Verhältnisse für die Ehe gleichgültig sind, aber soviel behaupte ich, dass der Einfluss der natürlichen Verhältnisse sie in so hohem Grade überwiegt, dass er allein über das Geschick des Lebens entscheidet, und dass es eine Übereinstimmung der Neigungen, Temperamente, Gefühle und Charaktere gibt, welche einen verständigen Vater, und möge er Prinz oder Monarch sein, bestimmen müsste, seinem Sohn ohne Schwanken das Mädchen zu geben, mit welchem er in allen diesen Punkten harmonierte, und wenn der Vater desselben auch eine unehrliche Hantierung betriebe, wenn er selbst der Henker wäre. Ja, ich behaupte, dass zwei Gatten, deren Vereinigung nach diesen Gesichtspunkten stattfand, selbst dann, wenn sie allem erdenkbaren Unglück ausgesetzt wären, in ihrer gemeinsamen Trauer ein wahrhafteres Glück genießen würden, als wenn sie sich im Besitze aller Güter der Erde befänden, während ihre Herzen dabei durch Zwietracht vergiftet wären.

Statt also für meinen Emil schon von Kindheit an eine Gattin zu bestimmen, habe ich solange gewartet, bis ich die kennen lernte, welche sich für ihn eignet. Diese Bestimmung geht also nicht von mir, sondern von der Natur aus. Meine Aufgabe besteht nur darin, die Wahl zu finden, die sie getroffen hat. Meine Aufgabe, wiederhole ich noch einmal, nicht die des Vaters; denn als er mir seinen Sohn anvertraute, hat er mich in seine Stelle, in seine Rechte treten lassen. Ich bin im wahren Sinn Emils Vater, da ich ihn erst zum Menschen gemacht habe. Ich würde es abgelehnt haben, seine Erziehung zu übernehmen, wenn man mir nicht das Recht eingeräumt hätte, ihn nach seiner eigenen, das heißt nach meiner Wahl, verheiraten zu können. Nur die Freude, das Glück eines Menschen zu begründen, vermag uns für die Mühe zu entschädigen, die wir haben anwenden müssen, um ihn in den Stand zu setzen, es zu werden.

Glaubt aber ebenso wenig, dass ich etwa solange gezögert habe, eine Gemahlin für Emil zu finden, bis ich ihn aufforderte, sie

zu suchen. Dies vorgebliche Suchen dient nur als Vorwand, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, die Frauen kennen zu lernen, damit er den Wert derjenigen, die sich für ihn eignet, empfinden kann. Sophie ist längst gefunden; vielleicht hat Emil sie bereits gesehen, aber er wird sie erst wieder erkennen, wenn es an der Zeit ist.

Obwohl die Gleichheit des Standes für die Ehe nicht unumgänglich erforderlich ist, so verleiht sie doch, wenn die übrigen Verhältnisse angemessen sind, diesen einen neuen Wert. Während sie hinter allen übrigen zurückstehen muss, neigt sie doch die Wagschale zu ihren eigenen Gunsten, sobald alles übrige gleich ist.

Ein Mann kann, wofern er nicht Monarch ist, sich seine Gattin nicht aus jedem Stande wählen; denn die Vorurteile, von denen er sich frei zu halten gewusst hat, wird er doch bei den anderen vorfinden. So wäre es leicht möglich, dass manches Mädchen für ihn passen würde, welches er deshalb doch nicht erhielte. Es gibt also Grundsätze der Klugheit, welche einem vernünftigen Vater bei seiner Wahl die richtigen Schranken bezeichnen müssen. Er darf nicht darauf ausgehen, sein Kind über seinen Stand zu verheiraten, denn das steht nicht in seinem Belieben. Und wenn es ihm möglich wäre, so sollte er es nicht einmal wollen; denn was kümmert sich ein junger Mann, wenigstens der meinige, wohl um den Rang? Und wenn er sich trotzdem über seinen Stand erhebt, so sieht er sich tausend wirklichen Übeln ausgesetzt, welche sich ihm zeitlebens fühlbar machen werden. Ich sage sogar, dass er nicht einmal die Absicht hegen darf, Güter verschiedener Natur, wie Adel und Geld, als Ausgleichungsmittel zu benutzen, weil jedes von beiden den Wert des anderen weit weniger erhöht, als es von ihm Einbuße erleidet. Ich behaupte ferner, dass man bei einer gemeinsamen Schätzung nie einig werden wird, und endlich, dass der höhere Wert, den jeder dem Gute, das er einsetzt, beilegt, Unfrieden zwischen zwei Familien und so oft sogar zwischen zwei Eheleuten stiftet.

In bezug auf die ehelichen Verhältnisse macht es einen großen Unterschied aus, ob der Mann über oder unter seinen Stand heiratet. Der erste Fall widerstreitet durchaus der Vernunft, der zweite lässt sich eher mit ihr in Einklang bringen. Da die Familie nur durch ihr Haupt eine Stelle in der Gesellschaft behauptet, so richtet sich die Stellung der ganzen Familie nach der des Familienhauptes. Nimmt der Mann sich ein Weib aus niederem Stande, so steigt er damit nicht herab, sondern hebt seine Gattin zu dem seinigen empor. Wählt er sich dagegen seine Lebensgefährtin aus einem höheren Stande, so zieht er sie herab, ohne sich zu erhöhen. Demnach wird ihm im ersteren Fall ein Vorteil zuteil, ohne dass er gleichzeitig einen Nachteil erleidet, während ihm der zweite Fall nur Nachteil ohne einen denselben wieder aufwiegenden Vorteil bringt. Ferner liegt es in der Ordnung der Natur, dass die Frau dem Manne gehorche. Heiratet er also in einen niedrigeren Stand hinein, so sind die natürliche und bürgerliche Ordnung in voller Übereinstimmung, und alles geht gut. Dagegen stehen sie im offenen Widerspruche zueinander, wenn er eine Frau aus höherem Stande heimführt und sich dadurch in die Alternative versetzt sieht, entweder sein Recht zu beeinträchtigen oder gegen die Dankbarkeit zu verstoßen, sich undankbar oder verächtlich zu zeigen. Die Frau, welche dann Autorität beansprucht, wirft sich zum Tyrannen ihres Gebieters auf, und der zum Sklaven erniedrigte Herr muss sich für das lächerlichste und elendste aller Geschöpfe halten. So geht es den unglücklichen Günstlingen, welche die asiatischen Könige mit ihrer Verbindung beehren und peinigen, und die, wie das Gerücht geht, wenn sie bei ihren Frauen schlafen wollen, nur am Fußende das Bett besteigen dürfen.

Ich bin darauf gefasst, dass viele Leser, die sich noch lebhaft erinnern, dass ich dem Weibe ein natürliches Talent, den Mann zu beherrschen, beigemessen habe, mich hier des Widerspruchs beschuldigen werden. Indes befinden sie sich im Irrtum. Es liegt doch wohl ein großer Unterschied zwischen der unbefugten Anmaßung der Herrschaft und der Leitung dessen, der befiehlt. Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmut, der

Gewandtheit und Gefälligkeit. Ihre Befehle bestehen in ihren Liebkosungen, ihre Drohungen in ihren Tränen. Sie soll im Hause wie ein Minister im Staate herrschen, indem sie sich das auftragen lässt, was sie zu tun gedenkt. In diesem Sinne kann es als eine ausgemachte Tatsache gelten, dass die besten Haushaltungen diejenigen sind, in welchen die Frau am meisten Autorität besitzt. Allein wenn sie die Stimme ihres Herrn nicht kennen will, wenn sie darauf ausgeht, sich seine Rechte gewaltsam anzueignen, und selbst zu befehlen gedenkt, so ist die Folge dieser Verkehrung der natürlichen Ordnung nur Elend, Ärgernis und Schande.

So bleibt denn einem Manne nur die Wahl zwischen seinesgleichen und den unter ihm Stehenden übrig, wiewohl ich glaube, dass hinsichtlich der letzteren noch eine gewisse Einschränkung gemacht werden muss, denn es ist schwierig, aus der Hefe des Volkes eine Gattin zu finden, die geeignet ist, das Glück eines rechtschaffenen Mannes zu begründen; nicht etwa deshalb, weil man in den niedrigeren Ständen einen lasterhafteren Lebenswandel als in den höheren führte, sondern weil in ihnen die Idee des Schönen und Sittsamen nicht so ausgebildet ist, und weil die Ungerechtigkeit der höheren Stände sogar ihre Laster den niedrigeren im Lichte des Rechten zeigt.

Von Natur ist der Mensch nicht zum Denken geneigt. Denken ist eine Kunst, die er wie alle übrigen Künste, ja sogar noch schwieriger als diese, erlernt. Ich kenne in Ansehung beider Geschlechter nur zwei wirklich voneinander abweichende Klassen: eine denkende und eine nicht denkende, und dieser Unterschied rührt fast einzig und allein von der Erziehung her. Ein Mann, der der ersten dieser beiden Klassen angehört, darf unter keinen Umständen in die zweite hineinheiraten, denn der größte Reiz des geselligen Verkehrs fehlt ihm im Umgang mit seiner Frau, wenn seine Wahl so ausgefallen ist, dass er sich genötigt sieht, allein zu denken. Leute, welche ihr ganzes Leben hindurch vollauf mit der Arbeit für das tägliche Brot beschäftigt sind, haben keinen anderen Gedanken als den an ihre Arbeit und ihren Vorteil, und ihr ganzer Geist scheint in ihren Armen aufgegangen zu sein. Die

Unwissenheit schadet weder ihrer Rechtschaffenheit noch ihrer Sittlichkeit, sondern ist ihnen häufig sogar förderlich. Oft findet man sich durch Nachdenken über seine Pflichten mit denselben ab und setzt am Ende Redensarten an Stelle der Sache selbst. Das Gewissen ist der helldenkendste aller Philosophen. Man braucht nicht erst Ciceros Abhandlung über die Pflichten zu kennen, um ein rechtschaffener Mensch zu sein, und die sittsamste Frau von der Welt weiß vielleicht am wenigsten, was Sittsamkeit ist. Indes beruht es deshalb nicht weniger auf Wahrheit, dass allein ein gebildeter Geist den Umgang angenehm macht; und es lässt sich für einen Familienvater, der sich in seiner Häuslichkeit am wohlsten fühlt, nichts Betrübenderes denken, als wenn er sich daheim auf sich selbst beschränkt sieht und sich niemandem verständlich machen kann.

Wie soll außerdem eine Frau, die nicht an Denken gewöhnt ist, imstande sein, ihre Kinder zu erziehen? Wie soll sie erkennen, was ihnen frommt? Wie soll sie ihnen Liebe zu Tugenden einflößen, die sie selbst nicht kennt, Liebe zu Vorzügen, von denen sie keine Vorstellung hat? Sie wird keine anderen Erziehungsmittel als Liebkosungen oder Drohungen anwenden können, wird sie entweder unverschämt oder furchtsam machen. Sie wird sie zu Zieraffen oder wilden Rangen, nie aber zu verständigen und liebenswürdigen Kindern erziehen.

Es taugt deshalb für einen gebildeten Mann nicht, sich ein ungebildetes Weib zu nehmen und folglich auch nicht, in einen Stand hineinzuheiraten, in dem man keine Bildung haben kann. Allein hundertmal lieber würde ich ein Mädchen von einfacher und gewöhnlicher Erziehung nehmen als eine Gelehrte und einen Schönggeist, die in meinem Hause einen literarischen Gerichtshof errichten und sich zur Präsidentin desselben aufwerfen würde. Ein weiblicher Schönggeist ist die Geißel ihres Gatten, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihrer Diener, ja aller Welt. Bei dem hohen Fluge, zu dem sich ihr genialer Geist erhebt, erscheinen ihr die Pflichten, die sie als Weib zu verrichten hat, verächtlich, und sie lässt es deshalb ihr erstes sein, nach Art des Fräuleins von Lenclos den Mann zu

spielen. Außerhalb ihres Hauses benimmt sie sich stets lächerlich und wird deshalb mit vollem Rechte hart beurteilt, weil beides nicht ausbleiben kann, wenn man aus seinem Stande heraustritt und für den, welchen man einzunehmen sucht, nicht geschaffen ist. Alle diese Frauen von hohen Talenten können nur für Toren ein Gegenstand der Bewunderung sein. Man kennt stets den Künstler oder Freund, der bei ihren Arbeiten die Feder oder den Pinsel führt, kennt den verschwiegenen Gelehrten, der ihnen ihre Orakelsprüche im geheimen diktiert. All dieses scharlatanartige Wesen ist einer rechtschaffenen Frau unwürdig. Schon die Geltendmachung wirklicher Talente würde erniedrigend für sie sein. Ihre Würde besteht darin, dass ihr Name nicht im Munde der Leute ist, ihr Ruhm liegt in der Achtung ihres Gatten, ihre Freuden haben im Glücke ihrer Familie ihre Quelle. Leser, ich berufe mich auf dich selbst: sei aufrichtig. Was flößt dir beim Eintritt in das Zimmer einer Frau eine bessere Meinung von ihr ein, was veranlasst dich, ihr mit höherer Achtung zu nahen: wenn du sie mit den Arbeiten ihres Geschlechts, mit allerlei Wirtschaftssorgen beschäftigt und von den Kleidungsstücken ihrer Kinder umringt siehst, oder wenn du sie Verse drechselnd an ihrem Putztische antriffst, umgeben von allerlei Flugschriften und Blättchen, die mit allen möglichen Farben bemalt sind? Jedes überstudierte Mädchen bekommt, wenn es einmal nur vernünftige Männer auf Erden geben wird, nie einen Mann.

*Quaeris, cur nolim te ducere, Galla? Diserta es.*<sup>182</sup>

(Du fragst, Galla, weshalb ich dich nicht heiraten mag? Du bist gelehrt.)

Nach diesen Erwägungen verdient zunächst die äußere Gestalt Berücksichtigung. Sie ist das erste, was das Auge auf sich lenkt, und das letzte, was Beachtung verdient, obgleich sie immerhin in Anschlag zu bringen ist. Große Schönheit ist in der Ehe meiner Ansicht nach eher ein Übelstand als wünschenswert. Sie verliert infolge des Besitzes gar schnell an Wert; nach Verlauf von sechs

---

<sup>182</sup> *Martial XI, 20.*

Wochen hat sie in den Augen des Besitzers keinen Reiz mehr, aber ihre Gefahren dauern, solange sie besteht. Ist eine schöne Frau nicht zugleich ein Engel, so ist ihr Gatte der unglücklichste der Männer; und wäre sie wirklich ein Engel, wie wollte sie es verhindern, dass er nicht unaufhörlich von Feinden umlagert wäre? Wenn ein Übermaß von Hässlichkeit nicht Widerwillen erregte, so würde ich sie einem Übermaß von Schönheit vorziehen, denn in kurzer Zeit existiert weder die eine noch die andere für den Ehemann, da sich für ihn die Schönheit in eine Unannehmlichkeit, die Hässlichkeit aber in einen Vorteil verwandelt. Aber freilich ist eine Hässlichkeit, die abstoßend wirkt, ein großes Unglück; statt dass sich das Gefühl des Widerwillens, welches sie einflößt, vermindern sollte, steigert es sich fortwährend und geht endlich in Hass über. Eine solche Ehe wird zur Hölle; lieber tot als so verheiratet sein!

Strebt in allem, selbst die Schönheit nicht ausgenommen, nach der Mittelstraße! Eine gefällige und einnehmende Gestalt, welche nicht Liebe, wohl aber Zuneigung einflößt, verdient unstreitig den Vorzug. Sie ist ohne Nachteil für den Mann, und der Vorteil kommt beiden Gatten zugute. Die Anmut verliert nicht so schnell ihren Wert wie die Schönheit, sie besitzt Lebenskraft, sie erneuert sich unaufhörlich, und nach einer dreißigjährigen Ehe gefällt eine rechtschaffene Frau voller Anmut ihrem Manne noch ebenso wie am ersten Tage.

Das sind die Erwägungen, welche mich für die Wahl Sophiens bestimmt haben. Gleich Emil ein echtes Kind der Natur, ist sie für ihn mehr als jede andere geschaffen. Sie wird die wahre Frau eines wahren Mannes sein. Nach Geburt und Verdienst ist sie ihm ebenbürtig, nach dem Vermögen aber steht sie unter ihm. Sie bezaubert nicht auf den ersten Blick, gefällt aber von Tag zu Tage mehr. Ihr größter Reiz wirkt erst nach und nach; er entfaltet sich nur in der Vertraulichkeit des Umgangs, und ihr Gatte wird ihn mehr als irgendein anderer empfinden. Ihre Erziehung ist weder glänzend noch vernachlässigt. Sophie hat Geschmack ohne große Gelehrsamkeit, Talente ohne künstlerische Ausbildung derselben,

Urteil ohne Kenntnisse. Ihr Geist besitzt nicht hohes Wissen, vermag aber alles Wissenswerte in sich aufzunehmen. Er ist ein gut zubereitetes Erdreich, welches nur des Samenkornes harret, um reiche Frucht zu bringen. Außer dem Rechenbuche von Barrème und dem Telemach, welcher ihr zufällig in die Hände fiel, hat sie nie ein Buch gelesen. Allein kann sie wohl als ein Mädchen, das imstande war, sich für Telemach zu begeistern, ein Herz ohne Empfindung und einen Geist ohne Zartgefühl haben? O, liebenswürdige Unwissende, glücklich, wem das Los zuteil wird, dich zu unterrichten! Sie wird nicht die Lehrerin ihres Mannes, sondern seine Schülerin sein. Weit davon entfernt, ihn ihren Neigungen unterwerfen zu wollen, wird sie vielmehr die seinigen annehmen. Dadurch wird sie sich ihm teuer machen, als wenn sie Gelehrsamkeit besäße. Er wird die Freude haben, sie in allem zu unterrichten. Es ist nun endlich an der Zeit, dass sie einander kennen lernen; wir wollen deshalb Sorge tragen, sie einander zu nähern. –

Traurig und träumerisch scheiden wir von Paris. Diese Stätte des ewigen Geschwätzes vermag uns nicht zu fesseln. Verächtlich blickt Emil auf die große Stadt zurück und sagt unwillig: „Wie viele Tage in vergeblichem Suchen verloren! Ach, hier ist es nicht, wo die Frau nach meinem Herzen weilt! Sie wissen es gar wohl, teurer Freund, doch ist Ihnen an meiner Zeit nichts gelegen, und an meinen Leiden nehmen Sie wenig Anteil.“ Ich sehe ihn scharf an und sage zu ihm, ohne Aufregung zu verraten: „Emil, glaubst du wirklich, was du da sagst?“ Sofort fällt er mir voller Verwirrung um den Hals und drückt mich lautlos in seine Arme. Das ist stets seine Antwort, wenn er unrecht hat.

So ziehen wir denn als echte fahrende Ritter durchs Land; nicht etwa insofern, dass wir wie jene auf Abenteuer ausgehen, vor denen wir vielmehr durch unsere Abreise von Paris die Flucht ergreifen, sondern in der Weise, dass wir ihre Irrfahrten nachahmen, uns an keine Regel bindend, bald mit verhängten Zügeln dahinsprengend, bald langsam einerschleudernd. Wer die Art und Weise, die ich einzuschlagen pflege, beobachtet hat, wird

den Geist meiner Methode wohl endlich begriffen haben, und ich setze außerdem voraus, dass keiner meiner Leser in so hohem Grade von der jetzigen Sitte eingenommen sein wird, um uns zutrauen zu können, dass wir beide im bequemen und festverschlossenen Postwagen schnarchend auf der staubigen Landstraße daherrollen werden, ohne uns umzusehen und zu beobachten, indem wir den Zwischenraum vom Ort unserer Abreise bis zu dem der Ankunft gleichsam überspringen und trotz der Geschwindigkeit unserer Fahrt doch nur Zeit verlieren, während wir uns einbilden, Zeit zu ersparen.

Man hört fortwährend die Behauptung, das Leben sei kurz, und demgegenüber mache ich die auffallende Bemerkung, dass sich die Menschen geradezu anstrengen, es erst recht kurz zu machen. Da sie die Zeit nicht auszukaufen verstehen, beklagen sie sich über den eiligen Flug derselben, und trotzdem sehe ich, dass sie ihre Ansicht nach zu langsam dahinfließt. Ausschließlich mit dem Ziele beschäftigt, nach welchem sie streben, schauen sie mit Bedauern auf den Zwischenraum, der sie von demselben trennt. Der eine wünscht, es möchte erst morgen sein, ein anderer, es möchte ein Monat, wieder ein anderer, es möchten zehn Jahre verflossen sein. Niemand will für heute leben, niemand ist mit der Minute, in der er lebt, zufrieden, allen scheint sie zu langsam dahinzuschleichen. Wenn sie sich beklagen, dass die Zeit zu schnell dahineile, so sprechen sie eine Lüge aus. Sie möchten gern alles dahingeben, wenn sie dafür die Fähigkeit erlangen könnten, den Lauf der Zeit zu beschleunigen. Sie würden gern ihr Vermögen daran setzen, wenn sie ihr ganzes Leben in dieser Weise sprungweise verzehren könnten, und es würde vielleicht keinen einzigen geben, der seine Lebensjahre nicht auf wenige Stunden abgekürzt hätte, wenn er die Macht besessen, diejenigen zu entfernen, welche ihm Langeweile erregten oder ihn bei seiner Ungeduld auch nur von dem ersehnten Augenblicke trennten. So vergeudet mancher fast die Hälfte seines Lebens nur damit, dass er unaufhörlich von Paris nach Versailles, von Versailles nach Paris, von der Stadt auf das Land, vom Lande in die Stadt und von einem

Viertel in das andere zieht, welcher wegen seiner Zeit sehr in Verlegenheit geraten würde, wenn er nicht das Geheimnis kennte, sie in der geschilderten Weise zu verlieren, und der sich nur deshalb von seinen Geschäften entfernt, um sich damit beschäftigen zu können, sie zu suchen. Er glaubt die Zeit, welche er jetzt mehr darauf verwendet, und mit der er sonst doch nichts anzufangen wüsste, als Gewinn betrachten zu können; oder er eilt wohl gar auch nur, um zu eilen, und kommt plötzlich mit der Post in keiner anderen Absicht angefahren, als um gleich wieder mit ihr zurückzukehren. Sterbliche, werdet ihr denn nie aufhören, die Natur zu lästern? Weshalb wollt ihr euch beklagen, dass das Leben so kurz ist, da es eurer Ansicht nach noch nicht kurz genug ist? Wenn ein einziger unter euch ist, welcher seine Begierden in dem Grade zu mäßigen versteht, dass er nie den Wunsch hegt, die Zeit möge verfließen, dann wird sie ihm auch nie zu kurz vorkommen. Leben und Genießen werden für ihn identische Begriffe sein, und selbst, wenn er im frühen Alter stürbe, wird er mit Befriedigung über den Verlauf seiner Lebensstage seine Augen schließen.<sup>183</sup>

Wenn mir meine Methode auch nur diesen einen Vorteil bringen würde, so müsste ich sie schon deshalb einer jeden anderen vorziehen. Ich habe meinen Emil nicht zum Wünschen und Erwarten, sondern zum Genießen erzogen. Auch da, wo seine Wünsche über die Gegenwart hinausschweifen, geschieht es doch nicht mit einer so leidenschaftlichen Hitze, dass ihm der scheinbar so träge Verlauf der Zeit unerträglich würde. Er wird nicht allein die Freude genießen, Wünsche zu hegen, sondern wird auch zugleich einen Genuss darin finden, der Erfüllung derselben entgegenzugehen. Außerdem sind seine Leidenschaften so gemäßigt, dass er mit seinen Gedanken stets mehr da weilen wird, wo er ist, als wo er künftig sein wird.

Wir reisen also nicht mit Extrapost, sondern wie einfache Wanderer. Wir denken nicht allein an die beiden Endpunkte unserer

---

<sup>183</sup> Qui nullum non tempus in usus suos confert... nec optat crastinum nec timet. Quantulacumque itaque abunde sufficiet, et ideo quandocumque ultimus dies venerit, non cunctabitur sapiens ire ad mortem. Seneca, de brev. vit. cap. 7 et 11.

Reise, sondern auch an den Weg, der zwischen ihnen liegt. Die Reise selbst gewährt uns Genuss; sitzen wir doch nicht missgestimmt und wie eingepfercht in einem kleinen festverschlossenen Käfig, noch reisen wir mit der Weichlichkeit und Ruhe der Frauen. Wir sperren uns nicht gegen die freie Luft ab, noch berauben wir uns des Anblicks der uns umringenden Gegenstände, noch lassen wir uns um die Gelegenheit bringen, sie nach Herzenslust und so oft es uns gefällt in Augenschein zu nehmen. Emil wird seinen Fuß nie in einen Postwagen setzen, nie mit der Post fahren, wenn nicht die größte Eile nötig ist. Aber was könnte Emil wohl je zur Eile bestimmen? Nur ein Einziges, der Lebensgenuss. Soll ich etwa noch hinzufügen Gutes zu tun, wenn sich ihm die Möglichkeit darbietet? Nein, denn darin liegt ja eben der Lebensgenuss.<sup>184</sup>

Ich kann mir nur eine Art zu reisen vorstellen, die noch angenehmer als das Reisen zu Pferde ist, nämlich das Reisen zu Fuß. Man bricht nach Belieben auf, rastet, wenn es einem behagt, und macht größere oder kleinere Tagesreisen, je nach Lust und Laune. Man betrachtet die ganze Gegend; wendet sich bald zur Rechten, bald zur Linken, untersucht alles, was einen ergötzt, und macht an allen Aussichtspunkten halt. Sehe ich einen Fluss, so wandere ich sein Ufer entlang; bemerke ich einen Laubwald, so suche ich seinen Schatten; gewahre ich eine Grotte, so lenke ich meine Schritte nach ihr; stoße ich auf einen Steinbruch, so untersuche ich sein Gestein. Überall, wo es mir gefällt, weile ich. In demselben Augenblicke, wo ich mich zu langweilen beginne, setze ich meinen Wanderstab weiter. Ich bin weder von den Pferden noch vom Postillon abhängig. Ich brauche mich des halb nicht an die fahrbaren Straßen und bequemen Wege zu binden. Ich komme überall hin, wohin sich ein Mensch den Weg zu bahnen vermag, ich sehe alles, was ein Mensch sehen kann, und da ich lediglich von mir

---

<sup>184</sup> *Le voyageur me semble un exercice profitable... S'il fait laid à droite, je prends à gauche. Ai-je laissé quelque chose derrière moi, j'y retourne; c'est toujours mon chemin... La plupart ne prennent l'aller que pour le venir; ils voyagent, couverts et resserrés d'une prudence taciturne et incommunicable, se deffendants de la contagion d'un ai: incogneu. – Montaigne, liv. III, ch. 9.*

abhängig bin, so genieße ich alle Freiheit, die irgendein Mensch nur genießen kann. Hält mich schlechtes Wetter auf und bemächtigt sich meiner Langeweile, so nehme ich Pferde. Übernimmt mich Müdigkeit... Aber Emil ermüdet nicht so leicht, er ist kräftig; und weshalb sollte er auch ermüden, da er es nie so eilig hat? Wenn er unterwegs haltmacht, wie könnte er dann Langeweile empfinden? Die Gegenstände seiner Unterhaltung trägt er beständig bei sich. Er sucht einen Meister auf und arbeitet; er setzt seine Arme in Bewegung, um seinen Füßen Ruhe zu gewähren.

Zu Fuß reisen heißt reisen wie Thales, Plato und Pythagoras. Es ist mir schwer fasslich, wie sich ein Philosoph entschließen kann, anders zu reisen und sich selbst um die Gelegenheit zu bringen, die Reichtümer zu erforschen, über welche sein Fuß dahinschreitet und welche die Natur in verschwenderischer Fülle vor seinen Blicken ausbreitet. Wer, der nur ein wenig Gefallen am Landbau findet, hätte nicht Lust, die Erzeugnisse, welche dem Klima der durchwanderten Gegenden eigentümlich sind, sowie die Art ihrer Kultur kennen zu lernen? Wer kann, wenn er auch nur im geringen Grade ein Freund der Naturgeschichte ist, sich wohl entschließen, über ein Erdreich hinzuschreiten, ohne es einer Untersuchung zu unterziehen, einen Felsen zu erklettern, ohne ein Stück davon abzuschlagen, Gebirge zu durchwandern, ohne Pflanzen zu sammeln, mit dem Fuß an Kiesel zu stoßen, ohne nach Fossilien zu suchen? Eure Philosophen, welche sich vor den Damen mit ihren naturwissenschaftlichen Kenntnissen brüsten, haben dieselben in Naturalienkabinetten eingesammelt; sie wissen allerlei Firlefanzereien, sind mit den Namen bekannt, haben aber keinen Begriff von der Natur. Emils Kabinett ist dagegen weit reicher ausgestattet als die umfangreichsten königlichen Sammlungen, denn sein Kabinett umfasst die ganze Erde. Jedes Ding befindet sich hier an seinem rechten Platze. Der Naturkenner, der diesem Kabinett seine Sorge widmet, hat alles in die schönste Ordnung gebracht. Daubenton<sup>185</sup> würde es nicht besser machen können.

---

<sup>185</sup> Daubenton war des berühmten Buffons Mitarbeiter.

Wie mannigfaltige Vergnügen vereint man doch bei dieser angenehmen Art zu reisen, ganz abgesehen davon, dass die Gesundheit dadurch gekräftigt und die Laune heiterer wird. Ich habe stets die Beobachtung gemacht, dass die Reisenden, welche sich bequemer weicher Wagen bedienen, träumerisch, übelgelaunt, mürrisch oder leidend aussehen, während die Fußgänger beständig heiter, guter Dinge und mit allem zufrieden sind. Wie lacht das Herz, wenn man sich der Nachtherberge naht! Wie schmackhaft erscheint das einfachste Mahl! Mit welchem Behagen gönnt man seinen Gliedern bei Tische die verdiente Ruhe! Wie sanft schläft es sich auch in schlechtem Bette! Wer nur darauf ausgeht, sein Ziel zu erreichen, mag immerhin mit der Post fahren, wer aber reisen will, der muss zu Fuß gehen.

Wenn Sophie nicht, noch ehe wir fünfzig Stunden weit auf diese Weise gewandert sind, vergessen ist, so fehlt es mir entweder an Geschicklichkeit, oder Emil besitzt nur äußerst geringe Wissbegierde, denn bei seinen vielen Elementarkenntnissen müsste es eigentümlich zugehen, wenn er sich nicht versucht fühlen sollte, sich deren noch mehr zu erwerben. Man ist nur in dem Maße wissbegierig, als man Kenntnisse besitzt, und er weiß gerade genug, um Lust zum Lernen zu haben.

So werden wir denn rastlos von diesem zu jenem geführt, und gelangen mittlerweile immer weiter. Ich habe uns für unseren ersten Ausflug ein weites Ziel gesteckt. Der Vorwand dazu liegt auf der Hand. Da wir Paris verlassen, müssen wir ein Weib in der Ferne suchen.

Eines Tages sind wir mehr als gewöhnlich in den Tälern und auf den Bergen, wo kein Pfad mehr zu entdecken war, umhergeirrt und können den Rückweg nicht wiederfinden. Das hat indes wenig zu sagen, denn auch jeder andere Weg ist uns recht, wenn er nur zum Ziele führt. Wenn sich aber der Hunger meldet, muss man irgendwo unterzukommen suchen. Glücklicherweise treffen wir einen Bauer, der uns in seine Hütte führt. Mit großem Appetit greifen wir bei dem dürftigen Mahle zu. Als er gewahrt, dass wir so ermattet und

hungrig sind, sagt er zu uns: „Wenn der liebe Gott Ihre Schritte nach der anderen Seite des Hügels gelenkt hätte, würden Sie eine bessere Aufnahme gefunden haben. Sie würden in ein Haus des Friedens getreten sein, würden so menschenfreundliche... so liebe Leute kennen gelernt haben... Sie haben zwar kein besseres Herz als ich, sind aber reicher, obgleich verlautet, dass sie früher in noch weit größerem Wohlstande gelebt haben... Nun, sie haben, Gott sei Dank, nicht mit Entbehrungen zu kämpfen, und lassen die ganze Gegend an dem, was ihnen geblieben ist, teilnehmen.“

Bei dieser Erzählung von den guten Leuten wird Emils Herz freudig erregt. „Mein Freund,“ beginnt er, indem er mich anblickt, „lassen Sie uns das Haus aufsuchen, dessen Besitzer von der Nachbarschaft gesegnet werden. Ich würde mich sehr freuen, sie kennen zu lernen; vielleicht wird es ihnen ebenfalls Freude bereiten, unsere Bekanntschaft zu machen. Ich halte mich überzeugt, dass sie uns freundlich aufnehmen werden. Gehören sie zu den Unsrigen, so werden wir auch die Ihrigen sein.“

Nachdem uns die Lage des Hauses beschrieben war, machen wir uns auf den Weg und irren im Walde umher. Unterwegs überrascht uns ein heftiger Regenguss. Er hält uns zwar auf, vermag uns aber von unserem Vorhaben nicht zurückzubringen. Endlich finden wir uns wieder zurecht und gelangen, als schon der Abend einbricht, bei dem beschriebenen Hause an. Unter den Gebäuden des Dörfchens, in welchem es liegt, ist es das einzige, das sich bei aller Einfachheit durch ein gewisses stattliches Äußere auszeichnet. Wir nennen unsere Namen und bitten um gastfreundliche Aufnahme. Man führt uns zum Hausherrn. Er fragt uns aus, aber in höflichster Form. Ohne ihm den Zweck unserer Reise zu verraten, teilen wir ihm doch die Ursache unseres Umwegs mit. Aus der Zeit seines früheren Wohlstandes hat er sich die Sicherheit des Blicks bewahrt, aus dem Benehmen der Menschen ihren Stand zu erkennen. Wer einmal in der großen Welt gelebt hat, täuscht sich hierin selten. Unser Äußeres muss ihm wohl empfehlenswert erscheinen, und so wird uns denn der Eintritt gestattet.

Man weist uns ein zwar sehr kleines, aber äußerst sauberes und günstig gelegenes Zimmer an; es wird eingeheizt, wir finden Leinenzeug und frische Wäsche, kurz alles, was uns not tut. „Wie,“ sagt Emil ganz erstaunt, „sollte man nicht glauben, dass wir erwartet wären? O, wie recht hatte jener Bauer! Welche Zuvorkommenheit, welche Güte, welche Fürsorge! Und noch dazu für Unbekannte. Mir ist's, als wäre ich in die Zeiten Homers versetzt.“ – „Erkenne es dankbar an,“ erwidere ich ihm, „wundere dich aber deshalb nicht. Überall sind Fremde willkommen, wo sie eine seltene Erscheinung sind. Je weniger Gelegenheit sich darbietet, Gastfreundschaft zu üben, desto gastfreier wird man. Der Zulauf der Gäste zerstört die Gastfreundschaft. Zu den Zeiten Homers reiste man nicht viel, und die Reisenden fanden deshalb überall eine freundliche Aufnahme. Wir sind vielleicht die einzigen Fremden, die sich seit Jahr und Tag hier haben blicken lassen.“ – „Das tut nichts zur Sache,“ versetzte er, „es ist sogar ein Lob, die Gäste entbehren zu können, und sie trotzdem stets freundlich aufzunehmen.“

Nachdem wir unsere Kleider getrocknet und einigermaßen in Ordnung gebracht haben, begeben wir uns wieder zu dem Herrn des Hauses. Er stellt uns seiner Gattin vor; sie empfängt uns nicht allein mit Höflichkeit, sondern auch mit Güte. Emil hat die Ehre, ihre Blicke vorzugsweise auf sich zu lenken. Eine Mutter in ihrer Lage sieht einen Mann seines Alters selten ohne Unruhe oder wenigstens ohne Neugier in ihr Haus treten.

Uns zuliebe lässt man das Abendbrot früher auftragen. Beim Eintritt in den Speisesaal bemerken wir fünf Gedecke. Als wir Platz nehmen, bleibt ein Stuhl leer. Plötzlich tritt ein junges Mädchen ein, verneigt sich tief und setzt sich bescheiden, ohne ein Wort zu äußern. Emil, mit Befriedigung seines Hungers und mit Antworten beschäftigt, grüßt sie, plaudert und isst weiter. Der eigentliche Zweck seiner Reise liegt seinen Gedanken so fern, dass er sich noch weit vom Ziele glaubt. Die Unterhaltung dreht sich um uns Wanderer und um unser Missgeschick, uns verirrt zu haben. „Mein Herr,“ sagt unser freundlicher Wirt zu Emil, „Sie scheinen mir ein

liebenswürdiger und verständiger junger Mann zu sein, und das erinnert mich daran, dass Sie und Ihr Begleiter bei uns fast in ähnlicher Lage, nämlich müde und durchnässt, angelangt sind, wie einst Telemach und sein Mentor auf der Insel der Kalypso.“ – „In Wahrheit können wir wenigstens sagen,“ erwidert Emil, „dass uns die Gastfreundschaft der Kalypso zuteil wird,“ und sein Mentor fügt noch hinzu: „Zugleich finden wir auch die Reize der Eucharis.“ Obwohl nun Emil die Odyssee kennt, hat er doch den Telemach nicht gelesen. Er weiß deshalb nicht, wer Eucharis ist. Dagegen bemerke ich, dass das junge Mädchen wie mit Blut übergossen ist, starr auf ihren Teller blickt und kaum zu atmen wagt. Die Mutter, welcher die Verlegenheit ihrer Tochter nicht entgeht, macht dem Vater ein Zeichen, und dieser gibt dem Gespräch eine andere Richtung. Während er von seiner Zurückgezogenheit redet, öffnet er uns allmählich sein Herz immer mehr und erzählt von den Begebenheiten, um derentwillen er dieselbe aufgesucht, von den Unglücksfällen seines Lebens, von der Standhaftigkeit seiner Gemahlin, von dem Troste, welchen sie in ihrer Verbindung gefunden, von dem friedlichen und ruhigen Leben, welches sie in ihrer Einsamkeit führen, ohne dabei auch nur mit einem Worte des jungen Mädchens zu erwähnen. Seine Erzählung, welche man nicht ohne Interesse anzuhören vermag, macht einen angenehmen und zugleich rührenden Eindruck. Emil hört, bewegt und gerührt, zu essen auf, um desto gespannter zuhören zu können. Und als sich nun am Schlusse der redlichste der Männer mit strahlender Freude über die aufrichtige Zuneigung der ehrenwertesten aller Frauen ergeht, ergreift der junge Reisende leidenschaftlich die Hand des Gatten und drückt sie, während er mit der anderen die Hand der Wirtin nimmt, sich begeistert über sie neigt und mit seinen Tränen netzt. Die kindliche Lebhaftigkeit des jungen Mannes erfüllt alle Zeugen mit Entzücken. Die Tochter des Hauses jedoch, für dieses Zeichen seines guten Herzens empfänglicher als irgendein anderer, glaubt Telemach in ihm zu sehen, wie er von den Leiden des Philoktet ergriffen ist. Verstoßen schaut sie zu ihm herüber, um seine Gestalt zu prüfen, und findet nichts, was diesen Vergleich

Lügen straft. Sein ungezwungenes Wesen verrät Freimütigkeit ohne Anmaßung; in seinem Benehmen spricht sich eine große Lebhaftigkeit aus, ohne dass dieselbe jedoch auf Leichtsinn schließen lässt. Seine natürliche Güte verleiht seinem Blicke etwas Sanftes, gibt seinen Zügen etwas Rührendes. Als ihn das junge Mädchen Tränen vergießen sieht, vermag es kaum seine eigenen zurückzuhalten. Aber eine geheime Scham gibt ihm selbst bei diesem so schönen Vorwande die Kraft, sich zu beherrschen. Schon macht es sich Vorwürfe über die Tränen, die es nur mit Mühe zurückdrängen kann, als ob es ein Unrecht wäre, Tränen für seine Familie zu vergießen.

Die Mutter, welche ihre Tochter seit Beginn des Mahles nicht aus den Augen gelassen hat, bemerkt den Zwang, den sie sich antun muss, und befreit sie aus ihrer Verlegenheit, indem sie sie mit einem Auftrage fortschickt. Schon in der nächsten Minute kehrt das junge Mädchen zurück, aber so außer aller Fassung, dass seine Verwirrung aller Augen sichtbar ist. Sanft redet die Mutter es deshalb an und sagt: „Sophie, fasse dich; wirst du denn nie aufhören, das Unglück deiner Eltern zu beweinen? Du, die du ihnen ein Trost in demselben bist, darfst dich dem Kummer nicht mehr hingeben als sie selbst.“

Bei dem Namen Sophie hätten ihr sehen können, wie Emil erbebe. Von dem Klang eines ihm schon so teuren Namens betroffen, fährt er plötzlich wie aus einem tiefen Schlafe auf und wirft der, welche ihn sich zu führen unterfängt, einen aufmerksamen Blick zu. Sophie, o Sophie! Bist du es, die mein Herz liebt? Bist du es, die mein Herz liebt? Er betrachtet und beobachtet sie mit einer Art Furcht und Misstrauen. Er sieht vor sich nicht genau das Bild, welches er sich von ihr entworfen hat; er kann sich nicht klar darüber werden, ob die, auf der seine Blicke ruhen, das Bild seiner Phantasie übertrifft oder nicht erreicht. Er studiert jeden ihrer Züge, belauscht jede Bewegung, jede Gebärde und findet für alles tausend verwirrende Auslegungen. Die Hälfte seines Lebens würde er darum geben, wenn sie nur ein einziges Wort reden wollte. Unruhig und aufgeregte blickt er mich an. In seinen Augen

lese ich hundert Fragen, aber auch hundert Vorwürfe. Er scheint mir mit jedem Blicke sagen zu wollen: „Leite mich, solange es noch Zeit ist; wenn mein Herz sich erst ergibt und sich nachher getäuscht findet, werde ich diesen Schlag zeitlebens nicht überwinden können.“

Emil ist wohl in der ganzen Welt der Mensch, welcher sich am wenigsten zu verstellen versteht. Wie sollte er wohl in der größten Verwirrung seines Lebens dazu imstande sein, umgeben von vier Zuschauern, deren Blicke prüfend auf ihm ruhen und unter denen gerade der scheinbar zerstreuteste in Wirklichkeit der aufmerksamste ist? Sophiens scharfem Auge entgeht seine Verwirrung nicht, und seine Blicke lassen sie erraten, dass sie die Ursache derselben ist. Sie bemerkt zwar, dass seine Unruhe noch nicht die Folge seiner erwachenden Liebe ist, allein was hat das zu sagen? Er beschäftigt sich doch schon mit ihr, und das ist ihr vorderhand genügend. Sie würde sich sehr unglücklich fühlen, wenn er sich ungestraft mit ihr beschäftigen könnte.

Die Mütter haben ebenso scharfe Augen wie ihre Töchter, und außerdem steht ihnen die Erfahrung zur Seite. Sophiens Mutter lächelt über den Erfolg unserer Pläne. Sie liest in den Herzen der beiden jungen Leute, begreift, dass es jetzt an der Zeit ist, das des neuen Telemach für immer zu gewinnen, und veranlasst ihre Tochter deshalb zum Reden. Dieselbe antwortet mit ihrer natürlichen Sanftmut in schüchternem Tone, was den Eindruck, welchen sie auf Emil ausübt, nur noch zu erhöhen vermag. Beim ersten Tone dieser Stimme fühlt er sich für immer gefesselt. Ja, das ist seine Sophie, er kann nicht länger daran zweifeln. Wäre es nicht der Fall, so würde es nun zu spät sein, er könnte nicht mehr zurück.

Unwiderstehlich umstricken jetzt die Reize des bezaubernden Mädchens sein Herz, und in langen Zügen beginnt er das Gift einzusaugen, mit dem sie ihn berauscht. Er redet nicht mehr, er antwortet nicht mehr. Er sieht nur Sophie, er hört nur Sophie. Spricht sie ein Wort, so öffnet er unwillkürlich den Mund; senkt sie die Augen, so senkt er sie ebenfalls. Hört er sie seufzen, so seufzt er

mit. Es ist Sophiens Seele, die ihn zu beseelen scheint. Welche Änderung ist in der seinigen in wenigen Augenblicken vor sich gegangen! Jetzt hat Sophie nicht mehr zu zittern nötig, die Reihe ist nun an ihn gekommen. Lebe wohl, Freiheit, Unbefangenheit, Offenheit! Verwirrt, verlegen, schüchtern, wagt er nicht mehr um sich zu schauen, weil er zu sehen fürchtet, dass er der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung ist. Voller Scham, sein Geheimnis zu verraten, wünscht er sich unsichtbar machen zu können, nur damit er imstande wäre, sich unbemerkt an ihr satt zu sehen. Sophie dagegen kommt immer mehr von ihrer Furcht vor Emil zurück. Sie erkennt ihren Sieg und freut sich seiner.

*No 'l mostra già, ben che in suo cor ne rida.*<sup>186</sup>

Ihre Haltung ist unverändert dieselbe geblieben, allein trotz ihrer sittsamen Miene und ihrer gesenkten Augen klopf ihr zärtliches Herz vor Freude und sagt ihr, dass Telemach gefunden ist.

Wenn ich hier auf die vielleicht zu natürliche und zu einfache Geschichte ihrer unschuldigen Liebe eingehe, so wird man möglicherweise geneigt sein, solche Einzelheiten als ein nichtiges Spiel zu betrachten. Indes hat man unrecht. Man berücksichtigt den Einfluss nicht genug, welchen der Beginn von ernststen Beziehungen zwischen einem Manne und einer Frau auf beider ganzes Leben ausüben muss. Man übersieht, dass ein erster Eindruck, der so lebhaft wie der der Liebe oder der anfänglich noch ihre Stelle vertretenden Zuneigung ist, bleibende Folgen hat, deren Verkettung man im Verlaufe der Jahre allerdings nicht wahrnimmt, die aber trotzdem bis zum Tode in unaufhörlicher Wirksamkeit sind. In den Abhandlungen über Erziehung gibt man uns viel unnützen und pedantischen Wortkram über rein eingebildete Pflichten der Kinder, aber man übergeht stillschweigend den wichtigsten und schwierigsten Teil der ganzen Erziehung, die Krisis nämlich, welche

---

<sup>186</sup> Tasso, *Gerusalemme liberata*, c. IV, 33. – Nach der Übersetzung von J. D. Gries:  
Doch zeigt sie's nicht, obwohl bei jedem Schritte  
Ihr lächelnd Herz vor Siegeshoffnung wallt.

bei dem Übergang aus der Kindheit in das Mannesalter stattfindet. Wenn ich vorliegende Abhandlung durch irgendeine Stelle habe nützlich machen können, so wird der Grund dazu vor allem darin liegen, dass ich mich über diesen wesentlichen Teil, der leider von allen anderen Übergängen zu werden pflegt, ausführlich ausgesprochen habe, und dass ich mich von diesem Unternehmen durch kein falsches Zartgefühl habe abhalten, noch durch die Schwierigkeiten der Ausdrucksweise zurückschrecken lassen. Wenn ich gesagt habe, was man tun muss, so habe ich gesagt, was zu sagen meine Pflicht ist. Ich kümmere mich sehr wenig darum, ob ich deshalb einen Roman geschrieben habe. Ein Roman, der die menschliche Natur zu seinem Gegenstande hat, muss gewiss zu den guten gerechnet werden. Wenn man aus dieser Schrift nicht mehr herausfindet, liegt dann etwa die Schuld an mir? Sie sollte die Geschichte meines Geschlechts sein. Ihr, die ihr verderbt, macht freilich einen Roman aus meinem Buche.

Eine andere Erwägung, welche die erste noch verstärkt, ist, dass es sich ja hier nicht um einen jungen Mann handelt, den man von Kindheit an zum Spielball der Furcht, der Lüsterheit, des Neides, des Stolzes und all der Leidenschaften, deren man sich bei der gewöhnlichen Erziehung als Werkzeuge bedient, gemacht hat, dass es sich im Gegenteil um einen jungen Mann handelt, dessen Herz hier nicht allein zum erstenmal in Liebe erglüht, sondern der überhaupt zum erstenmal die Gewalt einer Leidenschaft kennen lernt; dass endlich von dieser Leidenschaft, der einzigen vielleicht, welche er in seinem ganzen Leben in ihrer vollen Tiefe empfindet, die letzte Gestalt abhängt, welche sein Charakter annehmen darf. Seine Denkart, seine Gefühle, seine Neigungen, welche eine dauernde Leidenschaft in eine bestimmte Richtung gedrängt hat, sollen jetzt eine Festigkeit gewinnen, die nichts mehr zu erschüttern vermag.

Begreiflicherweise verbrachten Emil und ich die auf einen solchen Abend folgende Nacht nicht völlig mit Schlafen. Weshalb denn nicht? Kann die bloße Übereinstimmung des Namens auf einen vernünftigen Mann eine so große Macht ausüben? Gibt es

etwa nur eine Sophie in der Welt? Gleichen sich alle wie dem Namen so auch der Seele nach? Ist eine jede, die ihm unter die Augen treten wird, seine Sophie? Ist er ein Narr, dass er für eine Unbekannte, mit welcher er noch kein Wort gewechselt hat, eine so leidenschaftliche Liebe fasst? Warte, junger Mann, prüfe, beobachte! Du weißt ja noch nicht einmal, in wessen Hause du dich befindest, und wenn man auf dich hören wollte, so sollte man glauben, du wärest schon in deinem eigenen.

Jetzt ist es nicht mehr an der Zeit, Belehrungen zu erteilen, und sie sind auch nicht dazu angetan, Gehör zu finden. Sie sind nur Veranlassung, dem jungen Mann ein neues Interesse für Sophie einzuflößen, da sie das Verlangen in ihm rege machen, seine Neigung zu rechtfertigen. Diese Gleichheit der Namen, diese scheinbar zufällige Begegnung, selbst meine Zurückhaltung reizen nur seine Leidenschaft. Schon erscheint ihm Sophie zu achtungswert, als dass er sich nicht für überzeugt hielte, es würde ihm gelingen, sie mir in einem solchen Lichte zu zeigen, dass auch ich sie lieb gewinnen müsste.

Allem Vermuten nach wird sich Emil am nächsten Morgen bemühen, auf seinen schlichten Reiseanzug eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt zu verwenden. Es kann gar nicht ausbleiben. Namentlich nötigt mir die Geschäftigkeit, mit welcher er von dem Hause gehörenden Wäsche Gebrauch macht, ein Lächeln ab. Ich durchschaue seine Gedanken. Indem er Maßregeln ergreift, die eine Rückerstattung, einen Umtausch nötig machen, sucht er bereits, wie ich mit Freuden sehe, eine Ursache zum Briefwechsel herbeizuführen, der ihm die Berechtigung gibt, hierher zurückzuschicken oder wohl gar selbst zurückzukehren.

Ich hatte mit Sicherheit erwartet, auch Sophie ihrerseits in gewählterer Kleidung erscheinen zu sehen. Indes hatte ich mich getäuscht. Diese gewöhnliche Art der Koketterie ist ein Notbehelf für diejenigen, welche nur gefallen wollen. Die Koketterie der wahren Liebe ist geläuterter und erhebt ganz andere Ansprüche. Sophie ist noch einfacher, ja selbst nachlässiger als den Abend

vorher gekleidet, wenn auch mit der ausgesuchtesten Sauberkeit. In einer solchen Nachlässigkeit vermag ich nur Koketterie zu erblicken, weil ich darin etwas Gesuchtes sehe. Sophie begreift recht wohl, dass in einer gewählteren Kleidung eine Art Erklärung liegen würde, ahnt indes nicht, dass eine nachlässigere Kleidung ebenfalls eine Erklärung ist, in welcher sich deutlich zu erkennen gibt, dass man sich nicht damit begnügt, durch den Anzug zu gefallen, sondern dass man auch durch seine Person Gefallen erregen will. Was fragt der Liebende auch nach der Kleidung, wenn er nur wahrnimmt, dass man sich mit ihm beschäftigt? Ihrer Herrschaft schon sicher, geht Sophie nicht mehr darauf aus, Emils Aufmerksamkeit durch ihre Reize zu erregen, wenn er nicht selber ein Auge für sie hat. Sie findet ihr Genüge nicht mehr daran, sie ihm sichtbar zu machen, sie verlangt schon, dass er sie voraussetzen soll. Hat er nicht schon genug erblickt, um sich gezwungen zu sehen, die übrigen zu ahnen?

Es lässt sich annehmen, dass sich während unserer nächtlichen Unterhaltung Sophie und ihre Mutter gleichfalls nicht stumm verhalten haben, gab es doch Geständnisse zu entlocken und gute Ratschläge zu erteilen. Am folgenden Morgen versammelt man sich deshalb wohl vorbereitet. Noch keine zwölf Stunden sind verstrichen, seit sich unsere jungen Leute zum erstenmal gesehen haben; noch kein einziges Wort haben sie miteinander gewechselt, und schon kann man bemerken, dass sie einander verstehen. Ihr Entgegenkommen deutet auf keine Vertraulichkeit hin, es verrät Verlegenheit und Schüchternheit; sie reden einander nicht an, ihre niedergeschlagenen Augen scheinen einander zu vermeiden, allein gerade das ist ein Zeichen ihres Einverständnisses. Sie gehen sich aus dem Wege, aber wie verabredetermaßen; sie fühlen schon das Bedürfnis, sich in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen, ehe es noch etwas zu verheimlichen gibt. Als wir uns verabschieden, bitten wir um die Erlaubnis, das Geliehene persönlich zurückbringen zu dürfen. Emils Mund erbittet diese Erlaubnis vom Vater und von der Mutter, während sich seine unruhigen Augen auf die Tochter heften und sie noch weit inständiger darum bitten. Sophie sagt

nichts, gibt kein Zeichen, scheint nichts zu sehen noch zu hören, allein sie errötet, und dieses Erröten ist eine noch klarere Antwort als die ihrer Eltern.

Man gestattet uns wiederzukommen, ohne uns jedoch zum Bleiben einzuladen. Dies Verhalten ist ganz schicklich; man gibt wohl Reisenden, die um ein Nachtlager verlegen sind, Herberge, allein es passt sich nicht, dass ein Liebender im Hause seiner Geliebten schläft.

Kaum haben wir das uns so liebgewordene Haus im Rücken, so schmiedet Emil schon Pläne, in der Umgegend seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Die nächste Strohütte scheint ihm schon zu entfernt zu liegen; er hätte Lust, sich ein Nachtlager im Schlossgraben zu suchen. „Unbesonnener Jüngling,“ sage ich zu ihm im Tone des Mitleids, „wie, hast du dich von der Leidenschaft schon verblenden lassen? Schon setzest du dich über Schicklichkeit und Vernunft hinweg! Unglücklicher! Du glaubst zu lieben, und gehst selber darauf aus, die Ehre deiner Geliebten zu beflecken! Was wird man von ihr sagen, wenn man in Erfahrung bringt, dass ein junger Mann, der soeben erst ihr Haus verlassen hat, in der Umgebung desselben schläft? Du liebst sie, wie du behauptest. Kannst du es dir also wohl zur Aufgabe stellen, ihren Ruf zerstören? Vergiltst du so die Gastfreundschaft, die ihre Eltern dir erwiesen haben? Willst du derjenigen, von der du dein Glück erwartest, Schande bereiten?“ – „Ach,“ versetzte er lebhaft, „was frage ich nach dem leeren Gerede der Menschen und ihrem ungerechten Urteil! Haben Sie selbst mich nicht gelehrt, keinen Wert darauf zu legen? Wer kann besser als ich wissen, wie sehr ich Sophie ehre und wie ich nur darauf sinne, ihr meine Achtung zu erweisen? Meine Liebe soll ihr nicht zum Schimpf, sondern zur Ehre gereichen, sie soll ihrer würdig sein. Wenn mein Herz und meine Aufmerksamkeiten ihr überall die verdiente Huldigung darbringen, wie kann darin ein Schimpf für sie liegen?“ – „Lieber Emil,“ erwidere ich, ihn umarmend, „du stellst dich bei deinem Urteile nur auf deinen Standpunkt; lerne aber auch dich auf ihren zu versetzen. Vergleiche die Ehre des einen Geschlechts nicht mit der des

anderen; bei beiden gelten ganz verschiedene Grundsätze. Diese Grundsätze sind gleich berechtigt und vernünftig, weil sie in gleicher Weise aus der Natur abgeleitet werden, und weil die nämliche Tugend, die dich für deine eigene Person das Gerede der Menschen verachten lässt, dir die Pflicht auferlegt, es in bezug auf deine Geliebte zu achten. Deine Ehre beruht in dir allein, die ihrige dagegen ist an das Urteil anderer geknüpft. Ihre Ehre nicht fleckenlos erhalten, hieße deine eigene verletzen, und du würdest nicht handeln, wie du es dir selbst schuldig bist, wenn du die Schuld trügest, dass man nicht so gegen sie handelt, wie man es ihr schuldig ist.“

Indem ich ihm darauf die Gründe dieses Unterschieds erkläre, bringe ich es ihm zum Bewusstsein, welche Ungerechtigkeit darin liegen würde, ihnen keinen Wert beizumessen. Wer hat ihm denn schon die Versicherung gegeben, dass er Sophie, deren Gesinnungen gegen ihn er durchaus noch nicht kennt, deren Herz oder deren Eltern vielleicht schon früher über ihre Hand verfügt haben, wirklich als Gemahlin heimführen wird, sie, welche er kaum kennt und die vielleicht in keinem der Stücke, die allein die Ehe glücklich machen können, mit ihm harmoniert? Weiß er nicht, dass jedes Ärgernis für ein Mädchen ein unauslöschlicher Flecken ist, welchen nicht einmal seine Vermählung mit dem, welcher ihn verschuldet hat, auszuwischen vermag? Welcher von Liebe beseelte Mann wünscht wohl die, welche er liebt, zu verderben? Welcher redliche Mann kann ein Gefallen darin finden, dass eine Unglückliche zeitlebens den Unstern, ihm gefallen zu haben, beweinen muss?

Erschreckt über die Folgen, die ich ihm vorhalte, glaubt schon der junge Mann, der sich immer gern in Extremen bewegt, nie fern genug von Sophiens Wohnsitze sein zu können. Er verdoppelt seine Schritte, um schneller zu entfliehen; er sieht sich um, ob uns auch niemand gehört hat. Er würde sein Glück tausendmal für die Ehre seiner Geliebten zum Opfer bringen. Lieber wollte er sie in seinem Leben nicht wiedersehen, als dass er ihr auch nur ein einziges Mal Veranlassung zum Kummer gäbe. – Es ist die erste Frucht der

Mühe, die ich seit seiner Jugend darauf verwandt habe, sein Herz zu bilden, dass es zu lieben fähig ist.

Es handelt sich also darum, einen weder zu nah noch zu fern gelegenen Aufenthaltsort aufzufinden. Wir gehen selbst auf Entdeckungen aus, ziehen Erkundigungen ein und erfahren, dass zwei starke Stunden von hier eine Stadt liegt. Wir machen uns auf den Weg, um uns lieber dort als in den näher gelegenen Dörfern, wo unser Aufenthalt Verdacht erregen könnte, nach einer Wohnung umzusehen. Voller Liebe, Hoffnung, Freude und vor allem voller edler Gesinnungen, langt endlich Sophiens Verehrer daselbst an. Jetzt lasse ich es mein Bemühen sein, seine entstehende Leidenschaft allmählich auf das Gute und Ehrenwerte zu lenken und allen seinen Neigungen den Antrieb zu geben, dieselbe Richtung einzuschlagen.

Ich nähere mich dem Ziele der mir gestellten Aufgabe, ja, ich sehe es schon in der Ferne vor mir. Alle Hauptschwierigkeiten sind überwunden, alle Haupthindernisse aus dem Wege geräumt. Die einzige Schwierigkeit, die mir noch übrigbleibt, besteht darin, dass ich nicht etwa durch das übereilte Bestreben, mein Werk zu vollenden, es verderbe. Lasst uns bei der Unsicherheit des menschlichen Lebens namentlich die falsche Klugheit vermeiden, die Gegenwart der Zukunft zu opfern. Häufig heißt das nichts anderes als das, was ist, dem opfern, was nie sein wird. Lasst uns den Menschen in allen Lebensaltern glücklich machen, damit er nicht etwa nach vielen Sorgen dem Tode zur Beute fällt, ohne es je geworden zu sein. Und gibt es eine zum Lebensgenuss geeignete Zeit, so ist es sicherlich das Ende der Jünglingsjahre, wo sich die leiblichen wie die geistigen Fähigkeiten zu ihrer größten Kraft entfaltet haben, und wo der Mensch inmitten seiner Lebensbahn von ferne die beiden Endpunkte wahrnimmt, die ihm die Kürze derselben zum Bewusstsein bringen. Wenn die unerfahrene Jugend sich täuscht, so liegt ihr Irrtum nicht darin, dass sie überhaupt auf Genuss ausgeht, sondern darin, dass sie ihn da sucht, wo er nicht zu finden ist, und dass sie sich nicht nur eine elende Zukunft bereitet, sondern auch nicht einmal die Gegenwart zu benutzen versteht.

Betrachtet meinen Emil in seinem zurückgelegten zwanzigsten Jahre. Er ist von schönem Wuchs, gesundem Leib und Seele, stark, behänd, geschickt, kräftig, voller Gefühl, Verstand, Güte und Menschenfreundlichkeit. Er zeichnet sich durch gute Sitten und Geschmack aus, liebt das Schöne, tut das Gute. Er ist frei von der Herrschaft grausamer Leidenschaften, unabhängig von dem Joche der allgemeinen Meinung, aber dem Gesetze der Weisheit unterworfen. Er ist nachgiebig gegen die Stimme der Freundschaft, besitzt alle nützlichen und außerdem mehrere gefällige Talente. Nach Reichtum fragt er nicht viel, da er seine Hilfsquellen in seinen Armen trägt und sich nicht der Furcht hinzugeben braucht, es könne ihm je an Brot fehlen, was sich auch ereignen möge. Jetzt zeigt er sich uns freilich im Rausch einer erwachenden Leidenschaft. Sein Herz öffnet sich der ersten Liebesglut. Seine süßen Illusionen zaubern ihm eine neue Welt von Freuden und Genüssen vor. Er liebt ein liebenswürdiges Mädchen, liebenswürdiger noch seinem Charakter als seiner Person nach. Er hofft, er rechnet auf Gegenliebe, die man ihm seinem Gefühle nach schuldig ist. Aus der Übereinstimmung der Herzen, aus dem Zusammentreffen edler Gesinnungen ist ihre erste Neigung aufgekeimt. Diese Neigung soll Bestand haben. Mit Vertrauen, mit einer Art Genugtuung überlässt er sich diesem reizendsten Wahn, ohne Furcht, ohne Bedauern, ohne Gewissensbisse, ohne eine andere Unruhe als diejenige, welche sich dem Gefühle des Glückes unzertrennlich beigesellt. Was kann seinem Glück wohl fehlen! Beobachtet, überlegt, denket nach über das, was ihm noch nötig ist, und was man ihm zu dem, was er schon besitzt, noch hinzufügen könnte. Alle Güter, die sich gleichzeitig erlangen lassen, sind sein eigen. Nur auf Kosten eines anderen könnte man sie um ein neues vermehren. Er ist so glücklich, wie ein Mensch nur sein kann. Soll ich einem so süßen Glück sofort wieder ein Ende machen? Soll ich ein so reizendes Vergnügen stören? Ach, der ganze Wert seines Lebens beruht auf dem Glück, das er jetzt empfindet. Womit wäre ich imstande, ihm das zu ersetzen, was ich ihm raubte? Selbst wenn ich seinem Glück die Krone aufsetzte, würde ich den

größten Reiz desselben zerstören. Dieses höchste Glück ist in der Erwartung hundertmal süßer als im Genuss. O, lieber Emil, liebe und lass dich lieben! Gib dich einem langen Genusse hin, bevor du in den Besitz trittst! Erfreue dich zugleich der Liebe und Unschuld! Schaffe dir auf Erden ein Paradies, solange du noch auf das andere hoffst! Ich werde diese glückliche Zeit deines Lebens nicht verkürzen; ich werde im Gegenteil einen Zauberschleier über dieselbe decken und sie, soviel in meiner Macht steht, verlängern. Leider muss sie ein Ende haben und muss sogar in kurzer Zeit ein Ende nehmen. Allein ich werde wenigstens alles aufbieten, dass sie dir nie aus dem Gedächtnis entschwindet, und du nie bereuest, ihr Glück genossen zu haben.

Emil vergisst nicht, was wir zurückzubringen haben. Sobald die geliehene Wäsche wieder instand gesetzt ist, mieten wir Pferde und reiten in vollem Trabe ab. Diesmal wünschte er schon beim Abreiten das Ziel erreicht zu haben. Sobald sich das Herz den Leidenschaften öffnet, öffnet es sich auch gleichzeitig der Langweile des Lebens. Habe ich jedoch meine Zeit nicht verloren, so wird er wohl sein ganzes Leben nicht in diesem Zustande zubringen.

Unglücklicherweise ist der Weg beschwerlich und die Gegend zum Reiten wenig geeignet. Wir verirren uns und er gewahrt es zuerst. Ohne die Geduld zu verlieren, ohne in Klagen auszubrechen, verwendet er seine ganze Aufmerksamkeit darauf, wieder auf den rechten Weg zu kommen. Lange irrt er umher, bis er sich zurechtfindet, aber immer mit der gleichen Kaltblütigkeit. In euren Augen wird das nicht als etwas Besonderes gelten, in meinen aber gilt es als ein hoher Beweis seiner Selbstbeherrschung, da ich sein hitziges Temperament kenne. Ich erblicke darin die Frucht der Sorgfalt, mit der ich es mir seit seiner Kindheit habe angelegen sein lassen, ihn gegen die Schläge des Unvermeidlichen abzuhärten.

Endlich langen wir an. Die Aufnahme, welche uns zuteil wird, ist noch einfacher und verbindlicher als das erstemal. Wir gehören ja jetzt schon zu den alten Bekannten. Emil und Sophie begrüßen

sich mit einer gewissen Verlegenheit und reden nur wenig miteinander. Was hätten sie sich auch wohl in unserer Gegenwart sagen können? Die Unterhaltung, nach der sie sich sehnten, bedarf keiner Zeugen. Wir machen im Garten einen Spaziergang. Diesem Garten dienen als Lustplatz sehr umfangreiche Gemüsebeete, als Park ein aus großen und schönen Obstbäumen jeglicher Art bestehender Obstgarten, nach verschiedenen Richtungen hin von hübschen Bächen und Rabatten mit blühenden Blumen bedeckt. „Ein herrlicher Ort,“ ruft Emil aus, der seinen Homer stets im Kopfe hat und beständig in Begeisterung schwebt, „ich glaube den Garten des Alkinous zu sehen.“ Sophie wünscht zu wissen, wer Alkinous ist, und die Mutter stellt dieselbe Frage. „Alkinous“, sage ich zu ihnen, „war ein König von Korkyra, dessen Garten, den Homer beschrieben hat, in den Augen von Leuten, die auf Geschmack Anspruch machen, für zu einfach und zu schmucklos gilt.“<sup>187</sup> Dieser

---

<sup>187</sup> Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte, Eine Huf' ins Gevierte, mit ringsumzogener Mauer. Allda streben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel, Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven, Oder voll süßer Feigen und rötlich gesprenkelter Äpfel. Diese tragen beständig und mangeln des lieblichen Obstes Weder im Sommer noch im Winter; vom linden Weste gefächelt, Blühen die Knospen dort, hier zeitigen schwellende Früchte: Birnen reifen auf Birnen, auf Äpfel röten sich Äpfel, Trauben auf Trauben erdunkeln, und Feigen schrumpfen auf Feigen. Allda prangt auch ein Feld, von edlen Reben beschattet. Einige Trauben dorren auf weiter Ebne des Gartens, An der Sonne verbreitet, und andere schneidet der Winzer, Andere keltert man schon. Hier stehen die Herling' in Reihen, Dort entblühen sie erst, dort bräunen sich leise die Beeren. An dem Ende des Gartens sind immerduftende Beete, Voll balsamischer Kräuter und tausendfarbiger Blumen. Auch zwei Quellen sind dort: die eine durchschlägelt den Garten; Und die andere gießt sich unter die Schwelle des Hofes An den hohen Palast, allwo die Bürger sie schöpfen. So lautet die Beschreibung des königlichen Gartens des Alkinous im siebenten Buche der „Odyssee,“ eines Gartens, in welchen man zur Schande dieses alten Träumers Homer und der Fürsten seiner Zeit weder Sittenwerk, noch Bildsäulen, noch Wasserfälle, noch Rasenplätze sah. – Obige Stelle, die sich im 7. Buche der „Odyssee“, V. 112-131 findet, habe ich nach der Übersetzung von Joh. Heinr. Voß angeführt.

Alkinous besaß eine liebenswürdige Tochter, welcher den Tag vor der gastfreien Aufnahme eines Fremden im Hause ihres Vaters träumte, dass sie sich bald vermählen würde.“ Sophie gerät in Verwirrung, errötet, schlägt die Augen nieder, beißt sich auf die Zunge; die Verlegenheit, die sich ihrer bemächtigt, lässt sich nicht beschreiben. Der Vater, der ein Gefallen daran zu finden scheint, sie noch zu vermehren, ergreift das Wort und erzählt, dass die junge Prinzessin selbst die Wäsche im Flusse gewaschen habe. „Kannst du wohl glauben,“ fährt er fort, „dass sie es sogar nicht unter ihrer Würde gehalten hat, die schmutzigen Servietten zu berühren, obwohl sie einen unangenehmen Speisegeruch verbreiteten?“ Sophie, auf welche dieser Hieb gemünzt ist, vergisst plötzlich ihre natürliche Schüchternheit und entschuldigt sich mit größter Lebhaftigkeit. Der Papa wisse recht wohl, dass sie die ganze kleine Wäsche, wenn man ihr den Willen gelassen hätte,<sup>188</sup> allein übernommen, ja mit Freuden noch mehr getan haben würde, wenn man ihr den Auftrag dazu erteilt. Bei diesen Worten sieht sie mich verstohlen und mit einer gewissen Unruhe an. Ich kann mich eines Lächelns nicht erwehren, da ich in ihrem arglosen Herzen den Aufruhr erkenne, der ihr diese Worte eingegeben hat. Ihr Vater ist grausam genug, diese Unbesonnenheit erst recht auffallend zu machen, indem er sie mit spöttischem Tone fragt, aus welchem Grunde sie eigentlich das Gespräch auf sich selber lenke, und was sie denn mit der Tochter des Alkinous gemein habe? Verlegen und zitternd wagt sie kaum noch zu atmen oder den Blick zu jemand zu erheben. Reizendes Mädchen, jetzt ist es zu spät, dich zu verstellen; unbewusst hast du dich bereits erklärt.

Zu Sophiens Glück ist diese kleine Szene indes bald vergessen oder scheint es wenigstens zu sein. Emil allein hat von dem ganzen Vorgange nichts begriffen. Der Spaziergang wird fortgesetzt, und unseren jungen Leuten, die uns anfangs zur Seite geblieben waren, wird es schwer, sich nach unseren langsamen Schritten zu richten.

---

<sup>188</sup> Ich gestehe, dass ich Sophiens Mutter wirklich Dank dafür weiß, dass sie so zarte Hände, die Emil noch so oft wird küssen müssen, nicht durch sie Seife hat verderben lassen.

Nach und nach gewinnen sie einen Vorsprung, nähern sich, knüpfen ein Gespräch an, und endlich sehen wir sie ziemlich weit vor uns. Sophie scheint aufmerksam und gesetzt; Emil redet und macht außerordentlich feurige Gestikulationen. Die Unterhaltung scheint beiden keine Langeweile zu bereiten. Nach Verlauf einer guten Stunde treten wir den Rückweg an; auf unseren Ruf kommen sie, wenn auch ziemlich langsam, zurück, und es entgeht uns nicht, dass sie die Zeit noch auf das beste benutzen. Bevor sie jedoch in Hörweite gelangt sind, stockt endlich plötzlich ihre Unterhaltung, und sie verdoppeln ihre Schritte, um wieder mit uns zusammenzutreffen. Emil redet uns offen und freundlich an; seine Augen strahlen vor Freude, indes richtet er sie mit einiger Unruhe auf Sophiens Mutter, um zu sehen, wie sie dieselbe empfangen wird. Sophie weiß nicht ein ebenso ungezwungenes Benehmen zu beobachten. Der Gedanke, sich mit einem jungen Manne allein in einem traulichen Zusammensein befunden zu haben, scheint sie bei ihrer Ankunft noch immer verlegen zu machen, sie, die schon so oft mit anderen jungen Herzen allein gewesen ist, ohne darüber in Verlegenheit zu geraten, und ohne dass man darin etwas Unrechtes erblickt hätte. Sie eilt, ein wenig atemlos, auf ihre Mutter zu, und äußert einige nichtssagende Worte, damit es so aussehen sollte, als wäre sie schon lange wieder da.

An der Heiterkeit, welche sich auf dem Antlitze dieser liebenswürdigen jungen Leute ausprägt, lässt sich erraten, dass diese Unterhaltung ihre jungen Herzen von einer großen Last befreit hat. Sie zeigen zwar nicht weniger Zurückhaltung gegeneinander, allein in derselben spricht sich nicht mehr eine so große Verlegenheit aus wie vorher. Sie wurzelt nur noch in Emils Ehrfurcht, in Sophiens Bescheidenheit und beider Sittsamkeit. Emil wagt einige Worte an sie zu richten, und sogar sie wagt bisweilen zu antworten, aber nie öffnet sie den Mund, ohne ihre Mutter dabei unverwandt anzublicken. Am unverkennbarsten tritt der Wechsel ihrer Gesinnung gegen mich zutage. Sie bezeigt mir eine zuvorkommendere Aufmerksamkeit, betrachtet mich mit Teilnahme, redet in wahrhaft herzlicher Weise mit mir und sucht

alles hervor, was mir gefallen kann. Ich erkenne daraus, dass ich mir ihre Achtung errungen habe, und dass es ihr angelegen ist, sich die meinige zu verdienen. Es ist klar, dass Emil mit ihr über mich gesprochen hat; ja man könnte fast auf den Gedanken kommen, dass sie bereits ein Komplott geschmiedet, mich zu gewinnen. Trotzdem ist dies nicht der Fall, denn auch Sophie lässt sich nicht so leicht gewinnen. Es wird für ihn vielleicht besser sein, dass ich bei ihr in Gunst stehe, als dass sie sich mein Wohlwollen erworben hat. Reizendes Paar!... Wenn ich erwäge, dass mein junger Freund trotz seines erregbaren Herzens selbst bei der ersten Unterredung mit seiner Geliebten meiner in so freundlicher Weise gedacht hat, so ernte ich den Lohn für meine Mühe. Seine Freundschaft hat mir alles vergolten.

Diese Besuche werden wiederholt. Die Unterhaltungen zwischen unseren jungen Leuten werden häufiger. Emil glaubt in seinem Liebesrausche seines Glückes schon sicher zu sein. Gleichwohl gelingt es ihm nicht, Sophie zu einem ausdrücklichen Geständnis zu bewegen. Sie hört ihn wohl an, erwidert aber nichts. Emil kennt den hohen Grad ihrer Sittsamkeit; diese große Zurückhaltung wundert ihn deshalb wenig. Er ist sich bewusst, bei ihr nicht schlecht angeschrieben zu stehen, und weiß überdies, dass die Väter ihre Kinder verheiraten. Er setzt voraus, Sophie warte erst auf einen Befehl ihrer Eltern, bittet um die Erlaubnis, um sie anhalten zu dürfen, und sie erhebt da gegen keinen Einwand. Er nimmt mit mir darüber Rücksprache, und in seinem Namen, ja in seiner Gegenwart bringe ich den Antrag vor. Welche Überraschung für ihn, als er vernimmt, dass die Entscheidung in Sophiens eigene Hand gelegt ist, und dass es lediglich in ihrem Willen liegt, ihn glücklich zu machen! Ihr Benehmen beginnt ihm rätselhaft zu werden. Seine Zuversicht nimmt ab. Er wird unruhig, gelangt zur Einsicht, dass er seines Erfolges noch nicht so sicher sei als er gedacht, und nun ergeht sich die zärtlichste Liebe in der rührendsten Sprache, um sie zu erweichen.

Emil ist nicht dazu angetan, zu erraten, was ihm schadet. Wenn man ihn nicht darauf aufmerksam macht, wird er es in seinem

ganzen Leben nicht erfahren, und Sophie ist zu stolz, um es ihm zu sagen. Die Schwierigkeit, welche sie zurückhält, würde für andere ein Sporn sein, ihm entgegenzukommen. Sie hat die Lehren ihrer Eltern nicht vergessen. Sie ist arm, während Emil, wie sie weiß, reich ist. Wie viel gehört deshalb dazu, dass er ihr Achtung abnötigt! Welche Vorzüge muss er besitzen, um diese Ungleichheit zu verwischen! Wie könnte es ihm aber einfallen, in seinem Reichtum ein Hindernis zu erblicken? Weiß Emil überhaupt nur, dass er reich ist? Kommt es ihm auch nur in den Sinn, sich danach zu erkundigen? Er hat, dem Himmel sei Dank, der Reichtümer nicht nötig, weil er auch ohne sie Wohltaten um sich zu verbreiten versteht. Zu dem Guten, was er tut, bedarf er nicht der Börse, sondern eines guten Herzens. Er widmet den Unglücklichen seine Zeit, seine Sorgfalt, seine Zuneigung, seine Person. Das Geld, welches er an die Dürftigen austeilt, wagt er kaum in Anschlag zu bringen.

Da er nicht weiß, welchem Umstand er ihre Ungunst zuschreiben soll, misst er sich selbst die Schuld bei; denn wer würde sich wohl erlauben, den Gegenstand seiner Verehrung einer Laune für fähig zu halten? Die Demütigung der Eigenliebe erhöht die Betrübnis über die unerwiderte Liebe. Er naht sich Sophien nicht mehr mit jener liebenswürdigen Zuversicht eines Herzens, das sich des ihrigen würdig fühlt. Er ist in ihrer Gegenwart schüchtern und ängstlich. Da er die Hoffnung aufgegeben hat, sie durch Zärtlichkeit zu rühren, sucht er sie durch Erregung ihres Mitleids zu erweichen. Mitunter ermüdet seine Geduld und droht dem Verdruss weichen zu wollen. Sophie scheint dann das heraufziehende Ungewitter zu ahnen und blickt ihn an. Dieser einzige Blick reicht hin, ihn zu entwaffnen und einzuschüchtern; er ist demütiger als zuvor.

Durch diesen beharrlichen Widerstand und dieses unüberwindliche Schweigen beunruhigt, schüttet er sein Herz endlich in das seines Freundes aus. Hier legt er die Schmerzen seines von Kummer zerrissenen Herzens nieder. Er fleht um Beistand und Rat. „Welch undurchdringliches Geheimnis! Sie

nimmt, wie sich nicht bezweifelt lässt, Anteil an meinem Geschick. Weit davon entfernt, mich zu meiden, ist sie vielmehr gern mit mir zusammen. Bei meiner Ankunft verrät sie Freude, bei meinem Scheiden Kummer. Meine Aufmerksamkeiten nimmt sie gütig auf; meine kleinen Dienste scheinen ihr zu gefallen; sie lässt sich herab, mir ihre Ansichten auseinanderzusetzen, ja mir bisweilen sogar ihre Befehle zu erteilen. Trotzdem weist sie all mein Bitten und Flehen zurück. Wenn ich mich von einer Vereinigung zu reden untersage, legt sie mir gebieterisch Schweigen auf, und wenn ich nur ein einziges Wort hinzufüge, verlässt sie mich augenblicklich. Welch befremdender Grund kann ihr den Wunsch eingeben, dass ich ihr angehöre, ohne dass sie von meinem Wunsche, sie die Meine nennen zu dürfen, etwas wissen will? Reden Sie mit ihr, Sie, den sie ehrt und liebt und dem sie kein Schweigen aufzuerlegen sie ehrt und liebt und dem sie kein Schweigen aufzuerlegen wagt; bewegen Sie sie dazu, endlich ihr Schweigen zu brechen. Erweisen Sie mir, Ihrem Freunde, diesen Dienst und krönen Sie damit Ihr Werk. Lassen Sie Ihre Sorgfalt nicht zum Unheil für Ihren Zögling ausschlagen! Ach, was er Ihnen zu verdanken hat, wird gerade die Quelle seines Elends werden, wenn Sie nicht sein Glück vollenden.“

Infolgedessen habe ich mit Sophie eine Unterredung und entreiße ihr ohne viel Mühe ein Geheimnis, welches mir, noch ehe sie mir enthüllt hatte, schon bekannt war. Schwieriger erlange ich die Erlaubnis, Emil davon Mitteilung machen zu dürfen. Schließlich erlange ich sie doch und mache von ihr Gebrauch. Über diese Erklärung gerät er in ein Erstaunen, von dem er sich gar nicht zu erholen vermag. Ein solches Zartgefühl ist ihm unverständlich. Er kann sich nicht vorstellen, wie einige Taler mehr oder weniger auf Charakter und Verdienst von Einfluss sein sollen. Als ich ihm begreiflich zu machen suche, welchen Wert die Vorurteile darauf legen, bricht er in Lachen aus. Freudetrunken will er sich sofort auf den Weg machen, alles zerreißen, alles wegwerfen, auf alles verzichten, nur um die Ehre zu haben, mit Sophie an Armut wetteifern zu können und dadurch bei seiner Rückkehr würdig zu sein, ihr Gemahl zu werden.

„Wie!“ sage ich, ihn zurückhaltend und nun ebenfalls über sein Ungestüm lachend, „wird denn dieser jugendliche Kopf nie zur Reife kommen? Wirst du nie ein richtiges Urteil gewinnen, nachdem du dein ganzes Leben lang philosophiert hast? Wie, begreifst du nicht, dass du deine Lage nur verschlimmern und Sophie nur noch halsstarrer machen würdest, wenn du dein unverständiges Vorhaben zur Ausführung brächtest? Dass du einige Güter mehr besitzt als sie, räumt dir freilich einen kleinen Vorzug vor ihr ein; wolltest du ihr sie aber alle zum Opfer bringen, so würdest du einen sehr großen Vorzug vor ihr voraus haben. Wenn sich nun ihr Stolz schon nicht dazu verstehen kann, dir für die ersteren Dank schuldig zu sein, wie sollte er es wohl über sich gewinnen, dir die letzteren zu verdanken zu haben? Wenn sie es nicht zu ertragen vermag, dass ihr je ihr Gatte den Vorwurf machen könnte, sie reich gemacht zu haben, wird sie dann wohl ertragen können, je von ihm den Vorwurf zu vernehmen, dass er sich ihretwillen in Armut gestürzt habe? O, Unglücklicher, möge nie der Verdacht in ihr aufsteigen, dass du dich mit diesem Plane getragen hast! Werde im Gegenteil aus Liebe zu ihr haushälterisch und sorgsam, damit sie dich nicht beschuldigen kann, du wollest sie durch List gewinnen und ihr das, was du doch durch deine eigene Fahrlässigkeit verlieren würdest, als ein freies Opfer darstellen.

Glaubst du denn wirklich, dass ihr große Reichtümer Furcht einjagen, und dass ihr Widerstand gerade durch deinen Reichtum hervorgerufen wird? Nein, lieber Emil, die tiefere und mehr in das Gewicht fallende Ursache desselben liegt in der Wirkung, welche diese Reichtümer auf das Gemüt des Besitzers hervorbringen. Sie weiß, dass den Glücksgütern von ihren Besitzern der Vorzug vor allem übrigen gegeben wird. Allen Reichen gilt das Gold höher als das Verdienst. Bei dem gemeinsamen Einsatze von Geld und Dienstleistungen leben sie immer in dem Wahn, dass letztere unter dem Werte der Bezahlung bleiben, und sind überzeugt, dass man ihnen, wenn man auch sein ganzes Leben in ihrem Dienste verbracht, noch mehr als zuviel schulde, weil man ihr Brot gegessen habe. Was wirst du demnach zu tun haben, Emil, um sie von dieser

Furcht zu befreien? Enthülle ihr dein ganzes Herz! Das ist allerdings nicht das Werk eines einzigen Tages. Zeige ihr in deiner edlen Seele die Schätze, welche sie über diejenigen zu trösten vermögen, die dir unglücklicherweise so reichlich zugefallen sind. Überwinde ihren Widerstand durch Beharrlichkeit und Zeit; zwinge sie durch erhabene und hochherzige Gesinnung, deine Reichtümer zu vergessen. Liebe sie, diene ihr, diene ihren ehrwürdigen Eltern. Beweise ihr, dass deine Aufmerksamkeiten nicht das Ergebnis einer törichten und vorübergehenden Leidenschaft, sondern der Ausfluss der Grundsätze sind, die mit unauslöschlicher Schrift in der Tiefe deines Herzens eingegraben stehen. Bringe dein von der Glücksgöttin verletztes Verdienst in würdiger Weise zu Ehren, das ist das einzige Mittel, diese mit dem Verdienst zu versöhnen, welches sie auf diese Weise erst recht ins Licht stellen muss.“

Man kann sich vorstellen, in welches Entzücken diese Unterredung den jungen Mann versetzt, mit welcher Zuversicht und Hoffnung sie ihn erfüllt, wie sehr sein ehrliches Herz sich glücklich schätzt, dass er, um Sophie zu gefallen, nur das zu tun braucht, was er von selbst tun würde, wenn es auch gar keine Sophie gäbe oder er sie nicht so innig liebte. Wer könnte sich, wenn er auch nur eine geringe Kenntnis von Emils Charakter hat, sein Benehmen bei dieser Gelegenheit nicht vorstellen?

So bin ich denn der Vertraute meiner beiden jungen Leute und der Vermittler ihrer Liebe. Eine schöne Aufgabe für einen Erzieher! So schön in der Tat, dass ich in meinem ganzen Leben nichts verrichtet habe, was mich in meinen eigenen Augen so erhoben und mir eine so große Zufriedenheit mit mir selbst verliehen hätte. Übrigens ist diese Beschäftigung mit mancherlei Annehmlichkeiten verknüpft. Ich bin im Hause nicht unwillkommen. Bei der Sorge, die es macht, die Liebenden in Ordnung zu halten, verlässt man sich ganz auf mich. Emil, der in ewiger Furcht schwebt, mir zu missfallen, war nie so lenksam wie jetzt. Das junge Mädchen erdrückt mich förmlich mit ihren Freundschaftsbeziehungen, durch die ich mich jedoch nicht täuschen lasse, sondern von denen ich nur soviel als meiner Person geltend betrachte, als mir zukommt. Auf

diese Weise entschädigt sie sich mittelbar für die Ehrfurcht, in welcher sie Emil erhält. In meiner Person überhäuft sie ihn mit tausenderlei zärtlichen Liebkosungen, die sie ihm nimmer erweisen würde, und wenn es ihr Leben gälte. Emil dagegen, der da weiß, dass ich nicht die Absicht habe, seinen Interessen zu schaden, ist entzückt darüber, dass ich in einem so guten Einvernehmen mit ihr lebe. Er tröstet sich, wenn sie auf einem Spaziergang seinen Arm ablehnt, sobald es nur geschieht, um aus Rücksicht für ihn den meinigen vorzuziehen. Er entfernt sich ohne Murren, nachdem er mir die Hand gedrückt und mit Mund und Augen ganz leise gesagt hat: „Freund, sprechen Sie für mich.“ Aufmerksam folgt er uns mit den Augen. Er bemüht sich, unsere Gefühle auf unseren Gesichtern zu lesen und sich den Gang unseres Gesprächs aus unseren Gebärden zu erklären. Er weiß, dass alles, was wir reden, nur ihn betrifft. Gute Sophie, welche Freude gewährt es deinem aufrichtigen Herzen, wenn du dich, ohne von Telemach gehört zu werden, mit seinem Mentor unterhalten kannst! Mit welcher lebenswürdiger Offenherzigkeit lässest du ihn alles lesen, was dein zärtliches Herz bewegt! Mit welcher Freude zeigst du ihm deine ganze Achtung vor seinem Zögling! Mit welcher rührender Unbefangenheit enthüllst du ihm noch weit süßere Gefühle! Mit welcher erheucheltem Zorne verabschiedest du den aufdringlichen Verehrer wieder, wenn er sich von seiner Ungeduld hinreißen lässt, dich zu unterbrechen! Mit welcher reizendem Unwillen wirfst du ihm seine Rücksichtslosigkeit vor, wenn er dich verhindern will, etwas Gutes von ihm zu sagen oder zu hören, und in meinen Antworten stets einen neuen Grund zu finden, ihn zu lieben!

Nachdem Emil es endlich so weit gebracht hat, dass er als erklärter Liebhaber geduldet wird, nimmt er auch alle Rechte eines solchen in Anspruch. Er plaudert, ist empfindlich, fleht, wird lästig. Wie streng man auch mit ihm reden, wie sehr man ihn auch quälen mag, er fragt wenig danach, wenn es ihm nur gelingt, sich Gehör zu verschaffen. Endlich setzt er es, wenn auch mit vieler Mühe, durch, dass Sophie sich ihrerseits geneigt zeigt, offen die Herrschaft einer Geliebten über ihn auszuüben, dass sie ihm vorschreibt, was er tun

soll, dass sie befiehlt, anstatt zu bitten, dass sie genehmigt, anstatt zu danken, dass die Zahl und Zeit der Besuche festsetzt, dass sie ihm verbietet, vor dem bestimmten Tage zu kommen und seinen Besuch über die bestimmte Stunde auszudehnen. Und das alles fasst sie nicht etwa scherzhaft auf, sondern es ist ihr voller Ernst. Verstand sie sich anfangs nur mit Mühe dazu, diese Rechte anzunehmen, so beweist sie dagegen bei Ausübung derselben eine Strenge, die den armen Emil oft mit Bedauern erfüllt, sie ihr eingeräumt zu haben. Was sie aber auch immer anordnen mag, so erhebt er niemals Widerspruch dagegen, und oft blickt er mich, wenn er fortgeht, um zu gehorchen, mit freudestrahlenden Augen an, welche mir sagen sollen: „Du kannst dich jetzt selbst überzeugen, dass sie mich als ihr Eigentum betrachtet.“ Indessen wirft ihm die Hochmütige einen verstohlenen Blick zu und lächelt im geheimen über den Stolz ihres Sklaven.

Albano und Raffael, leihet mir den Pinsel der reinsten Wonne! Göttlicher Milton, lehre meine ungeübte Feder die Freuden der Liebe und der Unschuld schildern! Aber nein, verbergt vielmehr eure gleisnerische Kunst vor der heiligen Wahrheit der Natur. Wenn ihr nur fühlende Herzen und züchtige Seelen habt, dann könnt ihr eure Phantasie frei und unbesorgt über die Wonne der beiden jungen Liebenden umherschweifen lassen, welche sich unter den Augen ihrer Eltern und Führer ungescheut der süßen und doch so trügerischen Illusion überlassen, in dem Freudenrausch ihres Sehns nach dem Ziele nähern und aus Kränzen und Blumengewinden das Band schlingen, welches sie bis zum Grabe vereinigen soll. Soviel bezaubernde Bilder müssen mich endlich selbst in eine Art Rausch versetzen; ohne Ordnung und bestimmte Reihenfolge bieten sich mir stets neue dar. Wer, der ein Herz hat, sollte sich nicht das köstliche Gemälde der verschiedenen Lagen des Vaters, der Mutter, der Tochter, des Erziehers, des Zöglings und aller Zusammenwirken zur Vereinigung des reizendsten Paares, dessen Glück Liebe und Tugend begründen können, zu entwerfen vermögen?

Jetzt, wo Emil alles hervorsucht, um zu gefallen, beginnt er zu fühlen, wie wertvoll die zur Erheiterung beitragenden Künste sind, welche er sich angeeignet hat. Sophie findet Freude am Gesang, und deshalb singt er mit ihr. Ja, er lässt es dabei nicht bewenden, er gibt ihr auch Unterricht in der Musik. Sie ist lebhaft und anmutig, hüpfert gern umher, und folglich tanzt er mit ihr. Er verwandelt ihre kunstlosen Sprünge in zierlichen Tanz und bildet sie in dieser Kunst vollkommen aus. Diese Unterrichtsstunden sind reizend, ausgelassene Heiterkeit belebt sie und versüßt die schüchterne Zurückhaltung der Liebe. Einem Liebenden ist es schon gestattet, solchen Unterricht mit Wonne zu geben; es ist ihm gestattet, als Herr seiner Herrin aufzutreten.

Man hat ein altes, völlig unbrauchbares Klavier. Emil bringt es wieder leidlich in Ordnung und stimmt es. Er versteht sich auf die Anfertigung musikalischer Instrumente ebenso gut wie auf die Tischlerei. Hat er doch stets den Grundsatz befolgt, in allem, was er selbst verrichten kann, auf fremde Hilfe zu verzichten. Das Haus hat eine malerische Lage; er nimmt verschiedene Ansichten desselben auf, bei welchem ihm auch Sophie mitunter hilfreiche Hand leistet, und mit denen sie dann das Arbeitszimmer ihres Vaters schmückt. Die Rahmen sind freilich nicht vergoldet, aber es bedarf solcher auch gar nicht. Dadurch, dass Sophie Emil beim Zeichnen zuschaut und seine Arbeiten nachzeichnet, vervollkommnet sie sich mehr und mehr auch in dieser Kunst, denn auch in ihr nimmt sie ihn sich zum Muster. Sie pflegt alle ihre Talente, und ihre Anmut verschönert sie alle. Ihre Eltern erinnern sich wieder der Zeiten ihres früheren Reichtums, da sie von neuem die schönen Künste, die ihnen denselben allein wert machten, rings um sich glänzen sehen. Die Liebe hat ihr ganzes Haus geschmückt; sie allein ist der Zauberstab, unter dem darin wieder ohne Kosten und Mühe dieselben Freuden erblühen, welche sonst nur mit großem Geldaufwand und mit vielen Verdrießlichkeiten erkaufte werden konnten.

Wie die Götzendiener den Gegenstand seiner Verehrung mit den Schätzen, die für ihn den höchsten Wert haben, bereichert und

auf seinem Altare den Gott schmückt, den er anbetet, so will der Liebende die Reize seiner Geliebten, so vollkommen sie auch in seinen Augen ist, mit immer neuem Schmucke noch erhöhen. Sie bedarf desselben freilich nicht, um ihm zu gefallen, aber für ihn ist es ein Bedürfnis, sie zu schmücken. Er glaubt ihr damit eine neue Huldigung zu erweisen; seine Freude, sie zu betrachten, erhält dadurch einen neuen Reiz. Es kommt ihm so vor, als nehme nichts Schönes seine richtige Stelle ein, wenn es nicht zum Schmuck der höchsten Schönheit dient. Es ist ein ebenso rührender wie lächerlicher Anblick zu sehen, mit welchem Eifer Emil Sophie in allem unterrichtet, was er weiß, ohne erst zu fragen, ob sie auch zu dem, was er ihr beibringen will, Lust hat, oder ob es sich überhaupt für sie eignet. Er spricht mit ihr von allem und erklärt ihr alles mit wahrhaft kindischem Eifer. Er bildet sich ein, sobald er es ihr nur sage, werde sie ihn augenblicklich verstehen. Er stellt sich schon im voraus vor, eine wie große Freude es ihm bereiten werde, mit ihr zu denken und zu philosophieren. Der Teil seiner Kenntnisse, den er vor ihren Augen nicht entfalten kann, erscheint ihm völlig unnütz. Es treibt ihm fast die Schamröte in die Wangen, wenn er etwas weiß, was sie nicht weiß.

Er erteilt ihr also Unterricht in der Philosophie, in der Naturkunde, in der Mathematik, in der Geschichte, kurz in allem. Sophie geht mit Freuden auf sein eifriges Bemühen ein und sucht daraus Nutzen zu ziehen. Wenn er es durchzusetzen vermag, dass er ihr den Unterricht vor ihr auf den Knien liegend erteilen darf, von welcher Glückseligkeit ist er dann erfüllt! Er glaubt den Himmel offen zu sehen. Gleichwohl ist diese Stellung, welche für die Schülerin noch peinlicher als für den Lehrer ist, für den Unterricht durchaus nicht die vorteilhafteste. Man weiß dann nicht, wohin man die Augen richten soll, um die ihnen folgenden zu vermeiden; begegnen sie sich aber, so geht es mit dem Unterrichte deshalb nicht besser.

Die Kunst zu denken ist den Frauen zwar nicht fremd, auf eine eingehendere Beschäftigung mit der Lehre vom Denken dürfen sie sich indes nicht einlassen. Obgleich Sophie alles begreift, bleibt

doch nicht viel in ihr haften. Ihre größten Fortschritte macht sie in der Moral sowie in allen Dingen, bei welchen der Geschmack den Ausschlag gibt. In der Naturkunde behält sie nur einige allgemeine Gesetze und gewinnt daneben eine unklare Vorstellung vom Weltgebäude. Betrachten sie auf ihren Spaziergängen die Wunder der Natur, so wagen ihre unschuldigen und reinen Herzen sich bisweilen bis zum Schöpfer derselben zu erheben. Sie fürchten seine Gegenwart nicht, sie schütten miteinander ihr Herz vor ihm aus.

Wie! Zwei Liebende in der Blüte ihres Lebens unterhalten sich bei ihrem traulichen Zusammensein von religiösen Dingen? Sie bringen ihre Zeit damit zu, ihren Katechismus aufzusagen! Wozu soll es dienen, das Erhabene in den Staub herabzuziehen? Ja, unstreitig tun sie es in der Illusion, die sie bezaubert hält: jeder erblickt in dem anderen ein vollkommenes Wesen, sie lieben sich, sie unterhalten sich mit Begeisterung von dem, was der Tugend erst Wert verleiht. Gerade die Opfer, die sie derselben bringen, machen sie ihnen teuer. Bei den Ausbrüchen ihrer Leidenschaft, die sie besiegen müssen, weinen sie mitunter gemeinschaftlich Tränen, reiner als der Tau des Himmels, und diese süßen Tränen gießen über ihr ganzes Leben einen eigenen Zauber. Sie leben in dem süßesten Wahne, der sich je menschlicher Seelen bemächtigen kann. Selbst die Entbehrungen, die sie sich dadurch auferlegen, dass sie ihrer Leidenschaft widerstehen, erhöhen ihr Glück und gereichen ihnen in ihren eigenen Augen zur Ehre. Ihr sinnlichen Menschen, ihr Körper ohne Seele, dereinst werden sie auch eure Freuden kennen lernen und lebenslänglich jene glückliche Zeit zurückwünschen, wo sie sich ihnen nicht hingegeben haben!

Ungeachtet dieses innigen Einverständnisses kommen doch bisweilen Meinungsverschiedenheiten, ja sogar kleine Zänkereien vor. Der Geliebten fehlt es nicht an Eigensinn, und der Geliebte braust leicht auf. Allein dergleichen kleine Stürme pflegen schnell vorüberzugehen und tragen nur dazu bei, die Eintracht zu befestigen. Die Erfahrung lehrt Emil, sich vor ihnen nicht allzu sehr zu fürchten. Die Versöhnungsszenen führen für ihn stets mehr

Vorteil, als die Zwistigkeiten Nachteil herbei. Die Frucht der ersten berechtigt ihn zu der Hoffnung, dass auch die folgenden beständig denselben Ausgang nehmen werden. Hierin täuscht er sich allerdings, allein wenn er am Ende auch nicht stets einen gleich augenscheinlichen Vorteil daraus zieht, so hat er doch immer den Gewinn, dass er dabei wahrnehmen kann, wie sich Sophiens aufrichtiges Interesse, welches sie an seinem Herzen nimmt, mehr und mehr befestigt. Man wünscht in Erfahrung zu bringen, worin denn dieser Gewinn besteht. Ich gehe auf Erfüllung dieses Wunsches um so lieber ein, als mir dieses Beispiel Veranlassung gibt, einen sehr nützlichen Grundsatz aufzustellen und einen höchst unheilvollen zu bekämpfen.

Emil liebt, folglich ist er nicht verwegen. Noch besser wird man begreifen, dass die gebieterische Sophie nicht das Mädchen ist, ihm Freiheiten zu gestatten. Da indes die Klugheit in allen Dingen ihre Grenze hat, so kann man letztere weit eher einer zu großen Härte als einer zu großen Nachsicht zeihen, und selbst ihr Vater hegt mitunter die Besorgnis, dass ihr übertriebener Stolz noch in Hochmut ausarten könne. Selbst in ihren geheimsten Zwiegesprächen würde sich Emil nicht erdreisten, sie auch nur um die geringste Gunstbezeugung zu bitten, ja er nimmt nicht einmal den Anschein an, als ob er sich danach sehne. Wenn sie auf den Spaziergängen auch gern Arm in Arm mit ihm geht, ein Liebesbeweis, der aber nie den Charakter eines Rechts annehmen darf, so wagt er doch kaum bisweilen seufzend ihren Arm an seine Brust zu drücken. Nach langem Schwanken erkühnt er sich wohl einmal, verstohlenerweise einen Kuss auf ihr Kleid zu drücken, und hin und wieder ist er so glücklich, dass sie sich stellt, als ob sie es nicht bemerke. Als er sich jedoch eines Tages dieselbe Freiheit etwas offener herausnehmen will, kommt es ihr in den Sinn, sein Betragen höchst unartig zu finden. Er beharrt bei seinem Vorsatz und sie wird ärgerlich. Im Unwillen entschlüpfen ihr einige harte Worte, welche Emil nicht unerwidert lässt. Der Rest des Tages vergeht unter Schmollen und man scheidet sehr missvergnügt.

Sophie ist übler Laune. Ihre Mutter ist ihre Vertraute; wie sollte sie dieser ihren Kummer verhehlen? Es ist ihre erste Uneinigkeit, und eine einstündige Uneinigkeit ist eine gar wichtige Angelegenheit! Sie bereut ihren Fehler; die Mutter gibt ihr Erlaubnis, ihn wieder gutzumachen, und der Vater befiehlt es ihr.

Voller Unruhe erscheint Emil am folgenden Tage etwas früher als gewöhnlich. Sophie hilft ihrer Mutter bei ihrem Anzug, und der Vater befindet sich ebenfalls im Zimmer. Emil tritt ehrfurchtsvoll, aber mit trauriger Miene ein. Kaum haben ihn Vater und Mutter begrüßt, so dreht sich Sophie um und fragt ihn, während sie ihm die Hand reicht, mit zärtlichem Tone, wie er sich befinde. Es ist augenscheinlich, dass ihm dieses reizende Händchen so nur zum Kusse hingehalten wird. Er ergreift es zwar, küsst es aber nicht. Ein wenig beschämt zieht Sophie die Hand so anmutig wie möglich zurück. Emil, der sich auf das Benehmen der Frauen nicht versteht und nicht begreift, wozu der Eigensinn nützt, vergisst nicht so leicht und beruhigt sich nicht so schnell. Als der Vater Sophiens Verlegenheit bemerkt, bringt er sie durch seine Scherzworte noch vollends in Verwirrung. Beschämt und gedemütigt weiß die arme Sophie kaum noch, was sie tut, und würde die ganze Welt darum geben, wenn sie weinen dürfte. Je mehr sie sich zu beherrschen sucht, desto mehr schwillt ihr das Herz. Endlich entrinnt wider ihren Willen ihren Augen eine Träne. Emil sieht diese Träne, wirft sich vor Sophie auf die Knie, ergreift ihre Hand und küsst sie zu wiederholten Malen leidenschaftlich. „Wahrhaftig“, sagt der Vater unter lautem Lachen, „Sie behandeln sie viel zu gütig; ich würde alle diese Tollheiten weniger nachsichtig aufnehmen und den Mund bestrafen, der mich beleidigt hätte.“ Durch diese Rede ermutigt, schaut Emil die Mutter bittend an, und da er ein Zeichen der Einwilligung wahrzunehmen glaubt, nähert er sich zitternd Sophiens Gesicht, die jedoch, um den Mund zu retten, den Kopf wendet und ihm ihre rosige Wange hinhält. Jetzt wird er jedoch zudringlich, will sich damit nicht zufrieden geben und findet auch nur schwachen Widerstand. Welch ein Kuss, wenn er nicht unter den Augen einer Mutter geraubt wäre! Strenge Sophie, sei auf

deiner Hut! Er wird dich oft um Erlaubnis bitten, dein Kleid küssen zu dürfen, in der Hoffnung, dass du ihm mitunter seine Bitte abschlägst.

Nach dieser exemplarischen Bestrafung verlässt der Vater eines Geschäftes wegen das Zimmer. Die Mutter schickt Sophie unter einem Vorwande hinaus, wendet sich darauf an Emil und sagt in gar ernstem Tone zu ihm: „Mein Herr, ich glaube, dass ein junger Mann von so guter Herkunft, der eine so vortreffliche Erziehung erhalten hat und sich sonst durch eine so edle Gesinnung und ein so sittlich reines Verhalten auszeichnet wie Sie, nicht darauf ausgeht, die Freundschaft, welche ihm eine Familie erweist, durch Entehrung derselben zu lohnen. Ich verlange weder übertriebene Zurückhaltung noch ein sprödes Wesen. Ich weiß, was man der lebhaften Jugend nachsehen muss. Der Vorgang, den ich unter meinen Augen geduldet habe, beweist es Ihnen zur Genüge. Befragen Sie Ihren Freund über Ihre Pflichten. Er wird Ihnen erklären, welcher ein Unterschied zwischen den Tändeleien, welche die Gegenwart eines Vaters und einer Mutter gutheißt, und den Freiheiten besteht, die man sich in ihrer Abwesenheit herausnimmt, indem man ihr Vertrauen missbraucht und dieselben Gunstbeweisungen, die unter ihren Augen völlig unschuldig sind, in Fallstricke verwandelt. Er wird Ihnen erklären, mein Herr, dass sich meine Tochter Ihnen gegenüber kein anderes Unrecht vorzuwerfen hat, als dass sie nicht gleich beim ersten Male erkannte, was sie nie hätte dulden sollen. Er wird Ihnen erklären, dass alles, was man als eine Gunst aufnimmt, auch wirklich eine solche wird, und dass es eines Mannes von Ehre unwürdig ist, mit der Einfalt eines jungen Mädchens Missbrauch zu treiben, um sich unter dem Schleier des Geheimnisses dieselben Freiheiten anzumaßen, die sie vor aller Welt Augen dulden darf. Denn weiß man auch, was der Anstand öffentlich zu tun gestattet, so weiß man doch nie, wobei derjenige, welcher sich zum alleinigen Richter seiner Einfälle aufwirft, unter dem Schatten des Geheimnisses stehen bleibt.“

Nach diesem durchaus gerechten Verweise, der im Grunde genommen mehr gegen mich als gegen meinen Zögling gerichtet

war, geht die Mutter aus dem Zimmer und lässt mich in Bewunderung der seltenen Klugheit einer Frau, welche in einem Kuss auf den Mund ihrer Tochter, sobald sie zugegen ist, nichts findet, während sie darüber erschrickt, dass man sich im geheimen das Kleid derselben zu küssen erlaubt. Bei dem Gedanken an die Torheit unserer Grundsätze, welche stets die wahre Sittsamkeit dem äußern Anstand aufopfern, sehe ich erst den Grund ein, weshalb die Sprache um so keuscher ist, je verderbter die Herzen sind, und weshalb die Menschen den Anstand desto strenger beobachten, je unreineren Herzens sie sind.

Indem ich Emil bei dieser Gelegenheit die Pflichten einprägte, mit denen ich ihn schon früher hätte bekannt machen sollen, drängt sich mir eine neue Bemerkung auf, die Sophie vielleicht zur höchsten Ehre gereicht, die ich mich aber trotzdem hüten werde, ihrem Liebhaber mitzuteilen: die Bemerkung nämlich, dass ihr dieser vermeintliche Stolz, den man ihr zum Vorwurfe macht, augenscheinlich nur als eine sehr weise Vorsichtsmaßregel dient, um sich vor sich selbst zu bewahren. Da sie fühlt, dass ihr Temperament leider sehr leicht entzündlich ist, so fürchtet sie den ersten Funken und sucht ihn mit aller Macht fernzuhalten. Also nicht Stolz, sondern gerade Demut treibt sie zu dieser Strenge. Die Demut übt über Emil die Herrschaft aus, die sie über Sophie nicht zu haben fürchtet; sie bedient sich seiner, um letztere zu bekämpfen. Besäße Sophie mehr Zutrauen zu sich selbst, so würde sie weniger stolz sein. Welches Mädchen in der Welt ist wohl, von diesem einzigen Punkte abgesehen, gefälliger und sanfter als sie? Wer erträgt geduldiger eine Beleidigung? Wer ist mehr auf seiner Hut, irgend jemand zu kränken? Wer macht geringere Ansprüche auf irgend etwas, außer auf die Tugend? Und gleichwohl ist sie auf ihre Tugend nicht stolz; sie verschanzt sich nur hinter einem angenommenen Stolz, um ihre Tugend zu bewahren. Kann sie sich ohne Gefahr der Neigung ihres Herzens überlassen, so über häuft sie sogar ihren Geliebten mit Liebkosungen. Aber ihre verständige Mutter teilt alle diese Einzelheiten nicht einmal dem Vater mit: die Männer brauchen doch nicht alles zu wissen.

Weit davon entfernt, auf ihre Eroberung stolz zu scheinen, ist Sophie vielmehr noch freundlicher und weit anspruchsloser gegen jedermann geworden, den einzigen vielleicht ausgenommen, der gerade die Ursache dieses Wechsels ist. Das Gefühl der Unabhängigkeit schwellt nicht mehr ihr edles Herz. In bescheidenster Weise rühmt sie sich eines Sieges, welcher ihr die eigene Freiheit kostet. Sie hat ein weniger ungezwungenes Benehmen, und ihre Sprache ist schüchterner geworden, seitdem sie das Wort „Geliebter“ nicht mehr ohne zu erröten anzuhören vermag. Aber durch diese Verlegenheit blickt doch eine gewisse Befriedigung hindurch und selbst in ihrer Scham liegt kein unangenehmes Gefühl. Namentlich tritt ein auffallender Unterschied in ihrem Benehmen hervor, wenn unvermutet jugendliche Gäste erscheinen. Seitdem sie dieselben nicht mehr fürchtet, hat die übertriebene Zurückhaltung, die sie ihnen gegenüber beobachtete, bedeutend nachgelassen. Jetzt, wo ihre Wahl entschieden ist, zeigt sie sich im Umgang mit ihr gleichgültigen Herren artig und höflich. Da sie weniger hohe Anforderungen an sie stellt, seitdem sie kein Interesse mehr für sie fühlt, findet sie dieselben als Leute, die ihr nie etwas sein werden, liebenswürdig genug.

Wenn mit wahrer Liebe Koketterie vereinbar wäre, so würde ich sogar einige schwache Spuren derselben in der Art und Weise zu bemerken glauben, wie sich Sophie in Gegenwart ihres Geliebten ihnen gegenüber benimmt. Man sollte fast meinen, dass sie, nicht zufrieden mit der glühenden Leidenschaft, die sie durch eine köstliche Mischung von Zurückhaltung und Zärtlichkeit in ihm entzündet hat, auch eine ganz besondere Lust darin findet, diese Leidenschaft durch ein wenig Unruhe noch immer mehr anzustacheln. Man sollte meinen, sie gehe absichtlich darauf aus, ihre jungen Gäste zu erheitern, nur um Emil durch den Anblick einer Fröhlichkeit, die ihr so gut steht und die sie doch nie ihm gegenüber zu zeigen wagt, Qualen zu bereiten. Indes ist Sophie zu aufmerksam, zu gut und zu verständig, um ihn wirklich zu quälen. Um dieses gefährliche Reizmittel zu mildern, vertreten bei ihr Liebe

und Sittsamkeit die Stelle der Klugheit. Sie versteht ihn in Unruhe zu versetzen, aber im rechten Augenblick auch wieder zu besänftigen, und wenn sie ihn auch bisweilen beunruhigt, so betrübt sie ihn doch niemals. Um der Besorgnis willen, die sie hegt, sie könne ihren Geliebten nie fest genug an sich fesseln, wollen wir die Sorge verzeihen, die sie ihm bisweilen bereitet.

Welche Wirkung werden nun aber diese kleinen Künste auf Emil ausüben? Wird er eifersüchtig werden, oder wird er es nicht werden? Das wäre jetzt zu untersuchen, denn dergleichen Abschweifungen gehören ebenfalls zu dem Gegenstande dieser Abhandlung und entfernen mich nur wenig von der Sache selbst.

Ich habe schon vorher den Nachweis geführt, dass diese Leidenschaft bei den Dingen, die lediglich auf der Meinung beruhen, in den Herzen der Menschen erwacht. Bei der Liebe verhält es sich jedoch anders. Hier scheint die Eifersucht so nahe an Natur zu streifen, dass sich kaum annehmen lässt, sie habe ihre Quelle nicht in derselben. Selbst das Beispiel der Tiere, unter denen sich bei verschiedenen die Eifersucht bis zur Wut steigert, scheint dies unwiderleglich zu beweisen. Bringt etwa die Meinung der Menschen die Hähne dazu, sich zu zerfleischen, und die Stiere, sich bis auf den Tod zu bekämpfen?

Der Widerwille gegen alles, was unsere Freuden stört und trübt, ist, wie sich nicht bestreiten lässt, eine natürliche Regung. Bis zu einem gewissen Punkte verhält es sich mit dem Verlangen, den Gegenstand, der unser Gefallen erregt, ausschließlich zu besitzen, freilich ebenso. Wenn sich jedoch dieses zur Leidenschaft gewordenen Verlangen in Wut oder in eine misstrauische und verletzende Laune, unter dem Namen Eifersucht, verwandelt, dann ist es etwas anderes. Diese Leidenschaft kann allerdings ihre Quelle in der Natur haben, aber es ist nicht immer der Fall; es ist notwendig, hierbei einen Unterschied zu machen.

Das der Tierwelt entnommene Beispiel habe ich bereits früher in meiner Abhandlung über die Ungleichheit (*discours sur l'inégalité*) weitläufig erörtert, und jetzt, wo ich von neuem darüber

nachdenke, scheint mir die damals angestellte Untersuchung erschöpfend und überzeugend genug, um es wagen zu dürfen, meine Leser auf sie zu verweisen. Zu den Unterscheidungen, die ich in jener Schrift gemacht habe, will ich nur die Bemerkung hinzufügen, dass die Eifersucht, welche aus der Natur stammt, hauptsächlich von der geschlechtlichen Fähigkeit bedingt wird, so dass sie da, wo diese Fähigkeit unbegrenzt ist oder zu sein scheint, ihren Gipfelpunkt erreicht, denn dann betrachtet das Männchen, welches seine Rechte nach seinen Bedürfnissen abmisst, jedes andere Männchen nur als einen nicht zu duldenden Nebenbuhler. Da sich in diesen Tiergattungen die Weibchen den zuerst Kommenden ergeben, so gehören sie den Männchen auch nur nach dem Rechte der Eroberung und verursachen deswegen ewige Kämpfe unter ihnen.

In den Gattungen dagegen, wo sich das Männchen nur ein Weibchen zugesellt, wo die Paarung folglich eine Art moralisches Band, eine Art Ehe hervorruft, setzt das Weibchen, da es dem Männchen seiner Wahl, dem es sich ergeben hat, angehört, gewöhnlich jedem anderen Widerstand entgegen. Da nun dem Männchen für die Treue des Weibchens der Umstand bürgt, dass es ihm ja nur aus Liebe den Vorzug geschenkt hat, so beunruhigt es sich auch weniger bei dem Anblick anderer Männchen und lebt mit ihnen friedlicher. In diesen Gattungen teilt das Männchen die Sorge für die Jungen, und nach einem jener Naturgesetze, welche man nicht ohne Rührung wahrnehmen kann, scheint das Weibchen dem Vater die Zuneigung, die er für seine Kinder hegt, vergelten zu wollen.

Lenken wir nun unsere Blicke auf das Menschengeschlecht in seiner ursprünglichen Einfachheit, so lässt sich an dem beschränkten Vermögen des Mannes sowie an der Mäßigkeit seines geschlechtlichen Verlangens leicht erkennen, dass ihn die Natur dazu bestimmt hat, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen. Eine Bestätigung findet diese Annahme in der numerischen Gleichheit der Individuen beider Geschlechter, wenigstens in unserem Klima, eine Gleichheit, die bei den Tiergattungen nicht

vorhanden ist, in denen die größere Fähigkeit der Männchen mehrere Weibchen um ein einziges scharf. Obgleich der Mann nicht wie der Tauber brütet und ebenso wenig Brüste hat, um zu säugen, weswegen er eigentlich in die Klasse der Vierfüßler gehört, so ist die Frau doch auch auf seine Hilfe angewiesen, denn die Kinder sind solange schwach und ungeschickt, dass sie wie die Mutter nicht leicht der Liebe des Vaters und seiner um ihretwillen gern gebrachten Opfer entbehren könnten.

Alle diese übereinstimmenden Beobachtungen liefern demnach den Beweis, dass sich aus der leidenschaftlichen Eifersucht der Männchen in manchen Tierklassen noch kein Schluss auf den Menschen ziehen lässt. Sogar in der Ausnahme der wärmeren Himmelsstriche, in denen fast überall die Vielweiberei zur Herrschaft gelangt ist, findet dies Prinzip nur eine noch größere Bestätigung, weil die größere Anzahl der Frauen die Männer zu tyrannischen Vorsichtsmaßregeln geführt und das Gefühl der eigenen Schwäche sie zur Anwendung eines Zwanges getrieben hat, um die Naturgesetze zu umgehen.

Unter uns, wo die gleichen Gesetze in diesem Punkte zwar weniger, dafür aber in einem entgegengesetzten und noch weit verabscheuungswerteren Sinne um so häufiger umgangen werden, hat die Eifersucht ihre Veranlassung mehr in den in der Gesellschaft herrschenden Leidenschaften als in dem ursprünglichen Naturtriebe. Bei den meisten galanten Verhältnissen übersteigt der Hass, den der Liebende gegen seine Nebenbuhler hegt, um vieles seine Liebe zur Geliebten. Wenn er befürchtet, nicht der einzige zu sein, der Erhörung gefunden hat, so ist dies die Wirkung jener Eigenliebe, deren Ursprung ich bereits nachgewiesen habe, und es leidet darunter mehr die Eitelkeit als die Liebe. Außerdem haben unsere ungeschickten Einrichtungen die Frauen zu einer solchen Verstellung<sup>189</sup> getrieben und ihre Gelüste in so hohem Grade

---

<sup>189</sup> Die Art der Verstellung, welche ich hier im Auge habe, ist derjenigen, welche den Frauen ziemt und zu der die Natur sie anleitet, gerade entgegengesetzt. Letztere bestehen darin, die Gefühle, welche sie hegen, zu verhehlen, erstere dagegen darin, Gefühle zu erheucheln, welche sie nicht haben. Alle Weltfrauen

entflammt, dass man sich kaum auf ihre erprobteste Zuneigung verlassen kann, und dass sie außerstande sind, einen Vorzug zu erkennen zu geben, welcher über die Furcht vor Nebenbuhlern zu beruhigen vermöchte.

Mit der wahren Liebe verhält es sich anders. In der schon erwähnten Schrift habe ich darauf aufmerksam gemacht, dass dies Gefühl nicht so natürlich ist, als man wohl denkt. Es ist ein bedeutender Unterschied zwischen der süßen Gewohnheit, welche den Mann mit Zuneigung zu seiner Gefährtin erfüllt, und jener zügellosen Leidenschaft, welche sich an den eingebildeten Reizen eines Gegenstandes berauscht, der sich ihr ganz anders darstellt, als er in Wirklichkeit ist. Diese Leidenschaft, die den ausschließlichen Vorzug für sich in Anspruch nimmt, unterscheidet sich nur insofern von der Eitelkeit, als diese alles verlangt und nichts gewährt, weshalb sie stets unbillig auftreten wird, während die Liebe, die ebensoviel gewährt als sie verlangt, schon an sich ein von Billigkeit erfülltes Gefühl ist. Je mehr sie übrigens verlangt, desto mehr ist sie zur Leichtgläubigkeit geneigt. Dieselbe Illusion, welche sie hervorruft, bewirkt, dass sie sich leicht überreden lässt. Ist die Liebe voller Unruhe, so ist die Achtung dagegen voller Vertrauen, und nie bestand Liebe ohne Achtung in einem ehrbaren Herzen, weil jeder in dem Gegenstande seiner Liebe nur Eigenschaften liebt, auf die er den höchsten Wert legt.

Befindet man sich darüber im klaren, so kann man mit Sicherheit voraussagen, welcherlei Art von Eifersucht Emil fähig sein wird; denn da diese Leidenschaft kaum einen Keim in dem menschlichen Herzen hat, so wird die Gestalt, in der sie auftritt, einzig und allein von der Erziehung bestimmt. Liebt Emil und bemächtigt sich seiner die Eifersucht, so wird er nicht etwa zornig, aufgebracht und misstrauisch, sondern zart, gefühlvoll und schüchtern sein. Er wird sich mehr beunruhigt als gereizt zeigen. Er wird es sich mehr angelegen sein lassen, seine Geliebte zu

---

brüsten sich ihr Leben lang mit ihrem sogenannten liebevollen Herzen und lieben trotzdem nur sich selbst.

gewinnen, als seinen Nebenbuhler zu bedrohen. Er wird ihn als ein Hindernis auf die Seite zu schieben suchen, wenn es ihm möglich ist, ihn aber nicht als einen Feind hassen. Sollte er ihn indes doch hassen, so liegt die Ursache nicht in der Kühnheit, ihm ein Herz, auf welches er Anspruch erhebt, streitig machen zu wollen, sondern in der wirklichen Gefahr, der er sich ausgesetzt sieht, es zu verlieren. Kein ungerechter Stolz wird sich in ihm törichterweise um deswillen gekränkt fühlen, dass man sich unterfängt, zu demselben Wesen wie er seine Blicke zu erheben. In der richtigen Einsicht, dass sich das Recht auf Bevorzugung einzig und allein auf das Verdienst gründet, und dass die Ehre in dem glücklichen Erfolge liegt, wird er sich doppelte Mühe geben, sich liebenswürdig zu machen, und wahrscheinlich wird er zum Ziele gelangen. Wenn die edle Sophie ihn in Unruhe versetzt und dadurch seine Liebe reizt, so wird sie auch dafür Sorge tragen, dass dieselbe nicht einen zu hohen Grad erreicht, und ihn zu entschädigen wissen. Die Nebenbuhler, welche nur geduldet wurden, ihn auf die Probe zu stellen, werden bald verabschiedet sein.

Aber wohin bin ich unmerklich geraten? O Emil, was ist aus dir geworden? Kann ich in dir meinen Zögling wieder erkennen? Wie tief gesunken zeigst du dich mir! Wo ist dieser so streng erzogene Jüngling, welcher den Einflüssen der Jahreszeiten trotze, seinen Körper durch die beschwerlichsten Arbeiten stahlte und seine Seele allein unter die Gesetze der Weisheit stellte? Wo ist er, der, den Vorurteilen wie den Leidenschaften unzugänglich, nur die Wahrheit liebte, nur der Vernunft folgte und sich nur um sich selbst kümmerte? Jetzt, wo ihn ein müßiges Leben verweichlicht hat, lässt er sich von Frauen leiten! Ihre Belustigungen bilden seine Beschäftigung, ihr Wille gilt ihm als Gesetz! Ein junges Mädchen gebieten über sein Schicksal. Vor ihm liegt er im Staube und demütigt er sich! Der ernste Emil ist der Spielball eines Kindes!

So wechseln im Leben die Szenen. Jedes Alter wird von seinen besonderen Triebfedern in Bewegung gesetzt. Der Mensch aber bleibt stets derselbe. Im zehnten Jahre lässt er sich durch Kuchen lenken, im zwanzigsten durch eine Geliebte, im dreißigsten durch

Vergnügungen, im vierzigsten durch Ehrgeiz, im fünfzigsten durch Habsucht. Wann aber jagt er nur der Weisheit nach? Glücklich, wer wider seinen Willen ihr entgegengeführt wird! Was liegt an dem Führer, dessen man sich dabei bedient, wenn er uns nur zum Ziele bringt? Helden, ja sogar Weise haben der menschlichen Schwäche diesen Tribut bezahlt, und mancher, dessen Finger erst haben die Spindel drehen müssen, ist nichtsdestoweniger ein großer Mann geworden.

Wollt ihr die Wirkung einer vorteilhaften Erziehung auf das ganze Leben ausdehnen, so sorget dafür, dass die guten Gewöhnungen der Kindheit bis ins Jünglingsalter beibehalten werden, und ist euer Zögling, was er sein soll, so bemüht euch, dass er zu allen Zeiten derselbe ist. Das ist die letzte Vollendung, die euch eurem Werke noch zu geben übrigbleibt. Namentlich aus diesem Grunde ist es von Wichtigkeit, den jungen Leuten noch einen Führer zu lassen, denn sonst braucht man wohl kaum zu befürchten, dass sie ohne seine Anleitung keinen Gegenstand für ihre Liebe finden würden. Die Erzieher, und besonders auch die Väter, huldigen oft der irrtümlichen Anschauung, dass die eine Lebensweise die andere ausschließe, und dass man, sobald man erwachsen ist, sich von allem lossagen müsse, was man als Kind getan habe. Verhielte es sich in der Tat so, wozu würde dann wohl die der Kindheit gewidmete Sorgfalt nützen, da die gute oder schlechte Anwendung, welche man von ihr machen könnte, mit ihr aufhören würde, und da man mit einer völlig verschiedenen Lebensweise auch notwendig eine andere Denkart annehmen müsste?

Wie nur schwere Krankheiten imstande sind, die Gedächtniskraft zu schwächen, so vermögen auch nur große Leidenschaften eine Lockerung der Sitten zu bewirken. Obgleich unser Geschmack und unsere Neigungen einem Wechsel unterworfen sind, so wird uns derselbe, der mitunter sehr schnell eintritt, doch durch die Art des Übergangs weniger fühlbar gemacht. Die Aufeinanderfolge unserer Neigungen muss in derselben Weise stattfinden, in welcher ein geschickter Maler bei

der Abstufung der Farben verfährt, indem er unmerkliche Übergänge hervorzubringen weiß, die Tinten mischt und verteilt, und damit keine derselben zu grell absticht, mehrere über sein ganzes Gemälde verbreitet. Diese Regel findet in der Erfahrung ihre Bestätigung. Unmäßige Leute ändern täglich ihre Neigungen, ihren Geschmack, ihre Gesinnung, und zeigen nur in der Gewohnheit des Wechsels Beständigkeit. Der maßvolle Mann dagegen kommt regelmäßig auf seine alten Gewohnheiten zurück, und verliert selbst im Alter nicht den Geschmack an Freuden, die er als Kind liebte.

Könnt ihr es dahin bringen, dass die jungen Leute beim Übergang in ein neues Lebensalter auf das zurückgelegte nicht mit Verachtung blicken, dass sie trotz der Annahme neuer Gewohnheiten den alten nicht entsagen und ihre Freude darin finden, stets das zu tun, was gut ist, ohne Rücksicht auf die Zeit, in welcher sie es begonnen haben, dann allein werdet ihr euer Werk als gesichert betrachten und bis ans Ende ihrer Tage derselben versichert sein können, denn der am meisten zu fürchtende Umschwung vollzieht sich gerade in dem Alter, über welches ihr jetzt zu wachen habt. Wie man sich fortwährend nach ihm zurücksehnt, so verliert man in der Folge auch nur schwer die Neigungen, welche man in ihm gewonnen hat, während man sich ihnen, wenn eine Unterbrechung in ihnen eintrat, zeitlebens nicht wieder hingibt.

Die meisten Gewohnheiten, zu deren Annahme ihr eurer Ansicht nach die Kinder und jungen Leute bestimmt habt, sind gar keine wirklichen Gewohnheiten, weil sie dieselben nur gezwungenerweise angenommen haben und sie unlustig beobachten, und weil sie deshalb nur auf die Gelegenheit warten, sie wieder ablegen zu können. Aus dem Umstande, dass man sich gezwungen sieht, sich im Gefängnis aufzuhalten, gewinnt man den Aufenthalt in demselben noch nicht lieb. Statt den Widerwillen zu vermindern, erhöht ihn dann eine solche Gewohnheit nur noch. Ganz anders verhält es sich mit Emil. Da er schon in seiner Kindheit alles, was er tat, nur aus freiem Antrieb und mit Freuden tat, so

wird er, wenn er jetzt als Mann die frühere Tätigkeit beibehält, mit der Herrschaft der Gewohnheit die Süßigkeit der Freiheit verbinden. Das tätige Leben, die Arbeit der Arme, Leibesübung und Bewegung sind ihm in so hohem Grade zur Notwendigkeit geworden, dass er ihnen, ohne darunter zu leiden, nicht würde entsagen können. Ihn mit einem Male zu einer weichlichen und sitzenden Lebensweise zu zwingen, hieße ihn einsperren, in Fesseln schlagen, in einem gewaltsamen und unnatürlichen Zustande halten. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, dass seine Gemütsstimmung wie seine Gesundheit in gleicher Weise darunter leiden würden. Kaum vermag er in einem wohlverschlossenen Zimmer frei zu atmen. Ihm ist freie Luft, Bewegung und Anstrengung ein Bedürfnis. Selbst wenn er vor Sophie auf den Knien liegt, kann er sich nicht enthalten, hin und wieder einen verstohlenen Blick in das Freie zu werfen und zu wünschen, die Fluren mit ihr durchstreifen zu können. Trotzdem bleibt er, weil er einmal bleiben muss. Aber er ist unruhig, erregt und scheint mit sich selbst im Kampfe zu liegen; er bleibt, weil er gefesselt ist. Ihr werdet freilich den Einwand erheben, dass das doch gewiss Bedürfnisse seien, die durch meine Schuld eine Herrschaft über ihn ausübten, Beschränkungen, die ich ihm auferlegt hätte. Das ist allerdings wahr: ich habe ihn angehalten, sich dem Zustande des Menschen zu unterwerfen.

Emil liebt Sophie. Aber welche Reize haben ihn hauptsächlich angezogen? Ihre natürliche Güte, ihre Tugend, ihre Liebe zum Sittlichen. Sollte es wohl für ihn als ein Verlust gelten können, wenn er diese Liebe an seiner Geliebten schätzt? Und um welchen Preis hat Sophie ihrerseits seine Liebe angenommen? Um den Preis aller Gefühle, welche dem Herzen ihres Geliebten natürlich sind: die Wertschätzung aller wahren Güter, Mäßigkeit, Einfachheit, edle Uneigennützigkeit, Verachtung alles Prunks und der Reichtümer. Emil besaß diese Tugenden bereits, noch ehe ihn die Liebe zu ihrer Übung hätte bestimmen können. Worin hätte er sich also wirklich geändert? Es sind für ihn nur neue Gründe hinzugetreten, so zu

sein, wie er ist. Das ist aber auch der einzige Punkt, in welchem er von dem, was er war, jetzt verschieden sein mag.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgend jemand, welcher mein Buch mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wähen könnte, alle Verhältnisse in der Lage Emils seien ein bloßes Ergebnis des Zufalls. Ist es wohl ein Spiel des Zufalls, dass bei der großen Schar liebenswürdiger Mädchen in den Städten gerade die, welche ihm gefällt, fern in tiefster Zurückgezogenheit weilt? Ist es Zufall, dass er sie trifft, Zufall, dass sie füreinander passen, Zufall, dass sie nicht am nämlichen Orte wohnen können? Treibt auch dabei der Zufall sein Spiel, dass er erst in weiterer Entfernung von ihr eine Wohnung findet? Kann es Zufall sein, dass er sie so selten sieht und das Vergnügen, hin und wieder ihren Anblick genießen zu können, mit so vielen Mühseligkeiten erkaufen muss? Nach eurer Behauptung verweichlicht er sich, aber er härtet sich im Gegenteil ab. Er muss so kräftig sein, wie er es meiner Erziehung zu verdanken hat, um all den Beschwerden, welche er um Sophie willen ertragen muss, gewachsen zu sein.

Er wohnt zwei starke Stunden von ihr. Diese Entfernung dient ihm in ähnlicher Weise wie der Blasebalg der Schmiede. Durch sie härte ich die Pfeile der Liebe. Wohnten sie Tür an Türe, oder brauchte er sich zu ihrem Besuche nur auf die weichen Polster eines herrschaftlichen Wagens zu setzen, so würde ihm seine Liebe freilich keine Unbequemlichkeit verursachen, so würde er nach Pariser Art lieben. Hätte Leander aber wohl für Hero sterben wollen, wenn ihn das Meer nicht von ihr geschieden hätte? Leser, erspart mir alle weiteren Worte! Fehlt es euch nicht an Verständnis für meine Lehren, so werdet ihr meine Regeln bis ins einzelne zur Genüge befolgen.

Bei den ersten Besuchen, die wir Sophie abstatteten, mieteten wir uns Pferde, um unser Ziel schneller zu erreichen. Wir finden diese Art zu reisen bequem und bedienen uns deshalb der Pferde öfter. Beim fünften Male hatte man uns erwartet. Über eine halbe Stunde vom Hause gewahren wir Leute vor uns auf dem Wege.

Emil schaut aufmerksam nach ihnen hin, und das Herz beginnt ihm zu klopfen. Er reitet näher, erkennt Sophie, springt eilig vom Pferde, läuft, fliegt und liegt in wenigen Augenblicken der lebenswürdigen Familie zu Füßen. Emil liebt schöne Pferde; das seinige ist etwas wild; es fühlt sich frei und sprengt quer über das Feld fort. Ich reite hinterher, hole es mit Mühe ein und bringe es zurück. Da sich Sophie unglücklicherweise vor Pferden fürchtet, wage ich nicht, mich ihr zu nähern. Emil sieht nichts, allein Sophie flüstert ihm ins Ohr, welche Mühe sich sein Freund um seinetwillen habe geben müssen. Ganz beschämt eilt Emil herbei, ergreift die Pferde und bleibt zurück. Es ist ganz in der Ordnung, dass die Reihe einen jeden trifft. Er reitet voraus, um unsere Tiere den Dienstleuten zu übergeben. Da er sich gezwungen sieht, Sophie zurückzulassen, so kommt ihm das Reiten nicht mehr so angenehm vor. Außer Atem kehrt er zurück und begegnet uns auf halbem Wege.

Bei unserem nächsten Besuche will Emil von Pferden nichts mehr wissen. „Weshalb denn?“ frage ich ihn; „wir brauchen ja nur einen Diener mitzunehmen, dem wir ihre Wartung übertragen können.“ – „Ach,“ versetzte er, „warum sollen wir der achtbaren Familie solche Überlast bereiten? Sie wissen ja, dass sie für unser aller, der Pferde wie Männer, Unterhalt sorgen will.“ – „Es ist wahr,“ erwidere ich, „sie besitzen die edle Gastfreundschaft der Dürftigkeit. Während die Reichen, die bei all ihrem äußeren Prunke doch habsüchtig sind, nur ihre Freunde bei sich aufzunehmen, gewähren die Armen sogar den Pferden ihrer Freunde Unterkunft.“ – „So lassen Sie uns denn zu Fuß gehen,“ entgegnete er. „Sollten Sie sich das nicht zutrauen, Sie, der Sie stets so bereitwillig die ermüdenden Vergnügungen Ihres Kindes teilen?“ – „Herzlich gern,“ erwidere ich sofort, „auch muss man nach meinem Bedünken bei seinen Liebesgängen nicht mit so großem Geräusch auftreten!“

Als wir näherkommen, bemerken wir, dass uns Mutter und Tochter noch weiter als das erstemal entgegengekommen sind. Wie im Fluge sind wir bei ihnen. Emil ist wie aus dem Wasser gezogen. Eine teure Hand trocknet ihm mit dem Taschentuche

freundlich die Wangen. Und wäre die ganze Welt voller Pferde, so würden wir uns von nun an nie wieder versucht fühlen, uns derselben zu bedienen.

Indes empfinden wir es ziemlich hart, dass wir nie den Abend miteinander verleben können. Der Sommer neigt sich seinem Ende entgegen und die Tage beginnen abzunehmen. Was wir auch immer sagen mögen, so gestattet man uns doch nie, erst bei Nacht unseren Heimweg anzutreten, und wenn wir uns nicht gleich des Morgens einstellen wollen, so müssen wir fast gleich nach unserer Ankunft wieder scheiden. Da man uns allseitig bedauert und sich unsertwegen beunruhigt fühlt, gerät die Mutter endlich auf den Gedanken, dass vielleicht, da ihnen die Schicklichkeit einmal verbiete, uns in ihrem eigenen Hause Unterkunft zu geben, im Dorf eine passende Nachtherberge ermittelt werden könnte, wo wir uns nicht zu scheuen brauchten, bisweilen zu übernachten. Bei diesen Worten klatscht Emil in die Hände und hüpfte vor Freuden, während Sophie, ohne daran zu denken, ihre Mutter an dem Tage, wo ihr dies Auskunftsmittel eingefallen ist, häufiger als sonst küsst.

Nach und nach beginnt die Süßigkeit der Freundschaft und die Vertraulichkeit der Unschuld sich unter uns zu bilden und zu befestigen. An den von Sophie und ihrer Mutter festgesetzten Tagen komme ich meistens mit meinem Freunde, doch lasse ich ihn bisweilen auch allein gehen. Vertrauen erhebt das Bewusstsein, und man darf einen Mann nicht mehr wie ein Kind behandeln. Was würde ich auch erzielt haben, wenn mein Zögling meine Achtung nicht verdiente? Es kommt auch wohl vor, dass ich ohne ihn hingehge. So traurig er dann auch ist, so murret er gleichwohl nicht. Was würde sein Murren ihm auch helfen? Und außerdem weiß er ja sehr wohl, dass ich nicht darauf ausgehe, seinen Interessen zu schaden. Ob wir übrigens zusammen oder jeder für sich allein hingehen, so versteht es sich von selbst, dass wir uns nie von der Witterung zurückhalten lassen, und wir sind sogar ganz stolz darauf, wenn wir uns bei unserer Ankunft in einem Zustande befinden, der Bedauern erweckt. Leider will Sophie von diesem falschen Ehrgefühl nichts wissen und verbietet uns, bei schlechtem

Wetter zu kommen. Dies ist das einzige Mal, dass ich sie gegen die Vorschriften widerspenstig finde, die ich ihr, ohne dass sie es selber merkt, eingebe.

Eines Tages sehe ich Emil, der allein gegangen ist und dessen Rückkehr ich erst am nächsten Morgen erwarte, schon den nämlichen Abend zurückkommen, und sage deshalb, während ich ihn umarme, zu ihm: „Wie, lieber Emil, du kommst zu deinem Freunde zurück?“ Statt jedoch meine Liebkosung zu erwidern, sagt er ein wenig übellaunig: „Denken Sie nicht, dass ich aus eigenem Antriebe so bald zurückkehre; es geschieht ganz gegen meinen Willen. Sie hat es gewollt, und deshalb komme ich auf Sophiens Wunsch, nicht aber Ihretwillen.“ Von dieser Offenheit angenehm berührt, umarme ich ihn von neuem und sage: „Offene Seele, aufrichtiger Freund, suche mir nicht zu entziehen, was mir doch gehört. Kommst du ihretwegen, so sagst du es doch meinetwegen. Deine Rückkehr ist ihr Werk, aber deine Offenheit ist das meinige. Bewahre dir für immer diese edle Aufrichtigkeit schöner Seelen. Man kann Leute, die uns gleichgültig sind, denken lassen, was sie wollen; duldet man aber, dass uns ein Freund etwas als Verdienst anrechnet, was wir doch nicht um seinetwillen getan haben, so ist dies ein Verbrechen.“

Ich hüte mich wohl, diesem Geständnis in seinen Augen dadurch etwas von seinem Werte zu nehmen, dass ich ihn darauf aufmerksam mache, es liege in demselben mehr Liebe als Edelmut, und es komme ihm weniger darauf an, sich das Verdienst dieser Rückkehr abzusprechen, als es vielmehr Sophie beizulegen. Die Art seiner Rückkunft entschleierte mir aber, ohne dass er es ahnt, sein ganzes Herz. Kommt er nämlich gemächlich und langsamen Schrittes, das Herz voller Liebesträume, so ist er in dem Augenblicke nur der Geliebte Sophiens; langt er dagegen mit stürmischen Schritten und erhitzt, wenn auch etwas verdrießlich, an, so erscheint er als der Freund seines Mentors.

Diese Einrichtungen lassen erkennen, dass mein junger Mann weit davon entfernt ist, sein Leben stets an Sophiens Seite

zuzubringen und sie so oft zu besuchen, als er gern möchte. Die Erlaubnis, welche er erhalten hat, beschränkt sich auf einen oder zwei Besuche wöchentlich. Gewöhnlich nehmen sie nur einen halben Tag in Anspruch, und selten dehnen sie sich bis zum nächsten Morgen aus. Die Hoffnung auf den nächsten Besuch, oder die Erinnerung an die Glücklichen Stunden des letzten, nimmt einen ungleich größeren Zeitraum ein als der wirkliche Besuch. Und kommt nun endlich der Besuchstag, so verbirgt er den größten Teil der Zeit mit dem Hin- und Rückweg, und nur wenige Stunden sind ihm an ihrer Seite zu verleben vergönnt. So wahr, rein und köstlich diese Freuden sind, so genießt er sie doch mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Sie steigern seine Liebe, ohne sein Herz zu verweichlichen.

An den Tagen, an welchen er sie nicht sieht, lebt er nicht etwa müßig und eingezogen. An solchen Tagen ist er noch immer der alte Emil. Er hat sich in keiner Beziehung geändert. Am häufigsten durchstreift er die Felder der Umgegend und nimmt seine naturgeschichtlichen Studien wieder auf. Er stellt Beobachtung an, untersucht den Boden, seine Erzeugnisse, die Art seines Anbaues. Er vergleicht die Feldarbeiten, welche er sieht, mit den ihm bekannten Methoden. Er sucht sich die Gründe der Abweichungen klarzumachen. Hält er sich überzeugt, dass andere Methoden vor den ortsüblichen den Vorzug verdienen, so macht er die Landwirte mit denselben bekannt. Schlägt er ihnen eine bessere Form des Pfluges vor, so lässt er einen solchen nach seinen Zeichnungen anfertigen. Zufällig trifft er einen Mergelbruch und nimmt daher Veranlassung, sie auf die hierzulande noch unbekannt Anwendung des Mergels aufmerksam zu machen. Oft legt er selbst Hand ans Werk. Sie geraten in Erstaunen, wenn sie sehen, wie er mit ihren Werkzeugen geschickter umzugehen weiß als sie selbst, wie er tiefere und gerade Furchen zieht, gleichmäßiger säet und die Frühbeete mit größerem Geschick anzulegen weiß als sie. Es fällt ihnen nicht ein, sich über ihn lustig zu machen, wie sie es über die zu tun pflegen, die über den Ackerbau nur schön zu schwatzen verstehen; sie sehen, dass er ihn wirklich kennt. Dass ich es kurz

sage, er dehnt seinen Eifer und seine Fürsorge auf alles aus, was einen wesentlichen und allgemeinen Nutzen gewährt. Doch nicht einmal hiermit setzt er seiner Tätigkeit Grenzen. Er besucht die Landleute in ihren Häusern, erkundigt sich nach ihren Verhältnissen, nach ihren Familien, nach der Zahl ihrer Kinder, nach dem Umfang ihrer Ländereien, nach der Beschaffenheit des Ertrages derselben und nach den besten Absatzwegen, fragt nach ihrem Vermögen, nach den auf den Grundstücken ruhenden Lasten, nach ihren Schulden usw. Geldhilfe gewährt er selten, da ihn nur zu wohl bekannt ist, dass sie gewöhnlich schlecht angewandt wird. Dafür zeigt er ihnen, wie sie selbst den besten Gebrauch von ihrem Gelde machen können, und wird so die Ursache, dass es ihnen trotz ihrer geringen Einsicht in Geldangelegenheiten dennoch Nutzen bringt. Er verschafft ihnen Arbeiter und bezahlt ihnen oft für die Arbeiten, deren sie bedürfen, ihren eigenen Tagelohn. Dem einen lässt er seine halbverfallene Hütte wiederherstellen oder decken; dem anderen lässt er sein Feld bestellen, das aus Mangel an den nötigen Mitteln hatte brachliegen müssen; wieder einem anderen schenkt er eine Kuh, ein Pferd, kurz irgendein Stück Vieh zum Ersatze dessen, welches ihm gefallen ist. Zwei Nachbarn stehen im Begriff, einen Prozess gegeneinander anzustrengen; er spricht ihnen gütlich zu und versöhnt sie. Ein Bauer erkrankt; er lässt ihn ärztlich behandeln oder behandelt ihn vielmehr selbst.<sup>190</sup> Ein anderer sieht sich den Bedrückungen eines mächtigen Nachbarn ausgesetzt; er nimmt ihn in Schutz und tritt als Fürsprecher für ihn auf. Armen Verlobten macht er es möglich, sich zu verheiraten. Eine gute Frau, die ihr geliebtes Kind verloren hat, besucht er. Lange weilt er bei ihr, während er sich bemüht, sie zu trösten. Er verachtet die Armen nicht, noch verrät er Eile, sich von den Unglücklichen

---

<sup>190</sup> Zur Heilung eines kranken Bauern braucht man ihm nicht Purganzen und Arzneien zu geben, noch ihn den Händen eines Wundarztes zu überliefern. Von alledem haben diese armen Leute, wenn sie krank sind, nichts nötig; sie bedürfen einer besseren und reichlicheren Kost. Mögt ihr anderen fasten, wenn euch das Fieber plagt, leidet aber ein Bauer daran, so gebt ihm Fleisch und Wein. Fast alle ihre Krankheiten sind die Folge ihres Elends und ihrer Entkräftung. Ihr bester Arzneitrank ist in eurem Keller, ihr einziger Apotheker muss euer Schlächter sein.

wieder loszumachen. Oft teilt er das Mahl der Landleute, die er unterstützt, setzt sich aber auch mit denen zu Tische, die seiner nicht bedürfen. Während er der Wohltäter der einen und der Freund der anderen wird, hört er nicht auf, sich als ihresgleichen zu betrachten. Kurz, er stiftet durch seine Persönlichkeit stets ebensoviel Gutes wie durch sein Geld.

Hin und wieder lenkt er seine Ausflüge nach der Seite jenes glücklichen Landhauses. Es ist ja Hoffnung vorhanden, dass er Sophie heimlich entdecken, dass er sie, ohne selbst bemerkt zu werden, auf einem Spaziergang erblicken könnte. Aber Emil ist in seinem ganzen Auftreten stets offen und ehrlich, er kann und will nicht zu Umwegen seine Zuflucht nehmen. Er besitzt jenes lebenswürdige Zartgefühl, welches der Eigenliebe infolge des guten Selbstzeugnisses so wohl tut und sie erhöht. Streng richtet er sich nach dem ihm erteilten Verbot und kommt nie so nahe, dass er dem Zufall das verdanken könnte, was er Sophie allein verdanken will. Dafür irrt er voller Freuden in der Umgebung umher, um die Spuren der Schritte seiner Geliebten aufzusuchen. Mit tiefer Bewegung sieht er die Mühe, welche sie sich gegeben, und die Gänge, die sie ihm zuliebe unternommen hat. Am Abend vor dem Tage, an welchem er sie besuchen darf, begibt er sich nach irgendeiner benachbarten Meierei, um für den nächsten ein Frühstück zu bestellen. Der Spaziergang wird, scheinbar ohne Absicht, nach jener Richtung hin eingeschlagen. Wie zufällig tritt man ein und findet Obst, Kuchen und Sahne. Die etwas leckerhafte Sophie ist für diese Aufmerksamkeit durchaus nicht unempfindlich und erweist unserer Fürsorge alle Ehre, denn so oft sie etwas Verbindliches äußert, bekomme ich stets meinen Anteil davon ab, und hätte ich auch zu dem Dienste, welchem sie ihr Lob spendet, nicht das geringste beitragen. Die Kleine nimmt zu dieser Kriegslist ihre Zuflucht, um bei der Abstattung ihres Dankes weniger in Verlegenheit zu geraten. Der Vater und ich essen Kuchen und trinken Wein, Emil aber teilt den Geschmack der Frauen und ist beständig auf der Lauer, ob er sich nicht einen Teller mit Sahne aneignen kann, in welchen Sophie ihren Löffel getaucht hat.

Als der Kuchen herumgereicht wird, erinnere ich Emil an seine früheren Wettläufe. Man will wissen, auf was ich anspiele. Ich gebe den begehrten Aufschluss, und man lacht darüber. Man fragt ihn, ob er noch laufen könne. „Besser als je,“ erwidert er, „es würde mir nicht lieb sein, wenn ich es verlernt hätte.“ Jemand aus der Gesellschaft hätte große Lust, ihn laufen zu sehen, wagt es jedoch nicht, den Wunsch auszusprechen, weshalb es ein anderer übernimmt, einen darauf hinielenden Vorschlag zu machen. Er geht darauf ein. Man treibt einige junge Leute aus der Umgegend auf, setzt einen Preis fest, und um die alten Spiele möglichst getreu nachzuahmen, wird ein Kuchen als Preis ausgesetzt. Jeder stellt sich in Bereitschaft; der Vater gibt das Zeichen, indem er in die Hände klatscht. Der leichtfüßige Emil fliegt dahin und hat die Rennbahn durchmessen, noch ehe die drei plumpen Gesellen recht in Gang gekommen sind. Emil empfängt den Preis aus Sophiens Händen und nicht weniger großmütig als Äneas teilt er unter den Besiegten Geschenke aus.

Inmitten der allgemeinen Bewunderung und des Triumphes unterfängt sich Sophie den Besieger herauszufordern und rühmt sich, es mit ihm im Laufen aufnehmen zu können. Er lehnt es nicht ab, mit ihr in die Schranken zu treten. Während sie sich am Anfange der Rennbahn in Bereitschaft setzt, ihr Kleid auf beiden Seiten aufschürzt und, mehr in der Absicht, Emils Blicken ihren kleinen Fuß zu zeigen, als wirklich im Wettlaufe zu siegen, nachsieht, ob ihre Röcke kurz genug sind, flüstert er der Mutter etwas ins Ohr. Sie lächelt und gibt durch ein Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen. Nun nimmt er den Platz an der Seite seiner Mitbewerberin ein, und kaum ist das Zeichen gegeben, als man sie ablaufen und wie einen Vogel dahinfliegen sieht.

Die Frauen sind nicht zum Laufen geschaffen. Er greifen sie die Flucht, so geschieht es, um sich einholen zu lassen. Freilich ist das Laufen nicht das einzige, bei dem sie sich ungeschickt anstellen, aber es ist das einzige, bei dem sie keine Anmut entfalten. Ihre nach rückwärts gestreckten und eng an den Leib gepressten Ellbogen verleihen ihnen ein lächerliches Ansehen, und die hohen Absätze,

auf welchen sie einherschreiten, machen sie Heuschrecken ähnlich, welche sich vom Flecke möchten, ohne zu hüpfen.

Da Emil sich nicht denken kann, dass Sophie schneller als andere Mädchen zu laufen imstande sei, so bleibt er ruhig auf seinem Platze stehen und blickt ihr mit spöttischem Lächeln nach. Sophie indes ist leichtfüßig und trägt, da sie keines Kunstgriffes bedarf, um ihren Fuß klein und zierlich erscheinen zu lassen, niedrige Absätze. In größter Geschwindigkeit gewinnt sie einen so bedeutenden Vorsprung, dass Emil keine Zeit versäumen darf, wenn er diese neue Atalante, die er schon so weit vor sich erblickt, einholen will. Wie ein Adler, der sich auf seine Beute stürzt, fliegt er deshalb hinter ihr her. Er verfolgt sie, ist ihr bald hart auf den Fersen, holt endlich die völlig Atemlose ein, schlingt sanft den linken Arm um sie, hebt sie federleicht in die Höhe und beendet, die süße Last fest an sein Herz gedrückt, den Lauf, lässt sie aber das Ziel zuerst berühren, während er zugleich ruft: „Sophie hat gesiegt!“ Darauf beugt er ein Knie vor ihr und erkennt sich als besiegt.

An diese mannigfaltigen Beschäftigungen schließt sich auch die Ausübung des Handwerks, welches wir erlernt haben. Wenigstens an einem Tage wöchentlich sowie außerdem an allen denen, an welchen uns die Witterung von Ausflügen ins Freie zurückhält, gehen wir, Emil und ich, zu einem Meister auf Arbeit. Wir arbeiten bei ihm durchaus nicht bloß zum Scheine, mit der Miene von Leuten, die sich über den Handwerkerstand weit erhaben fühlen, sondern in vollem Ernst und als wirkliche Handwerker. Bei einem Besuche, den uns Sophiens Vater abstaten will, überrascht er uns einmal bei der Arbeit und unterlässt nicht, seiner Frau und seiner Tochter mit Verwunderung zu berichten, was er gesehen hat. „Überzeugt euch selbst,“ fügt er hinzu, „und sucht diesen jungen Mann in seiner Werkstatt auf, dann werdet ihr sehen, ob er auf den Stand des Armen mit Verachtung blickt.“ Man kann sich einen Begriff von der Freude machen, mit welcher Sophie diese Worte hört. Wiederholentlich wird der Wunsch zu erkennen gegeben, ihn bei den Arbeit zu überraschen. Man fragt mich unter dem Schein

der größten Unbefangenheit aus, und nachdem man einen unserer Arbeitstage in Erfahrung gebracht hat, nehmen Mutter und Tochter einen Wagen und kommen an diesem Tage nach der Stadt.

Als sie in die Werkstatt eintreten, bemerkt Sophie am entgegengesetzten Ende einen jungen Mann in Hemdsärmeln, mit nachlässig aufgebundenem Haar, und so von seiner Arbeit in Anspruch genommen, dass er keinen Blick von ihr abwendet. Sie bleibt stehen und gibt ihrer Mutter einen Wink. Emil, den Meißel in der einen und den Schlägel in der anderen Hand, hat soeben ein Zapfenloch vollendet; nun zersägt er eine Bohle und schraubt ein Stück derselben in den bei den Tischlern üblichen Klemmhaken, um es zu glätten. Weit davon entfernt, dass dieser Anblick Sophie lächerlich erscheinen sollte, rührt er sie vielmehr, erregt er ihre ganze Achtung. Weib, ehre dein Oberhaupt. Für dich arbeitet der Mann, dir verdient er das Brot, dich ernährt er: ehre den Mann!

Während sie ihm aufmerksam zuschauen, werde ich ihrer plötzlich gewahr und zupfe Emil am Ärmel. Er wendet sich um, erblickt sie, wirft sein Werkzeug beiseite und eilt mit einem Freudenschrei auf sie zu. Nachdem er sich dem ersten Freudenrausch überlassen hat, bittet er sie Platz zu nehmen und macht sich von neuem an die Arbeit. Allein Sophie vermag nicht sitzenzubleiben. Sie erhebt sich lebhaft, geht in er Werkstätte umher, besichtigt die Werkzeuge, streicht mit der Hand über die Politur der Bretter, hebt einige Hobelspäne vom Boden auf, sieht uns auf die Hände und meint dann, dies Handwerk könne ihr wegen seiner Reinlichkeit gefallen. Mit schelmischer Miene versucht sie sogar ihrem jungen Freunde seine Künste nachzumachen. Mit ihrer weißen und schwachen Hand stößt sie einen Hobel über das Brett hin. Ohne in das Holz zu greifen, gleitet er aber leicht über dasselbe fort. Mir ist's, als sähe ich Amor in der Luft lachen und mit den Flügeln schlagen, als hörte ich ihn den Jubelruf ausstoßen: „Herkules ist gerächt!“

Mittlerweile fragt die Mutter den Meister: „Wie viel zahlen Sie jenen Gesellen?“ – „Gnädige Frau,“ erwidert er, „jeder von ihnen

erhält täglich zwanzig Sous nebst freier Kost. Wenn dieser junge Mann dort indes Lust hätte, so könnte er noch einen größeren Verdienst haben, denn er ist der geschickteste Arbeiter in der ganzen Gegend.“ – „Zwanzig Sous täglich und freie Kost!“ versetzt die Mutter, während sie uns zärtlich anblickt. „So ist es, gnädige Frau,“ entgegnet der Meister. Bei diesen Worten eilt sie auf Emil zu, umarmt ihn und drückt ihn unter Tränen an das Herz, ohne andere Worte zu finden als den mehrmals Ausruf: „Mein Sohn, o mein Sohn!“

Nachdem sie noch einige Zeit, ohne uns jedoch von unserer Arbeit abzuhalten, mit uns geplaudert haben, sagt die Mutter zur Tochter: „Lass uns jetzt aufbrechen, denn es wird spät und wir dürfen nicht auf uns warten lassen.“ Hierauf tritt sie an Emil heran, klopft ihm sanft auf die Wange und sagt: „Wie ist es, lieber Geselle, wollen Sie uns nicht nach Haufe begleiten?“ Mit betrübten Ton erwidert er jedoch: „Ich habe einen festen Vertrag abgeschlossen, fragen Sie deshalb den Meister.“ Man fragt den Meister, ob er unserer Hilfe entbehren könne. Er entgegnet, dass es ihm unmöglich sei. „Ich bin“, sagt er, „mit dringender Arbeit überhäuft, die ich bis übermorgen unter allen Umständen abliefern muss. Da ich mich auf diese Herren verlassen habe, so habe ich andere Arbeiter, die sich mir selbst angeboten, abgewiesen. Wenn mir nun die Herren ihre Hilfe verweigern, so wäre ich in der Tat in Verlegenheit, wo ich in der Geschwindigkeit andere Arbeiter hernehmen sollte, und wäre außerstande, den verabredeten Termin innezuhalten.“ Die Mutter entgegnet nichts in der Erwartung, dass Emil das Wort ergreifen werde. Emil aber lässt den Kopf hängen und bleibt stumm. „Mein Herr,“ sagt sie endlich, über dieses Schweigen ein wenig aus der Fassung gebracht, „haben Sie darauf nichts zu erwidern?“ Emil blickt die Tochter zärtlich an und sagt kleinlaut: „Sie sehen wohl, dass ich bleiben muss.“ Hierauf brechen die Damen auf und verlassen uns. 3Emil gibt ihnen bis an die Tür das Geleite, folgt ihnen, soweit er kann, mit den Augen, seufzt und geht, ohne weiter ein Wort zu verlieren, wieder an die Arbeit.

Unterwegs spricht sich die Mutter, die sich in der Tat gekränkt fühlt, über die Sonderbarkeit dieser Handlungsweise ihrer Tochter gegenüber ziemlich hart aus. „Wie!“ sagt sie, „sollte es wirklich so schwierig gewesen sein, den Meister zufriedenzustellen, ohne sich dem Zwange zu fügen, dazubleiben? Hat dieser junge Mann, der sonst so verschwenderisch ist und mit dem Gelde unnötigerweise um sich wirft, dann wenn es einmal angewandt wäre, keins mehr übrig?“ – „O Mutter,“ erwidert Sophie, „da sei Gott vor, dass sich Emil in Überschätzung des Geldes je seiner bediene, um eine persönliche Verpflichtung rückgängig zu machen, ungestraft sein Wort zu brechen und die Schuld zu tragen, dass es auch ein anderer breche! Ich weiß, dass es ihm nicht schwerfallen würde, den Meister für den geringer Verlust, den ihm seine Abwesenheit verursachen könnte, zu entschädigen, aber dann würde er seine Seele von dem Reichtum knechten lassen, dann würde er sich daran gewöhnen, bei jeder Pflichtverletzung mit demselben einzutreten und sich dem Wahne hinzugeben, man könne sich alles erlauben, wenn man nur zahle. Emil huldigt anderen Anschauungen, und ich hoffe nicht die unschuldige Veranlassung zu sein, dass er sie ändert. Denkst du nicht, dass es ihm schwer genug gefallen ist, zu bleiben? Irre dich nicht, Mama, gerade um meinetwillen bleibt er, das habe ich deutlich in seinen Augen gelesen.“

Das beweist noch nicht, dass sich Sophie hinsichtlich der wahren Aufmerksamkeiten der Liebe einer großen Nachsicht rühmen könne. Im Gegenteile ist sie gebieterisch und anspruchsvoll. Lieber möchte sie gar nicht, als nur mäßig geliebt werden. Sie besitzt den edlen Stolz des Verdienten, welches seinen Wert kennt, sich selbst achtet und verlangt, dass man es ehre, wie es sich selber ehrt. Sie würde ein Herz verschmähen, welches den vollen Wert des ihrigen nicht zu schätzen versteht und sie um ihrer Tugend willen nicht ebenso sehr, ja noch mehr lieben würde, als um ihrer Reize willen, ein Herz, welches seine Pflicht nicht höher als sie und sie wieder höher als jedes andere Gut stellte. Ihr Begehren ist gar nicht auf einen Geliebten gerichtet gewesen, dem

kein anderes Gesetz als ihr Wille gilt. Der Mann, über den sie herrschen will, hat sich nicht vorher durch sie seiner männlichen Würde dürfen berauben lassen. So verschmäht Circe die Gefährten des Ulysses, die sie herabwürdigt hat, und ergibt sich ihm allein, den sie nicht zu verwandeln vermochte.

Sehen wir von diesem unverletzlichen und heiligen Recht ab, so ist Sophie auf alle ihr gebührenden Rechte über alle Maßen eifersüchtig und wacht aufmerksam darüber, wie streng es Emil mit seinen Ehrfurchtsbezeugungen gegen sie nimmt, wie eifrig er ihren Wünschen nachzukommen sucht, mit welcher Freude er sich bemüht, sie ihr an den Augen abzulesen, mit welcher Pünktlichkeit er in dem vorgeschriebenen Augenblick eintrifft. Sie verlangt, dass er weder zu früh noch zu spät erscheine, sondern fordert Pünktlichkeit von ihm. Zu früh kommen hieße seinen Willen über den ihrigen stellen, zu spät kommen hieße dagegen sie vernachlässigen. Sophie vernachlässigen! Das würde nicht zweimal vorkommen. Ihr Verdacht hätte einst beinahe alles verdorben, allein Sophie ist billigdenkend und weiß ihr Unrecht wieder gutzumachen.

Eines Abends erwartet man uns. Emil ist bestellt worden. Man geht uns entgegen, aber wir kommen nicht. „Was in aller Welt ist aus ihnen geworden? Welches Unglück ist ihnen zugestoßen? Kein Bote bringt Nachricht!“ Der Abend verrinnt, während man uns noch immer erwartet. Die arme Sophie befürchtet schon, dass wir gestorben sind. Sie ist untröstlich, ängstlich sich und weint die ganze nacht. Noch am Abend hat man einen Boten ausgesendet, um Erkundigung über uns einzuziehen und am nächsten Morgen Nachricht von uns zu bringen. Der Bote kehrt in Begleitung eines anderen von uns abgeschickten zurück, welcher uns mündlich entschuldigt und erzählt, dass wir uns vollkommen wohlbefinden. Einen Augenblick später erscheinen wir selbst. Nun ändert sich mit einem Schlage die Szene. Sophie trocknet sich die Tränen ab, oder wenn sie noch solche vergießt, sind es Tränen des Zornes. Für ihr stolzes Herz ist es kein Gewinn, dass es über unser Leben beruhigt sein kann: Emil lebt und hat vergeblich auf sich warten lassen.

Bei unsere Ankunft will sie sich einschließen. Man verlangt, dass sie bleibt, und so muss sie denn bleiben. Sofort fasst sie jedoch ihren Entschluss und nimmt eine ruhige und zufriedene Miene an, welche auf andere ihres Eindrucks nicht verfehlt haben würde. Der Vater kommt uns entgegen und sagt: „Sie habe Ihre Freunde in Sorge versetzt; es fehlt hier nicht an Personen, welche Ihnen nicht so leicht verzeihen werden.“ – „Wer denn, Papachen?“ fragt Sophie mit dem liebreizendsten Lächeln, das sie zu erzwingen vermag. „Was geht das dich an,“ versetzt der Vater, „wenn du es nur nicht bist.“ Sophie erwidert kein Wort und schlägt die Augen auf ihre Arbeit nieder. Die Mutter empfängt uns kalt und gezwungen. Emil gerät in Verlegenheit und wagt nicht, Sophie anzureden. Da knüpft sie ein Gespräch mit ihm an, fragt nach seinem Befinden, ladet ihn ein, Platz zu nehmen, und weiß sich so gut zu verstellen, dass sich der arme junge Mann, der sich noch nicht auf die Sprache heftiger Leidenschaft versteht, durch diese Kaltblütigkeit täuschen lässt und fast selbst empfindlich geworden wäre.

Um ihn aus seinem Irrtume zu reißen, will ich Sophiens Hand ergreifen und sie, wie ich mitunter tue, an meine Lippen führen. Sie zieht sie jedoch heftig und mit einem so scharf betonten „Mein Herr“ zurück, dass diese unfreiwillige Bewegungen Emil die Augen öffnet.

Da Sophie einsieht, dass sie sich verraten hat, tut sie sich von nun weniger Zwang an. Ihre angenommene Kaltblütigkeit verwandelt sich in ironische Verachtung. Auf alles, was man zu ihr spricht, antwortet sie nur einsilbig und mit schleppender, unsicherer Stimme, als hege sie Furcht, den Ton der Entrüstung allzu scharf durchklingen zu lassen. Emil halbtot vor Schrecken, blickt sie bekümmert an und sucht sie zu veranlassen, ihre Augen auf ihn zu richten, damit er in denselben ihre wahren Gefühle besser lesen könne. Durch sein Vertrauen nur noch mehr aufgebracht, wirft ihm Sophie einen Blick zu, der ihm die Lust benimmt, sie zu einem zweiten herauszufordern. Bestürzt und zitternd wagt Emil zu seinem großen Glücke nicht mehr zu sprechen oder sie auch nur anzusehen, denn wäre er auch nicht

schuldig gewesen, hätte aber ihren Zorn geduldig ertragen können, so würde sie ihm wie verziehen haben.

Da es mir scheint, dass jetzt der richtige Augenblick für mich gekommen ist, persönlich einzugreifen und die nötigen Aufschlüsse zu geben, so wende ich mich wieder an Sophie. Ich nehme abermals ihre Hand, die sie mir jetzt nicht mehr entzieht, weil sie im Begriffe steht, ohnmächtig zu werden. Sanft sage ich zu ihr: „Liebe Sophie, uns hat gestern ein Unglück getroffen. Allein Sie sind zu verständig und gerecht, um uns ungehört zu verurteilen. Hören Sie uns an.“ Sie erwidert darauf nichts, und so beginne ich denn zu erzählen: „Gestern um vier Uhr machten wir uns auf den Weg, da wir vorgeschriebenermaßen um sieben Uhr hier eintreffen sollten. Wir nehmen uns stets etwas mehr Zeit, als unbedingt notwendig ist, um uns vor unsrer Ankunft noch etwas ausruhen zu können. Drei Viertel des Weges hatten wir bereits zurückgelegt, als wir plötzlich ein klägliches Jammergeschrei vernahmen. Es drang aus einer Bergschlucht in einiger Entfernung von uns hervor. Wir folgen dem Geschrei und finden einen unglücklichen Bauer, der bei seiner Heimkehr aus der Stadt in etwas angetrunkenem Zustande so gefährlich vom Pferde gestürzt war, dass er das Bein gebrochen hatte. Wir schreien, wir rufen um Hilfe, aber alles vergebens; niemand antwortet. Wir versuchen den Verunglückten auf das Pferd zu heben, kommen aber damit nicht zustande. Bei der geringsten Bewegung hat der Unglückliche furchtbare Schmerzen auszustehen. So bleibt uns denn schließlich nicht anderes übrig, als das Pferd in einem abgelegenen Dickicht anzubinden, aus unsren Armen eine Tragbahre zu machen, den Verwundeten darauf zu heben und ihn so sanft als möglich fortzutragen. Wir schlagen den Weg ein, der seiner Behauptung zufolge nach seiner Wohnung führen musste. Es war eine so weite Strecke, dass wir genötigt waren, uns wiederholentlich auszuruhen. Völlig erschöpft erreichen wir endlich unser Ziel. Zu unserem schmerzlichen Erstaunen bemerken wir, dass uns das Haus bereits bekannt ist und dass der Unglückliche, den wir so großer Mühe hierher getragen haben, derselbe Mann ist, der uns an dem Tage, an welchem wir diese

Gegend zum erstenmal betraten, mit solcher Herzlichkeit aufgenommen hatte. In der Aufregung, in der wir uns sämtlich befanden, hatten wir uns bis zu diesem Augenblicke nicht wiedererkannt.

Er hatte nur zwei kleine Kinder. Seine Frau, die neuen Mutterfreuden entgegenging, wurde, als sie ihn in diesem Zustande eintreffen sah, von solchem Schrecken ergriffen, dass sie heftige Wehen bekam und wenige Stunden darauf entbunden wurde. Was sollten wir nun wohl unter solchen Verhältnissen in einer so entlegenen Hütte tun, wo auf Beistand nicht zu rechnen war? Emil war schnell entschlossen, holte das im Walde zurückgelassene Pferd, ritt mit verhängtem Zügel nach der Stadt und sah sich nach einem Wundarzt um. Diesem überließ er das Pferd, und da er nicht schnell genug eine Wärterin aufzutreiben vermochte, kam er in Begleitung eines Dieners zu Fuß zurück, nachdem er einen anderen zuvor an Sie abgeschickt hatte. Mittlerweile bemühte ich mich, da ich mich, wie Sie sich leicht vorstellen können, zwischen einem Manne, der das Bein gebrochen hatte, und einer Frau in Kindesnöten in höchster Verlegenheit befand, nach besten Kräften alles im Hause vorzubereiten, was meiner Ansicht nach für beider Hilfe notwendig sein konnte.

Lassen Sie mich die weiteren Einzelheiten übergehen, da es sich ja um sie nicht handelt. Es war bereits zwei Uhr nach Mitternacht, ehe sich einer von uns einen Augenblick Erholung gönnen konnte. Erst kurz vor Tagesanbruch sind wir in unserem hiesigen Absteigequartier angelangt, in welchem wir nur die Stunde Ihres Erwachens abgewartet haben, um Ihnen über unser Missgeschick Rechenschaft abzulegen.“

Ich schweige, ohne noch irgend etwas hinzuzufügen. Allein noch ehe jemand das Wort ergriffen, tritt Emil an seine Geliebte heran und sagt mit erhobener Stimme und größerer Festigkeit, als ich ihm zugetraut hätte: „In Ihren Händen ruht, wie Sie wohl wissen, mein Schicksal. Sie können mich vor Schmerz sterben lassen; meinen Sie jedoch nicht, dass ich um Ihretwillen die

Pflichten der Menschlichkeit vergessen könnte. Sie sind mir noch heiliger als die, welche ich gegen Sie zu erfüllen habe. Selbst um Ihretwillen werde ich sie nie verleugnen.“

Statt aller Antwort erhebt sich Sophie bei diesen Worten, schlingt einen Arm um seinen Hals und küsst ihn auf die Wange. Während sie ihm darauf mit unnachahmlicher Anmut die Hand reicht, sagt sie zu ihm; „Emil, nimm diese Hand, sie ist dein! Sei, sobald du willst, mein Gemahl und mein Herr; ich werde mir Mühe geben, diese Ehre zu verdienen.“

Kaum hat sie ihn umarmt, so klatscht der Vater freudig in die Hände und ruft: „Noch einmal, noch einmal!“ Und sofort gibt ihm Sophie, ohne sich erst lange bitten zu lassen, noch zwei Küsse auf die andere Wange, erschrickt aber fast in demselben Augenblick über alles, was sie soeben getan hat, sucht in den Armen Schutz und verbirgt ihr vor Scham erglühendes Antlitz an der mütterlichen Brust.

Ich brauche wohl die allgemeine Freude nicht erst zu schildern. Jeder muss sie nachempfinden können. Nach dem Mittagessen fragt Sophie, ob die Entfernung wohl einen Besuch dieser armen Kranken gestatte. Sophie wünscht es, und es ist ein gutes Werk. Man geht deshalb zu ihnen und findet sie in zwei besonderen Betten. Auf Emils Veranstaltung war das eine derselben hingebracht worden. Auch trifft man Leute zu ihrer Pflege bei ihnen. Wiederum hatte Emil dieselben angenommen. Für alles übrige ist aber bis jetzt wenig Fürsorge getroffen, dass sie nicht weniger unter dem überall hervortretender Mangel als unter ihren Schmerzen leiden. Sophie lässt sich von der guten Frau eine Schürze reichen und gibt ihr dann in ihrem Bette die möglichst bequeme Lage. Darauf leistet sie dem Manne denselben Dienst. Ihre sanfte und weiche Hand weiß alles aufzufinden, was den Kranken Schmerz verursachen könnte, und bettet ihre leidenden Glieder so weich als möglich. Sobald sich ihnen Sophie nur naht, fühlen sie sich schon erleichtert. Man sollte meinen, dass sie alles errät, was imstande ist, ihnen wehe zu tun. Das sonst so

empfindliche und zum Ekel geneigte Mädchen lässt sich weder von der Unreinlichkeit noch dem üblen Geruche zurückschrecken und weiß beides zu entfernen, ohne jemandes Beistand zu bedürfen und ohne die Kranken zu belästigen. Sie, die sich stets durch einen so hohn Grad von Sittsamkeit auszeichnet, ja bisweilen einen gewissen Grad von Stolz zur Schau trägt, sie die um alles in der Welt auch nicht mit einer Fingerspitze das Bett eines Mannes berührt haben würde, wendet diesen ohne alles Bedenken hin und her und bringt ihn in eine bequemere Lage, um darin länger aushalten zu können. Der Eifer der Barmherzigkeit hat ebenso hohen Wert als die Sittsamkeit. Was sie tut, vollbringt sie zugleich mit solcher Leichtigkeit und Gewandtheit, dass sich der Kranke, fast ohne eine Berührung empfunden zu haben, erleichtert fühlt. Weib und Mann segnen beide das liebenswürdige Mädchen, das sie bedient, sie beklagt und tröstet. Sophie ist ihnen ein Engel des Himmels, den ihnen Gott sendet; sie besitzt eines Engels Gestalt und Liebreiz, eines Engels Milde und Güte. Gerührt und mit Bewunderung betrachtet Emil sie im stillen. Mann, liebe deine Genossin! Gott gibt sie dir als Trösterin in deinen Sorgen, als Gehilfin in deinen Leiden: Siehe, das ist das Weib!

Man lässt den jungen Weltbürger taufen. Die beiden Liebenden übernehmen Patenstelle und haben glühenderen Wunsch, als bald anderen Gelegenheit zu demselben Liebesdienste geben zu können. Sie wünschen den ersehnten Augenblick herbei, sie glauben schon unmittelbar vor demselben zu stehen. Alle Bedenken Sophiens sind gehoben. Allein die meinigen erwachen erst. Noch sind die beiden Liebenden nicht da, wo sie zu sein glauben. Es muss alles nach der Reihe gehen.

Nachdem sie sich zwei Tage lang nicht gesehen haben, trete ich eines Morgens mit einem Brief in der Hand in Emils Zimmer und sage, während ich ihn fest anblicke, zu ihm: „Was würdest du tun, wenn man dir mitteilte, dass Sophie gestorben ist?“ Er stößt einen gellenden Schrei aus, erhebt sich händeringend und schaut mich lautlos und mit verstörten Blicken an. „Antworte doch!“ fahre ich mit gleicher Ruhe fort. Nun aber tritt er, durch meine Kaltblütigkeit

gereizt, mit zornfunkelnden Augen auf mich zu, und indem er in einer fast drohenden Haltung vor mir stehenbleibt, ruft er: „Was ich tun würde?... Noch weiß ich es nicht. Soviel aber weiß ich, dass ich den, welcher mir diese Nachricht brächte, nie in meinem Leben wiedersehen.“ – „Beruhige dich nur,“ erwidere ich lächelnd, „sie lebt, befindet sich wohl und denkt an dich. Heute Abend werden wir erwartet. Jetzt aber lass uns einen Spaziergang machen und ein wenig miteinander plaudert.“

Die Leidenschaft, die ihn beherrscht, gestattet ihm nicht mehr, sich wie sonst rein auf Ausbildung des Verstandes abzielenden Unterhaltung hinzugeben. Jetzt muss ich diese Leidenschaft selbst als Mittel benutzen, damit er meinen Belehrungen von neuem ein offenes Ohr schenkt. Das wollte ich durch jene schreckliche Einleitung bewirken. Jetzt bin ich dessen sicher, dass er mich anhören wird.

„Wir sollen glücklich sein, lieber Emil; das ist der Zweck eines jeden empfindenden Wesens. Dies ist der Hauptwunsch, den uns die Natur einflößte, und überhaupt der einzige Wunsch, der uns nie verlässt. Wo aber ist das Glück zu finden? Wer kennt es? Jeder sucht nach demselben, aber niemand findet es. Man reibt sein Leben damit auf, dass man dem Glücke rastlos nachjagt, und man stirbt, ohne es erreicht zu haben. Als ich dich, mein junger Freund, bei deiner Geburt in meine Arme nahm und das höchste Wesen zum Zeugen der Verpflichtung anrief, die ich zu übernehmen den Mut hatte, als ich gelobte, meine Lebenstage dem Glücke der Deinigen zu weihen, wusste ich da wohl selbst, wozu ich mich verpflichtete? Nein, ich wusste lediglich, dass ich mein Glück nur sichern würde, wenn ich das deinige begründete. Mein Bemühen war darauf gerichtet, den Grundstein zu einem Glücke zu legen, an welchem wir beide teilnehmen konnten.

Solange wir nicht wissen, was wir tun sollen, besteht unsere ganze Weisheit darin, in Untätigkeit zu verharren. Von allen Grundsätzen ist dies derjenige, an welchen sich der Mensch vorzugsweise halten muss und den er zugleich am wenigsten zu

befolgen versteht. Sucht man das Glück ohne zu wissen, wo es ist, so läuft man Gefahr, sich von ihm immer weiter zu entfernen, setzt man es bei jedem Irrwege stets von neuem auf das Spiel. Aber es versteht nicht jedermann, sich ruhig zu verhalten. Bei der Unruhe, mit welcher uns die Sucht nach Wohlbefinden erfüllt, laufen wir in dem Haschen nach demselben lieber in der Irre umher, als dass wir, um es zu suchen, in Untätigkeit bleiben; und haben wir uns einmal von der Stelle entfernt, von der aus wir es zu erkennen vermöchten, so wissen wir uns nie wieder auf diese zurückzufinden.

Obgleich ich mich in der nämlichen Unwissenheit befand, suchte ich doch diesen Fehler zu vermeiden. Als ich die Sorge für dich übernahm, war ich entschlossen, nicht einen einzigen unnützen Schritt zu tun, und auch dich davon abzuhalten. Ich hielt mich auf dem Wege der Natur, in der Voraussetzen, dass sie mir auch den zum Glücke weisen würde. Es hat sich herausgestellt, dass beide zusammenfielen, und dass ich, ohne es zu wissen, schon auf Weg zum Glücke war.

Sei du selbst mein Zeuge, sei mein Richter, nie werde ich dich als solchen ablehnen. Deine ersten Lebensjahre sind den späteren nicht zum Opfer gebracht worden. Alle Güter, mit welchen dich die Natur ausgestattet, hast du reichlich genossen. Von den Übeln, denen sich die unterwarf und gegen die ich dich nicht habe schützen können, hast du doch nur diejenigen empfunden, welche dich gegen die übrigen abzuhärten vermochten. Nur um ein größeres Leiden zu vermeiden, hast du ein kleineres erdulden müssen. Weder Hass noch Sklaverei hast du kennen gelernt. Frei und zufrieden, bist du gerecht und gut geblieben, denn Leiden und Laster sind unzertrennlich miteinander verbunden, und erst dann wird der Mensch schlecht, wenn er unglücklich wird. Mögest du dir die Erinnerung an deine Kindheit bis in die spätesten Tage deines Lebens bewahren! Ich fürchte bei deinem guten Herzen nicht, dass du sie dir je ins Gedächtnis zurückrufen wirst, ohne die Hand zu segnen, die sie leitete.

Als du in das Alter der Vernunft tratest, habe ich dich vor den Vorurteilen der Menschen bewahrt; als dein Herz lebhafter zu klopfen begann, habe ich dich vor der Herrschaft der Leidenschaft behütet. Wäre ich imstande gewesen, dir diese innere Ruhe bis an dein Lebensende zu erhalten, so würde ich mein Werk in Sicherheit gebracht haben, und du würdest beständig so glücklich sein, wie es ein Mensch nur zu sein vermag. Aber umsonst habe ich deine Seele, lieber Emil, in den Styx getaucht, es ist mir nicht gelungen, sie überall unverwundbar zu machen. Ein neuer Feind steht wider dich auf, den du noch nicht zu besiegen gelernt hast, und vor dem ich dich nicht habe schützen können. Dieser Feind bist du selbst. Natur und Schicksal hatten dich frei gelassen. Missgeschick vermochtest du zu ertragen, Schmerzen des Körpers konntest du aushalten, die der Seele waren dir noch unbekannt. Du warst nur insoweit abhängig, wie es die menschliche Lage mit sich bringt. Jetzt dagegen hängst du von all den Neigungen ab, die du selbst in dir großgezogen hast. Dadurch, dass du wünschen lerntest, hast du dich zum Sklaven deiner Wünsche gemacht. Von welchen Schmerzen kann deine Seele ergriffen werden, ohne dass du dich im Geringsten änderst, ohne dass dich irgend etwas kränkt, ohne dass irgend etwas dein Wesen berührt! Welche Leiden kannst du empfinden, ohne krank zu sein! Wie oft kannst du den Tod erleiden, ohne zu sterben! Eine Lüge, ein Irrtum, ein Zweifel kann dich in Verzweiflung stürzen.

Du sahst auf dem Theater, wie Helden, die sich dem Übermaße ihres Schmerzes überließen, die Szene mit wahnsinnigem Geschrei erfüllten, einen weiblichen Kummer bezeigten, wie Kinder weinten und sich so den öffentlichen Beifall erwarben. Erinnerst du dich, wie du dich über dieses Jammern, dieses Geschrei und Wehklagen von Männern ärgertest, bei denen man nur Beweise von Standhaftigkeit und Festigkeit hätte erwarten dürfen? Wie, sagtest du voller Entrüstung, sind das die Beispiele, die man uns zur Nachachtung und die Muster, die man uns zur Nachahmung aufstellt? Ist man etwa besorgt, dass der Mensch nicht klein, nicht unglücklich, nicht schwach genug sei, wenn man seiner Schwäche

nicht unter dem Trugbilde der Tugend noch Weihrauch streut? Mein junger Freund, sei dergleichen Auftritten gegenüber in Zukunft nachsichtiger, denn du bist auch schon einer ihrer Helden geworden.

Du kannst leiden und streben. Bei physischen Leiden weißt du dich dem Gesetze der Notwendigkeit zu fügen, aber der Leidenschaft deines Herzens hast du doch noch kein Gesetz auferlegt, und doch liegt die Ursache zu der Störung unsres Lebens weit mehr in unsren Neigungen als in unseren Bedürfnissen. Unsere Wünsche sind sehr viel umfassend, während unsere Kraft völlig unzureichend ist. Des Menschen Wünsche hängen an tausenderlei Dingen, an und für sich hängt der Mensch dagegen an nichts, nicht einmal am Leben. Mit der Vermehrung seiner Neigungen nehmen auch seine Leiden zu. Alles ist nur geschaffen, um ein vergängliches Leben auf Erden zu führen. Früher oder später wird uns alles entschlüpfen, was wir lieb haben, und trotzdem hängen wir daran, als ob es ewig dauern sollte. Welcher Schrecken überfiel dich bei dem bloßen Gedanken, Sophie könnte gestorben sein! Hast du denn wirklich erwartet, dass sie ewig leben könnte? Stirbt niemand ihres Alters? Sie muss sterben, mein Sohn, und vielleicht noch vor dir. Wer will wissen, ob sie in diesem Augenblicke noch lebt? Die Natur hatte dich nur einem einzigen Tod unterworfen; du selbst unterwirft dich noch einem zweiten, und befindest dich nun in der Lage, zweimal zu sterben.

Da du deinen regellosen Leidenschaften dergestalt unterworfen bist, wirst du bald aufrichtig zu bedauern sein. Stets Entbehrungen, stets Verluste, stets Unruhe! Nicht einmal an dem, was dir geblieben ist, wirst du einen rechten Genuss haben. Die Furcht, alles zu verlieren, wird bewirken, dass du nie deines Besitzes froh wirst. Dafür, dass du nur deinen Leidenschaften hast nachgehen wollen, wird es dir nie möglich werden, sie zu befriedigen. Während du unablässig Ruhe suchst, wird sie beständig vor dir fliehen. Du wirst dich elend fühlen und schlecht werden. Und wie sollte es nicht dahin kommen, da du deine zügellosen Begierden als alleiniges Gesetz anerkennt? Wenn du

unfreiwillige Entbehrungen nicht zu erdulden vermagst, wie willst du dann imstande sein, dir freiwillig solche aufzuerlegen? Wie würdest du deine Neigung der Pflicht zum Opfer bringen und deinem Herzen widerstehen können, um deiner Vernunft Gehör zu geben? Du, der du schon den Überbringer der Todesnachricht deiner Geliebten nicht wiedersehen willst, wie würdest du den Anblick dessen zu erdulden vermögen, der sie dir lebend rauben wollte und sich dir zu sagen erkühnte: ›Sie ist tot für dich, die Tugend scheidet dich von ihr.‹ Wenn du einmal durchaus unter allen Umständen mit ihr leben musst, gleichviel ob Sophie verheiratet ist oder nicht, ob du frei bist oder nicht, ob sie dich liebt oder hasst, ob man dir ihre Hand gewährt oder verweigert: so hat dies für dich alles nichts auf sich, du willst sie einmal und musst sie deshalb um jeden Preis besitzen. Sage selbst, vor welchem Verbrechen wird der wohl zurückbeben, der nur die Wünsche seines Herzens als Gesetze anerkennt und sich nichts zu versagen weiß, was es begehrt?

Lieber Emil, es gibt kein Glück ohne Mut, keine Tugend ohne Kampf. Das Wort Tugend wird von ›taugen‹ abgeleitet, welches soviel wie ›tüchtig sein‹ bedeutet. Die Tüchtigkeit, die innere Kraft, ist das Fundament aller Tugend. Die Tugend findet sich nur bei Wesen, die bei all ihrer natürlichen Schwäche doch Willenskraft besitzen. In letzterer allein besteht das Verdienst des rechtschaffenen Mannes. Obgleich wir Gott Güte zuschreiben, so verbinden wir mit seinem Wesen doch nicht den Begriff der Tugend, weil er keiner Anstrengung bedarf, um das Gute zu tun. Mit der Erklärung dieses so häufig gemissbrauchten Wortes habe ich solange Anstand genommen, bis du imstande warst, mich zu verstehen.<sup>191</sup> Solange die Übung der Tugend keine Anstrengung kostet, braucht man sie noch nicht zu kennen. Die Notwendigkeit stellt sich erst in dem Augenblicke heraus, wo die Leidenschaften erwachen: für dich ist derselbe jetzt gekommen.

Indem ich dich in aller Einfachheit der Natur erzog, habe ich dich, statt dir beschwerliche Pflichten zu predigen, vor Lastern

---

<sup>191</sup> Man vergleiche *Montaigne, liv. II. chap. XI.*

bewahrt, welche diese Pflichten eben erst beschwerlich erscheinen lassen. Ich habe dir die Lüge weniger verhasst als unnütz gemacht. Ich habe dir weniger eingeprägt, einem jeden das Seine zu geben, als dich vielmehr dazu angehalten, dich nur um das Deine zu kümmern. Ich habe dich mehr zu einem guten als zu einem tugendhaften Menschen erzogen. Wer indes bloß gut ist, bleibt es nur so lange, als er Gefallen daran findet. Im Sturme der menschlichen Leidenschaften scheidet die Güte und geht zugrunde. Der Mensch, der bloß gut ist, zeigt diese Güte nur gegen sich.

Wer ist demnach ein tugendhafter Mensch? Derjenige der seine Neigungen zu bezähmen versteht. Denn alsdann dient ihm seine Vernunft, sein Gewissen zur Richtschnur; er tut seine Pflicht, bleibt auf dem für richtig erkannten Weg, und nicht vermag ihn von demselben zu entfernen. Bis jetzt warst du nur scheinbar frei, du besaßest nur die unsichere Freiheit eines Sklaven, der noch keinen Befehl erhalten hat. Von nun an sei in Wirklichkeit frei! Lerne dein eigener Herr werden! Gebiete deinem Herzen, Emil, und du wirst tugendhaft sein.

Wiederum hast du also eine neue Lehrzeit durchzumachen, und diese Lehrzeit ist mühseliger als die erste, denn die Natur befreit uns zwar von den Leiden, die sie selbst uns auferlegt, oder lehrt sie uns wenigstens ertragen, aber sie gibt uns Mittel gegen diejenigen an die Hand, welche ihre Quelle in uns selbst haben; in bezug auf diese überlässt sie uns selbst. Sie gibt zu, dass wir als Opfer unsrer Leidenschaften unseren grundlosen Schmerzen unterliegen und uns sogar noch der Tränen rühmen, über die wir weit eher erröten sollten.

Zum erstenmal ist jetzt deine Leidenschaft erwacht. Es ist vielleicht die einzige, welche deiner würdig ist. Verstehst du es, sie als Mann zu beherrschen, so wird sie auch die letzte sein. Alle übrigen wirst du bezwingen und nur dem Ansporn der Tugend gehorchen.

In dieser Leidenschaft liegt, wie ich sehr wohl weiß, nichts Verbrecherischer. Sie ist ebenso rein wie die Seelen die sie empfinden. Die Sittsamkeit bildete sie und die Unschuld gab ihr Nahrung. Glückliche Liebende! In euch gesellen sich die Reize der Tugend zu denen der Liebe, und das süße Band, das eurer wartet, ist nicht weniger der Lohn eurer Sittsamkeit als der eurer Zuneigung. Aber sage mir, du aufrichtiger Mensch, hat dich diese an sich so reine Leidenschaft deshalb weniger unterjocht? Bist du weniger ihr Sklave geworden? Und würdest du, wenn sie morgen aufhörte, unschuldig zu sein, sie von morgen an ersticken? Schon jetzt, in diesem Augenblicke, gilt es deine Kräfte zu versuchen; es ist zu spät dazu, wenn es darauf ankommt, sie anzuwenden. Es ist notwendig, dass diese gefährlichen Versuche fern von der Gefahr angestellt werden. Man übt sich nicht erst dem Feinde gegenüber im Kampfe. Noch vor dem Kriege rüstet man sich zu denselben. Nach vollendeter Rüstung tritt man dem Feinde erst entgegen.

Es ist eine irrtümliche Anschauung, wenn man zwischen erlaubten und verboten Leidenschaften unterscheidet, um sich den ersteren hinzugeben und die letzteren zu bekämpfen. Alle sind gut, sobald man ihrer Herr bleibt, alle sind dagegen auch wieder schlecht, sobald man sich ihrer Herrschaft unterwirft. Die Natur verbietet uns nun, unsere Neigungen über das Maß unserer Kräfte auszudehnen, die Vernunft verbietet das zu wollen, was wir nicht erreichen können, während das Gewissen zwar nicht verbietet, dass die Versuchung an uns herantritt, wohl aber, dass wir uns von ihr besiegen lassen. Es steht nicht in unserem eigenen Belieben, Leidenschaften zu haben oder nicht zu haben, aber es hängt von uns ab, über sie zu herrschen. Alle Empfindungen, welche wir beherrschen, sind berechtigt, alle aber, die uns beherrschen, sind sündhaft. In der Liebe eines Mannes zu dem Weibe eines anderen liegt nichts Strafbares, wenn er sich durch diese unglückliche Leidenschaft nicht verleiten lässt, das Gesetz der Pflicht zu verletzen; er macht sich aber durch die Liebe zu seiner eigenen Frau strafbar, wenn er der Liebe alles opfert.

Erwarte von mir keine weitschweifigen moralischen Lehren; ich habe dir nur eine einzige zu geben, welche alle übrigen in sich schließt. Sei ein Mensch, lass dein Herz die Schranken deiner menschlichen Stellung nicht überschreiten. Erforsche und erkenne diese Schranken. Wie eng sie auch sein mögen, so ist man doch nie unglücklich, solange man innerhalb derselben bleibt. Erst dann wird man es, wenn man sie überschreiten will, erst dann, wenn man in seinen unsinnigen Begierden das Unmögliche für möglich betrachtet, seine menschliche Stellung vergisst, um in einer Traumwelt zu leben, aus der man doch immer wieder in das Reich der Wirklichkeit zurücksinkt. Die einzigen Güter, deren Entbehrung uns schmerzlich ist, sind diejenigen, auf welche wir ein Anrecht zu besitzen glauben. Die augenscheinliche Unmöglichkeit, in ihren Besitz zu gelangen, lenkt unsere Gedanken von ihnen ab. Hoffnungslose Wünsche vermögen uns nicht zu martern. Einen Bettler ficht der Wunsch, König zu sein, wenig an. Ein König wird nur danach streben, Gott zu sein, wenn er nicht mehr Mensch zu sein glaubt.

Die Illusionen des Stolzes sind die Quelle unserer größten Übel. Die Betrachtung des menschlichen Elends macht den Weisen dagegen stets maßvoll. Er verharrt auf der ihm angewiesenen Stelle und bereitet sich keine Unruhe mit dem fruchtlosen Wunsch, aus ihr herauszutreten. Er vergeudet seine Kräfte nicht mit dem vergeblichen Streben, sich den Genuss dessen zu verschaffen, was er sich doch nicht erhalten kann, und indem er sie sämtlich darauf verwendet, seines wirklichen Besitzes froh zu werden, wächst seine Macht und sein Reichtum in Wahrheit um soviel, als er weniger wird, denn wir erstrebten. Kann ich sterbliches und vergänglichen Wesen wohl auf dieser Erde, wo alles wechselt und vergeht, und von der ich morgen wieder verschwinden werde, ewige Bande knüpfen? O Emil, o mein Sohn, was würde mir noch bleiben, wenn ich dich verlöre? Und dennoch muss ich mit dem Gedanken an deinen Verlust vertraut machen, denn wer weiß, wie bald du mir entrissen wirst.

Willst du folglich glücklich und weise leben, so hänge dein Herz nur an die Schönheit, welche nie vergeht. Richte deine Wünsche nach deinen Verhältnissen, ordne deine Neigungen deinen Pflichten unter, unterwirft auch das Moralische dem Gesetze der Notwendigkeit. Lerne verlieren, was dir entrissen werden kann, lerne auf alles verzichten, wenn es die Tugend erheischt, dich über die Ereignisse hinwegsetzen, dein Herz von ihnen lösen, ohne dass sie es zerreißen, lerne mutig sein unter Widerwärtigkeit, damit du nie elend werdest, und fest in deiner Pflicht, damit du dich nie strafbar machst. Dann wirst du dem Schicksal zum Trotz glücklich und den Leidenschaften zum Trotz weise sein; dann wirst du sogar im Besitze vergänglicher Güter eine Freude empfinden, die nichts zu stören vermag. Du wirst sie besitzen, ohne dass sie dich besitzen, und du wirst fühlen, dass der Mensch, dem doch alles entgleitet, nur das recht genießt, was er zu verlieren weiß. Es ist freilich wahr, dass dir die Illusionen eingebildeter Freuden verloren gehen, dafür wirst du aber auch von den Schmerzen verschont bleiben, die ihre Frucht sind. Du wirst bei diesem Tausche viel gewinnen, denn während jene Freuden selten und nichtig sind, sind diese Schmerzen häufig und wirklich. Nachdem du so viele trügerische Meinungen zurückgewinnen hast, wirst du auch derjenigen siegreich widerstehen, welche dem Leben einen zu hohen Wert beilegt. Du wirst das deinige ohne Unruhe zurücklegen und es ohne Schrecken beenden. Du wirst dich von ihm ebenso wie von allem übrigen losreißen. Mögen andere, von Schrecken ergriffen, dem Wahne huldigen, dass sie mit dem Austritt aus dem Leben zu sein aufhören, du wirst vielmehr, da du dich von der Nichtigkeit desselben überzeugt hast, fest glauben, dass das wahre Leben dann erst beginnt. Der Tod bildet für den Bösen des Lebens Ende, für den eigentlichen Anfang.“

Emil hört mich mit einer von Unruhe gemischten Aufmerksamkeit an. Er besorgt einen traurigen Schluss dieser Einleitung. Ihn ahnt, dass ich ihm die Notwendigkeit, die Seelenkraft zu üben, um ihn darauf vorzubereiten, dass ich ihn dieser harten Übung unterwerfen will. Wie ein Verwundeter zittert,

sobald er den Wundarzt nahen sieht, so glaubt er auf seiner Wunde schon die schmerzende, wenn auch heilsamen Hand zu fühlen, die ihn von dem Verderben zurückhält.

Ungewiss, beunruhigt und ungeduldig zu erfahren, was ich eigentlich im Schilde führe, fragt er mich, anstatt zu antworten, obwohl mit einiger Bangigkeit. „Was muss ich tun?“ beginnt er fast zitternd, und ohne zu wagen, die Augen zu mir zu erheben. „Was du tun musst?“ erwidere ich festen Tones, „du musst Sophie verlassen.“ – „Was sagen Sie?“ ruft er leidenschaftlich aus, „Sophie verlassen! Sie verlassen, sie hintergehen, ein Verräter an ihr werden, ein Schurke, ein Meineidiger!“ – „Wie?“ versetze ich, unterbrechend, „mir kannst du zutrauen, dass ich dich anhalten werde, dir solche Namen zu verdienen?“ – „Nein,“ – „Nein,“ entgegnet er mit derselben Leidenschaftlichkeit, „weder Sie noch ein anderer könnte mich dazu zwingen. Selbst wider Ihren Willen werde ich Ihr Werk aufrechtzuerhalten wissen; nie werde ich diese Namen verdienen.“

Auf diesen ersten Wutausbruch hatte ich mich gefasst gemacht. Ich ließ, ohne in Aufregung zu geraten, vorübergehen. Besäße ich nicht selbst die Mäßigung, die ich ihm predige, so würde es mir übel anstehen, sie ihm zu predigen! Emil kennt mich zu genau, um mir zuzutrauen, dass ich je etwas Schlechtes von ihm verlangen könnte, und er weiß sehr wohl, dass er eine schlechte Handlung begehen würde, wollte er Sophie in dem Sinne verlassen, welchen er diesem Worte beilegt. Er erwartet also doch schließlich, dass ich mich endlich erkläre. Und so fahre ich in meiner Rede denn weiter fort:

„Kannst du dir vorstellen, lieber Emil, dass ein Mann, in welcher Lage er sich auch befinde, glücklicher sein könnte, als du es seit drei Monaten bist? Wenn du es glaubst, so erkenne deinen Irrtum. Sinnengenuss ist vorübergehend, der gewohnte Herzenszustand verliert stets dabei. Du hast in Hoffnung schon einen größeren Genuss gehabt, als dir je in Wirklichkeit zuteil werden wird. Die Phantasie, welche den Gegenstand unseres

Sehens verschönt, ist bei dem Besitz in Untätigkeit. Mit Ausnahme des einzigen Wesens, welches durch sich selbst existiert, ist nur das schön, was nicht ist. Wenn dein gegenwärtiger glücklicher Zustand hätte dauernden Bestand haben können, so würdest du das höchste Glück gefunden haben. Aber alles Menschliche ist hinfällig, alles ist endlich, alles im Menschenleben ist vorübergehend. Selbst wenn der Zustand, welcher uns glücklich macht, immer dauern würde doch die Gewohnheit des Genusses denselben wesentlich abschwächen. Wenn auch äußerlich keine Änderung eintritt, so ist doch das Herz einem Wechsel unterworfen. Das Glück verlässt uns oder wir verlassen das Glück.

Während deines Liebesglückes ist die Zeit, welche du zu messen vergaßest, verflossen. Der Sommer ist vergangen, der Winter steht vor der Tür. Könnten wir auch unsere Ausflüge während einer so rauen Jahreszeit fortsetzen, so würde man es doch nie dulden. So ungern wir uns auch dazu bequemen, so müssen wir dennoch unsere Lebensweise ändern; unsre jetzige darf nicht länger so fort dauern. Deine ungeduldigen Blicke geben mir zu verstehen, dass du glaubst, diese Schwierigkeit leicht heben zu können. Sophiens Geständnis sowie dein eigenes Sehnen geben dir ein leichtes Mittel an die Hand, den Schnee zu vermeiden und der Wanderung zu ihrem Besuche überhoben zu sein. Dieses Hilfsmittel ist unstreitig bequem. Ist aber der Frühling gekommen, so schmilzt zwar der Schnee, doch die Ehe bleibt. Allein man muss sein Sinnen auf alle Jahreszeiten richten.

Du willst Sophie heiraten, obwohl du sie noch nicht fünf volle Monate kennst. Du willst sie nicht deshalb heiraten, weil sie für dich passt, sondern weil sie dir gefällt. Als ob sich die Liebe noch nie über die Angemessenheit getäuscht hätte, und als ob anfängliche Liebe noch nie in Hass umgeschlagen wäre! Sie ist tugendhaft, ich weiß es. Ist das aber schon ausreichend? Genügt Sittsamkeit allein, um in der Ehe die Herzen auf das innigste zu verbinden? Nicht ihre Tugend ziehe ich in Zweifel, aber ihr Charakter flößt mir Bedenken ein. Lässt sich der Charakter einer Frau etwa in einem Tage erkennen? Weißt du, in wie viel Lagen man sie gesehen haben

muss, um ihr Gemüt völlig zu durchschauen? Gibt eine viermonatige Zuneigung eine Bürgschaft für das ganze Leben? Vielleicht hat sie dich schon nach einer Abwesenheit von zwei Monaten wieder vergessen. Vielleicht wartet schon ein anderer nur auf deine Entfernung, um dich aus ihrem Herzen zu verdrängen. Vielleicht wirst du sie bei deiner Rückkehr ebenso gleichgültig finden, als du sie bis jetzt für deine Liebe empfänglich fandest. Die Gefühle haben mit den Grundsätzen nichts zu schaffen. Sophie kann sehr sittsam bleiben und trotzdem dich zu lieben aufhören. Ich glaube freilich annehmen zu können, dass sie in ihrer Liebe unwandelbar und treu sein wird. Wer aber bürgt dir für sie und wer bürgt ihr für dich, solange ihr euch noch keiner gegenseitigen Probe unterworfen habt? Wollt ihr mit dieser Probe warten, bis sie euch überflüssig? Wollt ihr, um euch kennen zu lernen, warten, bis ihr euch nicht mehr zu trennen vermögt?

Sophie zählt kaum achtzehn Jahre, während du kaum das zweiundzwanzigste zurückgelegt hast. Das ist das Alter für die Liebe, aber nicht für die Ehe. Was für einen Hausvater und eine Hausmutter würdet ihr abgeben! Um Kinder erziehen zu können, wartet wenigstens so lange, bis ihr selbst die Kinderschuhe ausgezogen habt. Weißt du, wie vielen junge Frauen die Beschwerden einer zu früh eingetretenen Schwangerschaft den Körper geschwächt, die Gesundheit untergraben und das Leben verkürzt haben? Weißt du, wie viel Kinder kraftlos und schwach geblieben sind, weil sie in einem noch nicht völlig ausgebildeten Körper ihre erste Nahrung fanden? Wenn noch die Mutter ebenso wie ihr Kind wachsen muss und sich deshalb der zum Wachstum notwendige Nahrungsstoff unter zwei verteilt, wenn also keines von ihnen das erhält, was ihnen nach der Bestimmung der Natur nötig ist, wie ist es dann anders möglich, als dass beide darunter zu leiden haben? Ich müsste dich sehr schlecht kennen, Emil, wenn ich dir nicht zutrauen sollte, dass du lieber später eine gesunde Frau und kräftige Kinder haben, als deine Ungeduld auf Kosten deiner Gattin und ihrer Gesundheit befriedigen möchtest.

Ich will nur noch einige Bemerkungen in bezug auf dich selbst anknüpfen. Hast du wohl, da du dich nach dem Gatten- und Vaterstande sehnst, schon über die damit verknüpfen Pflichten nachgedacht? Dadurch, dass du ein Familienhaupt wirst, triffst du auch zugleich in die Reihen der vollberechtigten Glieder des Staates ein. Was heißt das, ein Staatsglied sein? Weißt du es? Die Pflichten, die dir als Menschen obliegen, hast du studiert; kennst du aber auch deine bürgerlichen Pflichten? Weißt du, was Regierung, Gesetz, Vaterland zu bedeuten hat? Weißt du, um welchen Preis es dir zu leben gestattet ist, und für wen du sterben musst? Du bildest dir ein, alles gelernt zu haben, und weißt eigentlich doch noch nichts. Bevor du eine Stellung in der bürgerlichen Ordnung einnimmst, lerne letztere erst kenne und mache dich damit vertraut, welcher Rang dir in derselben gebührt.

Emil, du musst Sophie verlassen. Ich will damit nicht sagen, dass du sie aufgeben sollst. Wärest du dessen fähig, so würde sie sich nur glücklich preisen können, wenn sie sich nie mit dir vermählte. Du musst sie verlassen, um ihrer würdig zurückzukehren. Gib dich nicht dem eilten Wahne hin, du habest sie jetzt verdient. O, wie viel bleibt dir noch zu tun! Eile, diese edle Aufgabe zu erfüllen; lerne eine Trennung von ihr auszuhalten; gewinne den Lohn der Treue, damit du sie dir bei deiner Rückkehr vor ihr als Ehre anrechnen und ihre Hand nicht als eine Gnade, sondern als eine Belohnung begehren kannst.“ Noch ungeübt gegen sich selbst anzukämpfen, noch ungewohnt, das eine zu ersehen und das andere zu wollen, ergibt sich der junge Mann nicht sogleich. Er leistet Widerstand, er führt Gegen Gründe an. Weshalb sollte er dem Glück entsagen, welches seiner wartet? Läge nicht in der Zögerung, die ihm dargebotene Hand anzunehmen, eine Verschmähung derselben? Wäre es denn wirklich eine absolute Notwendigkeit, sich von ihr zu trennen, um sich das anzueignen, was ihm noch zu wissen nötig wäre? Und selbst dies zugestanden, weshalb sollte er ihr nicht in unlöslichen Bandes das sichere Unterpfand seiner Rückkehr lassen? Sobald er erst ihr Gatte wäre, würde er sofort bereit sein, mir zu folgen. Nach ihrer Vereinigung

könnte er sie ohne Furcht verlassen... „Euch zum Zwecke eurer Trennung vereinigen, lieber Emil? Was für ein Widerspruch! Es ist schön, wenn ein Geliebter ohne seine Geliebte zu leben vermag, aber ein Gatte darf sein Weib nie ohne Not verlassen. Sollen deine Bedenklichkeiten beseitigt werden, so muss der Aufschub deiner Ehe, wie ich mich jetzt überzeuge, nicht von dir ausgehen. Du musst deiner Sophie sagen können, dass du sie nur gezwungen verlässt. Nun gut, gib dich zufrieden! Da du der Vernunft nicht gehorchen willst, so erkenne nun einen anderen Herrn an. Du hast gewiss nicht die Verpflichtung vergessen, die du mir gegenüber bist. Emil, du musst Sophie verlassen. Ich will es.“

Bei diesem Worte senkt er den Kopf, bleibt stumm, hängt einen Augenblick seinen Gedanken nach und sagt darauf, indem er mich vertrauensvoll anblickt: „Wann reifen wir ab?“ – „In acht Tagen,“ entgegne ich, „denn wir müssen Sophie erst auf unsere Abreise vorbereiten. Die Frauen sind schwächer, weshalb man ihnen schonende Rücksicht schuldig ist, und da die Pflicht nicht von ihr wie von dir diese Trennung erfordert, so darf sie dieselbe weniger mutig ertragen.“ Ich kann kaum der Versuchung widerstehen, das Tagebuch der Liebe dieser beiden jungen Leute bis zu ihrer Trennung fortzusetzen. Da ich indes die Nachricht der Leser schon lange genug missbrauche, so will ich, um dieser Episode einmal ein Ende zu machen, mich kurz fassen. Wird Emil es wagen, zu den Füßen seiner Geliebten dieselbe Sicherheit zur Schau zu tragen, die er soeben seinem Freunde gegenüber bewiesen hat? Ich für meinen Teil halte mich davon überzeugt. Die Aufrichtigkeit seiner Liebe selbst muss ihm diese Sicherheit verleihen. Wäre diese Trennung von ihr ein wenig schweres Opfer für ihn, so würde er verlegener sein. Er würde sich beim Abschied schuldbewusst fühlen, und dies Gefühl versetzt ein redliches Herz stets in Verlegenheit. Je größer aber das Opfer ist, welches er bringt, desto mehr gereicht es ihm in den Augen derjenigen zur Ehre, die es ihm so schwer macht. Er hegt keine Besorgnis, dass sie sich über den Beweggrund, von dem er sich leiten lässt, einer Täuschung hingibt.

Er scheint ihr mit jedem Blicke zu sagen: „O Sophie, lies in meinem Herzen und bleibe mir treu; dein Geliebter ist nicht gewissenlos.“

Die mutige Sophie ihrerseits sucht den Schlag, der sie so unversehens trifft, mit Würde zu tragen. Sie strengt sich an, gegen denselben unempfindlich zu erscheinen. Da ihr aber nicht, wie Emil, neben der Ehre des Kampfes auch noch die des Sieges zuteil wird, so vermag sie ihre Festigkeit nicht lange zu bewahren. Wie sehr sie sich auch zusammennimmt, bricht sie doch in Tränen und Seufzen aus, und die Angst, dass Emil sie vergessen könnte, verschärft den Schmerz der Trennung. Zwar weint sie nicht in Gegenwart ihres Geliebten, zeigt sie an seiner Seite nicht ihre Angst; nein, lieber würde sie ersticken, als dass sie sich in seiner Gesellschaft auch nur einen einzigen Seufzer entschlüpfen ließe. Aber mir schüttet sie ihre Klagen aus, ich darf ihre Tränen fließen sehen, ich bin es, den sie sich dem Anscheine nach zum Vertrauten wählt. Die Frauen sind gewandt und wissen sich zu verstellen. Je heftiger sie im geheimen über meine Tyrannei murrte, mit desto größerer Aufmerksamkeit kommt sie mir entgegen. Sie ist sich dessen bewusst, dass ihr Schicksal in meinen Händen liegt.

Ich tröste sie, spreche ihr Mut zu und bürge ihr für ihren Geliebten oder vielmehr für ihren Gemahl, denn ich schwöre es ihr zu, dass er dies in zwei Jahren sein wird, wenn sie nur mit ebensolcher Treue an ihm hange, wie er an ihr. Sie hegt eine viel zu hohe Achtung vor mir, um glauben zu können, dass ich darauf ausgehe, sie zu täuschen. Ich verbürge mich bei jedem von beiden für den anderen. Ihre Herzen, ihre Tugend, meine Rechtschaffenheit, das Vertrauen ihrer Eltern – alles beruhigt sie wieder allmählich. Aber wie wenig vermag die Vernunft wider die Schwäche! Sie scheiden voneinander, als wäre es eine Trennung auf Nimmerwiedersehen.

Nun fällt Sophie der Kummer der Eucharis ein und sie träumt sich lebhaft an ihre Stelle. Verhüten wir jedoch, dass während unserer Abwesenheit jene phantastische Liebe wieder erwache. „Sophie,“ sage ich deshalb eines Tages zu ihr, „tauschen Sie und

Emil Ihre Lieblingsbücher aus. Geben Sie ihm Ihren Telemach, damit er ihm ähnlich zu werden lerne, Sie aber mögen sich von ihm seinen Beobachter<sup>192</sup> geben lassen, in welchem Sie so gern lesen. Machen Sie sich aus demselben mit den Pflichten eines ehrbaren Weibes vertraut und sein Sie dessen eingedenk, dass diese Pflichten in zwei Jahren die Ihrigen sein werden.“ Dieser Tausch findet beider Beifall und erfüllt sie mit Vertrauen. Endlich erscheint der traurige Tag des Scheidens.

Sophiens würdiger Vater, mit dem ich alles ausführlich besprochen habe, umarmt mich, als ich von ihm Abschied nehme. Darauf nimmt er mich beiseite und sagt in ernstem und nachdrucksvollem Ton: „Ich bin in allen Stücken Ihrem Wunsche nachgekommen, denn ich wusste, dass ich es mit einem Ehrenmanne zu tun hatte. Jetzt brauche ich Ihnen nur noch ein Wort zu sagen: Vergessen Sie nicht, dass Ihr Zögling seinen Ehekontrakt auf dem Munde meiner Tochter besiegelt hat.“

Wie abweichend ist das Benehmen der beiden Liebenden! Emil, der heftig, feurig, aufgereggt und außer sich ist, schreit laut auf, benetzt die Hände des Vaters, der Mutter, der Tochter mit Strömen von Tränen, umarmt schluchzend alle Hausgenossen und wiederholt mit einer Verwirrung, die bei jeder anderen Gelegenheit ein unwillkürliches Lächeln hervorrufen würde, tausendmal dasselbe; während Sophie, niedergeschlagen, bleich, mit traurigem Auge und trübem Blicke ruhig bleibt, kein Wort spricht, keine Träne vergießt und niemand, nicht einmal Emil, anblickt. Obwohl er ihre Hände ergreift und sie an sein Herz drückt, bleibt sie unbeweglich, unempfindlich für seine Tränen, unempfindlich auch für seine Liebkosungen und für alles, was er tut. Für sie ist er schon geschieden. Wie viel rührender ist der sich darin aussprechende tiefe Kummer als das ungestüme Klagegeschrei und der lärmende Schmerz ihres Geliebten. Er sieht und fühlt es, es zerreißt ihm das Herz. Nur mit Mühe vermag ich ihm von ihr loszureißen. Zögere ich

---

<sup>192</sup> Die bekannte von Addison und Steele unter dem Namen *Spectator* in England herausgegebene Zeitschrift.

nur noch einen Augenblick, so fehlt es ihm an Kraft, zu scheiden. Es ist mir aufrichtig lieb, dass er den Eindruck dieses traurigen Bildes mit sich nimmt. Sollte er sich je versucht fühlen, zu vergessen, was er Sophie schuldig ist, so brauche ich ihn nur an ihr Bild im Augenblicke des Abschiedes zu erinnern: und sein Herz müsste schon ganz entartet sein, wenn es mir nicht gelingen sollte, ihn wieder zu ihr zurückzuführen.

### **Reisen**

Man wirft die Frage auf, ob es für junge Leute gut sei, zu reisen, und streitet viel darüber. Würde man die Frage etwas anders stellen, etwa so, ob es gut sei, dass Männer gereist sind, so würde man vielleicht nicht soviel streiten.

Der Missbrauch, den man mit den Büchern treibt, ertötet die Wissenschaft. Da man sich das, was man gelesen hat, zu wissen einbildet, so glaubt man der Anstrengung, es erst zu lernen, überhoben zu sein. Eine zu große Belesenheit erzeugt nur zu oft dünkelfhafte Unwissenheit. Unter allen Jahrhunderten, in welchen literarische Bildung pflegte, hat es kein einziges gegeben, in welchem man soviel las wie in dem gegenwärtigen, und kein einziges, in welchem man weniger Anspruch auf Gelehrsamkeit machen kann.<sup>193</sup> In keinem Lande werden soviel Geschichtswerke und Reisebeschreibung gedruckt wie in Frankreich, und trotzdem kennt man in keinem den Geist und die Sitten anderer Völker weniger als hier. Über dieser Menge von Büchern vernachlässigen wir das Welt, oder lesen wir noch darin, so hält sich jeder an sein besonderes Blatt. Wenn mir die sprichwörtliche Redensart „Kann man ein Perser sein“ auch unbekannt wäre, so würde ich doch beim

---

<sup>193</sup> cf. Montaigne, liv I, chap. XXV.

bloßen Anhören derselben sofort erraten, dass sie aus dem Lande stammt, in welchem sich die nationalen Vorurteile am meisten der Herrschaft bemächtigt haben, und von dem Geschlechte, welches zu ihrer Verbreitung am meisten beiträgt.

Ein Pariser wähnt die Menschen zu kennen, während er doch nur die Franzosen kennt. Obgleich seine Stadt fortwährend von Fremden wimmelt, betrachtet er doch jeden derselben als eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, der in der ganzen Welt nichts Gleiches an die Seite gestellt werden kann. Man muss die Bürger dieser großen Stadt aus der Nähe gesehen, muss in ihrer Mitte gelebt haben, um es begreiflich zu finden, dass man bei so vielem Geiste einen so hohen Grad von Dummheit besitzen kann. Es ist dies um so auffallender, als jeder von ihnen vielleicht schon zehnmal die Beschreibung des Landes gelesen hat, dessen Bewohner ihm hier ein so großartiges Erstaunen abnötigen.<sup>194</sup>

Es heißt zuviel von uns verlangt, wenn wir, um die Wahrheit aufzufinden, uns zugleich über die Vorurteile der Schriftsteller wie über unsere klar werden sollen. Ich habe viel Reisebeschreibungen in meinem Leben gelesen, habe aber noch nicht zwei gefunden, welche in mir dieselbe Idee von dem nämlichen Volke erweckt hätten. Als ich das wenige, welches mir selbst zu beobachten möglich war, mit dem verglich, was ich gelesen hatte, hörte ich schließlich auf, mich ferner um Reisebeschreibung zu bekümmern, und bedauerte aufrichtig die Zeit, die ich zu meiner Belehrung auf ihre Lektüre verwandt hatte, da ich der festen Überzeugung war, dass, will man Beobachtungen irgendwelcher Art machen, man nicht lesen, sondern sehen muss. Selbst wenn alle Reisenden aufrichtig wären, wenn sie nichts berichteten, als was sie mit eigenen Augen gesehen oder was sie für vollkommen wahr halten, und wenn sie die Wahrheit nur in den falschen Farben wiedergäben, welche dieselbe in ihrer Augen annimmt, selbst dann schon hätte meine obige Behauptung ihrer vollen Grund; um wie

---

<sup>194</sup> cf. Montaigne, liv. III, chap. IX.

viel mehr aber erst, wenn man die Wahrheit noch aus ihren Lügen und absichtlichen Verdrehungen muss.

Wir wollen deshalb die Bücher, welche man uns als ein so vortreffliches Hilfsmittel anpreist, denen überlassen, deren geistige Fähigkeit in ihnen Befriedigung findet. Dieses Hilfsmittel dient, wie die Kunst des Raymond Lullus,<sup>195</sup> nur dazu, über Dinge, von denen man nichts versteht, schwatzen zu lernen, dient zur Abrichtung fünfzehnjähriger Platos, dient, sie in den Stand zu setzen, in Vereinen philosophische Vorträge zu halten und die Gesellschaft auf Grund der Berichte eines Paul Lukas oder eines Tavernier<sup>196</sup> über die Sitten der Ägypter und Inder zu unterrichten.

Für mich gilt es als eine ausgemachte Wahrheit, dass derjenige, welcher nur einem Volke bekannt ist, nicht Menschen im allgemeinen, sondern nur die Leute kennt, unter denen er gelebt hat. Danach könnte die Frage und bezug auf den Nutzen des Reisens auch noch eine andere Fassung erhalten, nämlich: Ist es für einen Mann von guter Erziehung ausreichend, nur seine Landsleute zu kennen, oder ist es für ihn von Wichtigkeit, sich allgemeine Menschenkenntnis zu erwerben? Darüber kann kein Streit noch Zweifel herrschen. Hieraus lässt sich erkennen, wie viel bei der Lösung einer schwierigen Frage von der Fassung derselben abhängt.

Muss man nun aber, um die Menschen zu studieren, die ganze Erde durchstreifen? Muss man, um die Europäer zu beobachten, nach Japan gehen? Muss man sämtliche Individuen kennen, um das Geschlecht kennen zu lernen? Sicherlich nicht. Es gibt Menschen,

---

<sup>195</sup> Raymond Lullus, geboren auf Mallorca im Jahre 1234, hatte den Beinamen „der Erleuchtete“ erhalten und stand in seinem Zeitalter im Rufe eines Universalgenies. Er hat über alle möglichen Wissenschaften Abhandlungen geschrieben, deren Stil und Ideengang des Zeitalters, in dem er lebte, würdig sind.

Anm  
erk. des  
Herrn  
Petitain.

<sup>196</sup> Beide waren im 17. Jahrhundert angesehene französische Reisende.

die sich so ähnlich sehen, dass es nicht der Mühe wert ist, sie einzeln zu studieren. Wer zehn Franzosen gesehen hat, der hat alle gesehen. Kann man nun auch dies von den Engländer und einigen anderen Völkern nicht mit ebensolcher Bestimmtheit behaupten, so steht doch soviel fest, dass jede Nation ihren besonderen und eigentümlichen Charakter hat, der nicht durch die Beobachtung eines einzelnen, wohl aber durch die mehrerer ihrer Glieder durch einfache Schlussfolgerung gefunden werden kann. Wer zehn Völker miteinander verglichen hat, kennt die Völker, wie der, welcher mit zehn Franzosen Umgang gehabt hat, die Franzosen kennt.

Ein oberflächliches Durchstreifen der Länder reicht nun aber zur Belehrung noch nicht hin; man muss zu reisen verstehen. Zum Beobachten muss man Augen haben und sie auf den Gegenstand richten, welchen man kennen zu lernen wünscht. Viele Leute lernen auf ihren Reisen noch weniger als aus ihren Büchern, weil ihnen die Kunst zu denken fremd ist, und weil bei der Lektüre ihr Geist wenigstens der Leitung des Schriftstellers folgt, während es ihnen auf ihren Reisen an der Fähigkeit fehlt, selbst Beobachtungen anzustellen. Andere unterrichten sich einfach deshalb nicht, weil sie nicht Lust haben, sich zu unterrichten. Ihr Zweck ist ein so verschiedener, dass sich jener ihrem Gesichtskreise völlig entzieht. Es ist ein großer Zufall, wenn man das, dessen Anblick einem gleichgültig ist, genau sieht. Von allen Völkern der Erde reisen die Franzosen am meisten, aber durchdrungen von der Vortrefflichkeit ihrer eigenen Sitten, verwerfen sie alles, was diesen nicht gleicht. In allen Winkeln der Erde finden sich Franzosen. Kein Land kann mehr Leute aufweisen, die Reisen unternommen haben, als Frankreich. Und trotzdem kennt unter allen Völkern Europas gerade dasjenige, welches die übrigen am häufigsten besucht hat, sie am allerwenigsten. Auch die Engländer reisen, aber auf andere Weise. Diese beiden Völker müssen in jeder Beziehung einen Gegensatz bilden. Bei den Engländer reist der Adel, bei den Franzosen reist er nicht.

In bezug auf das Volk findet das umgekehrte Verhältnis statt. Dieser Unterschied scheint mir für die Engländer ehrenvoll. Die Franzosen lassen sich bei ihren Reisen fast immer von einem bestimmten Interesse leiten, während die Engländer ihr Glück nie bei anderen Nationen suchen, es geschehe denn auf dem Wege des Handels oder vermittels voller Hände. Der Zweck ihres Reisens ist, ihr Geld auszugeben, nicht ihren Unterhalt zu suchen. Sie sind zu stolz, um in der Fremde in Niedrigkeit zu leben. Hierin liegt auch der Grund, dass sie in fremden Ländern mehr lernen als die Franzosen, welche sich mit ganz anderen Plänen tragen. Gleichwohl haben die Engländer ebenfalls ihre nationalen Vorurteile, ja sie haben deren sogar mehr als irgendein anderes Volk, allein diese Vorurteile beruhen weniger auf Unwissenheit, als auf einer gewissen Manie. Die Vorurteile des Engländers stammen aus seinem Stolze, die des Franzosen aus seiner Eitelkeit.

Wie der Völker, welche auf einer weniger hohen Kulturstufe stehen, im allgemeinen die vernünftigen sind, so pflegen auch diejenigen, unter welchen am seltensten Reisen vorkommen, dafür am besten zu reisen. Da sie in unseren nichtigen Forschungen geringere Fortschritte gemacht und sich von den Gegenständen unserer eitlen Wissbegierde weniger haben einnehmen lassen, so wenden sie dem, was in Wahrheit nützlich ist, ihre ganze Aufmerksamkeit zu. Ich kenne nur die Spanier, welche auf diese Weise reisen. Während ein Franzose von einem Künstler des Landes zum anderen läuft, ein Engländer Antiken abzeichnen lässt und ein Deutscher allen Gelehrten sein Album vorlegt, studiert der Spanier im stillen die Regierungsart, die Sitten, die Staatsverwaltung, und ist unter den vieren der einzige, welcher bei seiner Heimkunft von dem, was er gesehen hat, irgendeine Beobachtung, die seinem Vaterlande nützlich werden kann, mitbringt.

Die Alten reisten wenig, lasen wenig, schrieben wenig Bücher, und trotzdem ist man an dem, was uns von ihnen übrig ist, noch zu erkennen imstande, dass sie einander besser beobachteten, als wir unsere Zeitgenossen beobachten. Ohne bis auf Homer, den einzigen Dichter, der uns völlig in das Land versetzt, von dem er uns

eine Beschreibung liefert, zurückzugehen, so muss man doch dem Herodot die Ehre zuerkennen, dass er uns in seiner Geschichte, obgleich sie mehr Erzählungen als Reflexionen enthält, die Sitten besser als alle unsere Geschichtsschreiber geschildert hat, die ihre Werke mit Beschreibungen, Charakteristiken förmlich überladen. Tacitus hat die Deutschen seiner Zeit besser gezeichnet, als irgendein Schriftsteller die heutigen Deutschen gezeichnet hat. Unstreitig kennen diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, die Griechen, Karthager, Römer, Gallier und Perser besser, als irgendein Volk in der Gegenwart seine Nachbarn kennt.

Hierbei muss man nun freilich einräumen, dass sich der ursprüngliche Charakter der Völker von Tag zu Tag mehr verwischt und sich aus diesem Grund auch schwerer verstehen lässt. In dem Maße, in welchem die Volksstämme sich vermischen und die Völker miteinander verschmelzen, sieht man die Volksunterschiede, welche sonst beim ersten Blick auffielen, nach und nach verschwinden. Ehemals blieb jede Nation mehr in sich selbst abgeschlossen. Der Verkehr war weniger ausgebildet, es fanden nicht so viele Reisen statt, man hatte weniger gemeinsame oder entgegengesetzte Interesse, die politischen und gesellschaftlichen Verbindungen zwischen Volk und Volk waren nicht so zahlreich und man wusste nichts von jenen königlichen Aufhetzereien Unterhandlungen genannt, sowie von ordentlichen Gesandten oder Ministerresidenten. Weite Seefahrten kamen selten vor; es gab wenig Handel nach fernen Gegenden, und der unbedeutende Handel, den es überhaupt gab, wurde entweder von dem Fürsten selber getrieben, der sich dazu Fremder bediente, oder von verachteten Persönlichkeiten, die völlig einflusslos waren und zu der gegenseitigen Annäherung der Völker nichts beizutragen vermochten. Heutzutage ist der Verkehr zwischen Europa und Asien hundertmal stärker als er ehemals zwischen Gallien und Spanien war. Europa allein war unter sich unzusammenhängender als in unseren Tagen die ganze Erde.

Dazu wollte man noch ferner berücksichtigen, dass sich die alten Völker meistens als Ureinwohner oder aus ihrem eigenen

Lande herstammende betrachteten, da sie es lange genug in Besitz hatten, um das Andenken an die längst verflossenen Jahrhunderte, in welchen sich ihre Vorfahren in demselben niederließen, vergessen zu können und dem Klima die nötige Zeit zu gewähren, bleibende Spuren an ihnen zurückzulassen; während unter und erst die Einfälle der Römer und darauf die noch im frischen Andenken stehenden Einwanderungen der Barbaren alles untermischt, alles Ursprüngliche vernichtet haben. Die heutigen Franzosen sind nicht mehr von so großen Körperbau und so blond und flachshaarig wie ihre Väter. Die Griechen sind nicht mehr jene schönen Menschen, geschaffen, der Kunst als Vorbilder zu dienen. Sogar die Gestalt der Römer hat ebenso wie ihre Natur ihren Charakter geändert. Die Perser, die eigentlichen Ureinwohner der Tatarei, verlieren infolge ihrer Vermischung mit tscherkessischem Blute mit jedem Tage von ihrer ursprünglichen Hässlichkeit. Die Europäer sind keine Gallier, Iberier, Allobroger mehr. Sie sind sämtlich, was ihre Gestalt, und noch mehr, was ihre Sitten anlangt, nur verschieden ausgeartete Skythen.

Deshalb ließen auch die alten Rassenunterschiede, die Beschaffenheit der Luft und des Bodens ehemals das Temperament, die Gestalt, die Sitten und Charaktere der einzelnen Völker ungleich schärfer hervortreten, als dies in unsren Tagen der Fall ist, in welchen die europäische Unbeständigkeit keiner natürlichen Ursache Zeit lässt, eine Einwirkung, und in welchen die Abholzung der Wälder, die Austrocknung der Sümpfe sowie die gleichmäßigere, obgleich schlechtere Bewirtschaftung des Bodens selbst in physischer Beziehung keine bemerkbare Verschiedenheit des Bodens und der Länder übriglassen.

Dergleichen Erwägungen sollten wohl Ursache genug sein, dass man sich nicht so sehr beeilte, einen Herodot, Ktesias und Plinius deshalb lächerlich zu finden, weil sie die Bewohner verschiedener Länder mit Originalzügen und mit stark ausgeprägten Unterschieden darstellen, die wir an ihnen nicht mehr entdecken können. Um in ihnen dieselben Gestalten wiederzuerkennen, müsste man auch dieselben Menschen

wiederfinden; damit sie sich aber immer gleichgeblieben wären, hätte auch nichts sie verändern dürfen. Können wir alle Menschen, die je gelebt haben, auf einmal überschauen, würde es dann wohl einem Zweifel unterliegen, dass wir an ihnen von einem Jahrhundert zum anderen größere Unterschiede finden würden, als wir heutzutage zwischen den einzelnen Völkern wahrnehmen?

Je schwieriger nun die Beobachtungen werden, desto nachlässiger und unzulänglicher werden sie angestellt; hierin liegt ein weiterer Grund zu dem geringem Erfolg unserer Forschungen in der Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Die Belehrung, welche Reisen gewähren, wird von dem Reisezwecke bedingt. Ist dieser Zweck auf ein philosophisches System gerichtet, so sieht der Reisende nie etwas anderes als das, was er sehen will. Handelt es sich dagegen um einen äußeren Gewinn, so nimmt er die Aufmerksamkeit derer, die nach ihm jagen, völlig in Anspruch. Der Handel und die Künste, welche die Völker in die innigste Berührung bringen und miteinander verschmelzen, hindern sie indes auch, sich gegenseitig zu studieren. Kennen sie einmal den Vorteil, welchen ihnen ihr Verkehr abwirft, was brauchen sie dann noch mehr zu wissen?

Es gereicht dem Menschen zum wesentlichen Nutzen, alle die Gegenden kennen zu lernen, in denen man leben kann, um in stande zu sein, sich später diejenige auszuwählen, in der es sich am angenehmsten leben lässt. Wäre sich jeder selbst genug, so wäre es ausreichend, wenn er den Umfang des Landes kennt, welches ihn zu ernähren vermag. Der Wilde, der niemandes bedarf und nach nichts in der ganzen Welt Begehren trägt, kennt kein anderes Land als das seinige und sucht auch kein anderes zu lernen. Sieht er sich um seiner Existenz willen genötigt, sein Besitztum zu erweitern, so flieht er die von Menschen bewohnten Gegenden; sein Verlangen ist nur auf Tiere gerichtet, weil er ihrer allein zu seinem Unterhalte bedarf. Was uns dagegen anlangt, denen das gesellschaftliche Leben zur Notwendigkeit geworden ist und die wir eine Lust darin finden uns gegenseitig verbluten zu lassen, so erheischt es das Interesse eines jeden von uns, diejenigen Länder

zu besuchen, in denen die meisten Menschen dicht beieinander wohnen. Deshalb strömt alles nach Rom, Paris und London. In den Hauptstädten verkauft sich Menschenblut stets am billigsten. Auf diese Weise lernt man nur die großen Völker kennen, und die großen Völker gleichen sich alle untereinander.

„Allein,“ wendet man ein, „wir haben doch Gelehrte, die zu ihrer Belehrung Reisen unternehmen.“ Das ist ein Irrtum. Die Gelehrten reisen wie alle übrigen des Interesses wegen. Die Plato und Pythagoras sind ausgestorben, oder wenn es solche gibt, halten sie sich weit von uns entfernt auf. Unsere Gelehrten reisen nur auf Befehl des Hofes. Man sendet sie aus, übernimmt die Kosten und gewährt ihnen außerdem ein reichliches Honorar, um diesen oder jenen Gegenstand in Augenschein zu nehmen, der ganz gewiss kein moralischer ist. Ihre ganze Zeit wird ausschließlich von diesem einzigen Gegenstand in Anspruch genommen, da sie viel zu rechtschaffene Leute sind, um ihr Geld zu stehen. Wenn aber je in irgendeinem Lande Wissbegierige auf eigene Kosten reisen, so geschieht dies doch nie in der Absicht, die Menschen zu studieren, sondern vielmehr sie zu belehren. Nicht um eine Vermehrung ihrer eigenen Gelehrsamkeit ist es ihnen zu tun, sondern um ein prahlerisches Auskramen derselben. Wie sollten sie also auf ihren Reisen das Joch der Meinung abschütteln lernen? Sie reisen ja nur, um ihr zu frönen.

Es ist ein großer Unterschied, ob man reist, um Länder zu sehen oder um Völker kennen zu lernen. Den ersten Zweck verfolgen stets die Neugierigen, von denen der andere als Nebensache betrachtet wird. Der Philosoph muss den umgekehrten Weg einschlagen. Ehe das Kind imstande ist, die Menschen zu beobachten es die Dinge. Der Mann muss dagegen zuerst seine Mitmenschen beobachten; bleibt ihm dann noch Zeit übrig, mag er auch für die Dinge ein Auge haben.

Daraus aber, dass wir gewöhnlich ohne Vorteil reisen, nun schließen wollen, dass die Reisen überhaupt unnütz seien, hieße einen Trugschluss machen. Folgt aber schon daraus, dass der

Nutzen des Reisens zugestanden werden muss, dass es jedem anzuraten ist? Weit gefehlt; es werden im Gegenteil nur sehr wenige Menschen daraus Nutzen ziehen. Es ist nur denen vorteilhaft, welche in sich selbst Festigkeit genug besitzen, die Lehren des Irrtums anzuhören, ohne von ihnen verführt zu werden, und das Beispiel des Lasters anzuschauen, ohne sich von demselben fortreißen zu lassen. Die Reisen bieten einen Anstoß, seinen Neigungen nachzusehen, und vollenden den Menschen im Guten wie im Bösen. Bei der Heimkehr ist jeder so, wie er sein ganzes Leben hindurch bleiben wird. Es kehren nun weit mehr Schlechte als Gute zurück, weil bei der Abreise weit mehr zum Schlechten als zum Guten geneigt sind. Junge Männer, die eine schlechte Erziehung genossen haben und unter einer schlechten Leitung stehen, nehmen auf ihren Reisen alle Laster der Völker an, welche sie besuchen, aber keine einzige der Tugenden, die sich neben diesen Lastern bei ihnen finden, während diejenigen, welche mit glücklichen Naturanlagen ausgestattet sind, diejenigen, deren guter Charakter sorgfältig entwickelt ist, und die in der Tat mit der aufrichtigen Absicht reisen, sich zu belehren, sämtlich besser und weiser zurückkehren, als sie bei ihrer Abreise waren. So wird mein Emil reisen. So war auch jener eines besseren Jahrhunderts würdige junge Mann gereist, dessen Verdienste das erstaunte Europa bewunderte, der in der Blüte seiner Jahre für sein Vaterland starb, der aber fortzuleben verdiente und dessen nur mit seinen Tugenden geschmücktem Grabe die Ehre zuteil werden sollte, dass eine fremde Hand es mit Blumen bestreute.<sup>197</sup>

Alles, was aus bestimmten Beweggründen geschieht, muss seine Regeln haben. Wenn die Reisen als ein Teil der Erziehung gelten sollen, müssen sie ebenfalls an besondere Regeln geknüpft sein. Reisen, nur um zu reisen, heißt umherschweifen, heißt sich umhertreiben. Mit dem Ausdrucke „Reisen zum Zwecke der

---

<sup>197</sup> Nach Petitain soll dieser junge Mann der hochbegabte Graf von Gisors gewesen sein, der infolge einer in der Schlacht bei Krefeld im Jahre 1758 erhaltenen Wunde in seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre nach kurzem Krankenlager allgemein betrauert starb.

Belehrung“ lässt sich auch nur ein unbestimmter Begriff verbinden. Der Unterricht, der nicht einen bestimmten Zweck hat, ist wertlos. Ich wünschte in dem jungen Mann ein fühlbares Interesse zu erregen, sich zu unterrichten, und dieses richtig gewählte Interesse würde auch noch auf die Natur des Unterrichts bestimmend einwirken. Das ist beständig die Folge der Methode, die ich mich in Ausführung zu bringen bemühe.

Nachdem sich Emil nach seinen physischen Beziehungen zu den anderen Wesen sowie nach seinen moralischen Beziehungen zu seinen Mitmenschen gelernt hat, bleibt ihm nur noch übrig, sich auch über seine sozialen Beziehungen zu seinen Mitbürgern zu belehren. Zu diesem Zwecke muss er zuerst das Wesen der Regierung im allgemeinen, ferner die verschiedenen Regierungsformen und endlich die besondere Regierung, unter welcher er geboren ist, studieren um zu erkennen, ob sie angemessen für ihn ist, dass er auch weiter unter ihr leben kann. Denn nach einem unumstößlichen Rechte darf jeder, sobald er mündig und sein eigener Herr geworden ist, sich von dem Vertrage, der ihn zu einem Gliede des Staates macht, lossagen, indem er das Land verlässt, welches jener in Besitz hat. Nur aus dem Aufenthalte, welchen er nach seinem Eintritt in das Alter der Vernunft in demselben nimmt, lässt sich der Schluss ziehen, dass er stillschweigend auf die Verpflichtung eingegangen ist, welche seine Vorfahren übernommen haben. Er erlangt das Recht, ebenso wohl seinem Vaterlande wie dem Erbe seines Vaters zu entsagen; ja, da der Geburtsort eine Gabe der Natur ist, so verzichtet er dadurch auch gleichzeitig auf das Erbe derselben. Nach dem strengen Rechte bleibt jeder Mensch, wo er auch immer geboren sein möge, auf seine eigene Gefahr frei, falls er sich nicht freiwillig den Gesetzen unterwirft, um sich dadurch das Anrecht auf ihren Schutz zu sichern.

Ich würde also zum Beispiel zu ihm sagen: „Bis jetzt hast du unter meiner Leitung gelebt, da du außerstande warst, dich selbst zu regieren. Allein du näherst dich nun dem Alter, in welchem dich die Gesetze dadurch, dass sie dir die Verfügung gestatten, zum

Herrn deiner Person machen. Bald wirst du in der Gesellschaft allein fühlen, abhängig von allem, sogar von deinem Erbe. Du trägst dich mit der Absicht, dir eine Lebensgefährtin zu nehmen, und diese Absicht ist lobenswert; ihre Durchführung gehört zu den Pflichten des Mannes. Ehe du dich aber verheiratest, musst du darüber ins klare gekommen sein, was für ein Mann du sein willst, womit du dein Leben zuzubringen gedenkst, was für Maßregeln du ergreifen willst, um dir und deiner Familie Brot zu sichern: denn darf diese Sorge auch nicht zur Hauptsache gemacht werden, so muss man gleichwohl einmal daran denken. Willst du dich in die Abhängigkeit von Menschen begeben, die du verachtest? Willst du die Befestigung deines Glückes und die Sicherung deiner ganzen Lage in gesellschaftlichen Verhältnissen suchen, die dich unaufhörlich dem Belieben anderer preisgeben und dich nötigen, um nur den Schelmen zu entgehen, selbst ein Schelm zu werden?“

Darauf werde ich ihm alle möglichen Mittel angeben, sein Vermögen vorteilhaft anzulegen, sei es, dass er sich dem Handel oder dem Staatsdienste widmet, sei es, dass er sich an finanziellen Unternehmungen beteiligt. Ich werde ihm den Nachweis führen, dass es nicht ein einziges gibt, welches nicht mit Gefahren für ihn verknüpft ist, nicht ein einziges, welches ihn nicht in eine unsichere und abhängige Lage versetzt und ihn nicht zwingt, seine Sitten, seine Gefühle, sein Benehmen dem Beispiel und den Vorurteilen anderer anzubequemen.

„Es gibt“, werde ich zu ihm sagen, „freilich noch ein anderes Mittel, seine Zeit und seine Person zu verwenden, nämlich in Kriegsdienste zu treten, das heißt sich für einen geringen Lohn anwerben zu lassen, um Leute zu töten, die einem nie etwas getan haben. Dieses Handwerk steht unter den Menschen in großem Ansehen und man schätzt diejenigen außerordentlich hoch, welche nur dazu gut sind. Außerdem bist du dadurch nicht etwa anderer Hilfsmittel überholen, sondern erst recht auf diese angewiesen, denn die Ehre dieses Standes erfordert es, diejenigen zugrunde zu richten, welche sich ihm widmen. Allerdings gehen nicht alle unter. Es scheint sogar unmerklich Mode zu werden, dass man sich in

diesem Stande ebenso wie in den übrigen bereichert. Wenn ich dir jedoch erklären wollte, wie sie es anstellen, um dieses Ziel zu erreichen, so bezweifle ich, dass du dadurch Lust erieltest, ihrem Beispiele zu folgen.

Du wirst dich außerdem überzeugen, dass es bei diesem Handwerke nicht einmal auf Mut oder persönlichen Wert ankommt, wenn nicht etwa den Frauen gegenüber, sondern dass in Gegenteile der Kriechendste, Gemeinste und Knechtischste steht der Geehrteste ist. Ließest du dir in den Sinn kommen, deinem Dienst in allem Ernst obzuliegen, so würdest du verachtet, gehasst, vielleicht hinausgedrängt oder wenigstens zurückgesetzt und von deinen Kameraden überflügelt werden, und nur deshalb, weil du deinen Dienst in den Laufgräben versehen hast, während sie den ihrigen vor dem Putztische verrichteten.“

Man kann sich wohl vorstellen, dass alle diese verschiedenen Beschäftigungen dem Geschmacke Emils nicht sehr zusagen. „Wie,“ wird er mir erwidern, „habe ich denn die Spiele meiner Kindheit verlernt? Bin ich meiner Arme verlustig gegangen? Ist meine Kraft erschöpft? Vermag ich nicht mehr zu arbeiten? Was gehen mich alle eure schönen Beschäftigungen und alle tönlichen Meinungen der Menschen an? Ich geize nach keinem anderen Ruhm als wohlthätig und gerecht zu sein. Ich kenne kein anderes Glück, als mit dem, was man liebt, in Unabhängigkeit zu leben, während man sich täglich durch seine Arbeit Appetit und Gesundheit verschafft. Alle jene Schwierigkeiten, auf welche Sie mit aufmerksam gemacht haben, können mich kaum berühren. Ich begehre als ganzes Besizung nur eine kleine Meierei in irgendeinem Winkel der Erde. Ich werde nur danach geizen, mit ihren Erträgen mich zu begnügen, und so werde ich ohne Unruhe leben. Sophie und mein Feld, und ich werde reich sein.“

„Ja, mein Freund, zum Glück eines Weisen sind ein Weib und ein Feld hinreichend. So bescheiden diese Schätze aber auch sind, so sind sie gleichwohl nicht so allgemein, wie du wohl meinst. Der

seltenste ist allerdings für dich gefunden, lass uns deshalb von dein anderen reden.

Nach einem Felde steht also dein Wunsch, Emil! In welcher Gegend denkst du dir es auszuwählen? In welchem Erdwinkel wirst du sagen können: ›Hier bin ich mein eigener Herr und der unumschränkte Gebieter des Bodens der mir gehört.‹ Man kennt wohl die Orte, an welchen man sich leicht Reichtümer zu erwerben vermag, wer aber kennt die Stätten, wo man ihrer entbehren kann? Wer weiß, wo man unabhängig und frei leben kann, ohne dass man irgend jemandem ein Leib oder von anderen zu befürchten braucht? Wahnst du, dass das Land, welches uns gestattet, beständig ein rechtschaffenes Leben zu führen, so leicht zu finden sei? Wenn es ein rechtmäßiges und sicheres Mittel gibt, sich ohne Stetigkeit, ohne Abhängigkeit durch die Welt zu schlagen, so besteht es, wie ich gern zugeben will, darin, dass man unter der Bewirtschaftung seines eigenen Grund und Bodens von seiner Hände Arbeit lebt. Wo aber ist der Staat, in welchem man sich sagen kann: der Boden, auf dem ich wandle, ist mein? Bevor du dieses glückliche Land erwählst, versichere dich wohl, dass du den Frieden, den du suchst, in der Tat in ihm findest. Sei auf deiner Hut, dass dort nicht eine gewalttätige Regierung, eine verfolgungssüchtige Religion oder verderbte Sitten dein Glück stören. Stelle dich sicher vor unerschwinglichen Steuern, welche die Frucht deiner Arbeit verschlingen würden, vor endlosen Prozessen, welche dein Vermögen verzehren könnten. Triff Vorkehrungen, dass du bei einem ordentlichen Lebenswandel nicht nötig hast, Beamten und ihren Stellvertretern, Richtern, Priestern, mächtigen Nachbarn und Schurken jeglicher Art den Hof zu machen, die bei irgendeiner Vernachlässigung stets bereit sein werden, dich zu quälen.

Vor allen Dingen sichere dich vor den Plackereien der Großen und Reichen. Bedenke, dass ihre Ländereien überall an Naboths Weinberg grenzen können. Will es das Unglück, dass ein höherer Staatsbeamter in der Nähe deiner Hütte ein Haus kauft oder baut, wer vermag dir dann dafür zu bürgen, dass er nicht ein Mittel

ausfindig macht, zur Erweiterung seines Eigentums dein Erbe unter irgendeinem Vorwand an sich zu reißen, oder dass du nicht vielleicht schon morgen ansehen musst, wie dein ganzes Besitztum zur Anlage einer breiten Landstraße in Anspruch genommen wird? Wenn du dir nun auch soviel Einfluss bewahrst, um alle diese Unannehmlichkeit von dir fernzuhalten, dann gilt es nun auch noch, deinen Reichtum selbst zu bewahren, was mit nicht weniger Mühe für dich verbunden ist. Reichtum und Einfluss stützen sich gegenseitig; der eine hat ohne den anderen nur kurzen Bestand.

Ich besitze eine größere Erfahrung als du, lieber Emil; ich durchschaue besser die Schwierigkeit deines Planes. Trotzdem handelt es sich um ein schönes und ehrenhaftes Vorhaben, welches bei seiner Ausführung in der Tat dein Glück begründen würde. Wir wollen deshalb alles aufbieten, es ins Werk zu setzen. Ich habe dir einen Vorschlag zu machen: Lass uns die zwei Jahre, vor deren Ablauf du nicht heimzukehren gedenkst, zur Aufsuchung eines Zufluchtsortes in Europa benutzen, in welchem du mit deiner Familie glücklich und in Sicherheit vor all den erwähnten Gefahren leben kannst. Würde unser Suchen von Erfolg begleitet sein, so würdest du das wahre Glück gefunden haben, nach welchem so viele andere vergebens jagen, und deine Zeit brauchte dich nicht zu gereuen. Hätte unser Unternehmen dagegen keinen glücklichen Erfolg, so würdest du doch aus deinem Traume erwacht sein; du würdest dich über ein unvermeidliches Unglück trösten und dich dem Gesetze der Notwendigkeit unterwerfen.“

Ich weiß nicht, ob alle meine Leser merken werden, wie weit uns diese in solcher Weise vorgeschlagene Nachforschung führen kann. Soviel weiß ich aber bestimmt dass wenn Emil bei der Rückkehr von seinen unter einem solchen Gesichtspunkte begonnenen und fortgesetzten Reisen nicht mit allem vertraut wäre, was zur Kenntnis der Regierung, der öffentlichen Sitten und der Staatsgrundsätze jeglicher Art gehört, es uns beiden, ihm sowohl wie mir, an Verstand und Urteil fehlen müsste.

Ein festes Staatsrecht muss erst gebildet werden, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird es sich nie bilden. Grotius, der Lehrer aller unserer Gelehrten auf diesem Gebiet, ist nur ein Kind, und was noch schlimmer ist, ein völlig unglaubwürdiges Kind. Wenn ich mit anhöre, wie man Grotius bis in die Wolken erhebt und Hobbes mit Verwünschungen überschüttet, so kann ich daraus den Schluss ziehen, wie viel verständige Menschen eigentlich diese beiden Schriftsteller lesen oder verstehen. In Wahrheit stimmen sie in ihren Grundsätzen genau überein; nur in bezug auf die Terminologie findet ein Unterschied statt. Auch weichen sie in der Methode voneinander ab. Hobbes stützt sich auf Sophismen, Grotius auf Dichter. Alles übrige haben sie miteinander gemein.

Der einzige in neuerer Zeit, der imstande gewesen wäre, diese große und unnütze Wissenschaft ins Leben zu rufen, wäre der berühmte Montesquieu gewesen. Aber er hat sich in acht genommen, die Grundsätze des Staatsrechts zu behandeln. Er begnügte sich damit, das positive Recht der bestehenden Staaten in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen, und zwischen diesen beiden Studien ist ein gewaltiger Unterschied.

Wer also die Regierungsformen, so wie sie bestehen, richtig beurteilen will, ist genötigt, diese beiden Studien miteinander zu vereinigen. Um das, was ist, richtig beurteilen zu können, muss er wissen, was sein soll. Die Hauptschwierigkeit, die sich der Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes entgegenstellt, besteht darin, einen Privatmann für die Erörterung desselben und für die Beantwortung der beiden Fragen: Was geht es mich an? und: Was kann ich dazu tun? zu interessieren. Ich habe unseren Emil in den Stand gesetzt, sich alle beide beantworten zu können.

Die zweite Schwierigkeit liegt in den Vorurteilen der Kindheit, in den Grundsätzen, in welchen man auferzogen ist, hauptsächlich aber in der Parteilichkeit der Schriftsteller, welche, trotzdem sie immer von der Wahrheit reden, sich doch nicht im geringsten um dieselbe kümmern, dafür aber um so mehr an ihren eigenen Vorteil denken, von dem sie niemals reden. Da die Verleihung von

Lehrstühlen, Pensionen und akademischen Stellen nicht vom Volk ausgeht, so kann man sich ein Urteil darüber bilden, wie seine Rechte von jenen Leuten begründet und erläutert werden. Ich habe dafür Sorge getragen, dass Emil auch unter dieser Schwierigkeit nicht zu leiden hat. Kaum weiß er bis jetzt, was Regierung ist. Für ihn handelt es sich einzig und allein darum, die beste ausfindig zu machen. Er trägt sich durchaus nicht mit schriftstellerischen Plänen, und sollte er je ein Buch schreiben, so geschieht es sicherlich nicht in der Absicht, den Mächtigen den Hof zu machen, sondern um die Rechte der Menschheit der Anerkennung zu bringen.

Es bleibt noch eine dritte, mehr scheinbare als wirkliche Schwierigkeit übrig, deren Erwähnung und Lösung ich aus diesem Grunde für unnötig halte. Es genügt mir, dass sie meinen Eifer nicht zurückzuschrecken vermag, da ich dessen sicher bin, dass zu dergleichen Untersuchungen nicht sowohl große Talente notwendig sind, als vielmehr eine aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit und eine wahre Achtung vor der Wahrheit. Wenn sich also überhaupt alle die Regierung berührenden Fragen einigermaßen mit Gerechtigkeitssinn behandeln lassen, so ist meiner Ansicht nach hier oder nirgends die Gelegenheit dazu da.

Bevor man Beobachtungen anstellt, muss man sich bestimmte Regeln für dieselben bilden. Man muss sich einen Maßstab verschaffen, auf welchen man alle Messungen die man vornimmt, zurückführen kann. Unsere Grundsätze des politischen Rechts bieten uns einen solchen Maßstab dar. Die Objekte unserer Messungen sind die politischen Gesetze eines jeden Landes.

Unsere Elemente werden klar, einfach und unmittelbar aus der Natur der Dinge geschöpft sein. Es werden Fragen zu gegenseitigen Erörterungen aufgeworfen werden, die wir nicht eher als Grundsätze gelten lassen werden, bis sie eine genügende Lösung gefunden haben.

So werden wir zum Beispiel, indem wir zunächst bis zum Naturzustande zurückgehen, untersuchen, ob die Menschen in Knechtschaft oder Freiheit, ob sie durch die Vereinigung mit

anderen in Abhängigkeit oder Unabhängigkeit geboren werden; ob sie sich freiwillig oder aus Zwang vereinigen; ob die Gewalt, welche sie vereinigt, je ein bleibendes Recht bilden kann, durch welche diese vorhergehende Gewalt eine feste Verbindlichkeit auferlegt, sogar dann noch, wenn sie selbst von einer anderen überwältigt wird, dergestalt, dass seit König Nimrods Herrschaft, der zuerst fremde Völker unter seine Botmäßigkeit gebracht haben soll, jede andere Herrschaft, welche diese vernichtet hat, für eine unrechtmäßige, für eine Usurpation gelten müsse, und dass es eigentlich nur so viele legitime Könige gäbe, als sich Nachkommen Nimrods oder ihre Rechtsnachfolger finden, oder ob nach Erlöschen dieser ursprünglichen Gewalt diejenige, welche in ihre Stelle tritt, nun ihrerseits neue Verbindlichkeiten auferlegt und die alten aufhebt, so dass man nur solange Gehorsam zu leisten verpflichtet sei, als die Macht währt, welche dazu nötigt, und dass man also diesen nicht mehr zu leisten brauche, sobald man sich imstande fühle, das Joch abzuschütteln: ein Recht, welches, wie mir scheint, der Gewalt nicht gerade ein höheres Ansehen verleihen und nur in einem Spiele mit Worten bestehen würde.

Wir werden untersuchen, ob sich nicht behaupten lässt, dass jede Krankheit von Gott kommt, und ob es folglich nicht ein Verbrechen ist, sich an den Arzt zu wenden.

Wir werden ferner untersuchen, ob man in seinem Gewissen verpflichtet ist, einem Räuber, der uns auf der Landstraße die Börse abfordert, diese auch dann zu geben, wenn es möglich gewesen wäre, sie ihm zu verbergen; denn die Pistole muss doch immerhin auch als eine Macht betrachtet werden.

Wir werden untersuchen, ob das Wort bei dieser Gelegenheit etwas anderes bezeichnen will als eine legitime Macht, und ob diese Macht folglich denselben Gesetzen unterworfen ist, durch welche jene ins Dasein gerufen ist.

Angenommen, dass man das Recht der Vernunft verwirft und das recht der Natur oder die väterliche Autorität als Prinzip der Gesellschaft gelten lässt, so werden wir das Maß dieser Autorität

prüfen, werden untersucht, inwiefern sie in der Natur begründet ist und ob sie einen anderen Grund hat als den Nutzen des Kindes, seine Schwäche und die natürliche Liebe, welche der Vater für es fühlt; ob demnach nicht das Kind, sobald seine Schwäche gewichen ist und sein Verstand die gehörige Reife erlangt hat, allein der natürliche Beurteiler dessen ist, was zu seiner Erhaltung dient, mithin sein eigener Herr, und von jedem anderen Menschen, sogar von seinem Vater, unabhängig wird; denn jedenfalls ist es sicherer, dass der Sohn sich selbst, als dass der Vater den Sohn liebt.

Ob die Kinder nach dem Tode des Vaters die Verpflichtung haben, dem Ältesten aus ihrer Mitte oder irgendeinem anderen zu gehorchen, der nicht die natürliche Liebe eines Vaters für sie empfindet; und ob es von Geschlecht zu Geschlecht stets ein einziges Oberhaupt geben soll, welchem die ganze Familie zu gehorchen verbunden ist. In letztem Falle müsste man festzustellen suchen, wie diese Autorität je geteilt werden konnte, und mit welchem Recht es auf der ganzen Erde mehr als ein Oberhaupt gibt, da doch nur einem einzigen die Herrschaft über das Menschengeschlecht gebührte.

Bei der Voraussetzung, dass sich die Bildung der Völker nach freier Wahl vollziehe, werden wir das Recht von der Tatsache trennen müssen; und da sich dann die Menschen ihren Brüdern, Oheimen oder Verwandten nicht infolge einer Pflicht, sondern aus eigenem Antrieb unterwerfen, so werden wir die Frage aufwerfen müssen, ob sich diese Art von Genossenschaft nicht regelmäßig in eine freie und freiwillige Genossenschaft verwandelt.

Indem wir nun zu dem Rechte der Sklaverei übergehen, werden wir untersuchen, ob sich ein Mensch an einen anderen rechtmäßig veräußern darf, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt, ohne irgendeine gewisse Bedingung; das heißt, ob er auf seine Person, sein Leben, seine Vernunft, sein Ich, auf den sittlichen Wert seiner Handlungen verzichten und mit einem Worte schon vor seinem Existenz aufgeben darf, der Natur zum Trotze, die ihm seine eigene Erhaltung als seine unmittelbare Pflicht auferlegt hat, und

seinem Gewissen und seiner Vernunft zum Trotze, welche ihm sein Tun und Lassen vorschreiben.

Findet sich dagegen in dem Abkommen, durch welches sich der Mensch in das Joch der Sklaverei begibt, irgendein Vorbehalt, irgendeine Einschränkung, so haben wir zu erörtern, ob dieses Abkommen dadurch nicht den Charakter eines wirklichen Vertrages annimmt, in welchem die beiden Kontrahenten, da sie als solche keinen gemeinsamen Oberen<sup>198</sup> haben, hinsichtlich der Bedingungen des Vertrages ihre eigenen Richter bleiben, haben folglich zu erörtern ob nicht jeder seinerseits frei und befugt ist, denselben zu lösen, sobald er sich für geschädigt hält.

Wenn sich nun ein Sklave nicht ohne Vorbehalt an seinen Herrn veräußern darf, wie darf sich dann ein Volk ohne Vorbehalt an seinen Oberherrn veräußern? Und wenn dem Sklaven das Richteramt darüber zusteht, ob sein Herr den Vertrag innehält, wie sollte es dann einem Volke nicht zustehen zu entscheiden, ob sein Oberhaupt den Vertrag beobachtet?

Auf diese Weise gezwungen, zu unserem Ausgangspunkte zurückzukehren, wird uns, da wir auch den Sinn des Kollektivnamens „Volk“ betrachten müssen, noch zu untersuchen bleiben, ob die Gründung eines solchen einen Vertrag, wenigstens einen stillschweigender, erheischt, der demjenigen, welchen wir voraussetzen, vorangeht.

Da das Volk schon der Wahl eines Königs ein Volk ist, was anders hat es dann wohl zu einem solchen machen können als der soziale Vertrag? Der soziale Vertrag ist folglich die Grundlage aller bürgerlichen Gesellschaft, und in dem Wesen dieses Aktes hat man das Wesen der Gesellschaft zu suchen, von welcher er ausgeht.

Wir werden untersuchen, welchen Inhalt dieser Vertrag hat, und ob er sich nicht ungefähr folgendermaßen ausdrücken ließe: „Wir stellen sämtlich unsere Güter, unsere Personen, unser Leben

---

<sup>198</sup> Hätten sie einen gemeinsamen Oberen, so würde derselbe nichts anderes als ihr Souverän sein, und dann würde sich das Recht der Sklaverei auf das Recht der Oberherrlichkeit gründen, nicht aber das Prinzip derselben bilden.

und unsere ganze Macht unter die Oberleitung des allgemeinen Willens und wir betrachten alle insgesamt jedes Glied als einen vom Ganzen untrennbaren Teil.“

Dies vorausgesetzt, wollen wir zur Definition der Ausdrücke, welche wir bedürfen, bemerken, dass dieser Akt der Vereinigung an Stelle Person jedes einzelnen Kontrahenten einen moralischen und kollektiven Körper setzt, der aus ebenso vielen Gliedern gebildet wird, als die Vereinigung Stimmen zählt. Dieses Gemeinwesen führt im allgemeinen den Namen politischer Körper, wird aber von seinen Gliedern Staat genannt, wenn er passiv, Souverän, wenn er aktiv ist, und Macht im Vergleiche mit anderen politischen Körpern. Was die Glieder selbst anlangt, so nehmen diese in ihrer Gesamtheit den Namen Volk an, während sie sich im besonderen als Glieder des Gemeinwesens oder als Teilhaber der höchsten Gewalt Bürger, dagegen als dieser Gewalt unterworfen Untertanen nennen.

Wir werden die Wahrnehmung machen, dass dieser Akt der Vereinigung eine gegenseitige Verpflichtung zwischen dem Staat und den einzelnen in sich fasst und dass sich also jedes Individuum, indem es gleichsam mit sich selbst einen Vertrag abschließt, in doppelter Beziehung verbindlich macht, nämlich als Glied der höchsten Gewalt den einzelnen gegenüber, und als Glied des Staates der souveränen Gewalt gegenüber.

Wir werden ferner bemerken, dass, da niemand an Verpflichtung gebunden ist, welche er nur mit sich selbst eingegangen, gerade wegen dieser beiden verschiedenen Beziehungen, unter jeder von ihnen betrachtet werden muss, ein öffentlicher Beschluss, welcher imstande ist, alle Untertanen gegen ihren Souverän zu verpflichten, nie den Staat gegen sich selbst verbindlich machen kann. Hieraus ist ersichtlich, dass es kein anderes Grundgesetz im eigentlichen Sinne des Wortes gibt noch geben kann, als den sozialen Vertrag. Das soll jedoch etwa heißen, dass sich der politische Körper nicht in gewisser Hinsicht gegen andere verpflichten könne, denn in Beziehung auf Fremdes wird er alsdann ein einfaches Wesen, ein Individuum.

Da es den beiden den Vertrag schließenden Teilen, nämlich jedem einzelnen und dem Staatskörper, an einem gemeinsamen Oberen fehlt, der über ihre Zwistigkeit zu entscheiden vermöchte, so werden wir zu untersuchen haben, ob es jedem von beiden zusteht, den Vertrag zu brechen, sobald es ihm beliebt, das heißt sich für seinen Teil von demselben loszusagen, wenn er sich für beeinträchtigt hält.

Um in diese Frage Licht zu bringen, werden wir nicht außer acht lassen, dass die Handlungen des Souveräns, da derselbe dem sozialen Verträge zufolge nur nach dem gemeinsamen und allgemeinen Willen handeln kann, gleichfalls nur allgemeine und gemeinsame Zwecke haben dürfen, woraus sich ergibt, dass ein einzelner vom Souverän nicht unmittelbar beeinträchtigt werden kann, solange es nicht alle werden. Hierin liegt aber eine Unmöglichkeit da dies hieße, sich selbst ein Übel zufügen wollen. Deshalb bedarf der soziale Vertrag keiner anderen Bürgschaft als der allgemeinen Macht, weil die Verletzung immer nur von einzelnen ausgehen kann; und dann sind sie um deswillen nicht etwa ihrer Verpflichtung los und ledig, sondern werden vielmehr bestraft, weil sie gegen dieselbe verstoßen haben.

Um uns über alle ähnlichen Fragen ein richtiges Urteil zu bilden, werden wir stets eingedenk, dass der soziale Vertrag von besonderer, nur ihm eigentümlicher Natur ist, insofern als das Volk nur mit sich selbst einen Vertrag abschließt, das heißt das Volk in seiner Gesamtheit als Souverän mit den einzelnen als Untertanen, ein Verhältnis, welches das ganze künstliche Spiel der politischen Maschine hervorruft und allein imstande ist, Verpflichtungen rechtmäßig, vernünftig und gefahrlos zu machen, welche sonst ungereimt, tyrannisch und grenzenlosesten Missbräuchen ausgesetzt sein würden.

Da die einzelnen sich nur dem Souverän unterworfen haben, und die souveräne Autorität lediglich in dem allgemeinen Willen besteht, so werden wir sehen, wie jeder Mensch, indem er dem

Souverän gehorcht, nur sich selbst gehorcht, und wie man sich unter dem sozialen Verträge freier befinden als im Naturzustand.

Nachdem wir einen Vergleich zwischen der natürlichen Freiheit und der bürgerlichen Freiheit hinsichtlich der Personen angestellt haben, werden wir in bezug auf den Besitz das Recht des Eigentums mit dem Rechte der Souveränität und das Privateigentum mit dem Staatseigentume vergleichen. Ist die souveräne Autorität auf das Recht des Eigentums gegründet, so muss sie gerade dieses Recht am höchsten achten. Es ist für sie, solange es ein besonderes und individuelles Recht bleibt, unverletzlich und heilig. Wird es jedoch als allen Bürgern gemeinschaftlich angesehen, so ist es dem allgemeinen Willen unterworfen, und dieser Wille kann es aufheben. So steht dem Souverän nicht das Recht zu, sich an dem Besitz eines einzelnen oder mehrerer zu vergreifen, wohl aber kann er sich völlig gesetzmäßig des Besitzes aller bemächtigen, wie dies in Sparta zur Zeit des Lykurgus geschah, während der von Solon angeordnete Schuldenerlass eine ungesetzliche Handlung war.

Da nur der allgemeine Wille für die Untertanen verbindlich ist, so werden wir untersuchen, wie sich dieser Wille zu erkennen gibt, an welchen Zeichen man sich mit Sicherheit von demselben überzeugen kann, was ein Gesetz ist und worin die eigentlichen Merkmale des Gesetzes bestehen. Hier handelt es sich um einen ganz neuen Gegenstand, denn eine Definition des Gesetzes gibt es noch nicht.

Sobald das Volk auf eines oder mehrere seiner Glieder besondere Rücksicht nimmt, wird es uneins. Es bildet sich zwischen dem Ganzen und seinem Teile ein Verhältnis, welches aus ihnen zwei getrennte Wesen macht, von denen der Teil das eine und um diesen Teil verminderte Ganze das andere bildet. Aber dies um einen Teil verkleinerte Ganze ist nun nicht mehr das Ganze. Solange dies Verhältnis besteht, gibt es folglich kein Ganzes mehr, sondern nur zwei ungleiche Teile.

Wenn dagegen das ganze Volk über das ganze Volk Beschlüsse fasst, so nimmt es nur auf sich selbst Rücksicht. Bildet sich nun ein Verhältnis, so ist es das des Ganzen unter einem Gesichtspunkte zum Ganzen unter einem anderen Gesichtspunkte, ohne irgendeine Spaltung des Ganzen. Dann ist der Gegenstand, über welchen man Beschlüsse fasst, ein allgemeiner, und der Wille, welcher beschließt, ebenfalls ein allgemeiner. Wir werden untersuchen, ob es noch irgendeine andere Art der Beschlussfassung gibt, welche auf den Namen Gesetz Anspruch machen darf.

Wenn der Souverän nur durch Gesetze sprechen darf, und wenn das Gesetz immer nur einen allgemeinen Inhalt haben kann, der sich auf alle Staatsglieder gleichmäßig bezieht, so folgt hieraus, dass der Souverän niemals die Berechtigung hat, über einen besonderen Gegenstand zu beschließen. Da es zur Erhaltung des Staates indes von Wichtigkeit ist, dass auch über besondere Angelegenheiten entschieden werde, so werden wir untersuchen, in welcher Weise sich dies Ausführen lässt.

Die Akte des Souveräns können nur Akte des allgemeinen Willens, der Gesetze sein; nun sind aber sodann auch noch entscheidende Akte nötig, Akte der ausübenden Gewalt oder der Regierung zur Ausführung ebendieser Gesetze, und diese haben es stets mit besonderen Angelegenheiten zu tun. So ist der Akt, nach welchem der Souverän die Wahl eines Oberhauptes anordnet, ein Gesetz, während der Akt der Wahl dieses Oberhauptes in Ausführung des Gesetzes nur ein Regierungsakt ist.

Hier zeigt sich uns also noch eine dritte Beziehung, unter welcher das gesamte Volk betrachtet werden kann nämlich als Obrigkeit oder Vollstecker des Gesetzes, welches es als Souverän erlassen hat.<sup>199</sup>

---

<sup>199</sup> Diese Fragen und Sätze sind größtenteils Auszüge aus der Abhandlung über den Gesellschaftsvertrag, die wiederum nur ein Auszug aus einem größeren Werke ist, welches ich, ohne meine Kräfte zu erwägen, unternommen, allein schon vor längerer Zeit habe liegen lassen. Die kurze Abhandlung, die ich demselben entnommen habe und deren summarische Übersicht ich in obigen gegeben habe, wird besonders erscheinen.

Wir werden untersuchen, ob es möglich ist, dass sich das Volk seines Souveränitätsrechtes begibt, um eine oder mehrere Persönlichkeiten mit demselben zu bekleiden, denn da der Wahlakt kein Gesetz und das Volk bei diesem Akte nicht selbst Souverän ist, so lässt sich nicht einsehen, wie es dann ein Recht, welches es gar nicht besitzt, zu übertragen vermag.

Da das Wesen der Souveränität in dem allgemeinen Willen besteht, so ist noch weniger ersichtlich, wie man sich die Gewissheit verschaffen Willen in Übereinstimmung befindet. Man hat weit mehr Berechtigung zu der Annahme, dass er demselben im Gegenteil gar oft entgegen sein wird, da das Privatinteresse stets nach Bevorzugung strebt, während das Gesamtinteresse auf Gleichheit ausgeht. Wäre diese Übereinstimmung aber auch möglich, so würde doch schon der Umstand, dass sie nicht notwendig und unzerstörbar wäre, hinreichen, die Bildung des Souveränen Rechts zu verhindern.

Wir werden untersuchen, ob ohne Verletzung des sozialen Vertrages die Oberhäupter des Volks, unter welchem Namen sie auch immer erwählt sein mögen, je etwas anderes als Beamte des Volkes sein können, die dasselbe mit der Vollstreckung der Gesetze betraut hat, ob ihm diese Oberhäupter nicht Rechenschaft über ihre Verwaltung schuldig sind und nicht selbst unter den Gesetzen, deren Geltendmachung ihnen übertragen ist.

Wenn das Volk nie auf sein Hoheitsrecht völlig verzichten kann, darf es dasselbe dann nicht wenigstens auf einige Zeit auf andere übertragen? Wenn es sich keinen Herrn geben kann, ist es dann berechtigt, sich Stellvertreter zu erwählen? Diese Frage ist unstreitig wichtig und verdient eine eingehende Untersuchung.

Kann das Volk weder Souverän noch Stellvertreter haben, so werden wir untersuchen, wie es imstande ist, selbst seine Gesetze zu erteilen; ferner, ob es vieler Gesetze bedarf; ob es dieselben oft abändern muss; ob es vorteilhaft ist, wenn ein großes Volk sein eigener Gesetzgeber ist;

ob das römische Volk nicht ein großes Volk war:

ob es gut ist, dass es große Völker gibt.

Aus den vorhergehenden Beobachtungen ergibt sich, dass es im Staate zwischen den Untertanen und dem Souverän einen Zwischenkörper gibt; und dieser aus einem oder mehreren Gliedern gebildeten Zwischenkörper ist mit der öffentlichen Verwaltung, der Vollstreckung der Gesetze und der Aufrechterhaltung der bürgerlichen und der politischen Freiheit betraut.

Die Glieder dieses Körpers heißen Obrigkeiten oder Könige, das heißt Regierende. Im Hinblick auf die Person, welche diesen Körper bildet, wird er Fürst genannt, und Hinblick auf seine Tätigkeit Regierung.

Wenn wir die Handlungen des ganzen Körpers in seiner Wirkung auf sich selbst, das heißt die Beziehung des Ganzen auf das Ganze oder des Souveräns auf den Staat betrachten, so können wir diese Beziehung mit den äußeren Gliedern einer stetigen vergleichen, deren mittleres Glied dann die Regierung bildet. Die Obrigkeit erhält von dem Souverän die Befehle, die sie dem Volk übermittelst, und alles richtig gegeneinander abgewogen, so beläuft sich ihr Produkt oder ihre Potenz ebenso hoch wie das Produkt oder die Potenz der Bürger, welche auf der einen Seite Untertanen und auf der anderen Souveräne sind. Man kann den Wert keines dieser drei Glieder verändern, ohne die Proportion augenblicklich aufzuheben. Wenn der Souverän regieren will, oder wenn der Fürst sich für berechtigt hält, Gesetze zu erteilen, oder wenn der Untertan den Gehorsam verweigert, so folgt der Ordnung Unordnung und der sich auflösende Staat wird eine Beute des Despotismus oder der Anarchie.

Wir wollen einmal annehmen, der Staat bestehe aus zehntausend Bürgern. Der Souverän lässt sich nur kollektiv und in der Gesamtheit denken; in der Eigenschaft eines Untertanen hat jedoch einzelne ein individuelles und unabhängiges Dasein. Deshalb verhält sich der Souverän zum Untertanen wie zehntausend gegen

eins, das heißt jedes Glied des Staates hat nur auf den zehntausendsten Teil der souveränen Autorität Anspruch, während es ihr völlig unterworfen ist. Wird der Staat aus hunderttausend Menschen gebildet, so ändert sich in der Stellung der Untertanen dadurch nichts, und jeder hat sich fortwährend der ganzen Herrschaft der Gesetze zu fügen, während seine Stimme, die jetzt auf das Hunderttausendstel reduziert ist, auf ihre Abfassung einen zehnmal geringeren Einfluss ausübt. Während so der Untertan beständig eins bleibt, nimmt das Verhältnis zugunsten des Souveräns in gleichem Maße mit der Zahl der Bürger zu, woraus folgt, dass sich die Freiheit mit der Vergrößerung des Staates vermindert.

Je weniger der Wille der einzelnen mit dem allgemeinen Willen, das heißt je weniger die Sitten mit den Gesetzen in Übereinstimmung stehen, desto mehr muss die hemmende Gewalt zunehmen. Je mehr auf der anderen Seite die Inhaber der Staatsgewalt bei der Größe des Staates Versuchungen ausgesetzt sind und Mittel, ihr Amt zu missbrauchen, besitzen, und eine je größere Gewalt die Regierung zur Zügelung des Volkes in Händen hat, über desto mehr Gewalt muss seinerseits der Souverän verfügen können, und die Regierung in Schranken zu halten.

Aus dieser doppelten Beziehung ergibt sich, dass die stetige Proportion zwischen Souverän, Fürst und Volk durchaus nicht auf einer willkürlichen Idee, sondern auf einer notwendigen Folge der Natur des Staates beruht. Es ergibt sich ferner daraus, dass, da das eine der äußeren Glieder, nämlich das Volk, einen unveränderlichen Wert hat, sich bei jeder Vergrößerung oder Verringerung des doppelten Verhältnisses auch seinerseits das einfache Verhältnis vergrößert oder verringert, was nicht geschehen kann, ohne dass sich das mittlere Glied ebenso oft ändert. Hieraus können wir den Schluss ziehen, dass es nicht etwa eine einzige und unbedingte Regierungsform gibt, sondern dass es vielmehr ebenso viele, ihrer Natur nach verschiedene Regierungsformen geben muss, als sich ihrer Größe nach verschiedene Staaten vorfinden.

Wenn die Sitten eines Volkes um so weniger mit seinen Gesetzen in Einklang stehen, je zahlreicher es ist, so bleibt und zu untersuchen, ob man nicht auch einer ziemlich klaren Analogie behaupten kann, dass die Regierung um so schwächer ist, je zahlreicher die Obrigkeit sind.

Um uns über diesen Grundsatz klar zu werden, müssen wir in der Person jeder Obrigkeit dreierlei wesentlich voneinander verschiedene Willensmeinungen unterschieden: erstens den eigenen Willen des Individuums, der nur auf den besonderen Vorteil desselben ausgeht; zweitens den gemeinsamen Willen der Obrigkeiten, der einzig und allein den Vorteil des Fürsten im Auge hat, ein Wille, den man füglich Korpswille nennen kann, und der in Beziehung auf die Regierung ein allgemeiner und in Beziehung auf den Staat, von dem die Regierung einen Teil bildet, ein besonderer ist; in dritter Stelle der Wille des Volks oder der souveräne Wille, welcher sowohl in bezug auf den Staat, als Ganzes betrachtet, als auch in bezug auf die Regierung, als Teil des Ganzen betrachtet, ein allgemeiner ist. In einer vollkommenen Gesetzgebung muss der besondere und individuelle Wille völlig zurücktreten, der der Regierung eigene Korpswille ganz untergeordnet sein, und folglich der allgemeine und souveräne Wille den beiden anderen als Richtschnur dienen. Nach der natürlichen Ordnung dagegen wird die Wirksamkeit dieser verschiedenen Willensmeinungen von dem Grad ihrer Konzentrierung bedingt. Der allgemeine Wille ist stets der schwächste, der Korpswille nimmt den zweiten Rang ein, und dem besonderen Willen wird der Vorzug vor jedem anderen eingeräumt, dergestalt, dass jeder zuerst er selbst, dann Obrigkeit und erst zuletzt Bürger ist, ein Stufengang, welcher dem von der sozialen Ordnung verlangten diametral entgegengesetzt ist.

Dies vorausgesetzt, wollen wir einmal annehmen, die Regierung ruhe den Händen eines einzigen Mannes. Dann ist der besondere Wille und der Korpswille vollkommen vereinigt, und dieser besitzt folglich den höchsten Grad von Kraftentfaltung, den er je erlangen kann. Da nun aber von diesem Grade der Gebrauch der Gewalt abhängt, und die absolute Gewalt der Regierung die

doch stets mit der des Volkes zusammen fällt, keinem Wechsel unterworfen ist, so ergibt sich daraus, dass unter allen Regierungen die eines einzigen am wirksamsten ist.

Verlegen wir dagegen umgekehrt die höchste Autorität in die Regierung, machen wir den Fürsten zum Souverän und die Bürger zu ebenso vielen obrigkeitlichen Personen, so wird der Korpswille, der dann vollkommen in dem allgemeinen Willen aufgeht, nicht mehr Wirksamkeit als dieser haben und die Gewalt des besonderen Willens nicht zu schwächen vermögen. Daher wird dann die Regierung, trotzdem sie immer noch mit der gleichen absoluten Gewalt ausgerüstet ist, den geringsten Grad von Wirksamkeit entfalten.

Diese Grundsätze sind unbestreitbar und auch noch andere Betrachtungen dienen zu ihrer Bestätigung. So kann man die Beobachtung machen, dass die obrigkeitlichen Personen in ihrer Körperschaft eine weit größere Tätigkeit entwickeln als die Bürger in der ihrigen, und dass demgemäß der besondere Wille einen weit größeren Einfluss in letzterer ausübt. Denn jede obrigkeitliche Person ist fast regelmäßig mit irgendeiner besonderen Funktion der Regierung beauftragt, während kein Bürger für sich mit einer Funktion der Souverän betraut ist. Mit der Ausdehnung des Staates nimmt übrigens seine wirkliche Gewalt zu, wenn sie auch nicht Verhältnis seiner Ausdehnung wächst. Wenn aber der Staat derselbe bleibt, so wird die Regierung auch durch die Vermehrung der obrigkeitlichen Personen keine größere wirkliche Gewalt erhalten, weil sie die Inhaberin der Staatsgewalt ist, die, wie wir ja voraussetzen, stets gleichmäßig ist. Deshalb nimmt die Wirksamkeit der Regierung infolge dieser großen Zahl ab, ohne dass sich ihre Gewalt vergrößern kann.

Nachdem wir uns nun davon überzeugt haben, dass die Regierung in dem Maße schwächer wird, in welchem die Zahl der obrigkeitlichen Personen zunimmt, und dass sich die zügelnde Gewalt der Regierung um so mehr erhöhen muss, je mehr die Volkszahl wächst, so werden wir den Schluss ziehen, dass das

Verhältnis der obrigkeitlichen Personen zur Regierung das Umgekehrte von dem der Untertanen zum Souverän sein müsse, das sich die Regierung, je mehr sich der Staat vergrößert, um so mehr konzentrieren muss, so dass sich die Zahl der Oberhäupter nach Maßgabe der Volkszunahme vermindert.

Um nun diese Verschiedenheit der Formen unter festen Benennungen genauer zu bestimmen, wollen wir zunächst bemerken, dass der Souverän die Regierung dem ganzen Volk oder doch dem größten Teile desselben dergestalt übertragen kann, dass es mehr mit obrigkeitlicher Macht bekleidete Bürger als einfache Privatleute gibt. Dieser Regierungsform gibt man den Namen Demokratie.

Aber ebenso gut kann er die Regierung in die Hände einer kleineren Anzahl legen, so dass es also mehr einfache Bürger als obrigkeitliche gibt; und diese Form führt den Namen Aristokratie.

Endlich kann er die ganze Regierung in den Händen einer einzigen Person konzentrieren. Diese dritte Form ist die gewöhnliche und heißt Monarchie oder königliche Regierung.

Wir werden die Wahrnehmung machen, dass alle diese Formen, oder doch wenigstens die beide ersten, eine größere oder geringere Ausdehnung annehmen können und sogar einen ziemlich weiten Spielraum gestatten. Denn die Demokratie kann das ganze Volk umfassen oder sich bis auf die Hälfte beschränken. Die Aristokratie ihrerseits kann, von der Hälfte des Volkes an, in unbegrenzter Weise immer engere Kreise ziehen und sich auch mit der kleinsten Zahl begnügen. Selbst das Königtum lässt bisweilen eine Teilung zu, sei es zwischen Vater und Sohn, sei es zwischen zwei Brüdern oder auch sonst in einer anderen Weise. In Sparta regierten stets zwei Könige, und im römischen Reiche hat man gleichzeitig acht Kaiser sehen können, ohne dass von einer Teilung des Reiches die Rede gewesen wäre. Es gibt einen gewissen Punkt, wo jede Regierungsform in die folgende übergeht. Unter den angeführten übergeht. Unter den angeführten drei spezifischen

Namen ist die Regierung in Wirklichkeit ebenso vieler Formen fähig, als der Staat Bürger zählt.

Ja noch mehr: da sich in gewisser Beziehung jede dieser Regierungen in verschiedene kleinere Unterabteilungen zerlegen lässt, von denen die eine auf diese und die andere auf jene Weise verwaltet wird, so kann sich aus der Kombination dieser drei Formen eine beträchtliche Zahl gemischter Formen bilden, deren jede mit Hilfe all der einfachen Formen wieder vervielfältigt werden kann.

Zu allen Zeiten hat man über die beste Regierungsform viel gestritten, ohne daran zu denken, dass in gewisser Fällen jede die beste und in anderen wieder die schlechteste ist. Wenn nun, wie wir gesehen haben, in den verschiedenen Staaten die Anzahl der obrigkeitlichen Personen<sup>200</sup> im umgekehrten Verhältnisse zu der der Bürger stehen muss, so werden wir unsererseits den Schluss daraus ziehen, dass im allgemeinen die demokratische Regierung für die kleinen Staaten, die aristokratische für die mittelgroßen, die monarchische für die großen Staaten am geeignetsten ist.

An dem Faden dieser Untersuchungen werden wir zu der Kenntnis gelangen, worin die Pflichten gelangen, worin Pflichten und Rechte der Bürger bestehen, und ob sich die einen von den anderen trennen lassen, werden lernen, was Vaterland ist, was eigentlich das Wesen desselben ausmacht, und woran ein jeder erkennen kann, ob er ein Vaterland hat oder nicht.

Nachdem wir auf diese Weise jede Art der bürgerlichen Gesellschaft an sich betrachtet haben werden wir sie zur Wahrnehmung ihrer verschiedenen Beziehungen zueinander vergleichen, die Größe und Stärke der einen mit der Kleinheit und Schwäche der anderen, werden unsere Aufmerksamkeit auf die Angriffsweise, auf ihre Sucht, einander zu verletzen, sowie auf ihre gegenseitige Zerstörungswut richten und uns davon überzeugen,

---

<sup>200</sup> Man möge nicht vergessen, dass ich hier nur von den höchsten obrigkeitlichen Personen oder den Häuptern der Nation sprechen will, da die übrigen bloß in diesem oder jenem Teile ihre Vertreter sind.

dass sie bei dieser beständigen Wirkung und Gegenwirkung mehr Menschen elend machen und den Tode entgegenführen, als wenn sie alle ihre ursprüngliche Freiheit bewahrt hätten. Wir werden untersuchen, ob man nicht in der sozialen Einrichtung zu viel oder zu wenig getan hat; während die Genossenschaft untereinander die Unabhängigkeit der Natur bewahren, die den Gesetzen und den Menschen unterworfenen Individuen den Übeln beider Stände preisgegeben bleiben, ohne sich zugleich deren Vorteile aneignen zu können, und ob es nicht ungleich besser wäre, wenn überhaupt gar keine bürgerliche Gesellschaft in der Welt existierte, als dass es deren mehrere gibt. Ist es nicht gerade dieser gemischte Zustand, welcher an allen beiden teilhat und ebendeshalb keinem von ihnen Sicherheit gewährt, *per quem neutrum licet, nec tanquam in bello paratum esse, nec tanquam in pace securum*?<sup>201</sup> Ist es nicht gerade jene partielle und unvollkommene Vereinigung, welche die Tyrannei und den Krieg in ihrem Gefolge hat? Und sind nicht Tyrannei und Krieg die größten Geißeln der Menschheit?

Endlich werden wir noch die Art von Mitteln untersuchen, welche zur Abhilfe dieser Übelstände in Bündnissen und Staatsverträgen aufgefunden haben will, welche jeden Staat, trotzdem sie ihm in innern Angelegenheiten freien Hand lassen, nach außen gegen jeden ungerechten Angriff waffnen. Wir werden untersuchen, wie man ein gutes Bündnis abschließen kann, was imstande ist, demselben Dauer zu gewähren, und bis zu welchem Punkte man das Recht des Bundesstaates auszudehnen vermag, ohne das Recht der Souveränität zu verletzen.

Der Abbé von Saint-Pierre hatte ein Bündnis aller Staaten Europas vorgeschlagen, um einen ewigen Frieden unter ihnen aufrechtzuerhalten. Wäre ein solches Bundesverhältnis wohl ausführbar? Ließe sich, falls es bereits in das Leben gerufen wäre, wohl annehmen, dass es Bestand haben<sup>202</sup> könnte? Diese

---

<sup>201</sup> Senec., *de tranqu. animi*, cap. 1.

<sup>202</sup> Seitdem ich dieses niedergeschrieben habe, sind die Gründe *dafür* in dem Auszuge jenes Planes ausführlich erörtert worden; die Gründe *dagegen* aber,

Untersuchungen führen uns unmittelbar auf alle Fragen des gemeinen Rechts, welche dazu beitragen können, über die des Staatsrechtes Licht zu verbreiten.

Endlich werden wir die wahren Grundsätzen des Kriegsrechtes aufstellen und uns darüber klar zu wer den suchen, weshalb Grotius und andere nur falsche angegeben haben.

Es würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn mich Emil, dem es nicht an richtigem Urteile fehlt, inmitten dieser Untersuchungen unterbrechen und sagen würde: „Man sollte meinen, wir errichteten unser Gebäude von Holz und nicht von Menschen, so genau richten wir jedes Stück nach der Schnur!“ – „Wohl wahr, mein Freund, indes bedenke, dass sich das Recht nicht in die Leidenschaften der Menschen fügt, und dass es uns darum zu tun war, zunächst die wahren Grundsätze des Staatsrechtes aufzustellen. Nachdem jetzt der Grund gelegt ist, wollen wir prüfen, was die Menschen auf demselben aufgeführt haben, und du wirst schöne Dinge zu sehen bekommen.“

Nun lasse ich ihn den Telemach lesen und denselben auf seiner Reise im Geiste begleitet. Wir suchen das glückliche Salentum und den guten Idomeneus auf, welcher in seinem Unglück die Quelle der Weisheit fand. Unseren Weg verfolgend, treffen wir mit vielen Protesilaus, aber mit keinem Philokles zusammen. Adrast, der König der Daunier, ließe sich auch wohl noch entdecken. Ich überlasse es jedoch den Lesern, sich unsere Reise selber auszumalen, oder sie mit einem Telemach an der Hand selbst zu machen. Ich habe nicht Luft, Veranlassung zu verletzenden Auslegungen zu geben, von welchen sich der Verfasser selbst fernhält oder die er wenigstens seinen Willen macht.

Da Emil übrigens kein König ist und ich ebenso wenig ein Gott bin, so fühlen wir uns nicht beunruhigt darüber, dass wir mit Telemach und Mentor in dem Guten, welches sie den Menschen erwiesen, nicht wetteifern Können. Niemand versteht besser als

---

wenigstens diejenigen, welche mir stichhaltig zu sein schienen, werden sich in der Sammlung meiner Schriften und zwar im Anhang jenes Auszuges finden.

wir, in der ihm angewiesenen Stellung zu verharren, niemand hegt weniger Verlangen, aus ihr hervorzutreten. Wir wissen, dass allen dieselbe Aufgabe gestellt ist, wissen, dass jeder, der das Gute von ganzem Herzen liebt und es nach bestem Vermögen tut, sie erfüllt. Wir wissen, dass Telemach und Mentor Gebilde der Phantasie sind. Emil reist nicht wie ein Müßiggänger, und tut mehr Gutes, als wenn er ein Fürst wäre. Selbst in der Stellung von Königen könnten wir nicht wohltätiger sein. Wenn wir Könige und wohltätig wären, würden wir für ein einzige scheinbar gute Handlung, die wir zu tun glaubten, unwissentlich tausend wirkliche Schlechtigkeiten ausführen. Wären wir Könige und Weise, so würde das erste Gute, das wir uns selbst und anderen erweisen könnten, darin bestehen, die Krone freiwillig niederzulegen und wieder das zu werden, was wir jetzt sind.

Ich habe die Gründe angegeben, aus welchen das Reisen im allgemeinen so unfruchtbar bleibt. Was es jedoch für die Jugend noch unfruchtbarer macht, ist die Art und Weise, in der man sie ihre Reisen zur Ausführung bringen lässt. Die Erzieher, welche sich mehr ihr eigenes Vergnügen als die Belehrung ihres Zöglings angelegen sein lassen, führen ihn rastlos von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von Gesellschaft zu Gesellschaft, oder lassen ihn, wenn sie dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller angehören, seine Zeit damit hinbringen, Bibliotheken zu durchlaufen, Altertumsforscher zu besuchen, alte Denkmäler auszugraben und alte Inschriften abzuschreiben. In jedem Lande beschäftigen sie sich mit einem anderen Jahrhundert, was ebensoviel sagen will, als beschäftigen sie sich mit einem anderen Lande. Die Folge davon ist, dass sie, nachdem sie Europa mit großen Kosten durchstreift haben und dabei entweder eine Beute des Leichtsinnes oder der Langenweile geworden sind, zurückkehren, ohne etwas zu haben, was ihr Interesse hätte in Anspruch nehmen können, oder etwas gelernt zu haben, was ihnen nützlich gewesen wäre.

Alle Hauptstädte gleichen einander. In ihnen sind alle Völker vertreten und herrschen alle Sitten. Sie bilden nicht den Schauplatz für das Studium der Völker. Paris und London sind in meinen Augen

die nämliche Stadt. Ihre Einwohner haben wohl einige verschiedene Vorurteile, allein die einen sind von nicht weniger als die anderen erfüllt, und alle ihre praktischen Grundsätze sind dieselben. Man weiß, welche Menschenklassen sich an den Höfen versammeln müssen. Man weiß, welche Sitten eine zu dichte Menschenmasse und die Ungleichheit des Vermögens herbeiführen muss. Sobald man mir von einer Stadt spricht, die zweimalhunderttausend Seelen zählt, so weiß ich im voraus, wie man dort lebt. Was mir sonst die einzelnen Orte Besonderes darbieten können, ist wahrlich keine Besuchsreise wert.

Den Geist und die Sitten eines Volkes muss man in den entlegenen Provinzen studieren, in denen Verkehr und Handel weniger entwickelt sind, die von Fremden seltener besucht werden, deren Bewohner seltener ihren Wohnsitz ändern und in bezug auf ihre Vermögensverhältnisse und gesellschaftlichen Zustände etwaigen Wechselfällen weniger unterworfen sind. Seht euch die Hauptstadt auf der Durchreise an, stellt aber eure Beobachtungen erst in größerer Entfernung von ihr an. Die Franzosen sind nicht in Paris, sondern in der Touraine zu finden; die Engländer sind mehr Engländer in Mercia als in London, und die Spanier mehr Spanier in Galizien als in Madrid. Nur in solchen entlegenen Landesteilen tritt der Charakter eines Volkes hervor und zeigt es sich in seiner Eigenart. In ihnen machen sich die guten wie die schlechten Wirkungen der Regierung am besten fühlbar, in derselben Weise, wie sich am Ende eines größeren Radius der Bogen genauer messen lässt.

Die unvermeidlichen Beziehungen zwischen den Sitten und der Regierung sind in dem bekannten Buche „Der Geist der Gesetze“ so klar dargelegt worden, dass man nichts Besseres tun kann, als dieses Beziehungen nach Anleitung jenes die relative Güte der Regierungen nach zwei leicht erkennbar und einfachen Anzeichen ein Urteil bilden. Das eine ist die Bevölkerung. In jedem Volke, in welchem dieselbe abnimmt, geht der Staat seinem Untergang entgegen, während das Land, dessen Bevölkerung im stetigen

Wachstum begriffen ist, unfehlbar, und wäre es auch sonst das allerärmste, unter der besten Regierung steht.<sup>203</sup>

Dies gilt freilich nur für den Fall, dass diese Bevölkerung eine natürliche Folge der Regierung und der Sitten ist. Denn wäre sie das Ergebnis einer durchgeführten Kolonisation oder anderer zufälliger und vorübergehender Mittel, so würde gerade in den Heilmitteln der Beweis für das Vorhandensein des Übels liegen. Wenn Augustus Gesetze gegen die Ehelosigkeit erließ, so bekundeten diese Gesetze schon den Verfall des römischen Reiches. Die Güte der Regierung muss für die Bürger der Antrieb zur Verehelichung sein, und nicht der Zwang der Gesetze. Nicht auf das muss die Untersuchung gerichtet sein, was die Gewalt zuwege zu bringen vermag, denn ein Gesetz, welches die bestehenden Verhältnisse bekämpft, lässt sich um gehen und wird schließlich vergeblich, sondern auf das, was sich unter dem Einfluss der Sitten und dem natürlichen Antriebe der Regierung zu entwickeln imstande ist, denn diese Mittel allein haben eine bleibende Wirkung. Es war die Politik des guten Abbé von Saint-Pierre, für jedes Besondere Übel beständig irgendein kleines Heilmittel ausfindig zu machen, anstatt bis zu ihrer gemeinsamen Quelle zurückzugehen zu heilen. Es kann nicht die Aufgabe sein, jedes Geschwür, das sich am Körper des Kranken zeigt, für sich allein zu behandeln, sondern die Blutmasse, welche sie alle erzeugt, zu reinigen. In England soll man zur Hebung der Landwirtschaft Preise aussetzen. Mehr bedarf es nicht, um mir den Beweis zu liefern, dass sich England nicht mehr lange durch dieselbe auszeichnen wird.

Das zweite Anzeichen der relativen Güte der Regierung und der Gesetze bietet gleichfalls die Bevölkerung dar, wenn auch auf andere Weise, nämlich durch ihre Verteilung, nicht durch ihre Menge. Zwei der Größe und der Einwohnerzahl nach gleiche Staaten können an macht trotzdem sehr ungleich sein, und der mächtigste von beiden ist immer derjenige, dessen Einwohner am gleichmäßigsten über das ganze Gebiet verteilt sind. Derjenige

---

<sup>203</sup> Ich kenne nur eine einzige Ausnahme von der Regel: nämlich China.

keine so großen Städte hat und folglich weniger Glanz verbreitet, wird regelmäßig den anderen im Kampfe besiegen. Gerade die großen Städte sind die Ursache der Erschöpfung und Schwäche eines Staates. Der Reichtum, welchen sie hervorbringen, ist nur scheinbar und trügerisch, zwar viel Geld, aber wenig wirkliches Vermögen. Man behauptet, dass die Stadt Paris für den König von Frankreich den Wert einer ganzen Provinz habe, ich dagegen bin überzeugt, dass sie ihm mehrere kostet, dass sie sich in mehr als einer Beziehung von den Provinzen muss ernähren lassen, und dass der größte Teil ihrer Einkünfte in diese Stadt strömt und in ihr verbleibt, ohne je zum Volk oder zum Könige zurückzukehren. Es ist unbegreiflich, dass in diesem Jahrhundert, in welchem die Rechenkunst in so hoher Blüte steht, niemand einzusehen vermag, dass Frankreich nach Vernichtung von Paris viel an Macht gewinnen würde. Eine schlechte Verteilung der Bevölkerung gewährt dem Staate nicht nur keinen Vorteil, sondern ist ihm sogar nachteiliger als die Entvölkerung, insofern die Entvölkerung als Resultat nur Null gibt, während durch eine schlecht verstandene Anhäufung ein negatives Produkt hervorgebracht wird. Wenn ich Zeuge bin, wie ein Franzose und ein Engländer, voller Stolz auf die Größe ihrer Hauptstädte, darüber streiten, ob Paris oder London mehr Einwohner zähle, so ist es für mich dasselbe, als ob sie darüber stritten, welches von beiden Völkern die Ehre habe, am schlechtesten regiert zu werden.

Studieret ein Volk außerhalb seiner Städte, denn nur auf diese Weise werdet ihr es wirklich kennen lernen. Die bloße Beobachtung der allen in die Augen fallenden Form einer Regierung, wie sie sich unter der Hülle des äußeren Prunkes der Verwaltung und nach dem Geschwätze der Regierungsorgane darstellt, ist völlig wertlos, wenn man nicht gleichzeitig nach den Wirkungen, die sie auf das Volk ausübt, ihr wahres Wesen und zwar auf allen Stufen der Verwaltung studiert. Da sich das Abweichende in der Form im Grunde genommen auf alle diese Stufen verteilt, so kann man es auch nur kennen lernen, wenn man sich mit ihnen allen eingehend beschäftigt. In dem einen Lande verrät sich der Geist der Regierung

durch das Verfahren der Unterbeamten; in einem anderen Lande muss man der Wahl der Parlamentsmitglieder beigewohnt haben, um beurteilen zu können, ob die Nation frei ist. Was für ein Land es aber auch immer sein möge, so ist es unmöglich, die Regierung kennen zu lernen, wenn man nur die Städte gesehen hat, weil sich der Geist derselben auf Stadt und Land nie in gleicher Weise äußert. Wie das eigentliche Land das Staatsgebiet ausmacht, so bildet auch die Landbevölkerung die Nation.

Dieses Studium der verschiedenen Völker in ihren entlegenen Provinzen und in der Einfachheit ihres ursprünglichen Geistes lässt uns eine allgemeine Wahrnehmung machen, die für mein Motto im höchsten Grade günstig und für das menschliche Herz sehr tröstend ist, nämlich die, dass alle Nationen bei einer solchen Beobachtung einen viel höheren Wert zu haben scheinen. Je mehr sie sich der Natur nähern, desto vorherrschender ist die Güte in ihrem Charakter. Nur dadurch, dass sie sich in Städte einschließen, dass die Kultur eine Wandlung in ihnen hervorbringt, werden sie schlechter und geben einigen, nicht sowohl aus Bosheit als aus ihrer Bildung hervorgegangenen Mängeln den Anstrich angenehmer, aber verderblicher Laster.

Diese Wahrnehmung lehrt, dass mit der Art zu reisen, welche ich vorschlage, ein neuer Vorteil verbunden ist. Da sich die jungen Leute nur kurze Zeit in den großen Städten, diesen Brutstätten einer entsetzlichen Sittenverderbnis, aufhalten, so sind sie weniger der Gefahr ausgesetzt, von derselben ergriffen zu werden, und bewahren sich unter einfacheren Menschen und in weniger zahlreichen Gesellschaften ein sichrerer Urteil, einen reineren Geschmack und züchtigere Sitten. Für meinen Emil ist übrigens eine solche Ansteckung nicht leicht zu fürchten, da er alle Eigenschaften besitzt, die vor ihr zu schützen imstande sind. Unter all den Vorsichtsmaßregeln, die ich zu diesem Zweck ergriffen habe, verdient nach meiner Ansicht die Liebe, die er im Herzen trägt, die erste Stelle.

Man scheint gar nicht mehr zu wissen, was wahre Liebe über die Neigungen junger Leute vermag, weil die, welchen ihre Erziehung anvertraut ist, sie ebenso wenig kennen und ihre Zöglinge deshalb von ihr abzulenken suchen. Gleichwohl aber muss ein junger Mann, wenn er nicht einen ausschweifenden Lebenswandel führen soll, wahrhaft lieben. Man kann sich durch den Schein leicht täuschen lassen. Man wird mir freilich tausend junge Leute anführen, die in dem Rufe stehen, auch ohne Liebe im höchsten Grade keusch zu leben. Aber man nenne mir auch nur einen einzigen älteren Mann, einen wirklichen Mann, der zu behaupten vermag, dass er seine Jugend in der Tat so verlebt habe, und dem man wirklich Glauben schenken darf. Bei allen Tugenden und allen Pflichten sucht man immer nur den Schein zu wahren. Ich aber, der ich nicht auf den Schein, sondern auf die Wirklichkeit ausgehe, müsste in großer Täuschung befangen sein, wenn es zu ihrer Erlangung noch andere als die von mir angegebenen Mittel geben sollte.

Der Gedanke, in Emils Herzen noch vor Antritt seiner Reise eine erste Liebe anzufachen, beruht nicht etwa auf meiner Erfindung. Folgender Umstand hat mir denselben eingegeben.

Ich stattete in Venedig dem Erzieher eines jungen Engländers einen Besuch ab. Es war Winter, und wir saßen um den Kamin. Währenddessen erhält der Erzieher seine Briefe von der Post. Er überfliegt sie und liest darauf einen derselben seinem Zögling laut vor. Da er in englischer Sprache abgefasst war, verstand ich nichts davon, indes entging es mir nicht, dass der junge Mann während des Vorlesens die sehr schönen Spitzenmanschetten, welche er trug, zerriss und sie nach der anderen in das Feuer warf, was er so still als möglich tat, offenbar, damit man es nicht bemerke. Über diesen sonderbaren Einfall verwundert, blicke ich ihm ins Gesicht und glaube wahrzunehmen, dass dasselbe eine Art Rührung verrät. Obgleich nun die äußeren Kennzeichen der Leidenschaften bei allen Menschen ziemlich sind, so haben diese gleichwohl nationale Verschiedenheiten, über welche man sich leicht täuschen kann. Die Sprache des Gesichts ist bei den Völkern ebenso verschieden wie

die ihres Mundes. Ich warte, bis der Brief völlig vorgelesen ist, und frage den Erzieher, indem ich auf die bloßen Handgelenke seines Zöglings hinweise: „Darf man wissen, was dies bedeutet?“

Als der Erzieher wahrnahm, was vorgegangen war, fing er zu lachen an, umarmte seinen Zögling mit offenbarer Befriedigung und gab mir, nachdem ihm letzterer seine Zustimmung ausgedrückt hatte, die erbetene Aufklärung.

„Die Manschetten,“ erzählte er, „welche Herr John soeben zerrissen hat, sind ihm von einer hiesigen Dame vor kurzem geschenkt worden. Nun müssen Sie aber wissen dass Herr John Heimat mit einem jungen Fräulein verlobt ist, die er innig liebt und welche in der Tat die höchste Liebe verdient. Jener Brief ist von der von der Mutter seiner Braut, und ich will Ihnen daraus die Stelle übersetzen, welche die Zerstörung, deren Zeuge sie gewesen sind, verursacht hat.

Lucia lässt die Manschetten für Lord John nie aus der Hand. Miss Betty Roldham brachte den gestrigen Nachmittag bei ihr zu und wollte ihr durchaus bei ihrer Arbeit helfen. Da ich erfuhr, dass Lucia heute früher als gewöhnlich aufgestanden war, wünschte ich zu sehen, was sie eigentlich vorhatte, und fand sie damit beschäftigt, alles, was Miss Betty gestern gearbeitet hatte, wieder aufzutrennen. Sie will nicht, dass an ihrer Gabe auch nur ein einziger Stich von einer anderen Hand als der ihrigen sei.“

Als Herr John bald darauf das Zimmer verließ, um andere Manschetten anzulegen, sagte ich zu seinem Erzieher: „Sie haben einen Zögling von vortrefflichem Gemüte. Indes, sagen Sie die Wahrheit, ist dieser Brief von Miss Bettys Mutter nicht auf Ihren Antrieb geschrieben? Ist er nicht eine Kriegslist, die sie selbst gegen Dame mit den Manschetten ersonnen haben?“ – „Nein,“ entgegnete er, „es liegt hier wirklich keine gut gemeinte Täuschung vor; ich habe bei der Lösung meiner Aufgabe keine solchen Kunstgriffe nötig gehabt. Einfachheit und Eifer wusste ich bei meiner Arbeit zu verdienen, und Gott hat sie gesegnet.“ Der erwähnte Charakterzug, dieses jungen Mannes ist nie meinem

Gedächtnis entfallen. Es war nicht anders möglich, als dass er auf einen Träumer, wie ich es bin, einen bleibenden Eindruck ausüben musste.

Doch es ist Zeit, zu Ende zu kommen. Lasst uns Lord John zu Miss Lucia, das heißt Emil zu Sophie zurückführen. Mit einem Herzen, das seit seinem Scheiden an Zartheit nichts verloren hat, bringt er ihr einen erleuchteteren Geist zurück, seinem Vaterland aber gereicht es zum Vorteil, dass er die Regierung nach all ihren Lastern und die Völker nach all ihren Tugenden kennen gelernt hat. Ich selbst habe es zu veranstalten gewusst, dass er sich in jedem Volke mit irgendeinem verdienstvollen Manne durch einen Vertrag der Gastfreundschaft nach Art der Alten verbunden hat, und werde nicht verdrossen darüber sein, wenn er diese Bekanntschaften durch einen regen brieflichen Verkehr zu unterhalten sucht. Ganz abgesehen davon, dass ein solcher Verkehr mit weit entlegenen Ländern nützlich sein kann und stets Annehmlichkeit gewährt, so ist er jedenfalls ein vortrefflicher Schutz gegen die Herrschaft nationaler Vorurteile, welche, da wir unser ganzes Leben lang mit ihnen zu kämpfen haben, früher oder später Gewalt über uns bekommen. Nichts ist geeigneter, ihnen diese Gewalt zu nehmen, als der unbefangene Verkehr mit verständiger und achtungswerten Leuten, welche uns, da ihnen diese Vorurteile fremd sind und sie dieselben durch ihre eigenen bekämpfen, so die Mittel an die Hand gegen, sie einander unaufhörlich gegenüberzustellen Fremden, solange sie sich in unserem Land aufhalten, und dem Verkehre mit ihnen nach ihrer Rückkehr in die Heimat ist ein wesentlicher Unterschied. Im ersteren Falle beweisen sie stets gegen das Land, in welchem sie leben, eine gewisse Schonung, welche sie ihre Gedanken über dasselbe verhehlen lässt oder sie während der Dauer ihres dortigen Aufenthalts mit günstigen Gedanken erfüllt. Nach ihrer Heimkehr tritt jedoch ein Umschlag ein, was zur Folge hat, dass sie bei ihren Urteilen nur gerecht sind. Ich würde mich freuen, wenn ein Fremder, mit dem ich Rücksprache nähme, mein Vaterland besucht hätte, aber nach seiner Ansicht über dasselbe möchte ich ihn nur in seinem eigenen fragen.

Nachdem wir fast zwei volle Jahre darauf verwandt haben, einige der größeren und eine noch weit größere Anzahl der kleineren Staaten Europas zu durchstreifen, nachdem wir zwei oder drei Hauptsprachen erlernt, nachdem wir das wirklich Merkwürdige gesehen haben, sei es auf dem Gebiete der Natur oder dem der Künste, handle es sich um Regierung oder Untertanen: macht mich Emil, den die Ungeduld verzehrt, darauf aufmerksam, dass die zur Reise bestimmte Zeit abgelaufen sei. Darauf erwidere ich ihm: „Nun wohl, mein Freund, du wirst dich des Hauptzwecks unserer Reise erinnern. Du hast gesehen und beobachtet. Was ist nun das Endresultat deiner Beobachtungen? Was für einen Entschluss hast du gefasst?“ Ist nun meine Methode richtig, so wird er mir ungefähr folgende Antwort erteilen müssen:

„Welchen Entschluss ich gefasst habe? Das zu bleiben, wozu Sie mich erzogen haben, und zu den Fesseln, welche mir die Natur und die Gesetze angelegt, freiwillig nicht noch andere hinzuzufügen. Je mehr ich das Werk der Menschen in ihren Einrichtungen prüfe, desto mehr bricht sich in mir die Überzeugung Bahn, dass sie sich gerade durch ihr Jagen nach Unabhängigkeit selbst in Sklaverei stürzen, und dass sie sogar ihre Freiheit in vergeblichen Anstrengungen vergeuden, sich diese zu sichern. Um nicht dem Strome der Dinge nachgeben zu müssen, lassen sie sich von Tausenderlei fesseln; wollen sie dann einen Schritt tun, so können sie nicht, und sind erstaunt, sich überall festgehalten zu sehen. Wie mir scheint hat man um sich frei zu machen, gar nichts zu tun. Es ist vollkommen ausreichend, dass man nicht aufhören will, es zu sein. Du allein, lieber Lehrer, hast mich freimacht, indem du mich lehrtest, mich der Notwendigkeit zu unterwerfen. Sie möge an mich herantreten, wann es ihr beliebt, ich lasse mich ohne Zwang von ihr mit fortziehen; und da ich nicht Lust habe, gegen sie anzukämpfen, so fasse ich für nichts, das mich zurückhalten könnte, Zuneigung. Auf unserer Reise habe ich mich nach irgendeinem Erdwinkel umgesehen, wo ich gänzlich mein eigener Herr sein könnte; aber an welchem Orte wäre man wohl unter den Menschen nicht mehr von ihren Leidenschaften abhängig? Alles

wohl erwogen, habe ich gefunden, dass schon mein Wunsch einen Widerspruch in sich schließt. Denn sollte ich mein Herz auch sonst an nichts hängen, so würde ich mich doch immer von der Scholle fesseln lassen, auf der ich mich niedergelassen habe. Mein Leben würde mit dieser Scholle verknüpft sein, wie das der Dryaden mit ihren Bäumen. Ich habe mich davon überzeugt, dass ich, da Herrschaft und Freiheit einmal zwei unvereinbare Worte sind, nicht Herr einer Hütte sein könnte, ohne aufzuhören, meiner selbst Herr zu sein.

*Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus.*<sup>204</sup>

Ich erinnere mich, dass mein Vermögen die Ursache unserer Nachforschungen war. Sie bewiesen mir auf das überzeugendste, dass ich mir Reichtum und Freiheit nicht gleichzeitig bewahren könnte. Wenn Sie jedoch wollten, dass ich frei und zugleich bedürfnislos wäre, so verlangten Sie zwei Dinge, die sich nicht miteinander vereinen lassen, denn ich würde mich der Abhängigkeit von dem Menschen nur dann entziehen können, wenn ich mich in die Abhängigkeit von der Natur begeben wollte. Was werde ich also mit dem Vermögen anfangen, das mir meine Eltern hinterlassen haben? Das erste wird sein, dass ich mich von demselben unabhängig erhalte. Ich werde alle Bande lösen, die mich daran fesseln. Lässt man es mir, so wird es mir bleiben, raubt man es mir, so wird man mir dadurch nicht den Untergang bereiten. Ich werde mich nicht abquälen, es zu behalten, sondern fest an meinem Platz ausharren. Reich oder arm, ich werde frei sein. Ich werde es nicht allein in dem oder jenem Lande, in dieser oder jener Gegend, nein, ich werde es überall auf Erden sein. Für mich sind alle Fesseln des Vorurteils zerrissen, ich kenne keine andere als die der Notwendigkeit. Von Geburt an habe ich sie tragen lernen und werde sie bis an mein Ende tragen, denn ich bin ein Mensch. Und weshalb sollte ich sie nicht tragen dürfen, wenn ich frei bin, da ich

---

<sup>204</sup> Horat. Sat. II, 6. „Das war immer mein Wunsch: ein Äckerchen, nicht zu geräumig.“

sie als Sklave ja auch tragen müsste, und zum Überfluss noch die der Sklaverei.

Was kümmert mich meine Lage auf Erden? Was kümmert mich, wo ich bin? Überall, wo es Menschen gibt, bin ich bei meinen Brüdern; überall, wo es keine gibt, bin ich bei mir selbst. Solange ich imstande sein werde, unabhängig und reich zu bleiben, habe ich Vermögen, um davon zu leben, und ich werde leben. Will es mich jedoch unterjochen, so werde ich es ohne Kummer fahren lassen. Ich besitze Arme zur Arbeit, und ich werde leben. Sollten mir aber die Arme fehlen, nun, so werde ich leben, wenn man mich ernährt, und sterben, wenn man mich im Stich lässt, muss ich ja doch ebenso gut sterben, wenn man mich auch nicht im Stich lässt, denn der Tod ist nicht ein Leiden der Armut, sondern ein Gesetz der Natur. Wann auch immer der Tod an mich herantreten möge, ich werde ihm stets trotzen; nie soll es mich überraschen, wenn ich mit Vorbereitungen zum Leben beschäftigt bin; nie soll er mich hindern, gelebt zu haben.

Das, mein Vater, ist der Entschluss, welchen ich gefasst habe. Wäre ich ohne Leidenschaften, so würde ich in meiner Lage als Mensch unabhängig wie Gott selber sein weil ich da ich nur das wollte, was ist, nie gegen das Schicksal würde anzukämpfen brauchen. Wenigstens fesselt mich nur eine Kette; es ist die einzige, die ich je tragen werde, und ihrer darf ich mich rühmen. So kommen Sie denn, geben Sie mir Sophie, und ich bin frei.“

„Lieber Emil, ich bin sehr froh, aus deinem Munde solche männlichen Worte zu vernehmen und aus ihnen die Gefühle deines Herzens zu erkennen. In deinem Alter kann mir diese übertriebene Uneigennützigkeit nicht missfallen. Sie wird überdies nachlassen, wenn du erst Kinder hast, und dann genau das sein, was ein guter Familienvater und ein weiser Mann sein soll. Schon vor Antritt Reise wusste ich, welche Wirkung sie in dir hervorbringen würde. Ich wusste, du würdest, wenn du dir unsere Einrichtungen einmal aus der Nähe ansähest, weit davon entfernt sein, ein Vertrauen in sie zu setzen, welches sie keineswegs verdienen. Unter dem Schutz der

Gesetze strebt man vergebens nach Freiheit. Der Gesetze! Wo gibt es denn solche? Und so finden die Achtung? Unter diesem Namen hast du überall nur das Sonderinteresse und die Leidenschaften der Menschen herrschen sehen. Aber die ewigen Gesetze der Natur und der Ordnung bestehen. Dem Weisen vertreten sie die Stelle des positiven Rechts. Durch das Gewissen und die Vernunft stehen sie im Grunde seines Herzens geschrieben. Sie sind es, denen er sich, um frei zu sein, unterwerfen muss. Nur wer Böses tut, ist ein Sklave, denn er tut es stets gegen seinen Willen. Die Freiheit ist nicht das Ergebnis irgendeiner bestimmten Regierungsform, sie wohnt vielmehr in dem Herzen des freien Mannes, der sie überall bei sich trägt, während der niedrig gesinnte Mensch überall die Knechtschaft in sich hegt. Der eine würde in Genf ein Sklave, der andere in Paris ein Freier sein.

Wollte ich von den Pflichten des Bürgers mir dir reden, so würdest du mich vielleicht fragen, wo denn das Vaterland ist, und glauben, mich dadurch in Verlegenheit gesetzt zu haben. Trotzdem würdest du dich irren, lieber Emil, denn wer kein Vaterland hat, hat doch wenigstens ein Land. Es gibt immer eine Regierung und Scheinbilder von Gesetzen, unter denen er in Frieden gelebt hat. Dass der soziale Vertrag nicht beobachtet worden ist, was tut das wohl zur Sache, wenn ihn das Sonderinteresse ebenso geschützt hat, wie es der allgemeine Wille getan haben würde, wenn ihn die öffentliche Gewalt vor der Privatgewalt behütet hat, wenn ihn das Böse, das unter seinen Augen stattfand, mit Liebe zum Guten erfüllt hat, und ihm unsere Einrichtungen selbst die Augen geöffnet haben, dass er ihre eigene Ungerechtigkeit erkennen und hassen musste? O Emil, wo ist der rechtschaffene Mann, der seinem Lande nichts zu verdanken hätte? Wer er auch immer sein möge, er schuldet ihm, was für den Menschen das Herrlichste ist: die Sittlichkeit seiner Handlungen und die Liebe zur Tugend. Allerdings hätte er, wäre er mitten im Walde geboren, glücklicher und freier gelebt; da er indes nichts zu bekämpfen gehabt hätte, um seinen Neigungen nachzukommen, so wäre er gut gewesen, ohne dass es ihm hätte zum Verdienst angerechnet werden können, so hätte er

keinen Anspruch auf Tugend gehabt, während er ihn jetzt trotz seiner Leidenschaften erheben darf. Der bloße Schein der Ordnung führt ihn schon dazu, sie zu erkennen und zu lieben. Das allgemeine Wohl, welches anderen nur als Vorwand dient, ist für ihn allein ein wirklicher Beweggrund. Er lernt sich bekämpfen, sich besiegen, sein Interesse dem allgemeinen Interesse zum Opfer zu bringen. Es ist eine Unwahrheit, dass ihm die Gesetze keinen Vorteil brächten; sie geben ihm den Mut, gerecht zu sein, selbst im Kreise schlechter Menschen. Es ist eine Unwahrheit, dass sie ihn nicht freigemacht, jedenfalls haben sie ihn gelehrt, sich selbst zu beherrschen.

Sage demnach nicht: Was kümmert es mich, wo ich mich befinde. Es muss dich im Gegenteil gar viel kümmern, dass du gerade da bist, wo du alle deine Pflichten zu erfüllen vermagst, und eine dieser Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Mitbürger beschützten dich als Kind, weshalb du sie jetzt, wo du erwachsen bist, lieben musst. Du sollst in ihrer Mitte oder wenigstens an einem Orte leben, von dem aus du ihnen nützlich sein kannst, soweit es dir deine Kräfte gestatten, und an dem sie dich, sobald sie deiner bedürfen, zu finden wissen. Es sind Verhältnisse denkbar, wo ein Mann seinen Mitbürgern nützlicher sein kann, wenn er außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes weilt, als wenn er im Schoße desselben lebt. Alsdann muss er sich nur von seinem Eifer leiten lassen und sein Exil ohne Murren tragen; selbst Exil gehört zu seinen Pflichten. Du aber, guter Emil, welchem nichts diese schmerzlichen Opfer auferlegt, du, der du dir nicht die traurige Aufgabe gestellt hast, den Menschen die Wahrheit zu sagen, lebe inmitten deiner Mitbürger, pflege ihre Freundschaft in ruhigem Verkehre, sei ihr Wohltäter, ihr Vorbild. Dein Beispiel wird ihnen mehr als all unsere Bücher nützen, und das Gute, welches sie dich verrichten sehen, wird sie mehr rühren als all unsere hohlen Redensarten.

Ich fordere dich zu diesem Zwecke nicht etwa auf, in den großen Städten zu leben. Im Gegenteil besteht eines der Beispiele, welches die Guten den anderen geben sollen, in dem patriarchalischen und ländlichen Leben, dem ursprünglichen Leben

des Menschen, dem friedlichsten, natürlichsten und angenehmsten Leben für jeden, dessen Herz noch unverdorben ist. Glückliche, mein junger Freund, das Land, wo man den Frieden nicht erst in einer Einöde zu suchen braucht. Allein wo ist dieses Land? Ein wohlthätiger Mensch kann seine Neigung inmitten der Städte, in denen er seinen Wohlthätigkeitssinn fast nur an Intriganten oder an Schelmen auszuüben vermag, schlecht befriedigen. Die Aufnahme, welche Tagediebe, die hier ihr Glück zu machen gedenken, in ihnen finden, trägt nur dazu bei, das Land vollends zu veröden, welches man gerade umgekehrt auf Kosten der Städte neu bevölkern sollte. Alle Menschen, welche sich aus der großen Gesellschaft zurückziehen, stiften eben dadurch Nutzen, dass sie sich aus ihr zurückziehen, da alle Laster der Menschen ihre Quelle in der zu dichten Bevölkerung finden. Sie stiften ferner dadurch Nutzen, dass sie in die einsamen Gegenden Leben, Gesittung und Liebe zu dem menschlichen Urzustande zurückbringen können. Ich werde gerührt bei dem Gedanken, wie viel Wohltaten Emil und Sophie aus ihrer einfachen Zurückgezogenheit um sich her zu verbreiten imstande sind, wie viel sie zur Belebung des Landes und zur Wiedererweckung des erloschenen Eifers der unglücklichen Landleute beitragen können. Ich sehe schon im Geiste, wie das Volk sich vervielfältigt, die Fruchtbarkeit der Felder zunimmt, das Land einen neuen Schmuck gewinnt, ich sehe, wie die Volksmenge und der Überfluss die Arbeiten in Feste verwandeln, höre, wie sich die Freudenrufe und Segnungen aus dem Kreise der ländlichen Spiele um das Liebenswürdige Paar erheben, dem sie ihre neue Zeitalter als ein Traumbild, und freilich wird es für jeden, dessen Herz und Geschmack verdorben sind, ein solches bleiben. Es ist nicht einmal wahr, dass man es zurücksehnt, da dieses Sehnen stets eitel ist. Was müsste man also thun, um es wiedererstehen zu lassen? Nur eins, aber leider etwas Unmögliches: man müsste es lieben.

Schon scheint es um Sophiens Wohnung wieder aufzublühen; ihr braucht nur miteinander zu vollenden, was ihre würdigen Eltern begonnen haben. Sei jedoch auf deiner Hut, lieber Emil, dass dir dieses süße Leben nicht die mühevollen Pflichten verleide, wenn dir

je solche auferlegt werden sollten! Sei eingedenk, dass die Römer vom Pfluge zum Konsulat. Beruft dich der Fürst oder der Staat in den Dienst des Vaterlandes, dann verlasse alles, um auf dem dir angewiesenen Posten die ehrenvolle Tätigkeit eines Bürgers auszuüben. Sollte dir diese Tätigkeit beschwerlich fallen, so gibt es ein ehrenvolles und sicheres Mittel, sie wieder von dir abzuschütteln: übe sie mit solcher strengen Rechtlichkeit, dass man sie dir nicht lange lässt. Übrigens braucht dich der Gedanke an die Last eines solchen Amtes nicht sehr zu beunruhigen, denn solange die Männer dieses Jahrhunderts nicht ausgestorben sind, wird man dich schwerlich in den Staatsdienst berufen.“

Leider ist es mir nicht gestattet, Emils Rückkehr zu Sophie und das Ende ihrer Liebe, oder vielmehr den Anfang der ehelichen Liebe zu schildern, die sie für immer vereinigt, einer Liebe, die auf lebenslängliche Achtung, auf Tugenden, die nicht mit der Schönheit vergehen, und auf eine Übereinstimmung der Charaktere gegründet ist, welche den Umgang so freundlich gestaltet und den Zauber der ersten Vereinigung bis ins Alter hinein verlängert. Aber wenn alle diese Einzelheiten auch Gefallen erregen würden, so könnten sie doch keinen Nutzen stiften, und bisher habe ich mir nur solche Einzelheiten mitzuteilen erlaubt, die nicht allein zu interessieren vermochten, sondern deren Nutzen ich auch einzusehen glaubte. Sollte ich noch am Schluss meiner Aufgabe von dieser Regel abgehen? Nein, auch fühle ich nur zu wohl, dass meine Feder ermüdet ist. Zu schwach für ein so umfangreiches Werk, würde ich dasselbe gänzlich liegen lassen, wenn es nicht bereits so weit vorgeschritten wäre. Um es nicht unvollendet zu lassen, ist es Zeit, es zu beenden.

Endlich sehe ich den entzückendsten Tag für Emil und den glücklichsten für mich anbrechen. Meine Mühe sehe ich gekrönt und beginne mich ihrer Frucht zu erfreuen. Das einander würdige Paar wird durch ein unauflösliches Band vereint, ihr Mund spricht und ihr Herz bestätigt die Schwüre, die ihnen stets heilig sein werden: sie sind Gatten. Bei der Rückkehr aus dem Gotteshause lassen sie sich führen; sie wissen weder wo sie sind noch wohin sie

gehen noch was um sie her geschieht. Sie hören nicht und antworten nur verwirrte Worte, ihre vor Aufregung blitzend Augen sehen nichts mehr. O süßer Wahn! O menschliche Schwäche! Das Gefühl des Glücks überwältigt den Menschen; er ist nicht stark genug, es zu ertragen.

Nur wenig Leute verstehen am Hochzeitstage den Neuvermählten gegenüber den richtigen Ton zu treffen. Der ernste Anstand der einen erscheint mir eben so unpassend wie das leichtsinnige Geschwätz der anderen. Wenn es nach mir ginge, ließe man diese Herzen lieber Einkehr in sich selber halten und sich einer Erregung hingeben, die nicht ohne Reiz ist, anstatt sie so grausam davon abzulenken, um sie durch ein falsches Schicklichkeitsgefühl trübe zu stimmen oder durch übel gewählte Scherze in Verlegenheit zu setzen, durch Schmerz, die, wenn sie auch zu jeder anderen Zeit gefallen sollten, an einem solchen Tage sicherlich nicht zu rechtfertigen sind.

Es entgeht mir nicht, dass meine beiden jungen Leute in der süßen Sehnsucht, die sich ihrer Bemächtigt hat, auch nicht ein Wort von dem vernehmen, was man zu ihnen spricht. Darf ich, der so lebhaft wünscht, dass man jeden Tag seines Lebens genießen soll, sie wohl einen so köstlichen verlieren lassen? Nein, ich will, dass sie ihn genießen, völlig genießen und er ihnen reiche Wonnestunden bringe. Ich entführe sie der Menge, die sich schwatzend und plaudernd um sie drängt, und bringe ich, indem ich abgelegene Spaziergänge mit ihnen aufsuche und das Gespräch auf sie selbst lenke, wieder zu sich selbst zurück. Aber nicht nur zu ihren Ohren, sondern vor allen Dingen zu ihrem Herzen will ich reden, und ich bin mir des einzigen Gegenstandes, der sie an diesem Tage zu beschäftigen vermag, sehr wohl bewusst.

„Meine Kinder,“ sage ich zu ihnen, indem ich bei der Hand ergreife, „es sind nun schon drei Jahre her, seit ich diese heftige und reine Flamme, welche euch heute glücklich gemacht hat, auflodern sah. Sie hat stets mehr um sich gegriffen. Ich lese in euren Augen, dass sie jetzt zu der höchsten Glut angefacht ist. Von

nun an kann sie nur abnehmen.“ – Leser, seht ihr nicht Emils leidenschaftliches Aufbrausen, sein heftiges Emporfahren, vernehmt ihr nicht seine Beteuerung? Seht ihr nicht, mit welcher verächtlicher Miene Sophie ihre Hand der meinigen entzieht? Bemerket ihr nicht die zärtlichen Verheißungen, welche sich ihre Augen gegenseitig zublinden, einander anzubeten bis zum letzten Atemzuge? Ich lasse sie gewähren und fahre darauf fort.

„Ich habe oftmals gedacht, dass man sich die Erde in ein Paradies verwandeln würde, wenn man das erste Liebesglück bis zu den letzten Tagen der Ehe verlängern könnte. Allein bis jetzt ist dieser Fall noch nicht vorgekommen. Sollte es aber nicht eine völlige Unmöglichkeit sein, so seid ihr beide dessen im Höchsten Grade würdig, ein Beispiel zu geben, zu welchem euch niemand als Vorbild diene und welches auch nur wenige Gatten nachahmen werden. Wollt ihr, meine Kinder, dass ich euch ein Mittel angebe, welches ich dazu für geeignet und zugleich für das einzig mögliche halte?“

Lächelnd blicken sie einander an und scheinen sich über meine Einfalt lustig zu machen. Emil will von meinem Mittel gar nichts wissen und meint, Sophie besitze ein noch weit besseres, was ihm für seine Person auch völlig genüge. Sophie ist derselben Ansicht und scheint ebenso zuversichtlich. Trotzdem kommt es mir so vor, als ob ihre ungläubige Miene auch eine gewisse Neugier widerspiegeln. Ich schaue Emil prüfend an; seine glühenden Augen verschlingen die Reize seiner Gattin. Auf sie allein ist seine Begierde gerichtet, und alle meine Worte vermögen nicht seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Jetzt lächle ich meinerseits, indem ich zu mir selbst sage: Ich werde deine Aufmerksamkeit bald wecken.

Der fast unmerkliche Unterschied dieser geheimen Bewegung deutet eine sehr charakteristische Verschiedenheit der beiden Geschlechter an, welche den gängigen Vorurteilen völlig widerspricht. Sie zeigt sich darin, dass die Männer im allgemeinen weniger beständig sind als die Frauen und früher als diese einer glücklichen Liebe überdrüssig werden. Die Frau ahnt schon von

weitem die Unbeständigkeit des Mannes und fühlt sich daraus dadurch beunruhigt,<sup>205</sup> worin auch die Ursache ihrer größeren Eifersucht liegt. Wird er lau und sieht sie sich gezwungen, um ihn nicht völlig zu verlieren, ihm alle die Aufmerksamkeit zu erweisen, mit denen sie ihm sonst entgegenkam, um ihm zu gefallen, so weint sie und demütigt sich nun, aber selten mit dem früheren Erfolge. Zuneigung und Aufmerksamkeit gewinnen zwar die Herzen, erlangen sie aber nicht wieder. Ich komme auf mein erstes Mittel gegen das Erkalten der Liebe in der Ehe zurück.

„Es ist einfach und leicht,“ beginne ich von neuem, „man muss, wenn man Gatte ist, nach wie vor Liebhaber bleiben.“ – „Fürwahr,“ sagt Emil, verstohlen lachend, „das wird uns nicht sehr sauer werden!“

„Saurer für dich, der du dies behauptest, als du vielleicht denkst. Lasst mir, wenn ich bitten darf, Zeit, mich weiter darüber auszusprechen.

Das Band, welches man zu straff spannen will, zerreißt. So verhält es sich auch mit dem Bande der Ehe, wenn man ihm mehr Stärke verleihen will, als es besitzen darf. Die Treue, welche sie beiden Gatten auferlegt, ist das heiligste aller Rechte; allein die Gewalt, welche sie jedem von beiden über den anderen einräumt, ist zu groß. Zwang und Liebe können nicht nebeneinander bestehen, und Liebesfreude kann nicht erzwungen werden. Erröte nicht, Sophie, und denke nicht daran, die Flucht zu ergreifen. Da sei Gott vor, dass ich dein keusches Ohr beleidigen wollte! Aber es handelt sich um euer Lebensschicksal. Um eines so großen Zweckes willen verschließt euer Ohr nicht einem Gespräche, welches

---

<sup>205</sup> In Frankreich geht die Trennung von den Frauen aus; und das ist nicht zu verwundern, da sie wenig Temperament besitzen und nur Huldigungen verlangen. Werden ihnen dieselben von dem Gatten nicht mehr zuteil, so kümmern sie sich wenig um seine Person. In anderen Ländern geht die Trennung dagegen von dem Manne aus, und auch das kann nicht auffallen, weil die Frauen zwar treu, aber auch zudringlich sind, und folglich, weil sie mit ihrem geschlechtlichen Verlangen beschwerlich fallen, schließlich ermüden und Unlust erwecken. So viele Ausnahmen diese Wahrheiten auch erleiden mögen, so glaube ich doch, dass es allgemeine Wahrheiten sind.

Eheleuten und einem Vater stattfinden und welches ihr sonst nicht leiden würdet.

Nicht sowohl aus dem Besitz als vielmehr aus dem Zwang entsteht die Übersättigung, und man bewahrt deshalb einem unterhaltenen Mädchen weit länger seine Zuneigung als seiner Frau. Wie hat man nur aus den zärtlichen Liebkosungen eine Pflicht und aus den süßesten Bezeigungen der Liebe ein recht machen können? Nur das gegenseitige Verlangen gibt ein Recht, die Natur kennt kein anderes. Das Gesetz vermag dieses Recht wohl einzuschränken, würde ihm aber keine größere Ausdehnung geben können. Die Sinnenlust ist an sich selbst gar süß; soll sie etwa aus dem traurigen Zwang eine Stärke gewinnen, die ihr ihre eigenen Reize nicht zu gewähren vermöchten? Nein, meine Lieben, in der Ehe sind die Herzen verbunden, allein die Körper sind einander nicht unterworfen. Ihr seid euch Treue, aber keine Willfährigkeit schuldig. Ihr gehört einander an, aber jeder nur, soweit es ihm selbst beliebt.

Ist also wahr, lieber Emil, dass du der Liebhaber deiner Gattin bleiben willst, dass sie stets deine Geliebte und Herrin ihrer selbst sein soll, dann sei ein glücklicher, aber ehrerbietiger Liebhaber. Erhalte alles von der Liebe, ohne irgend etwas als Pflicht zu verlangen; in der geringsten Gunstbeziehung erkenne nie ein Recht, sondern eine Gefälligkeit. Ich weiß, dass nie Schamhaftigkeit klar ausgesprochene Geständnisse scheut und besiegt sein will. Kann sich aber wohl der Liebende, wenn er Zartgefühl und wahre Liebe besitzt, über den geheimen Willen täuschen? Wird er sich dessen nicht klar, wenn ihm Herz und Augen zugestehen, was der Mund scheinbar versagt? Möge stets jedes von euch beiden Herr seiner Person und seiner Liebkosungen sein und das Recht haben, sie nur nach eigenem Willen dem anderen zu gewähren. Bleibt beständig eingedenk, dass selbst in der Ehe der Genuss nur dann ein rechtmäßiger ist, wenn beide Teile ein gleiches Verlangen danach tragen. Ihr braucht nicht zu befürchten, dass dies Gesetz euch voneinander fernhalten werde; es wird euch im Gegenteil aufmerksamer darauf machen, dass ihr beflissen sein müsst, euch

gegenseitig zu gefallen, und wird die Übersättigung verhüten. Ausschließlich aufeinander beschränkt, wird die Natur und die Liebe euch hinlänglich einander näher bringen.“

Bei diesen und ähnlichen Andeutung und Vorschlägen wird Emil unwillig und erhebt dagegen laut Widerspruch. Sophie hält sich verschämt den Fächer vor die Augen und erwidert kein Wort. Der Unzufriedenste von beiden ist jedoch vielleicht nicht derjenige, der sich am meisten beklagt. Ich lasse mich aber durch nichts irremachen und bleibe unerbittlich. Ich treibe Emil über seinen Mangel an Zartgefühl die Schamröte ins Gesicht und leiste Bürgschaft dafür, dass Sophie ihrerseits den Vertrag annehmen wird. Ich fordere sie auf, sich darüber auszusprechen, und man wird sich wohl denken können, dass sie mich nicht Lügen zu strafen wagt. Unruhig befragt Emil die Augen seiner jungen Gattin. Trotz ihrer Verlegenheiten liest er in ihnen Sehnsucht und Verlangen, was ihn über die Gefahr, die ihm von ihrem Selbstvertrauen drohen könnte, wieder beruhigt. Er wirft sich ihr zu Füßen, küsst leidenschaftlich die Hand, welche sie ihm reicht, und schwört, dass er mit Ausnahme der ihm zugelobten Treue auf jedes andere Recht verzichtet. „Sei du, teure Gattin,“ sagt er, „die Herrin meiner Freuden, wie du die Herrin meines Lebens und meines Schicksals bist. Selbst auf die Gefahr hin, dass mir deine Grausamkeit das Leben kosten könnte, gebe ich dir meine teuersten Rechte zurück. Ich will nichts deiner bloßen Willfährigkeit, sondern alles deinem Herzen zu verdanken haben.“

Guter Emil, beruhige dich. Sophie ist selbst viel zu edelmütig, als dass sie dich als Opfer deines Edelmut sterben lassen könnte.

Als ich am Abend im Begriff stehe, von ihnen Abschied zu nehmen, sage ich im ernstesten Tone, den ich anzunehmen vermag, zu ihnen: „Erinnert euch beide, dass ihr frei seid, und dass bei euch von ehelichen Pflichten die Rede nicht sein kann. Glaubt mir, und lasst euch nicht durch falsche Rücksichten beirren. Emil, willst du mit mir kommen? Sophie erlaubt es.“ Emil hätte in seiner Wut Lust, sich tötlich an mir zu vergreifen. „Und du, Sophie, was

sagst du dazu? Soll ich ihn mitnehmen?“ Die Lügnerin wird errötend „ja“ sagen. Reizende und süße Lüge, die einen höheren Wert als die Wahrheit hat!

Am nächsten Tage... Das Bild des Glücks gewährt den Menschen keine Freude mehr; unter den verderblichen Folgen des Lasters hat ihr Geschmack nicht weniger gelitten als ihr Herz. Es fehlt ihnen an Empfindung für das Rührende und an Augen für das Liebliche. Ihr, die ihr, um die höchste Seligkeit zu malen, eure Vorstellung immer nur bei glücklichen Liebenden weilen lasst, die in den größten Sinnengenüssen schwelgen, wie unvollkommen ist doch euer Gemälde! Es zeigt nur, was die Sinne zu berauschen vermag, aber die süßesten Reize der Freude sind auf demselben nicht zu finden. O, wer von euch hätte noch nie zwei Neuvermählte, sie sich unter den glücklichsten Verhältnissen die Hand zum Bunde reichten, aus der Brautkammer hervortreten sehen, hätte noch nie gesehen, wie aus ihren schmachtenden und keuschen Blicken der Rausch der eben genossenen Freuden und zugleich die liebliche Sicherheit der Unschuld sowie die so entzückende Gewissheit hervorleuchteten, nun ihre übrigen Lebenstage miteinander verleben zu können! Es ist der bezauberndste Anblick, der dem Menschen dargeboten werden kann; es ist das wahre Gemälde der Freude. Ihr habt es hundertmal gesehen, ohne es zu erkennen; eure verhärteten Herzen sind nicht mehr fähig, es zu lieben. Glückselig und ruhig bringt Sophie den Tag in den Armen ihrer zärtlichen Mutter zu; in ihnen lässt sich süß ruhen, wenn man die Nacht in den Armen eines Gatten geruht hat.

An den darauffolgenden Tage nehme ich bereits ich bereits einen Wechsel der Szene wahr. Es macht den Eindruck, als ob Emil ein wenig missvergnügt ausschaue. Aber durch dieses ausgenommene Wesen hindurch bemerke ich eine so zärtliche Dienstfertigkeit und sogar einen so hohen Grad von Unterwürfigkeit, dass ich nicht annehmen kann, es sei etwas sehr Verdrießliches vorgefallen. Was Sophie anlangt, so ist sie heiteres als am vorhergehenden Abend, und ich sehe aus ihren Augen einen Blick der Befriedigung leuchten. Gegen Emil ist sie bezaubert. Sie

scheint ihn fast anlocken zu wollen, was seinen Verdruss offenbar nur steigert.

So wenig sich dieser Wechsel auch bemerkbar macht, so ist er meiner Aufmerksamkeit doch nicht entgangen. Ich werde einigermaßen befolgt und frage Emil im geheimen nach der Ursache. Da erfahre ich denn, dass er in der vergangenen Nacht zu seinem großen Leidwesen und aller seiner flehenden Bitten ungeachtet habe allein schlafen müssen. Die junge Gebieterin hat Eile gehabt, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen. Eine Erklärung findet unter ihnen statt. Emil beklagt sich bitterlich, während Sophie in der besten Laune ist. Als sie sich aber endlich überzeugt, dass er ernst böse werden will, wirft sie ihm einen Blick voller Liebe und Freundlichkeit zu und sagt, während sie mir die Hand drückt, nur das einzige Wort „der Undankbare“, aber mit einem Tone, der zu Herzen dringen muss. Emil ist so töricht, dass er den Sinn dieses Wortes nicht so fassen vermag. Ich aber verstehe ihn, lasse Emil zurücktreten und rede nun mit Sophie unter vier Augen.

„Ich durchschaue“, sage ich zu ihr, „die Ursache dieses Einfalls. Man könnte nicht mehr Zartgefühl besitzen, vermöchte es aber auch nicht in ungeeigneterer Weise zum Ausdruck zu bringen. Beruhige dich, liebe Sophie. Ich habe dir einen Mann gegeben, scheue dich also auch nicht, ihn als einen solchen zu behandeln. Er hat dir eine unentweihte Jugend gebracht, hat sie an niemanden vergeudet und wird sie dir lange bewahren.“

Ich muss dir, liebes Kind, die Ansichten, welche ich in unserem vorgestrigen Gespräch entwickelte, weitläufiger auseinandersetzen. Vielleicht hast du in ihnen nur den Rat erblickt, in euren Genüssen um deswillen Maß zu halten, um sie dauernden zu machen. Nein, Sophie, ich verfolgte dabei einen anderen Zweck, der meiner Sorgfalt würdiger ist. Emil ist nicht nur dein Gatte, sondern dadurch zugleich dein Herr geworden. Dir kommt das Gehorchen zu, denn so hat es die Natur gewollt. Gleichet aber ein Weib Sophie, so ist es trotzdem gut, dass der Mann von ihr geleitet wird. Auch dies ist ein Gesetz der Natur. Um dir soviel Macht über

sein Herz zu gewähren, wie ihm sein Geschlecht über deine Person einräumt, habe ich dich zur Herrin seiner Genüsse gemacht. Es wird dir schmerzliche Entbehrungen kosten; aber du wirst ihn beherrschen, falls du dich selber zu beherrschen verstehst. Was bereits vorgefallen ist, liefert mir den Beweis, dass diese schwierige Kunst deinen Mut nicht übersteigt. Deine auf Liebe gegründete Herrschaft wird lange dauern, wenn du deine Liebesbezeugungen selten und kostbar machst und ihn lehrst, ihren Wert zu würdigen. Willst du deinen Mann fortwährend zu deinen Füßen sehen, so halte immer in einziger Entfernung von deiner Person. Paare aber deine Strenge mit Bescheidenheit und lass sie nicht etwa launisch erscheinen. Zeige dich ihm zurückhaltend, aber nicht eigensinnig. Hüte dich, dass in ihm Zweifel an deiner Liebe aufsteigen, weil du dich seiner Liebe zu selten hingibt. Flöße ihm durch deine Liebesbezeugungen Liebe zu dir ein und Achtung durch deine Weigerung. Bringe es dahin, dass er die Keuschheit seiner Frau ehren muss, ohne Ursache zu haben, sich über ihre Kälte zu beklagen.

Auf diese Weise, mein Kind, wird er dir sein volles Vertrauen schenken, deinen Rat beobachten, dich bei seinen Angelegenheiten zu Rate ziehen und nichts beschließen, ohne es vorher mit dir überlegt zu haben. Auf diese Weise kannst du ihn wieder zur Vernunft zurückrufen, wenn er auf Abwege gerät, kannst du ihn durch sanfte Überredung auf den rechten Weg zurückleiten, kannst du dich liebenswürdig zeigen, um ihm nützlich zu werden, kannst du die Koketterie zum Besten der Tugend und die Liebe zum Vorteil der Vernunft anwenden.

Gib dich aber trotz alledem nicht dem Wahne hin, als ob du dich auf diese Kunst stets verlassen könntest. Wie vorsichtig man auch immer sein möge, der Genuss stumpft das Vergnügen ab, und vor allem die Liebesfreude. Allein wenn die Liebe lange gewährt hat, so füllt eine süße Gewohnheit die Leere wieder aus, und der Reiz der Vertraulichkeit bilden zwischen denen welchen sie das Dasein verdanken, ein nicht weniger süßes und oft noch stärkeres Band als die Liebe selbst. Sobald du aufhören wirst, Emils Geliebte

zu sein, wirst du statt dessen seine Frau und seine Freundin, wirst du die Mutter seiner Kinder sein. Dann lass deine Zurückhaltung schwinden und die höchste Vertraulichkeit zwischen euch herrschen; dann fort mit dem besonderen Bette, fort mit den Weigerung und Launen. Werde so vollkommen Hälfte, dass er deiner nicht mehr entbehren kann, und dass er, sobald er dich verlässt, sich fern von sich selbst fühlt. Nachdem du den Reizen des häuslichen Lebens die Herrschaft im väterlichen Hause gesichert hast, lass sie jetzt auch in deinem eignen Hause herrschen. Jeder Mann, welcher sich in seinem Hause gefällt, liebt seine Frau. Sei eingedenk, dass du nur dann eine glückliche Frau sein wirst, wenn dein Gatte in seiner Häuslichkeit sich glücklich fühlt.

Was nun die Gegenwart anlangt, so sei gegen deinen Geliebten auch nicht zu streng; er hat mehr Hingebung verdient und würde deine Besorgnis übel nehmen. Schone seine Gesundheit nicht so sehr auf Kosten seines Glückes, und genieße dein eigenes. Man darf weder Übersättigung eintreten lassen noch das Verlangen zurückweisen, nicht versagen, nur um zu versagen, sondern um dem, was man gewährt, einen höheren Reiz zu verleihen.“

Nachdem ich die Einigkeit unter ihnen wiederhergestellt habe, sage ich in Sophiens Gegenwart zu ihrem jungen Gemahl: „Das Joch, das man sich einmal aufgelegt hat, muss man ertragen. Verdiane, dass es dir leicht gemacht werde. Opfer vor allem den Grazien und wähne nicht, dich durch schmollen liebenswürdiger zu machen. Der Friede ist nicht zu stiften, und jedes wird sich leicht selbst sagen können, auf welche Bedingungen hin er geschlossen werden kann.“ Nachdem durch einen Kuss besiegelt ist, wende ich mich an meinen Zögling und sage: „Lieber Emil, der Mensch bedarf sein ganzes Leben hindurch des Rates und der Leitung. Ich habe diese Pflicht gegen dich bis zu diesem Augenblicke, so gut ich vermochte, erfüllt. Hier endet meine langwierige Aufgabe, und die eines anderen beginnt. Indem ich heute meine Autorität feierlich niederlege, vertraue ich sie für die Zukunft deinem neuen Führer an.“

Allmählich lässt der erste Wonnerausch nach, so dass sie die Reize ihres neuen Standes in Frieden genießen können. Glückliche Liebende, würdige Gatten! Um ihren Tugenden die ihnen gebührende Ehre zu erweisen, um ihr Glück zu schildern, müsste man ihre ganze Lebensgeschichte erzählen. Wie oft fühle ich mich, wenn ich das Werk betrachte, das ich an ihnen verrichtet habe, von einem Entzücken ergriffen, welches mein Herz höher schlagen lässt. Wie oft ergreife ich ihre verschlungen Hände und segne die Vorsehung unter freudigen Seufzern; wie oft bedecke ich diese Hände, die so treu einander drücken, mit meinen Küssen; wie oft müssen sie fühlen, dass meine Freudentränen dieselben benetzen! Auch sie ergreift dann innige Rührung, indem sie meine Freude teilen. Ihre ehrwürdigen Eltern durchleben ihre Jugend noch einmal in der ihrer Kinder, sie fangen gleichsam aufs neue zu leben an oder sie erkennen vielmehr zum erstenmal den wert des Lebens. Sie verwünschen ihren früheren Reichtum, der ihnen in dem nämlichen Alter zum Hindernis gedient hat, ein so entzückend Los zu genießen. Wenn überhaupt das Glück auf Erden zu finden ist, dann weilt es in der Heimstätte, die wir bewohnen.

Nach Verlauf eigener Monate tritt Emil eines Morgens in mein Zimmer und sagt, mich herzlich umarmend: „Mein Lehrer, wünschen sie Ihrem Sohne Glück; ich hoffe bald Vaterfreuden zu erleben. O welche Sorgen werden dadurch unserm Eifer auferlegt werden, und in wie hohem Grade werden wir Ihrer bedürfen! Da sei Gott vor, dass ich sie noch den Sohn erziehen lasse, nachdem Sie den Vater erzogen haben! Da sei Gott vor, dass eine so heilige und süße Pflicht je von einem anderen als von mir erfüllt werde, sollte meine Wahl auch ebenso vortrefflich ausfallen, als sie für mich ausgefallen ist! Bleiben sie aber nach wie vor der Führer der jungen Führer. Stehen Sie uns mit Rat und Anleitung helfend zur Seite; sie werden uns folgsam finden. Solange ich lebe, werde ich Ihrer bedürfen. Gerade jetzt, wo meine Pflichten als Hausvater erst beginnen, bedarf ich Ihrer mehr als je. Sie haben die Ihrigen erfüllt. Leiten Sie mich, damit es mir gelingt, Ihrem Beispiele zu folgen! Ruhem Sie sich aber aus, es ist Zeit!“

*Ende.*

In: Jean-Jacques Rousseau: Emil oder Über die Erziehung. Band 2, Leipzig  
[o.J.].